32101 076370590

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

0902
.296
v.194.

ANNEX A

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Deutsche Rundschau

Band CXCIV

(Januar — Februar — März 1923)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundneunzigsten Bande (Januar—März 1923)

Seite

Alfred Mensi-Klarbach. Unveröffentlichte Briefe R. Wagners und König Ludwigs II. 1
Heinz Brauweiler. Selbstverwaltung und Staat 7
Josef Maria Frank. Unus multorum! Die Geschichte eines Selbstmordes. Novelle 15
Kuno Tiemann. Kuno Fischers Kampf gegen die Reaktion. Nach ungedruckten Akten, Briefen und Aufzeichnungen 32
O. G. von Wesendonk. Ibn Chaldun. Ein arabischer Kulturhistoriker des 14. Jahrhunderts 45
Max Dauthendey †. Meine Smeroe-Besteigung 54
Herman George Scheffauer. Joaquin Miller. Der Dichter der Sierras 74
Gustav Schmidt. Alte finnische Lieder 83
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Die Wirkung der Agrargesetze) 87
Literarische Rundschau 98
Politische Rundschau 103
Literarische Notizen 106
Literarische Neuigkeiten 112
Karl Haushofer. Die Weichsel — eine gefährdete Wirtschaftsstraße 113
Manfred Laubert. Papst Pius IX. und die Polen 1847 . . . 121
Ina Seidel. Sterne der Heimkehr. Roman I. 124
Theodor Däubler. Santorin 160
Tenzone. Ein Dichterwettstreit zwischen **Theodor Fontane** und **Fürstin Eleonore Reuß.** Herausgegeben von Wilhelm Herse 180
Max Dauthendey. Meine Smeroebesteigung (Schluß) 182
Berliner Theater 197
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Polnisches — Allzupolnisches 202

(Fortsetzung umstehend)

0302 .296 (RECAP) 520680
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Literarische Rundschau 214
Politische Rundschau 218
Literarische Notizen 222
Literarische Neuigkeiten 224
Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld. Herbert Bismarcks Tragödie. (Mit unveröffentlichten Briefen Herbert Bismarcks und des Fürsten Eulenburg) 225
Peter Weber. Der letzte Kampf 249
Heinz Brauweiler. Werksgemeinschaft 254
Ina Seidel. Sterne der Heimkehr. Roman (Fortsetzung) 259
Heinrich Sikorski. Polens Wirtschaft 300
J. Biberowytsch. Die Vergewaltigung der Ukrainer durch Polen 306
Ein Berliner Kunstjahr 309
Politische Rundschau 328
Literarische Notizen 333
Vom Geist der Völker 334
Literarische Neuigkeiten 336

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unveröffentlichte Briefe R. Wagners und König Ludwigs II.*)

Herausgegeben von

Alfred Mensi-Klarbach

Als Richard Wagner am 13. Februar 1883 ganz unerwartet in Venedig gestorben war und Kabinettssekretär v. Buerkel dem König Ludwig Bericht über die Trauerfeierlichkeiten in Venedig, München und Bayreuth, wo in Wahnfried zuletzt „sein Wähnen Frieden fand", sowie über die in der in- wie ausländischen Presse erschienenen Nachrufe erstattet hatte, sagte der König: „Den Künstler, um welchen jetzt die ganze Welt trauert, habe ich zuerst erkannt, habe ich der Welt gerettet." Und er durfte mit Recht dieses stolze Wort aussprechen. Ohne Ludwig II. von Bayern wäre Richard Wagner nie der geworden, als welcher er uns heute in der Geschichte deutscher Kunst erscheint. Richard Wagner hatte sich an jenem 3. Mai 1864, dem wohl folgenreichsten Tage seines Lebens, in Stuttgart gerade bereitgemacht, „irgendwo in der Welt zu verschwinden", wo ihn seine Gläubiger nicht erreichen könnten, er war „am Ende", als ihn der Abgesandte König Ludwigs, der dem Flüchtigen nach Wien, Mariafeld und Stuttgart nachgereist war, endlich antraf und ihn zu seinem königlichen Gönner nach München brachte. Wagner hat damals und später enthusiastische Worte für dieses „Wunder" gefunden, und in einem seiner Briefe an Frau Wille erzählt er u. a., wie der König ihm offen eingestanden: „ich sei sein eigentlicher einziger Erzieher und Lehrer gewesen." Die Schriften Wagners, insbesondere auch seine, erst nach seinem Tode erschienene, allerdings von Frau Cosima Wagner redigierte Selbstbiographie, zahlreiche Briefe von ihm und auch die Biographien des Königs geben Zeugnis von dem einzig dastehenden Verhältnis der Beiden, aber auch von den späteren Trübungen, den finanziellen Schwierigkeiten, von unerfüllbaren Forderungen Wagners an die Kabinettskasse usw. Dem Künstler Wagner ist Ludwig II. bis zu seinem tragischen Ende treu geblieben, auch nachdem er sich vom Menschen getrennt hatte.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren hat eine Wiener Zeitschrift „Schwärmbriefe" des jungen Königs an Wagner aus seinen ersten beiden Regierungsjahren 1864 und 1865 veröffentlicht, die ziemliches Aufsehen machten. Die Briefe Wagners an den König aber liegen wohlverwahrt im ehemaligen Kgl. Geheimen Hof- und Staatsarchiv zu München — bis auf einen, den ich im folgenden zum ersten Male der Öffentlichkeit übergebe. Er ist für Richard Wagner wie für den königlichen Adressaten gleich charakteristisch und dürfte wohl zu den wertvollsten Dokumenten des Wagnerschen Briefwechsels überhaupt gehören. Um aber nach keiner Seite eine

*) Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Vereinbarung mit dem Verlag der „Deutschen Rundschau" gestattet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irrige Meinung aufkommen zu lassen, muß ich vorerst sagen, wie ich zu ihm gekommen bin und dabei Persönliches berühren. Mein Besitz der nachstehend zum ersten Male veröffentlichten hochinteressanten Briefe Wagners und seines königlichen Mäzens hängt eng mit der Verlobung des Königs mit der Herzogin Sophie in Bayern und seiner späteren, großes Aufsehen hervorrufenden Entlobung zusammen.

Bald nachdem Ludwig II. im Wahnsinn den Tod in den Wellen des Starnberger Sees gesucht oder nur gefunden hatte — was von beidem zutraf, wird ja immer ein Geheimnis bleiben — war man beflissen, dem zusammentretenden Landtag die letzten Beweise für den Wahnsinn des Königs und die Berechtigung der Regierungsübernahme durch den greisen Prinzregenten Luitpold vorzulegen. Zu diesen Beweisen — gewiß den schlagendsten für die geistige Abnormität des unglücklichen und doch so genial veranlagten Königs — gehörten etwa ein Dutzend großer Lederetuis, in denen die Gipsbüsten jener Chevauxlegers verwahrt waren, die der König von seinen Lieblingen anfertigen ließ. Bei einem zufälligen Besuche des damaligen Kgl. Geheimarchivars Dr. Trost zeigte mir dieser diese in seinem Archiv niedergelegten Etuis, die ein paar Tage später eine eigene Kommission des Landtags besichtigen sollte. Wohl hatte König Ludwig so manche berühmte Sängerin und Schauspielerin, die er in den damaligen geheimnisvollen „Separatvorstellungen", für ihn als einzigen Zuhörer, bewundert hatte, mit Geschenken und Beweisen seiner Huld überschüttet, niemals aber eine persönliche Annäherung geduldet; und als eine üppige Sängerin einmal ihm in seinem Wintergarten vorsingend eine solche wagte, fiel sie für immer in Ungnade. Zur Zeit als König Ludwig sich mit Prinzessin Sophie verlobte, war eine Schwester meiner Mutter ihre Hofdame. Als solche hatte sie sich, wenn der König seine Braut besuchte, bei offener Türe im Nebenzimmer als Gardedame aufzuhalten. Da kam es denn vor, daß der König, der seine Braut nur auf die Stirne zu küssen pflegte, manchmal halbe Stunden lang kein Wort herausbrachte als etwa die geistreiche Bemerkung: „Du hast so schöne Augen!" Die Prinzessin, jung, schön, heiter, langweilte sich dabei unsäglich. Als der König immer und immer noch keine Miene machte, an Hochzeit zu denken, machte Herzog Max endlich der Sache ein Ende. Am 11. Oktober 1867 war dann im Regierungsblatt zu lesen: „Die Verlobung Sr. M. des Königs mit Prinzessin Sophie ist rückgängig geworden, und zwar im gegenseitigen Einverständnisse, nachdem man zur Erkenntnis gekommen, daß nicht jene wahre Neigung der Herzen bestehe, welche eine glückliche Ehe gewährleiste." Am 19. Oktober aber schreibt der König an Wagner: seine Verlobte habe sein Wesen nur oberflächlich zu beurteilen verstanden, sie besitze nicht die Tiefe, die er von seiner zukünftigen Gattin verlange, und er danke Gott, daß er rechtzeitig zu dieser Erkenntnis gekommen.

Der Leser der nachstehenden Briefe wird mit mir zur Überzeugung kommen, daß Ludwig II. nur e i n e große Freundschaft sein ganzes Leben treu im Herzen trug, auf die er alles und jedes bezog, die Freundschaft für — Richard Wagner. Es ist deshalb auch ein Irrtum, wenn heute noch manchmal behauptet wird, Wagner habe nur in musikalischen und Theaterdingen einen Einfluß auf den König gehabt. Natürlich suchte der König auch seine Braut für seinen Liebling zu interessieren. Prinzessin Sophie war sehr musikalisch, sang ihm selbst mit ihrem hübschen Sopran Wagnersche Arien vor, und ich selbst hatte, als sie als spätere Herzogin von Alençon mit ihrem Gatten meine junge Ehe in einem bescheidenen dritten Stockwerk aufsuchte, das Vergnügen, mit ihr Duette zu singen. Das elterliche herzogliche Paar wollte aber von einer persönlichen Bekanntschaft ihrer Tochter mit Wagner absolut nichts wissen. Sie waren zudem vom sächsischen Hof vor dem Revolutionär, „der auf den Barrikaden gestanden", gewarnt worden. Da verfiel man auf einen Ausweg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der älteste, morganatisch verheiratete Bruder der jungen Herzogin, der 1920 fast neunzig Jahre alt verstorbene Herzog Ludwig, wurde krank, seine Schwester Sophie besuchte ihn, bei dem auch Wagner verkehrte, ging von seinem Bette weg ins nächste Zimmer, wo Wagner verabredetermaßen sie erwartete und ihr seine Dichtung „Der Ring des Nibelungen" weitläufig auseinandersetzte. Es war der 16. März 1867. Diese Begegnung machte auf die Prinzessin einen solchen Eindruck, daß sie noch lange darauf völlig davon erfüllt war. Wagner seinerseits schrieb darüber einen langen, überschwenglichen Brief an den König, der nicht bei dieser Begegnung anwesend sein konnte: „Während ich diese Zeilen niederschreibe, wird meine Sophie das längst ersehnte Glück genießen, Sie zu sehen und traut zu sprechen." Zwei Tage später verließ Wagner München, von Bülow bis Augsburg begleitet; dann reiste er nach Triebschen weiter, wo er abends eintraf.

Als Herzog Max die Verlobung seiner Tochter löste, hatte sich diese mit dem Könige schon photographieren lassen und viele Geschenke und Briefe von ihm empfangen. Dies alles ging nun an den König zurück. Nach Monaten entdeckte nun die Prinzessin zu ihrem Schrecken in einer Mappe noch einen Brief Richard Wagners an den König und drei an sie selbst gerichtete von diesem. Sie konnte sich nicht entschließen, sie so spät noch dem König zurückzugeben, und schenkte sie, mit der Mappe, meiner Tante, ihrer Hofdame. Von dieser habe ich sie, als einer der wenigen Lebenden, welche die Herzogin noch persönlich gekannt und mit ihr musiziert, erhalten. Von ihr habe ich auch die Erklärungen, ohne die einzelne Stellen in diesen Briefen schwer oder gar nicht verständlich wären.

Der Brief Richard Wagners an den König lautet in buchstabengetreuer Wiedergabe:

Theuerster Geliebter!

Hier ein Briefchen für die erhabene Liebliche! Ich schreibe Ihr darin von Unserm Parzival.

Wie geht es dem holdesten Herrn der Erde? Ich fürchte, Er hat jetzt viel zu „hexen", und sehnt Sich bald wieder „zaubern" zu dürfen?

Armer!! — Ich bin für das Hexen jetzt sehr müde geworden, und hoffe getrost für einige Zeit es Andern lassen zu können. Ich denke, mit meinem wunderlichen Hans ist nun Alles in Ordnung: am 15 April trifft er mit der Freundin nun wieder in München ein, um auch für mich Quartier zu machen. Wenn nur die „Hexerei" mit Putlitz gelingen wollte! Ich erfahre nichts davon, und fürchte Ihre kleinen Räthe usw. werden Ihnen viel Schwierigkeiten machen, dazu sind sie nun einmal in der Welt, und selbst in der Residenz München. Machen sie es gar zu schwer, so wird Parzival wohl wieder einmal zum Siegfriedschwerte greifen müssen: In Betreff dieser Leute steht mein Spruch jetzt so: „Ihr sollt leben, laßt uns aber auch leben." Bitte, bitte! Lassen Sie Sich gegen den Putlitz nichts einwenden: ich gehe bei dieser Bitte mit großer Vorsicht und Ueberlegung zu Werke: Seine Berufung ist das Beste und Zweckmäßigste was Sie thun können, um mit einem Male Ordnung und Sich selbst Ruhe und Fortgang der Sache zu versichern. Der treffliche Schmitt soll dabei ungestört Intendanz — rathen so gut und viel er kann. Aber: „leben und leben lassen!" —

Der Lenz kämpft noch mit Winterstürmen. Am Jahrestag Unsres Grütlibesuches mußten wir zu Haus bleiben. Am Charfreitag bin ich aber dort. O Parzival! Wie muß ich Dich lieben, mein trauter Held! — Bald wird wohl die Welt sehen, was das zu bedeuten hat, — und ärgern wird sie sich auch, zu gewahren, daß alles Unheil, welches sie für uns kocht, Uns zum Heilsaft wird.

Siegmund konnte eben Gift vertragen: denn er war göttlich! —

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mit Gott, mein Theurer! Schön „hexen", daß ich armer Meister gut „zaubern" kann! Es geht, es wird, ich hoffe, liebe und glaube! —

Tausend innige Seelengrüße!

Luzern — Ewig treu und eigen

31 März 1867. — Richard Wagner.

Innigste Grüße der treuesten Freundin.

*

„Die erhabene Liebliche" wie die „treueste Freundin" am Schlusse des Briefes ist Prinzessin Sophie. In diesem Briefe schreibt Wagner noch Parzival und hat sich noch nicht die persische, und unrichtige, Etymologie Parsi-fal zurechtgelegt. Hexen bedeutet soviel wie regieren oder überhaupt arbeiten. Zaubern dagegen ist Wagners Wort- und Tonkunst. Der wunderliche Hans ist Bülow, die Freundin seine und später Wagners Frau Cosima. Diese Scheidung und spätere Heirat verstimmte den König tief und lange gegen Wagner. Herrn von Putlitz wollte Wagner an Stelle des damaligen langjährigen Generalintendanten Karl Frhrn. von Perfall an die Spitze des Münchner Hoftheaters bringen. Der König ließ ihn aber nicht fallen. Schmitt war sein Stellvertreter als Intendanzrat. Der Brief ist auf einem einfachen weißen Oktavbriefbogen in der bekannten lateinischen Handschrift Wagners geschrieben.

Wenn ich mich nach jahrzehntelangem Besitze dieses und der folgenden Briefe endlich entschlossen habe, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, so geschieht dies, weil heute, fast 40 Jahre nach Wagners, 36 nach König Ludwigs Tode, sie nur mehr historisch interessant sind, niemand schaden, dagegen aber in so mancher Beziehung aufklärend und entlastend wirken können. Entlastend für den König, an dessen Wahnsinn ja noch weite Kreise des bäuerlichen Landes, die ihn auf seinen nächtlichen Fahrten durch die Berge nur in seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit kannten, nicht recht glauben wollen, während die Spuren dieser tragischen Geistesveranlagung — wie auch diese Briefe mir zu beweisen scheinen — bis in seine ersten Regierungsjahre zu verfolgen sind. Entlastend zugleich auch für die damalige Königsbraut, in deren vermeintlicher Untreue damals manche den wahren Grund der aufgehobenen Verlobung erblicken wollten. Wie wenig diese, neben ihrer Schwester, der Kaiserin Elisabeth von Österreich, schönste und sicher liebenswürdigste der vier Töchter des Herzogs Max diesem König neben einem Richard Wagner bedeutete, tun die nachstehenden Briefe jedem Einsichtigen kund.

Der erste der drei Briefe ist vom 19. Januar 1867 datiert, auf einem weißen Oktavbogen mit schwarzer Tinte ziemlich leserlich geschrieben und zeigt oben in der Mitte der ersten Seite seine vielverschlungene Namenschiffre mit der Königskrone. Er lautet:

Meine liebe Sophie!

Schwer kommt es mir an, diese Zeilen an Dich zu richten, aber ich halte es für meine Pflicht, gerade jetzt Dir zu schreiben. — Schmerzlich ist es mir, sollten Wir wirklich von nun an Unsern schriftlichen Freundschaftsverkehr auf immer unterbrechen, denn (wie ich es Dir zu wiederholten Malen in meinen Briefen versicherte) nie wirst Du aufhören mir theuer zu sein, zeitlebens werde ich Dir die aufrichtigen und innigen Gefühle einer treuen Freundschaft bewahren. O habe keinen Groll im Herzen liebe Sophie, höre meine Bitte, und bewahre mir ein gutes Andenken in Deinem Herzen, entziehe mir Deine Freundschaft nicht, o sie thut mir so wohl. — Du kennst das Wesen meines Geschickes, über meine Sendung auf Erden schrieb ich Dir einst von Berg aus, Du weißt daß ich nicht viele Jahre mehr zu leben habe, daß ich diese Erde verlasse, wenn das Entsetzliche eintritt, wenn mein Stern nicht mehr strahlt, wenn Er dahin ist, der treu geliebte Freund; ja, dann ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch meine Zeit aus, denn dann, dann darf ich nicht länger mehr leben. — Du nahmst so herzlichen, so wahren u. aufrichtigen Antheil an meinem Geschicke, liebe Sophie, daß ich Dir dafür innig dankbar sein werde, mein Leben lang. Der Hauptinhalt Unseres Verkehrs war stets, Du wirst es mir bezeugen, R. Wagners merkwürdiges, ergreifendes Geschick. — O zürne mir nicht, sende mir einige freundliche Zeilen, die mir beweisen, daß Du mir gut bleibst, bedenke, Dein Freund hat vielleicht nur mehr wenige Jahre zu leben, soll seine karg gemessene Lebenszeit ihm durch den qualvollen Gedanken verbittert werden, daß eines von den wenigen Wesen die ihn verstanden, denen er theuer war, ihn nunmehr im stillen haßt? o das verdiene ich nicht, ich darf kühn es sagen. — Lebe wohl, meine liebe Sophie; willst Du es, so schreibe ich nie wieder, lebe glücklich und gedenke mein. —

In inniger Freundschaft Dein

treuer, aufrichtiger Vetter

Ludwig.

Der zweite Brief zeigt auf der linken Seite des ersten Blattes das eingedruckte bayrische Königswappen mit der Krone und lautet:

Meine theure Sophie!

Eben schlug es 1 Uhr; doch es drängt mich Dir zu sagen, daß ich mich durch das gegenseitige Getratsch unsrer Mütter niemals werde irre machen lassen, unser Glück ist viel zu fest gegründet, als daß es durch solches Gerede könnte getrübt werden. Aber warum auch dieses ewige Einmischen u. Schwätzen unsrer Mütter? — Wie lästig u. unangenehm; doch weg damit: die Hauptsache ist Wir lieben Uns wahrhaft u. innig, u. diese Liebe ist fest in unsren Herzen gewurzelt. — Nun gute Nacht. Hoffentlich schläfst Du besser als Du vermutheſt. — Wie freue ich mich, Dich bald wiederzusehen. — Schlaf süß, theurer Engel, gedenke in Liebe

Deines

28. Jan. 1867. treuen Ludwigs.

Dieser liebeatmende spätere Brief steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem kaum zehn Tage früher geschriebenen resignierenden ersten, der nur von Freundschaft spricht. Der dritte Brief ist der kürzeste, aber für den König vielleicht charakteristischste. Er ist auf demselben Papier, aber ohne Krone und Chiffre, in derselben, wenn auch flüchtigeren Schrift, aber mit angenommener Anrede und Unterschrift, verfaßt als der vorige nach Mitternacht geschriebene:

Meine liebe Elsa!

Meinen wärmsten Dank für Dein gestriges liebes Briefchen. Vollkommen kann ich Dich beruhigen über Deinen am Schlusse Deines Billets ausgesprochenen Zweifel. Von allen Frauen, welche leben, bist Du mir die theuerste, von den Verwandten Wilhelm, von meinen Unterthanen ist mir Künsberg einer der liebsten, der Gott meines Lebens aber ist, wie Du weißt, R. Wagner. — Bitte schreibe mir bald, ob Deine Mama mit Dir etwa gerne heute ½5 Uhr zu Tische kommt. (Wintergarten) Tausend herzliche Grüße von

Deinem

den 17. Febr. 67. treuen Wilhelm (durchgestrichen) Heinrich.

(Sollten wir Uns nicht bei der Tafel sehen, so vielleicht doch im satanischen Antheil.)

Mit diesem Postskriptum meint der König offenbar eine Aufführung der Oper „Teufels Anteil" von Auber im Hoftheater. In der Unterschrift kommt ihm der obengenannte Name seines liebsten Verwandten, seines gleichaltrigen Vetters Wilhelm von Hessen, mit dem er sich mehrmals zusammen hatte photographieren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen (gestorben 1900 als Gatte einer Frau von Lichtenberg), nochmals in die Feder. Er streicht ihn aus und setzt Heinrich darunter. So hieß der im selben Jahre verstorbene, mit Freifrau von Dornberg vermählte Bruder Wilhelms von Hessen. Es dürfte aber eher Heinrich Tannhäuser zu verstehen sein, während die Anrede nicht, wie man erwarten sollte, Elisabeth, sondern der Elsa im Lohengrin gilt. Wilhelm Maximilian Freiherr von Künsberg-Fronberg starb 1909 als Major a. D.

Für die gewaltige Suggestionskraft, die Wagner, nicht nur in jenen Tagen vom 9. bis zum 18. März 1867, als er auf neuerliche Einladung des Königs in München weilte, auf das ganze Denken und Fühlen des gleich seinem Bruder Otto erblich belasteten Königs ausgeübt hat, ist eine andere Briefstelle, die mir in Abschrift vorliegt, überaus bezeichnend:

„Elsa will mir gar nicht aus dem Sinn; u. ich glaube nun fast daß es nicht mehr lange dauern wird, daß aus dem Gefühle treuer und aufrichtiger Freundschaft das ich für sie im Herzen trage, wahre Liebe wird u. mir der Gedanke kommt sie als meine Gattin zu sehen. Für unmöglich halte ich es nicht! —

Tröste und beruhige sie vollkommen, u. sage ihr daß Du glaubst, meine Zuneige wandle sich in L i e b e. Sollte es zur Heirath kommen, so werde ich ihr jedenfalls die Bedingung stellen müssen, daß die ihr geschworene Treue durch den Tod meines Theuersten! meines Alles! aufgehoben wird. — Sollte es überhaupt möglich sein, daß eine Frau mich glücklich machen könnte so wäre sie die Einzige u. keine Andere, u. so umgekehrt." —

Dieser nicht datierte Brief ist offenbar früher geschrieben als der obige erste, dem ein kleines Kuvert mit denselben Initialen und der Adresse: „Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin Sophie in Bayern" beilag. Der Schlußsatz zeugt von einer ungewöhnlichen Selbsteinsicht und Selbstkritik: „Sollte es überhaupt möglich sein, daß eine Frau mich glücklich machen könnte" — es war n i c h t möglich. E i n gemeinsames Schicksal aber hatten die Beiden — das eines ungewöhnlich tragischen Todes. Am 13. Februar 1883 war Wagner zu Venedig plötzlich gestorben, am 13. Juni 1886, drei Jahre darauf, stürzte sich Ludwig II., nachdem er entthront und entmündigt von seinem Schlosse Hohenschwangau nach dem kleineren und leichter zu beaufsichtigenden Berg am Starnberger See gebracht worden war, in den See, seinen allzu vertrauensseligen Arzt Dr. Gudden, der ihm nachgesprungen, mit in den Tod ziehend. So hatte er denn Richard Wagner, den „Gott seines Lebens", in der Tat nicht lange überlebt, wie er vorausgesagt.

Während ihr ehemaliger königlicher Bräutigam so im Wasser umkam, war Prinzessin Sophie, die später ihre Hand dem Herzog von Alençon gereicht hatte, der gräßlichste Feuertod beschieden. Am 4. Mai 1897 ward die Welt durch die Kunde von dem entsetzlichen Basarbrande in der rue Jean Goujon in Paris erschüttert. Es war ein Wohltätigkeitsbasar, und die Herzogin gehörte zu dessen Patronessen. Der Brand brach in einem Kinotheater aus, das zum Basar gehörte. Wenige Jahre vorher durch Edison erst erfunden, war der Kinematograph wahrscheinlich mit echt französischer Leichtfertigkeit behandelt worden, auch hatte man ja noch geringe Erfahrungen. Der Film geriet durch irgendeine Unvorsichtigkeit in Brand, und über hundert Menschen büßten ihr Leben ein. Unter den Toten waren — keine Männer; sie hatten sich gerettet, nur niedergetretene Frauen! Auch Herzogin Sophie hätte sich retten können; unbeweglich aber antwortete sie denen, die sie mit sich fortreißen wollten: „Zuerst die andern, ich komme zuletzt!" Eine der Überlebenden sah sie so, die Augen emporgerichtet, „als ob sie eine Vision gehabt hätte", stehend ihr unabwendbares Schicksal erwartend. Nur auf Grund einer zahnärztlichen Diagnose konnten ihre verkohlten Überreste von dem Sohne erkannt werden. Erst nach ihrem Tode wurde es in weiteren Kreisen bekannt, daß Prinzessin Sophie schon seit dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre 1880 unter dem Namen Schwester Marie Madeleine dem Dritten Orden des heiligen Dominikus angehört hatte. In ihrem Ordenskleide wollte sie so einfach wie möglich auch bestattet werden. Eine weitere testamentarische Bestimmung der tapferen Frau: daß ihr wundervolles Haar, das sie und ihre Schwestern von ihrer Mutter, der Herzogin Ludovica, geerbt hatten — der Besucher der Münchner Glyptothek kann es an dem auf ihrem Sarkophag hingestreckten Marmorbildnis der von Bildhauer Ruemann verewigten Greisin noch bewundern — abgeschnitten und verbrannt werden sollte, ging in ganz anderer und furchtbarer Weise von selbst in Erfüllung. So starb als dritte und letzte Herzogin Sophie, die liebliche „Elsa" Ludwigs II. und Richard Wagners, die aber, in ihrem kurzen Leben ahnungsvoll über alles Irdische früh hinausgereift, zuletzt nur einen, wiederholt ausgesprochenen Ehrgeiz hatte: „Je veux être une vraie fille de St. Dominique; c'est le seul titre, auquel je tienne."

Selbstverwaltung und Staat

Von

Heinz Brauweiler

I

Man kann von „Selbstverwaltung" nicht sprechen, ohne mit dem Namen des Freiherrn vom Stein zu beginnen, wenngleich das Wort „Selbstverwaltung" in der Städteordnung von 1808 nicht vorkommt, auch nicht in seinen Denkschriften und Briefen, noch auch bei den ihm nahestehenden Staatsmännern (W. v. Humboldt, Frhr. v. Vincke usw.) nachweisbar ist. Eine Ironie der Geschichte hat es gewollt, daß gerade der Mann, der am inständigsten für den Selbstverwaltungsgedanken eingetreten ist und dessen radikalste Konsequenzen gefordert hat, unter steter Berufung gerade auf den Freiherrn vom Stein, der „Vater" der Weimarer Verfassung geworden ist, die zwar in Art. 127 die „Selbstverwaltung der Gemeinden" unter die Grundrechte aufgenommen hat, aber nach ihrem ganzen Geiste dem Selbstverwaltungsgedanken viel feindlicher ist als der frühere, so bitter geschmähte „Obrigkeitsstaat" es gewesen war, die geradezu den Selbstverwaltungsgedanken in seinen Wurzeln versehrt hat.

Hugo Preuß, dieser unglückliche Vater des mißratenen Kindes, hat einmal treffend gesagt: „Die schönste Einmütigkeit und die schlimmste Meinungsverschiedenheit zugleich bestehen in unserer Literatur über die Selbstverwaltung. Daß sie nützlich, notwendig, unentbehrlich sei, darüber ist alles einig; aber was eigentlich Selbstverwaltung ist, worauf ihr Wesen beruht, darüber ist alles uneinig." In seiner schönen Rektoratsrede 1917 „über deutsche Selbstverwaltung" hat W. v. Blume die Ursache der Begriffsverwirrung in einem Mangel der Methode bei der Begriffsbestimmung gesucht: man wolle eine Selbstverwaltung im staatsrechtlichen und eine Selbstverwaltung im politischen Sinne unterscheiden; dies aber sei unzulässig, denn was politisch gedacht sei, solle staatsrechtliche Wirklichkeit, was heute nur politische Forderung sei, solle morgen geltendes Recht werden; für die Wissenschaft dürfe es also nur eine Selbstverwaltung geben im staatsrechtlichen wie im politischen Sinne des Wortes. Indessen: was staatsrechtlich werden soll, ist eben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute noch nicht geltendes Recht, und die staatsrechtliche Wissenschaft hat es nur mit diesem zu tun. „Wesensgleichheit" des staatsrechtlichen Zustandes und der politischen Forderung könnte dann bestehen, wenn diese den staatsrechtlichen Zustand in seinem Kerne annimmt und nur entfalten will. Das ist allerdings die Meinung, die v. Blume von der politischen Forderung der Selbstverwaltung hat. Auch Preuß wendet sich gegen die Doppelung des Selbstverwaltungsbegriffs, indem er nachzuweisen versucht, daß die Struktur unseres staatlichen Lebens auf die Selbstverwaltung in dem von ihm vertretenen Sinne angelegt sei; ob es in Wahrheit der Fall ist, das ist gerade die Frage.

Man könnte v. Blume schon den Satz entgegenhalten, den er unmittelbar anfügt: „In Wahrheit handelt es sich um einen politischen Gedanken, der gewisse Wandlungen durchgemacht und in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung staatsrechtliche Niederschläge hinterlassen hat, die einander nicht völlig gleichen können, weil die für den Gesetzgeber maßgebende Vorstellung sich geändert hatte." Er unterscheidet demgemäß in der „Geschichte" der deutschen Selbstverwaltung zwei Perioden, deren erste durch die Städteordnung von 1808 eröffnet und durch die Anerkennung der Selbstverwaltung der Gemeinden als „Grundrecht" in § 184 der Reichsverfassung von 1848, § 33 der österreichischen Verfassung von 1849 und Art. 105 der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 (der allerdings schon drei Jahre später wieder aufgehoben wurde!) beschlossen ist. „Eine selbständige und bessere Verfassung" sollte den Städten gegeben werden, wie es in der Einleitung zur Städteordnung heißt. Diese „Selbstverwaltung" wurde verstanden als Gegensatz zur allgemeinen Staatsverwaltung, sie war: Selbständigkeit der Verwaltung eigener Angelegenheiten, die einem Gemeinwesen innerhalb des Staates gegeben ist. Sie wurde zugestanden den Gemeinden und den sog. „Kommunalverbänden", dann auch sonstigen Körperschaften, die öffentliche Angelegenheiten besorgen, z. B. den Universitäten. Die zweite Periode ist bezeichnet durch den Namen Gneist. Veranlaßt durch eine (wie heute wohl allgemein anerkannt ist) falsche Auffassung des englischen selfgovernment, gab er dem Begriff Selbstverwaltung eine neue Deutung. Selbstverwaltung sollte danach sein eine besondere Art der Staatsverwaltung, nämlich eine „innere Landesverwaltung der Kreise und Ortsgemeinden nach den Gesetzen des Landes durch persönliche Ehrenämter unter Aufbringung der Kosten durch kommunale Grundsteuern". Während zwei neue Momente in den Begriff hineingebracht werden: die staatliche Verwaltung durch lokale Organisationen und die Verwaltung staatlicher Aufgaben durch gewählte unbesoldete Beamte, wird das früher maßgebende Moment der Selbständigkeit der Gemeinden im Staate ganz ausgelassen. Die Gneistschen Gedanken haben die preußische Gesetzgebung stark beeinflußt und in den Verwaltungsreformgesetzen eine Zurückdrängung der früheren Selbständigkeit der Gemeinden verschuldet. v. Blume seinerseits tritt dafür ein, daß unter Aufnahme der Steinschen Grundgedanken die Selbstverwaltung ausgebaut werde, durch Ausdehnung ihrer Aufgaben, insbesondere auf dem Gebiete der Polizei, durch Einschränkung der vorbeugenden Staatsaufsicht und durch bessere Abrundung der Selbstverwaltungskörper zu dem Zwecke stärkerer Lebensfähigkeit.

Weit darüber hinaus gehen die Forderungen, die Preuß aufstellt. Sein Ideal ist das (richtig verstandene) englische selfgovernment in seiner doppelten Gestaltung als local selfgovernment und als national selfgovernment, d. i. das Parlament als die communa communarum, die Zusammenfassung der lokalen Selbstverwaltungskörper.

Nicht mit Unrecht beruft sich Preuß — wie gegenüber der Meinung v. Blumes festgestellt werden muß — auf den Steinschen Reformplan. Dieser ist ja mit der Städteordnung nur ein Torso geblieben, und nicht einmal diese entsprach ganz den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wünschen Steins. Seine Absicht ging tatsächlich dahin, die ganze Staatsverwaltung unterhalb der Provinzialinstanz an die Korporationen der Selbstverwaltung zu übertragen. Es mag dahingestellt bleiben, ob er auch die englischen Verhältnisse zum Vorbild genommen hat; in seiner dienstlichen Tätigkeit hatte er die ständische Verwaltungspraxis in Geldern und Ostfriesland kennen und schätzen gelernt, worauf er in der Nassauer Denkschrift vom Juni 1807 ausdrücklich hinweist. Stein wollte weiter, daß die Selbstverwaltung ihre Krönung finde in einer nationalen Repräsentation. In der berühmten Denkschrift an den König vom April 1806 erklärte er freimütig: „Der Preußische Staat hat keine Staatsverfassung; die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation geteilt." Aber nicht nach dem französischen Vorbilde sollte die Nationalversammlung gebildet werden, sondern sich von unten nach oben aufbauen, aus der Selbstverwaltungsorganisation der Stadt- und Landgemeinden sollte sich die entsprechende Organisation der Kreis- und Provinzialverbände, aus diesen die nationale Repräsentation entwickeln. Noch ein anderer Punkt ist zum Vergleiche mit dem englischen self-government, dessen Repräsentant gewissermaßen der Friedensrichter ist, zu erwähnen. In der Nassauer Denkschrift wies er den Magistraten und Dorfgerichten als Geschäfte, die sie unter Aufsicht der Provinzialkollegien führen sollten, zu: 1. Verwaltung des Gemeindevermögens, 2. Verwaltung gewisser Zweige der niederen Gerichtsbarkeit, 3. örtliche Polizei. Gegenüber Jellinek, der die Zuerkennung von Selbstverwaltungsrechten an die Gemeinden durch den Staat mit der mittelalterlichen Belehnung mit imperium in Vergleich bringt, macht Preuß darauf aufmerksam, daß gerade die hierher gehörigen Rechte, Gerichtsbarkeit und Polizei, den Städten durch die Städteordnung genommen worden sind.

Betrachtet man, was von den Steinschen Reformgedanken wirklich angenommen und durchgeführt worden ist, und vergleicht man sie mit den englischen Verfassungsverhältnissen, so drängt sich der Schluß auf: Stein wollte tatsächlich einen Verfassungszustand, der dem englischen wesensverwandt war. Nicht weil er eine Vorliebe für England gehabt hätte, sondern weil der alte deutsche Rechts- und Verfassungsgedanke in ihm lebendig war und weil — nach dem bekannten Worte Montesquieus — die Engländer die Idee ihrer politischen Verfassung von den Germanen überkommen haben. Aber für die Wiederherstellung des alten deutschen Rechts- und Verfassungsgedankens war Preußen nicht reif. Noch lebte zu stark der Geist des Absolutismus, der, auch als aufgeklärter, Absolutismus geblieben war. Und lediglich das wurde aufgenommen, was von den Steinschen Reformgedanken ohne Preisgabe des absolutistischen Systems angenommen werden konnte: eine gewisse Abwälzung staatlicher Aufgaben an neugebildete Organe auf den Gebieten, wo die „allgemeine Staatsverwaltung" zu sehr versagt hatte und wo eine Abgabe an die „Selbstverwaltung" ungefährlich erschien. So wurde den Städten die Verwaltung des Gemeindevermögens überlassen. So wurde später den „Berufskammern" eine kümmerliche „Selbstverwaltung" überlassen. Aber im Grunde blieb alle „Selbstverwaltung" delegierte staatliche Verwaltung, blieb es auch, als die Theorie die Unterscheidung von Auftragsangelegenheiten und Selbstverwaltungsangelegenheiten erfand.

II

In der Weimarer Verfassung ist, wie bereits bemerkt wurde, die Selbstverwaltung der Gemeinden als „Grundrecht" anerkannt. Aber was bedeuten Grundrechte? Durch dieselbe Verfassung ist den Gemeinden die Verfassungsautonomie ausdrücklich versagt worden, und wie es seit der Weimarer Gesetzgebung mit der Steuerautonomie der Gemeinden steht, ist hinlänglich bekannt. Ein „Grundrecht" hat nur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann mehr Wert als den einer schönen Geste, wenn es verfassungsmäßig garantiert ist. Nun ist aber oberster Grundsatz unseres Verfassungslebens die absolute Gesetzgebungsallmacht des Reichstages. Nichts hindert den Reichstag daran, ein Grundrecht auszulegen, einzuengen, außer Kraft zu setzen. Und die Verwaltungsgerichte? Sie können immer nur einen Schutz gewähren gegen Gesetzesverletzung, niemals gegen Gesetzesänderung. Es war wirklich eine seltsame Verkennung der Sachlage, als Gneist den Engländern einreden wollte, sie hätten keine richtige Selbstverwaltung, weil sie keine Verwaltungsgerichtsbarkeit hätten. Nein, das Gegenteil ist richtig: die Engländer haben die richtige Selbstverwaltung, weil sie keine Verwaltungsgerichtsbarkeit *brauchen*. Das englische selfgovernment und seine Freiheit sind begründet und gesichert im common law und in der Unabhängigkeit des englischen Richters, der dem Staate keine Ausnahmestellung gegenüber dem Rechte zuerkennt.

Selbstverwaltung, ihre Freiheit, ihr gesicherter Rechtskreis, ihre „staatsfreie Sphäre", wie v. Blume zutreffend das Wesen des „Grundrechts" bezeichnet, sind nur möglich im „Rechtsstaate", d. i. dem Staate, in welchem das Recht die einzige wirkliche Obrigkeit, Träger des imperiums ist. Sie sind unmöglich im Staate des Absolutismus und der Omnipotenz der Staatsgewalt. Mit Recht richtet Preuß deshalb den schärfsten Angriff gegen die bei uns herrschende Souveränitätslehre: „Die Souveränität ist in ihrer begrifflichen Unbeschränkbarkeit der Gegensatz und die Negation des Rechts." Mit Recht sagt er: „Wenn sich die Blicke der politischen Denker seit Jahrhunderten immer wieder auf England gerichtet haben, so läßt sich dies nicht aus eigentlich parteipolitischen Ursachen erklären; denn diese Erscheinung zeigte sich schon, als die Struktur des englischen Parlamentarismus und selfgovernment eine exklusiv-aristokratische war, wie sie sich heute nach dem großen Demokratisierungsprozeß zeigt; wie sie sich auch bei Parteien zeigt, denen dies höchst kapitalistische Land parteipolitisch nicht sympathisch sein kann. Die Ursache liegt vielmehr darin, daß nirgends wie dort schon seit Jahrhunderten das Prinzip des Rechtsstaats realisiert ist, befreit von allen Rudimenten obrigkeitlicher Souveränität."

Man ist versucht zu fragen, weshalb Preuß als Politiker nun nicht so sehr den Kampf geführt hat für die Ausbildung des „Rechtsstaats" bei uns als vielmehr gegen den „Obrigkeitsstaat". Er hat dieses Schlagwort geprägt, aber es ist ein schlechtes Schlagwort, denn Obrigkeit ist in jedem Staate notwendig, gehört wesentlich zum Staate. Der „Obrigkeitsstaat" ist ihm die deutsche konstitutionelle Monarchie deshalb gewesen, weil in ihr nur die Gesetzgebung, nicht auch die Verwaltung von der Volksvertretung maßgebend beeinflußt war. Darin sah er einen unerträglichen Dualismus des Verfassungszustandes. „In der konstitutionellen Verfassung kommt der Gedanke des genossenschaftlichen Gemeinwesens zum Ausdruck, das sich selbst durch die Organe seines Gemeinwillens die Gesetze gibt." Demgegenüber ist obrigkeitliche Regierung und Verwaltung „heterogen". Gegen Laband und Rosin, die die „Selbstverwaltung" als begrifflichen Gegensatz zur Staatsverwaltung durch die Argumentation bestimmen wollen: Selbstverwaltung ist das Gegenteil von verwaltet *werden*, setzt also stillschweigend immer eine höhere Macht voraus, von der sie auch verwaltet werden könnte; „der Begriff ist daher unanwendbar für den Staat, die höchste, oberste, souveräne Macht, da bei ihr ein Verwaltetwerden unmöglich und undenkbar ist" — wendet er ein, daß nach der Herrschertheorie der Staat, da er lediglich das Objekt aller Regierungsfunktionen sei, immer „verwaltet werde", daß dagegen ein Regiertwerden begrifflich unmöglich und undenkbar lediglich bei dem korporativ gestalteten Verfassungsstaat sei. Als nach 1848 in Preußen der Konstitutionalismus eingeführt wurde, „trat dieser Kon-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stitutionalismus wurzellos neben die Obrigkeit einer rudimentär patrimonialen Staatsgewalt. So nur erklärt sich das sonst Unerklärliche, daß die Wiederaufnahme der Selbstverwaltungsbestrebungen, wie sie durch die theoretische und praktische Wirksamkeit Gneists vor allem bezeichnet wird, als eine Reaktion gegen den durch das konstitutionelle System verschuldeten Ministerialdespotismus aufgefaßt werden kann". Heute ist nun das letzte „Rudiment patrimonialen Obrigkeitsstaates" ausgemerzt. Aber ist die Klage gegen den durch das parlamentarische System verschuldeten Ministerial- und Parlamentsdespotismus nicht mindestens so begründet wie es die Klage nach 1848 war? Sind Staatsabsolutismus und Staatsomnipotenz im mindesten deshalb erträglicher und angenehmer geworden, weil sie heute von einer anderen Stelle her geübt werden? Für die Durchführung des Selbstverwaltungsgedankens ist das allein mögliche bzw. notwendige Staatsprinzip das des Rechtsstaats; Konstitutionalismus und Parlamentarismus sind gleichgültig, wenn sie im absoluten omnipotenten Staate eingerichtet werden. Und an diesem Staatsprinzip hat sich durch die Revolution nichts, aber auch gar nichts geändert, nur die Inhaber der Souveränität haben gewechselt. Absolutismus bleibt Absolutismus, auch wenn er Allmacht des Parlaments heißt.

III

Obrigkeitsstaat und korporativ gestalteter Verfassungsstaat sind für Preuß die Gegensätze, anders ausgedrückt: anstaltliche Organisation von oben herab und genossenschaftliche Organisation von unten herauf. So wird vermutlich für Preuß der Parlamentsabsolutismus deshalb keine Schrecken haben, weil im Parlamentarismus „der Gedanke des genossenschaftlichen Gemeinwesens" zum Siege gelangt ist, „das sich selbst durch die Organe seines Gemeinwillens die Gesetze gibt".

Den „genossenschaftlichen Organisationsgedanken" des Staates hat Preuß von Gierke übernommen, bei dem man den Begriff der anstaltlichen Organisation und ebenso die Anschauung, daß die moderne Volksvertretung ein Stück Verwirklichung des genossenschaftlichen Organisationsprinzips sei, bereits vorfindet. Die Genossenschaftstheorie Gierkes ist eine wissenschaftliche Großtat ersten Ranges gewesen, und man nimmt ihr nichts von ihrer Bedeutung, wenn man feststellt, daß sie — das regelmäßige Schicksal solcher Entdeckungen — doch auch eine — zwar glänzende, aber immerhin — Einseitigkeit gewesen ist. Gierke hat nicht gebührend gewürdigt das Zwangs- und Obrigkeitsmoment, das in allen sozialen Gemeinschaften notwendig vorhanden ist, er hat vor dem herrlichen Bilde, das er von der Schöpferkraft des genossenschaftlichen Geistes im deutschen Mittelalter entworfen hat, übersehen, daß in der Zunft- wie in der Stadtverfassung nicht alles allein aus der Triebkraft der Genossenschaft entstanden ist, sondern vieles — und gerade das, was sie für staatliche Funktionen tauglich machte — aus dem verantwortungsbewußten Zwang seitens obrigkeitlicher Gewalt. Ohne diesen Zwang wäre der genossenschaftliche Geist noch viel mehr in Gruppenegoismus ausgeartet, als er es ohnehin getan hat.

Diese notwendige Unterscheidung zwischen dem „freien" Genossenschaftsgeist, der immer und notwendig eine gruppenegoistische Grundlage hat, eine Interessengenossenschaft bildet, und dem durch obrigkeitlichen Zwang oder durch Eingliederung in gemeinnützige Pflichtleistungsorganisation „gebändigten" und dadurch erst staatlich wertvollen Genossenschaftsgeist hat Gierke nicht getroffen. Für die Rechtslehre war das vielleicht kein großer Mangel. Aber es wurde verhängnisvoll, als aus dieser Genossenschaftstheorie politische Folgerungen gezogen und politische Forderungen und Systeme abgeleitet wurden. So bei Preuß, so bei vielen Anhängern der Berufsstaatsidee, so bei vielen Freunden des sog. Solidarismus, bei Politikern der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittelstands-, der Gewerkschafts-, der Genossenschaftsbewegung. Es ist immer dieselbe Überschätzung des freien Genossenschaftsgeistes und Unterschätzung des Zwangs- und Pflichtenmoments.

Es ist deshalb nur cum grano salis richtig, wenn z. B. Preuß die gewerkschaftlichen und ähnlichen wirtschaftlichen Verbände eine „unvergleichliche Schule organisierter Gemeintätigkeit" nennt, sie sind sehr oft eine Schule des organisierten Gruppenegoismus mit sehr bedingtem, nämlich interessenbedingtem „Gemeingeist". Es ist auch nur teilweise richtig, wenn Preuß den „polizeilichen Charakter" der noch immer obrigkeitlich orientierten Verwaltung als einen atavistischen Zug inmitten des modernen Lebens bezeichnete, weil der Zusammenhalt politischer und sozialer Verbände heute wesentlich genossenschaftlich charakterisiert sei. Gegenüber dem genossenschaftlichen Gruppenegoismus ist immer eine polizeiliche Obrigkeit notwendig gewesen, und ist es heute vielleicht mehr notwendig als je.

Und die Parteien? Darf man wirklich sagen, daß mit der Einführung des Konstitutionalismus der genossenschaftliche Organisationsgedanke von unten herauf in das Staatsleben seinen Einzug gehalten habe? Was sind sie denn anders gewesen als Organisationen zur Beeinflussung des obersten, allmächtigen Staatswillens? Auch sie Interessenorganisationen. Es soll nicht das mindeste gegen ihre Notwendigkeit, damals wie heute, gesagt werden. Aber eine genossenschaftliche Organisation des Volkes, eine Gliederung nach staatlichen Pflichten und Rechten, sind sie niemals gewesen und sind sie auch heute nicht. Sie sind das Instrument zur Bildung des Staatswillens, nicht mehr. Volksregierung, Selbstregierung des Volkes in wahrem Sinne muß aber mehr bedeuten als Gesetzgebung und Bildung der Regierung. Sie muß bedeuten an erster Stelle Übernahme der Leistungen für den Staat. Und das ist auch der wahre Sinn der Selbstverwaltung: Gemeinschaften zu bilden innerhalb des Staates, die aus ihrer Kraft heraus dem Gemeinwesen dienen. Ist das anerkannt, dann wird kein großer Streit mehr sein über die Rechte der Selbstverwaltung: sie wird die Rechte bekommen, die sie braucht, um ihre Leistung für das Gemeinwesen gut und sicher machen zu können. Solche Selbstverwaltung wird nicht mehr staatlich delegierte, sondern autonome Selbstverwaltung sein. Und sie wird Selbstverwaltung sein im Geiste des Freiherrn vom Stein.

IV

Der Staatsmann muß in seinem Wollen und Wirken aus seiner Zeit und aus seinem Lande heraus verstanden werden. Auch in dem Reformplan Steins überwiegt, was die Einzelheiten, die praktischen Vorschläge angeht, das zeitgeschichtlich Bedingte. Siegfried Kaehler hat in einer feinen Studie über das Wahlrecht in Wilhelm von Humboldts Entwurf einer Ständischen Verfassung für Preußen vom Jahre 1819 glaubhaft gemacht, wie die Idee der volonté générale in diesen, von Stein gebilligten, Verfassungsentwurf hineingespielt hat. Auch in der starken, fast zu ausschließlichen Betonung, die Stein dem Gedanken der „politischen Erziehung" der Nation gegeben hat, ist vielleicht der Einfluß einer gewissen Zeitstimmung zu erkennen. Die Größe Steins bekundet sich eben darin, daß er ein Programm gezeigt hat, dessen Kern und tragende Idee heute noch ebenso heilbringend und kräfteweckend sind wie vor 100 Jahren. Wir müssen seinen Geist, nicht seine Worte beschwören.

Den schlimmsten Schaden erkannte er in dem absolutistisch-zentralistisch-bürokratischen Regierungssystem, gegen dieses richtete er seine schärfsten Angriffe. Weniger stark tritt bei ihm das Rechtsstaatsproblem, die Ablehnung der Gesetzgebungsdespotie hervor, aber nur deshalb, weil es für das damalige Preußen weniger „aktuell" war. Wie er darüber dachte, ist nicht zweifelhaft. Seine zornige Frage: „Wer berechtigt den Staat, eine Gemeinde zu zwingen, einen Menschen in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Verein aufzunehmen, der durchaus keine Bürgschaft für sein Betragen zu geben vermag und das Eigentum der übrigen Einwohner beeinträchtigt?" enthüllt den Kern seines Denkens. Er weiß, daß die Einrichtung einer Nationalrepräsentation allein nicht gegen den Despotismus schützt; über die hannoversche Verfassung äußert er sich: „Die Beibehaltung der Provinzialstände ist nützlich, um die Provinzen gegen das Zentralisieren und die Tendenz aller Regierung, auch der Nationalversammlung, zur Ergreifung allgemeiner Maßregeln ohne Berücksichtigung und Kenntnis provinzialer Verhältnisse zu schützen." Man vergleiche auch die Bemerkung in der von Stein gebilligten Humboldtschen Denkschrift: „Zerschlagen eines großen Landes in lauter winzige Teile, deren jeder mit gar keiner Art von Selbständigkeit auftreten kann, erleichtert offenbar den Despotismus; es bleibt aber dem Zufall und der Stärke der Parteien überlassen, ob derselbe wird von der Regierung oder von der Volksvertretung ausgeübt werden. Es ist nicht zu leugnen, daß Sieyès, der Urheber dieser Maßregel in Frankreich, dadurch mit sehr richtigem Blicke die Revolution organisiert und auf gewisse Weise perpetuierlich gemacht hat. In England haben die einzelnen Grafschaften einen ganz anderen inneren bürgerlichen Verband als die französischen Departements und ein ganz anderes Gebietsverhältnis zum Ganzen."

Bedeutsam ist der Satz, der sofort folgt: „Die Einteilungen der ständischen Verfassung müssen auch notwendig den Einteilungen der Verwaltung folgen. Es muß also auch eine landständische Behörde der Provinz geben." Im Gegensatz zu aller Staatsbaumeisterei von 1789 bis heute, die unter „Staatsverfassung" ausschließlich die Ordnung der Zentralgewalt versteht, so auch die Weimarer Verfassung, ist für Stein die ständische Verfassung eine Verwaltungsorganisation. „Es kommt nicht bloß auf die Einrichtung von Wahlversammlungen und beratenden Kammern, es kommt auf die ganze politische Organisation des Volkes selbst an." Als Glieder der landständischen Verfassung, als „landständische Behörden (!)", sollen deshalb drei Arten „vom Volk bestellter" Behörden eingerichtet werden: 1. Vorsteher von Landgemeinden, Städten und Kreisen, 2. Provinzialstände, 3. allgemeine Stände. Es sollen sich also in der „ständischen Verfassung" Selbstverwaltung und ständische Vertretung verbinden.

„Es ist daher nichts gleich notwendig, als das Interesse stufenweise an die im Staate vorhandenen einzelnen kleinen Bürgergemeinheiten zu knüpfen." Dieses „Interesse a m Staate" ist nicht dasselbe, was heute in der unser staatliches Leben beherrschenden Interessenvertretung als „Interesse g e g e n den Staat" verstanden und geltend gemacht wird. Das Interesse a m Staate ist vielmehr das Interesse, welches sich durch die Selbstverwaltung f ü r den Staat äußern soll. Träger politischer Rechte ist für Stein immer nur die Korporation, niemals der Einzelne. „Die Stände", heißt es in einem Briefe an Niebuhr, „müssen aus einer gegliederten, nicht aus einer in eine Masse geworfenen Menschenzahl genommen werden." Stein lobt den Plan der Kommission zur Bildung einer provinzialständischen Verfassung: „daß das Volk nicht in einen großen unförmlichen Klumpen zusammengeworfen, sondern die gegliederten Absonderungen, so aus dem Eigentum und Verschiedenheiten seines Besitzstandes, dem Gewerbe, und der Art des Gemeindeverbandes entstehen, beachtet werden sollen, wodurch sich eine vollständige Darstellung aller wesentlichen Interessen bildet." Die „gegliederten Absonderungen" sind Korporationen im Rahmen der Selbstverwaltung. In den größeren Städten soll, wie Stein empfiehlt, „nach Ständen" gewählt werden; es sind die Stände, von denen der Humboldtsche Entwurf spricht: Bürger-Korporationen. „Die Bürger-Korporationen sollen ein politisches Mittel sein, die städtische Gemeinde in Klassen von Individuen abzuteilen, welche sich in ihrer Hantierung und den Resultaten derselben in ähnlichen Verhältnissen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

befinden. Diese Abteilung soll zum Behuf der Besorgung des städtischen Interesses und nach dem Grundsatz geschehen, daß Teilnahme an einem kleinen, bestimmt abgeschiedenen Körper den Bürgersinn und die Moralität mehr, als einzelnes Handeln in einer größeren Masse vermehrt." Nicht aber soll maßgebend sein „das bloße Wohnen in diesem oder jenem Quartier".

Wäre der Steinsche Verfassungsplan durchgeführt worden, so wäre uns vermutlich die Erscheinung der Parteien und die Hinlenkung der politischen Bestrebungen der Nation auf das einseitige Ziel der Mitregierung und später Alleinregierung in der Zentralinstanz erspart geblieben. Dann wäre, in weit vollkommenerer Weise als in England, die Nationalvertretung in organischer Entwicklung die communa communarum geworden.

Dieses Ziel ist noch heute möglich und erstrebenswert, ja notwendig anzustreben. Und zwar n e b e n den Parteien und dem von ihnen gebildeten Parlament, denn sie sind, vorerst jedenfalls, nicht zu ersetzen. Die Nation braucht ein Instrument zur Bildung des Staatswillens und zur Leitung der Regierung, und sie hat kein anderes Instrument dafür als die Parteien und die von ihnen gebildete Volksvertretung. Dagegen könnte eine andere Volksvertretung neben ihr heraufwachsen als communa communarum, sei es durch die Ausbildung des Reichsrats zu einer Zentralvertretung aller Selbstverwaltungskörperschaften, sei es durch die Ausbildung des Reichswirtschaftsrats zu einer Zentralvertretung der Leistungsgemeinschaften der Wirtschaft, sei es durch eine Verbindung beider in der Provinzial-Bezirkswirtschaftsrat-Instanz. Ob diese neue Volksvertretung dann das Parteiparlament in den Hintergrund drängen würde, so daß wie in England nur eine Volksvertretung sein wird, oder ob — was ebenso möglich wäre — eine zweifache Volksvertretung das Ergebnis sein würde, eine zur Bildung der Obrigkeit, die andere zur Wahrung der Volksrechte, das würde vermutlich wesentlich davon abhängen, wie das politische Parlament der Parteien sich bewähren wird. Insoweit würde es von den Parteien selbst abhängen, ob sie den Beweis ihres Lebensrechts erbringen.

Es mag noch erinnert werden, daß auch Bismarck — vielleicht ohne bewußten Zusammenhang mit den Steinschen Gedanken — einmal daran gedacht hat, Wahlrecht und Selbstverwaltung miteinander zu verknüpfen. Es ist sein Gedanke, die Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung einmal zum Träger weiterer wirtschafts- und sozialpolitischer Zwecke, zum anderen zu Wahlkörpern für die Volksvertretung in Preußen wie im Reich zu machen. Aber er fand dafür kein Verständnis, und sein Interesse an den inneren Verfassungsfragen war nicht groß genug, um den Ehrgeiz zu entfesseln, das Werk Steins aufzunehmen.

So ist die Aufgabe unserer Zeit und unserm Geschlecht geblieben. Wir können sie nur lösen, wenn wir sie im Geiste des Freiherrn vom Stein auffassen und in Angriff nehmen: wahre Selbstverwaltung ist nur möglich in Verbindung mit dem Rechtsstaatsprinzip und dem ständischen Volksvertretungsprinzip als Krönung des Selbstverwaltungsaufbaus. Selbstverwaltung ist unmöglich, wo der Gesetzgebungsdespotismus regiert, und Selbstverwaltung und die jetzige Volksvertretung der Parteien sind, um den Ausdruck Preuß' zu gebrauchen, heterogen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unus multorum!

Die Geschichte eines Selbstmordes

Novelle

von

Josef Maria Frank

„Aurea sunt vere nunc saecula . . .!"
Ovid, Amores II, 277.

I

Es war an einem jener öden, feuchten und bedrückenden, kurz ungenießbaren Herbsttage, als Herr ***, der bekannte Zeitgenosse und gefürchtete Börsennabob, das zweifellos sonderbare, aber entschieden auch interessante Erlebnis hatte, das ich hier kurz, ohne zu den daraus sich ergebenden Fragen und Folgerungen Stellung zu nehmen, gewissermaßen als treuer Chronist niederschreiben will.

Ob der Inhalt des Briefes — ein solcher spielt in meiner kleinen, tatsachenschlichten Erzählung eine Hauptrolle — nun berechtigt oder unberechtigt ist, ob die darin enthaltenen Urteile richtig oder Falschurteile, entstanden durch eine einseitige Verknüpfung rein subjektiver Begriffe, sind, ob hier aus Depressionen hergeleitete Empfindungen, darin begründete allzu krasse Vorstellungen, ein einseitiges nur persönlich eingestelltes Begreifen nicht nur Falschurteile und Trugschlüsse hervorgerufen, sondern auch die zusammenhängende Vorstellung der wirklichen Welt in dem Verfasser des Briefes getrübt haben, kurz, ob sein Schreiber bei klarer Vernunft oder in einem durch seinen Verzweiflungszustand hervorgerufenen Wahnsinn geschrieben hat, beabsichtige ich keinesfalls zu erörtern. Ich stelle es meinen Lesern, die mir willig auf meinem Wege folgen wollen, anheim, darüber nachzudenken; hier aber Feststellungen zu treffen, ist Sache der Philosophen und Psychologen, die allerdings in ihren Fachangelegenheiten ebenso wie andere Menschen stets durchaus verschiedener, auseinandergehender Ansichten zu sein pflegen und — danach zu urteilen — auch wohl kaum diese Streitfrage lösen werden.

Aber ich möchte nicht verfehlen, meine Leser doch auf den auffallend sachlichen, so durchaus unsentimentalen, scheinbar gefühlsrohen, aber wohl nur realistischen, logischen Gedankenaufbau meines unglücklichen „Helden" hinzuweisen. Daraus allerdings ein Urteil abzuleiten, würde eine Überhebung bedeuten; denn wie der eine eine derartige Schreibart als die conditio sine qua non für ein sachlich eingestelltes, logisch denkfähiges und vernunftklares Individuum bezeichnet, so beweisen genügend andere, daß gerade Wahnsinnige im höchsten Stadium ihrer Krankheit häufig einen überaus klaren und logisch gegliedert scheinenden Gedankenaufbau zeigen und sich dadurch geradezu auszeichnen. Doch in diesem Falle wäre dann erst die Frage zu lösen, was Schein und Wirklichkeit ist, eine Frage, deren Beantwortung bei ernster Überlegung wohl zumeist auf große Schwierigkeiten stößt. Nun aber zu den Tatsachen selbst:

An jenem Tage also — übrigens war es schon Abend — ging zufälligerweise Herr *** die vornehme Villenstraße entlang, in der sein Palais vorteilhaft und durchaus standesgemäß die glänzende Straßenfront beherrschte; er hatte diesen Zufall einem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Motorschaden seines Automobiles zu verdanken, das er sonst stets benutzte. Da er in der stillen Straße auch keine Taxe hatte auftreiben können, so schlenderte er nun langsam der schmalen Kanalbrücke zu, von der eine Straßenlaterne nur schwach ihre milchigweiße Lichtkugel in den bleigrauen, mit unförmigen Schwaden aus dem schlammig schmutzigen Kanalwasser schlingenden Nebel drängte.

War es das Ungewohnte, den eigenen Füßen Bewegung zu verschaffen, statt in die weichen Polster seines Autos sich zurückzulehnen, das in der gewichtigen Persönlichkeit des Herrn *** eine Art heitere Stimmung aufkommen ließ, die zu dem dumpfen, unangenehmen Wetter durchaus im Gegensatz stand, oder war es die Feststellung der richtigen Kalkulierung eines gelungenen Börsengeschäftes, jedenfalls schien er in einer guten, leichten Stimmung zu sein, die das Wirbeln seines dünnen Stockes, ebenso wie die frivolkecke Melodie, die der einsame Bummler unternehmungslustig summte, bewies.

Ja, als er im Scheine einer Laterne angekommen war, hätte man deutlich sehen können, wie das feiste, sonst durch zwei häßliche Lippenfalten mißgestaltete Gesicht einen fast, wenn auch nicht schönen, so doch immerhin erträglichen Ausdruck angenommen hatte, wie die kleinen Augen, die sonst immer zwischen den halbgeschlossenen dicken Lidern lauernd und abstoßend, grausam und kalt herausblitzten, weit und offen in das Graublau des Abends drangen und selbst seine wulstige, platte und breite Nase, deren Flügel sonst nur ins Zittern kamen, wenn die fleischigen Hände über valutaschwere Aktien- und Notenstöße raschelten, deutlich sichtbar den sonst doch so beengenden feuchten Dunst in sich einsog.

Langsam, als habe er sehr, sehr viel Zeit, ging Herr *** weiter, um sich in einem nahegelegenen kleinen Weinrestaurant, wie schon seit Jahren, mit einigen Börsenfreunden zu treffen, gut zu essen und zu trinken, ein Spielchen zu machen, zwischendurch vielleicht ein Geschäft abzuschließen, bestimmt aber irgend etwas Vorteilhaftes zu wittern und dann sich von einem Auto nach Hause fahren zu lassen.

Herr *** war gerade an der Brücke angelangt, als er plötzlich einige Schritte vor sich aus dem Nebel eine hutlose Gestalt auftauchen sah, die ihn erschreckte und sonderbar beunruhigte. Schon griff er nach seinem Browning, den er stets bei sich trug, als er sah, wie der Fremde mit einem riesigen Satz über das Brückengeländer sprang und dahinter in dem lichtlosen, schwarzen Luftraume verschwand.

Herr *** war für eine Sekunde starr und wie vom Schlage getroffen; erst das dumpfe Aufklatschen einer schweren Körpermasse, das Auseinanderzischen, das gurgelnde Ächzen und langsam verklingende Plätschern des Wassers löste ihn aus seiner Starre und gab ihm die Bewegungsfreiheit wieder. Langsam gewöhnte sich sein Gehirnmechanismus wieder an das Denken; allmählich reagierten seine Nerven; noch ein Bruchteil einer Sekunde, und er hatte das Erlebnis verdaut, das wie ein Bild des Musée de Wirtz, jener grauenhaften Bilderschreckenskammer in Brüssel, vor ihm aufgetaucht war: ein Selbstmord!

Herrn ***s Glieder begannen sich zu regen; seine Zunge löste sich; auf ein krampfartiges Gurgeln folgte ein mühsam herausgestoßener Aufschrei. Jetzt war Herr *** wieder im Geleise: wild fuchtelte er mit seinem Stock um sich und schrie, während das dumpfige, schwarzschmutzige Wasser unten wieder aufplätscherte, als würde es von irr um sich schlagenden Armen gepeitscht, um dann langsam, wieder unter Gegurgel sich schließend, zu vertönen.

Herr *** stand indessen immer noch auf der Brücke und rief in regelmäßigen, kurzen Abständen keuchend in das Abenddunkel, das bleiche, zerrissene Nebelfetzen gespenstisch durchwanderten, während die Straßenlaterne auf der anderen Seite, jenen aus ausgehöhlten Rüben mit brennenden Kerzen gefertigten Totenköpfen, mit denen die Kinder auf dem Lande sich schrecken, ähnelnd, wie höhnisch in den nassen Nebel ihre alte Melodie zischte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus der Ferne tönte der Lärm der Großstadt mit seinem Rattern und Hupen und Hasten; von einem Rummelplatze in der Nähe kreischte eine Drehorgel ihre grellen Karussellmelodien in die dumpf verhallenden Rufe; von einer fernen Kirche flatterten abgerissene Glockentöne durch das schmutzige Rot des Himmels in das Fallen der nässeschweren Herbstblätter und das ab und zu aufgurgelnde Plätschern des Kanalwassers.

Da näherten sich eilige Schritte: zwei Schutzpolizisten, die gerade ihre abendliche Streife an der Brücke vorbeiführte, eilten zu Herrn ***, der sich nun erst beruhigte und, noch bevor die beiden ihn fragen konnten, ihnen entgegenrief, daß sich soeben hier ein Mensch in den Kanal geworfen habe. Einige Fragen, schnelle Antworten hatten die notwendige Aufklärung den Polizisten verschafft, von denen der eine in Herrn *** sofort den angesehenen und reichen Bewohner der Dillenstraße erkannte. Und schon leuchtete die Blendlaterne des einen auf, während der andere schnell zu einer in der Nähe gelegenen Feuerwache lief, um dort Rettungsmöglichkeiten zu holen.

Wie ein lauerndes Katzenauge tastete der Scheinwerfer die Fläche des langsam dahinkriechenden Kanales ab. Gierig sog die schwarze, wie schweres Öl glatt und schwerfällig dahingleitende Wassermasse das Licht auf; milchweiß huschte durch den Nebel der flirrende Streifen, der spielerisch suchend über die Kanalfläche tänzelte. Nichts war mehr zu sehen; nur Nebel, Wasser und Schatten und — doch da, knapp unter dem Brückenrande stiegen Blasen auf, jetzt zwei, drei, jetzt schon mehr, jetzt eine Unzahl, jetzt war es wieder still. Und dann begann wieder dieses unheimliche Spiel der Luftblasen, die, von dem Lichtkegel getroffen, jäh aufblitzten, sich ausdehnten und zersprangen. An dieser Stelle mußte der Selbstmörder liegen.

Herr ***, den der Polizist — stolz auf seine Spürfindigkeit, sein Wissen und seine Beschlagenheit in derartigen Dingen — darauf aufmerksam gemacht hatte, sah über das Brückengeländer hinab unter sich auf das Wasser. Der Scheinwerfer suchte wieder die Stelle, flirrte hin und her, fand sie und hielt sie fest; und wieder stiegen Luftblasen auf, spielten sich hoch und zersprühten in nichts.

Während der Polizist Herrn *** belehrte, daß das die Luft sei, die in den Kleidern des Selbstmörders säße und heraus und hinauf müsse, fühlte sich Herr *** von einem unangenehmen und unbehaglichen Gefühl durchschauert. Kurz sezierten seine Denknerven die Vorstellung, daß jetzt unter ihm der Mensch im Wasser begraben liege, der noch vor einigen Minuten wenige Schritte vor ihm ihn so erschreckt hatte, daß er instinktiv schon nach der Pistole hatte greifen wollen, um im Notfalle dieses Menschen Leben seinem Leben zuliebe zu vernichten. Der Gedanke war ihm schauderhaft; er schüttelte sich wie im Fieberfrost und wandte sein Gesicht zur Seite, während der Polizist immer wieder und wieder jene Stelle in den Lichtkegel seines Scheinwerfers brachte.

Die letzten Gedanken hatten Herrn *** wieder zu sich selbst zurückgebracht und daran erinnert, wie das alles vor sich gegangen, und wie er hierhergekommen war, und wo er hinwollte. Er zog schnell seine Uhr; schon hatte er sich um einige Minuten verspätet. Jetzt warteten drüben in der Kneipe die Kollegen mit dem Essen auf ihn. Und mit diesem Gedanken spürte er plötzlich in seinem Magen eine Leere und in der Nase den Duft herber Weine und frischer Braten. Er fühlte seinen Appetit; dadurch erinnerte er sich noch stärker an seine Unpünktlichkeit.

Lasch grüßend, wollte er sich schnell wieder auf seinen unterbrochenen Weg machen. Während er noch gerade sich überlegte, daß das interessante Erlebnis die Verspätung eigentlich doch aufwiege und er jedenfalls heute einmal etwas Außergewöhnliches zu erzählen habe, während er sich schon von diesem Gefühl angenehm erregen ließ, stammelte verlegen der Polizist eine Bitte an ihn, und zwar eine Bitte, welche die ganze aus der letzten Überlegung gewonnene Befriedigung in Herrn *** wieder zerstörte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Polizist nämlich bat ihn, den er zwar kannte, um die Angabe seines Namens und seiner Adresse; denn, wie er sagte, um sich gewissermaßen zu entschuldigen, „ist es vielleicht möglich, daß die Kriminalpolizei von Ihnen, Herr ***, einige Angaben erhalten muß, die der Aufklärung des Falles dienlich sind!“ Diese Bitte war Herrn ***, der vor der Polizei stets eine aus irgendeinem unbekannten Gefühl herstammende starke Scheu hatte, sichtlich unangenehm und peinlich. Jedoch anerkannte auch er diese Notwendigkeit, trotzdem sie ihn belästigte und er innerlich jetzt schon dem Selbstmörder grollte; er diktierte dem Beamten die erforderlichen Angaben, indes er unruhig von einem Bein auf das andere trat.

Inzwischen hatten sich um die beiden auch schon einige Abendbummler gruppiert, die neugierig und sensationslüstern über die Brücke in das Wasser stierten, das interessante Geschehnis, das für sie eine willkommene Abwechslung bedeutete, besprachen und die sonderbarsten Vermutungen über den Selbstmörder äußerten.

Während die Debatte sich ins Uferlose verlor und die Gruppe sich in mehrere Gruppen teilte, deren eine sich nunmehr darüber unterhielt, welche Selbstmordart am praktischsten und angenehmsten und jedenfalls dem Ins-Wasser-Gehen vorzuziehen wäre, deren andere Erinnerungen an ähnliche Selbstmorde breit traten oder auf der Suche nach dem Grunde endlich, bei der Teuerung angelangt, über die Lebensmittelpreise schimpften, kam auch der andere Polizist mit Mannschaften der Feuerwache in einem Auto heran, das durch sein lautes Klingeln noch mehr neugierige Zuschauer herbeilockte.

Die Lage wurde für Herrn *** peinlich und ungemütlich; aber der Beamte hatte immer noch Fragen zu stellen, die Herrn *** auf das empfindlichste reizten, da er seine Freunde ungeduldig wußte und sein Magen ihn an das in dem Weinrestaurant auf ihn wartende Essen erinnerte.

Schon wurde er unwillig, als einer der müßigen Zuschauer die Polizisten rief; er hatte in der Brückenecke den Hut des Selbstmörders gefunden, in dem zwei Briefe lagen. Der Finder hielt triumphierend seinen Fund hoch, der, wie er wußte, ihm für einen Augenblick zu einer kleinen, jedenfalls aber bewunderten und beneideten Größe verhalf, und übergab ihn den Polizisten, die nur scheinbar gelassen, in Wirklichkeit aber neugierig zu den Sachen griffen, den Hut achtlos beiseite legten und dafür die Aufschriften der beiden Briefe um so eifriger studierten.

Der eine war an das Polizeirevier adressiert und offen; in ihm lag ein Zettel mit den wenigen Worten: „Ich gehe freiwillig in den bei klarem Verstande durchaus selbstgewählten Tod“, und der Angabe seiner bisherigen Adresse. Der andere Brief war so sonderbar, daß die Beamten über die Anschrift den Kopf schüttelten; sie lautete: „An den Unbekannten, dem ich die Unannehmlichkeit, die Behörde von meiner eigenwilligen Tat in Kenntnis zu setzen, nicht ersparen konnte — als Ersatz für etwaige Zeit- und Geldverluste.“

In den Gruppen schüttelte man ebenso die Köpfe, wie die Beamten es taten. Hier und da lächelte man; einige lachten sogar laut auf; irgendwo hörte man das fatale Wörtchen „Verrückt!“.

Nur Herr *** blitzte jäh aus den Augen; seine Nasenflügel zitterten; sein Gesicht nahm einen lauernden, scharf überlegenden Ausdruck an. Der Brief war an ihn adressiert; also war er der Eigentümer. Um seine Lippen erschienen wieder die zwei Falten, und seine dicken Lider sanken halb über die Augen, deren grün schillernde Pupillen interessiert funkelten. Noch ehe die Beamten ihre Aufforderung an ihn, den Brief entgegenzunehmen, ausgesprochen hatten, hatten schon seine Finger wie eine fleischige Zange den Brief umklammert und an sich gerissen. Während dieser kurzen Bewegung leuchtete blitzartig und stechend ein grüner Smaragd zwischen zwei Brillanten in dem fahlen Laternenlicht auf.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Noch stand Herr *** unschlüssig auf der Stelle, als er schon von einer drängenden und stoßenden Gruppe umgeben war, die ihn heiser aufforderte, den Brief zu öffnen und vorzulesen. Die Menge fühlte sich Miteigentümer; hatte sie doch auch Zeit und vielleicht auch Geld verloren. Der feiste Mann in dem eleganten Abendmantel war ihr Schuldner; sie forderte von ihm. Aber seine Augen blinzelten höhnisch, seine Nasenflügel zitterten, und die häßlichen Falten um die Lippen zuckten geringschätzig. Er verharrte ruhig, während die Menge drängend und stoßend forderte. Er fühlte sich als Eigentümer, und seine Regel war, nichts abzugeben, bevor er seine Wertlosigkeit erkannt hatte.

Schon wurde die Menge ungeduldig und fast unverschämt; es interessierte sie nicht mehr, wie die Feuerwehrleute mit Stangen und Widerhaken ins Wasser stießen oder mit angeseilten Beilen im Kanale nach dem Körper des Selbstmörders enterten. Sie hatte jetzt Besseres zu tun, als den Wehrleuten die vom Scheinwerfer getroffenen Luftblasen mit lauten begeisterten Zurufen zu zeigen, sich zu zanken, ob der Körper noch dort läge oder schon abgetrieben sei, oder zu wetten, ob man den Körper fände oder nicht; sie verlangte Befriedigung. Sie hatte den Brief gesehen, der vielleicht die Lösung des Rätsels enthielt; sie war hungrig auf die Sensation. Das Tier wollte fressen.

Aber Herr *** blieb ruhig inmitten der Menschenwoge, ruhig, kalt und unbeugsam, als stände er an einem schwarzen Tage in der Börse, wo man ihn als den kältesten aller Jobber stirnrunzelnd bewunderte. Er lächelte noch einmal geringschätzig und stieg — die fleischige Metzgerhand mit den katzenaugenartig sprühenden Brillanten fest auf die Brusttasche gedrückt, wo der Brief, sein Eigentum, lag — in ein Auto, dessen Chauffeur gerade neugierig anhielt, und entfloh so der enttäuschten und durcheinander sprechenden Menge.

II

Als Herr *** in das Restaurant eintrat und von dem Inhaber selbst mit der dem Millionär zukommenden Hochachtung in das kleine Séparé geführt wurde, triumphierte er innerlich; er hatte den Brief aus der beutegierigen Menge hinausgerettet. Für seinen Begleiter, der ihm mit leiser, zuvorkommender und ehrfurchtsvoll herabgedämpfter Stimme erzählte, daß die Herren schon ungeduldig auf ihn warteten, hatte er nur das kleine, immer bereite und nichtssagende Wörtchen „Geschäfte!“ zur Antwort.

Während das Auto ihn aus der Menge entführte, war auch das unangenehme und peinliche Gefühl, das er empfunden hatte, als der Beamte ihn um seine Adresse bat, verschwunden. Was ihn nur noch verdrießlich stimmte oder vielmehr ärgerte, war der Umstand, daß er den Brief in dem Auto nicht lesen konnte. Aber auch dieses Gefühl, das Gefühl der sich immer steigernden Neugier hatte für ihn etwas Prickelndes; denn er wußte ja, daß seine Neugier gestillt würde. Dazu kam noch, daß er in dem Kreise seiner Freunde, in dem er schon sowieso eine besondere Hochachtung, die Hochachtung des Reichen vor dem Reicheren, genoß, noch durch dieses Erlebnis, wie er wohl wußte, auffallen würde.

Einem Feinschmecker gleich stellte er sich auf dem kurzen Wege von der Tür bis in das Séparé vor, wie er seine Freunde langsam durch die Preisgabe seines Erlebnisses gefügig machen und aus der Reserve, die dieser Art Leuten eigen ist, herauslocken, wie er den Brief dann selbst lesen, sie unbeachtet lassen und so ihre Neugierde auf diesen rätselhaften Brief spannen würde, um dann erst als Krönung seines kleinen Triumphes ihnen den Brief dieses sonderbaren Menschen, der ihm an diesem langweiligen Herbsttage durch seinen Selbstmord zu einer seine verwöhnten Nerven kitzelnden Befriedigung verholfen hatte, vorzulesen.

Langsam und gemessen, wie es seine Art war, ohne mit irgendeiner Miene das besondere Geschehnis zu verraten, trat er in das Séparé ein. Neugierig und fragend,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fast mit einem unausgesprochenen, aber nicht unterdrückten Unwillen sahen ihn die Augen seiner Freunde an, die er ruhig wie immer, vornehm und mit einem die finanzielle Bedeutung der einzelnen Kollegen durch deutlich sichtbare Nüancierung würdigenden Händedruck begrüßte.

Noch war man ihm gegenüber in Reserve. Er bestellte ruhig seinen Wein: mit einer fast besonderen Liebe, die sogar seinen Freunden auffiel, und durch die er sich verriet, stellte er sein Abendessen zusammen.

Während er seinen Hummer sorgfältig zerlegte und ab und zu einen kleinen Schluck Wein nippte, die Neugier auf den Inhalt des Briefes ihn innerlich zerquälte, und er die Fragen seiner Freunde erwartete, platzte der kleine millionenschwere Bankier mit dieser sehnsüchtig erwarteten Frage heraus. Lächelnd, mit triumphierend aufzuckenden Lippen, mit kühl sein sollender Stimme, die sich aber durch ein nur schlecht zurückgehaltenes Vibrieren verriet, wandte sich Herr *** mit einer belanglosen Gegenfrage an seine Freunde.

Nun aber peitschte Frage auf Frage auf ihn, dessen Unpünktlichkeit in diesem an Pünktlichkeit sich so peinlich genau klammernden kleinen Kreise ja etwas ganz Ungewohntes war. Herr *** aber blieb weiter ruhig. Erst als aus den Fragen Vermutungen wurden, aus den Vermutungen Andeutungen und diese Andeutungen sich zu Spitzen verfeinerten, die ihm unangenehm waren, ging er aus seiner bisher treu bewahrten Zurückhaltung heraus und erzählte den Lauernden in seiner langsamen, zerteilenden und auf Wirkung berechneten Art das sonderbare Erlebnis.

Als mache dieses ihm Freude, zerlegte er es gewissermaßen in unzählige, in sich fein abgestufte Bilder, erdichtete teilweise Neues hinzu, ohne letzteres schon selbst zu bemerken, alles in der Absicht, seine Freunde, die ihn nur ab und zu durch verwunderte Ausrufe unterbrachen, zu spannen. Mit einer gewissen Art Perversität des Erzählens, die eines Poe würdig gewesen wäre, folterte er sie, während er seinen Braten pedantisch sorgsam zerschnitt und in längeren Pausen des Erzählens langsam zerbiß und zerkaute. Das Ungewöhnliche und dadurch Fesselnde seiner Erzählung schien seinen Zuhörer fast unglaublich, bis er ihnen sein Beweisstück, den Brief, zeigte und diesen, der noch ungeöffnet war, mitten auf den Tisch in den Lichtkreis der Lampe legte.

Während seine Freunde neugierig den Brief beäugten, dann ihn schon betasteten, ihn in den Händen abwogen, wischte Herr *** sich, satt in den Klubsessel zurückgelehnt, mit der Serviette den Mund ab, zündete sich dann ohne alle Hast eine Zigarre an und bestellte einen Hennessy, den der Oberkellner ihm eiligst brachte.

Indessen schwieg Herr ***, weit aus dem Lichtkreis der Lampe zurückgelehnt, noch immer und betrachtete und genoß die von Spannung geladenen, gestrafften Gesichter seiner Freunde. Auf ihnen allen lastete deutlich erkennbar die Frage: Was enthält dieser Brief. . . ?

Da zuckte Herr *** auf. Mit einem brutalen Griff zog er den Brief wieder zu sich, wog ihn in den roten Fleischerhänden, die nur die schweren Juwelen zu den gefürchteten Händen des angesehenen Zeitgenossen wandelten, und sagte mit gekünsteltem, salbungsvollem Ernst, den nur sein starres Lächeln enthüllte: „Meine Herren, das ist ein Schicksal, das ich hier in meinen Händen halte, ein Schicksal, das sich erfüllt hat, ein schweres, sicherlich sehr, sehr schweres Schicksal! Wir werden sehen!"

Dann, mit einem kurzen Ruck, der zu einer zuvorkommenden Verbeugung wurde, fuhr er fort: „Sie gestatten mir doch, daß ich ihn zuerst alleine lese! Sie verstehen doch; man kann ja nicht wissen, was für Dinge dieser Brief enthält. Vielleicht Dinge, die nur für einen bestimmt sind, ein Bekenntnis, das Diskretion verlangt und verschwiegen bleiben muß! Sie verstehen mich jedenfalls . . .!?"

Als wäre das selbstverständlich, als dächte innerlich ein jeder so, verbeugten sich seine Freunde und bejahten seine Frage mit höflichem Lächeln, das aber die allgemeine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Enttäuschung nur schlecht verbarg. Während sie die Karten mischten und scheinbar ganz bei ihrem Spiele waren, öffnete hastig mit vor Neugier zitternden Händen Herr *** den Brief und las:

„Unbekannter Zeitgenosse! Jetzt, wo ich beginne, auf den Rückseiten dieser Gedichtmanuskripte — Hymnen an das Leben, die ich in märchenhaft weit zurückliegenden Tagen voll unbegreiflicher Schaffensfreude und unglaublichen Lebenswillens niedergeschrieben habe — jetzt, wo ich auf den Rückseiten dieser Manuskriptblätter — anderes Papier besitze ich ebensowenig wie das Geld, um es zu kaufen! — mich mit dir, dem mir glücklicherweise völlig Unbekannten, über mich und mein Vorhaben aussprechen will, ist mein Entschluß endgültig gefaßt.

Ich werde selbst und freiwillig meinem Leben gewaltsam ein Ende machen, weil es mir kein Vergnügen mehr macht, dieses Trauerspiel, das sich „Leben" nennt — oder ist es nur eine lächerliche, triviale Tragikomödie? — zu Ende zu tragieren und über kurz oder lang an Hunger, Schwindsucht und anderen ergötzlichen Dingen zu krepieren. Ich bin es satt, immer wieder und immer wieder vor der Welt auszurufen: „Aber — ich muß doch leben!"; ich bin es satt, diese rhetorische Frage von neuem zu stellen, auf die meine Zeit mir dieselbe Antwort gibt, die schon Graf d'Argental einem hungernden Dichter seiner Zeit gab, diese echt menschlich- allzu menschlichviehische Antwort „Je n'en vois pas las nécessité!"; meine Zeit sieht ebensowenig diese Notwendigkeit ein!

Ich habe nun mit mir und dem Leben abgeschlossen; die Rechnung war falsch. Und trotzdem oder gerade deshalb werde ich sie begleichen. Ich werde mein Leben beenden, um das ich niemanden gebeten habe.

Daß ich mich nun endlich zu diesem einzig und allein befreienden Entschluß durchgerungen habe, stimmt mich ruhig, gibt mir meine ungetrübte Denkkraft wieder, ja, macht mich sogar fast heiter, da ich nun weiß, daß ich jenseits der Dinge stehe, über ihnen und dem Leben. Dem Leben, das nichts weniger für mich war, als Inhalt einer Idee, Mittel zum Zweck meiner einst so blutigernst aufgefaßten Sendung, Sprungbrett in das Reich aller Erfüllungen, und das jetzt weiter nichts mehr für mich ist als ein triviales Experiment, ein banales Spiel von Schein und Wirklichkeit, ein grotesker Marionettenjux lächerlich aufgedrehter Automaten. Horror vacui! Der Schauder hat mich überwunden!

Aber — trotzdem ich weiß, daß nun alles ein Ende hat, und da alles Weitere überflüssig und für mich zwecklos ist, will ich mich doch noch einmal über alles aussprechen, und zwar mit dir, dem Unbekannten. Du bist mir fremd und somit weder sympathisch noch widerwärtig, kurz gleichgültig. Deiner Person, die du vielleicht selbst sehr hoch ein- und wertschätzt, ist es absolut unmöglich — und das ist sehr vorteilhaft für mich! — meine Ganglienzellen in irgendwelche unnötige Schwingungen zu versetzen. Hinzu kommt noch, daß du mir und meinen Gedanken, die ich jetzt liebe, weil sie das einzige sind, das ich dieser Chimäre „Leben" abgerungen habe, nicht widersprechen kannst: denn — es hilft dir nichts, wie es mir nicht mehr helfen kann!

So kannst du also ruhig vor mir deine seelischen Hüllen, unter denen dein Ich sich verbirgt, fallen lassen, wie ich es bei mir tue; denn niemand stört uns bei dieser „Zwiesprache mit uns selbst". Aus diesem Grunde nenne ich dich auch „du" und schreibe sogar dieses „du" klein; denn — was soll nun noch die Höflichkeit! Sie ist in diesem Falle lächerlich; und außerdem, ob du nun ein guter oder ein schlechter Mensch bist, ich achte dich darum doch nicht mehr, als ich mich selbst achte. Vermutlich aber — denn die Guten sind dünn, die Schurken aber und die Dummköpfe dick auf diesem lächerlichen Planeten gesät! — vermutlich aber gehörst du, wenn nicht ein sonderbarer Zufall spielen sollte — und dann wirst du mir ja nicht böse sein; denn dann sind wir Leidensgenossen und verstehen uns! — zu der großen Masse „Durchschnitt" und bist entweder ein Schurke oder ein Hohlschädel oder beides zusammen. Warum aber sollte ich wohl

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann, der ich in diesem Falle doch hoch über dir, dem behandschuhten Kannibalen oder dem gottgeduldigen Herdenschaf, stehe, dich mit diesem „Sie" titulieren. Gehörst du aber nicht zu diesem Durchschnitt, dann stehst du mir nahe, und sind wir Freunde! Gehörst du jedoch, wie ich es wohl vermute und annehme, dazu, dann unterdrücke das Schimpfwort, das du jetzt auf der Zunge hast. Es verfehlt ja doch seinen Zweck und belehrt mich nicht, wie es mich auch nicht veranlassen kann, nicht mehr weiter zu dir zu sprechen. Vielleicht spreche ich aber auch gar nicht zu dir, sondern mit mir und wende mich nur an dich, weil ich — immer bleibt ja noch ein Rest der Lebensangewohnheiten haften! — zu feige bin, mit mir alleine abzurechnen. Doch — weshalb sich darum quälen; mag es sein, wie es will!

Ich schreibe weiter; dir aber gebe ich den Rat, die Denknerven deines Gehirnes zu straffen, um sie schwingungsfähig zu machen und mich vielleicht begreifen zu können. Wenn du das nicht kannst, so soll es mir auch gleichgültig sein. Verstehen wir uns, so haben wir beide etwas davon, ich die Genugtuung, nicht unnütz geschrieben zu haben, und du den Profit der Erkenntnis; verstehen wir uns nicht, so war es für dich jedenfalls interessant, und hast du deine Sensation, die dich tagelang in Spannung halten wird, die du doch immerhin mir zu verdanken hast, und die dich jedenfalls für den Zeitverlust, den ich dir verursachte, entschädigt. Ja, vielleicht ist es sogar besser, nicht verstanden zu werden; denn, würdest du mich verstehen, dann müßtest du, wie Dostojewskis arme Helden, an deine Brust schlagen und dir sagen müssen: Ich bin schuldig! Ein jeder ist schuldig! Alle sind schuldig am anderen! Aber, da du ein Mensch und voraussichtlich eine Durchschnittsbestie menschlicher Gattung bist, wirst du das nicht tun wollen und in deiner Feigheit und Hartherzigkeit vor dir selbst mich verrückt, phantastisch, unlogisch und gehässig nennen und damit dich selbst belügen. Mein Leben lang aber strebte ich danach, die Menschen nicht zur Lüge zu verderben, sondern sie der Wahrheit und der Erkenntnis zuzuführen. Ich würde also dann gegen mich selbst handeln; und das will ich nicht! Also ist es vielleicht sogar besser, wenn du mich nicht verstehst. Trotzdem aber werde ich weiter schreiben. Und du wirst weiter lesen!

Ich weiß, daß du meine Zeilen weiter lesen wirst, auch wenn du nicht willst. Ich weiß sogar, daß du sie zu Ende lesen wirst, auch wenn du jetzt schon die Absicht hast, diesen Gedankenwirrwarr eines anscheinend Irrsinnigen zu zerreißen. Ich weiß, daß du meine Gedanken in dir aufnehmen und zerkauen wirst und mußt, auch wenn du sie vielleicht nie verdauen wirst; denn es gibt etwas, das mächtiger ist als du und dein Wille — die Neugier, die dich besitzt, wie sie alle besitzt.

Da ich eben das Wort „Irrsinnig" erwähnte und alles, meine Tat und mein Brief, gegen mich und meine Vernunftklarheit spricht, noch das: Ich bin nicht irrsinnig! Wenn ich es auch scheine! Ich könnte dir manche Beweise dafür anführen; doch mit welchen Beweisen kann ich dich, den Unbekannten, füttern? Was dem einen Beweis ist, ist dem anderen Gegenbeweis; was dem einen Gott ist, ist dem anderen Satan. Womit also soll ich dir beweisen, daß ich bei Vernunft bin? Womit —? Vielleicht damit, daß ich bis vor einer Stunde Spinoza las, in seiner „Ethik" und der „Vervollkommnung des Verstandes"? Wohl kaum; denn mit Recht könntest du sagen, daß nur ein Idiot das lesen und daran glauben kann. Du hast recht; was hat die Mehrzahl der Menschen mit diesen Dingen zu tun? Du hast vollkommen recht.

Um auf diesem armseligen Planeten noch an Ethik in praxi, heteronome oder autonome, glauben zu können, muß man, würde Hamlet sagen, schon ein ausgekochter Idiot sein! Und ich bin kein Idiot und glaube nicht mehr daran. In praxi gibt es keine Ethik, hat es nie eine gegeben und wird es nie eine geben! Die geringe Summe an Ethik, die die verschwindenden Ausnahmen aufbrachten, verpuffte, war verlorene Liebesmühe!

Du willst mir widersprechen? Mein Gott, die Sache blieb dieselbe wie im blutigroten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nur von Gefühlsfabrikanten rosarot gefärbten Mittelalter; nur die Form hat sich geändert. Man hat die Methode zivilisiert. Man verbrennt heute keine Stedinger mehr, man zerschnitzelt keine Waldenser mehr, man schmort keine Juden mehr, man schneidet nicht mehr Nasen und Ohren ab und reißt nicht mehr schwangeren Frauen die Kinder aus dem Leibe, man foltert keine Hexen mehr ad majorem dei gloriam. Man ist raffinierter geworden. Fielen damals zum größeren Ruhme Gottes, wie Voltaire sich schaudernd zusammenrechnete, 10 Millionen Menschen dem Scheiterhaufen oder der Folter zum Opfer, so fallen heute ad majoris dei gloriam noch unermeßlichere Hekatomben.

Der größere Gott, die Geld- und Machtgier, frißt wie eine lebendige Riesenhackmaschine. Ad majoris dei gloriam verenden die Kinder in Kellerlöchern und Mansarden, hungert man die von der Geisel pervers-sadistischer Machtegoisten getroffenen Völker Europas aus, wirft man die Menschen auf den Schutthaufen der Verzweiflung und des Verbrechens, mißbraucht man die Leiber maschinisierter Arbeitssklaven. Die Moral ist zur öffentlichen Meinung geworden, Menschlichkeit eine Phrase. Das fürchterliche Schauspiel der Selbstsucht, diese Selbstsucht der Staaten, der Industrien, der Familien, des Einzelnen schlägt allen ethischen Theorien grinsend in die rosarote Engelsfratze. Aber wir — wir krepieren dabei und gehen unter; der geistige Arbeiter stirbt und mit uns der Geist und mit dem Geiste das Abendland und die Kultur seiner geistigen Menschen.

Du hast recht: da noch an Ethik zu glauben, ist idiotisch. Aber — ich hatte mit der Ethik gerechnet. Auf sie und den Glauben an sie hatte ich mein Leben aufgebaut. Stelle ich nun fest, daß es das nicht gibt, daß meine Rechnung falsch war, dann taucht die Frage auf: Was soll ich dann noch? Ich antworte: ein Ende machen! Mein Entschluß steht fest.

Was die Vervollkommnung des Verstandes betrifft, so glaube ich jetzt daran ebensowenig wie an die Verwirklichung ethischer Hirngespinste. Vervollkommnung des Verstandes — bis zum Eintagsverstand? Ja! Aber weiter? Unmöglich! Überall sind Grenzen und Barrieren. Selbst das Genie ist gefesselt. Und wie winzig ist diesem Genie gegenüber gemeinhin die große Masse. Verstand, ja, wie stolz ist das Pack auf seinen „Verstand"!

Aber — was ist zumeist dieser „Verstand"? Ein blöder Instinkt, der manchmal das richtige trifft, ein Instinkt, der etwas schärfer sieht als das Tier. Und wozu mißbrauchen sie diesen „Verstand"? Zu den raffiniertesten Erfindungen von Mordinstrumenten, zu den gerissensten Entdeckungen der widernatürlichsten Massenfoltermethoden, zu den lächerlichsten Produktionen tollhausentsprungener Gedanken!

Stimmt das etwa nicht, wenn man feststellt, wie ein „sehr ehrenwerter Rat" sich dahin „verständigte", Millionen von Menschen durch Hungerblockaden zu erledigen und den „Freunden der Menschheit", den Tuberkelbazillen und Korruptionskokken, dadurch bereitwilligst Vorschub zu leisten? Stimmt das etwa nicht, wenn man feststellt, daß noch in diesem glorreichen 20. Jahrhundert ein Universitätsprofessor die Erdbeben für Grollen des Satans erklärt, die Umdrehung der Erde um die Sonne leugnet, die Beweiskraft des Foucaultschen Pendelversuches ablehnt, die Erschaffung der Welt in sechs Tagen zu 24 Stunden lehrt? Stimmt das nicht, wenn man feststellt, daß noch im Jahre 1905 ebenso ein Universitätsprofessor schwarz auf weiß behauptet, daß die Hölle im Inneren der Erde liegt, die Vulkane Schlote der Hölle sind, und den dummen Menschen beruhigt, daß der Hohlraum durchaus nicht zu klein sei, um die vielen Freigeister, Denker und Umstürzler, kurz die Sünder und Verdammten, aufzunehmen?

Was hat dieser groteske „Verstand" nur angestiftet? Was sind seine Produkte? — Die Weltgeschichte eine Geschichte der Selbstsucht und des Machtdünkels von Nationen und gottbegnadeter Einzelwesen. Sieh sie durch von Attila bis Trotzki! Sind die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krüppel und Blinden, die dir begegnen, etwa nur Phrasen? War der Dreißigjährige Krieg nur eine Legende und seine Greuelgeschichte nur Märchen? Und die Kulturgeschichte? — die Geschichte der menschlichen Dummheit! Sieh dir doch an, wie die Kulturpioniere mit ihr um ihre Anerkennung ringen mußten, wie die Denker und Genies mit gebeugten Rücken und trüben Augen endeten! Sieh dir das Prometheidenlos ihrer Denker und Dichter an. Was schadet es da, wenn wir verhungern!

So sieht es also mit diesem vielgerühmten „Verstande" aus. Oder zweifelst du immer noch? Soll ich dich nochmals erinnern, um dich zu sehen? Schlimmer noch als die Tiere, die ja ihr Instinkt zurechtweist und richtig leitet, wüten sie um dich, diese Meister der Politik und geistigen Hochstapler! Da, wo ihr Verstand sein müßte, muß eine Leere sein; wie könnten sonst diese internationalen Heroen die Geschichte der menschlichen Dummheit um so viele Blödigkeiten bereichern! Oder sind das vielleicht nicht Dummheiten, diese Verträge, diese blöden Konferenzen, diese verlogenen Phrasen, dieser künstlich erzeugte Ruin mit seinem Parasitentum und den schlotternden Massen, die mit wehenden Fahnen und den Klängen der Marseillaise zu Grabe ziehen? Warum noch mehr davon! Ich muß mich jetzt kurz fassen, denn ich will ja noch heute meinem Leben ein Ende machen.

Doch noch eins: du hast recht, von deinem Standpunkte aus, mir zu erwidern, daß das alles nicht Grund genug sei, sich das Vergnügen des Lebens abzukürzen. Du hast recht, solange du noch leben willst; aber ich will nicht mehr leben, also habe auch ich recht! Denn — was soll ich hier noch?

Sagte ich dir schon, daß ich Dichter bin, Dichter und Philosoph, kurz, geistiger Arbeiter? Ich weiß es nicht mehr. Sagte ich es noch nicht, dann begreifst du vielleicht jetzt. Was soll ich als geistiger Arbeiter noch auf diesem dem Untergang geweihten geistlosen Planeten? Nach langem Forschen habe ich endlich erkannt, daß dieser Planet uns nicht mehr braucht. Wir sind für ihn unnötig, weil er des Geistes nicht mehr benötigt. Die Routine der Maschinengehirne genügt ihm. Und weil man uns nicht mehr braucht, findet man es auch selbstverständlich, daß wir verschwinden. Mit der Erkenntnis, daß wir überflüssig sind, kam konsequent der Umstand, daß man uns den Unterhalt verweigerte. Das heißt, man entzog uns die Mittel, uns unser Brot zu kaufen und unseren Körper zu kleiden, unseren Ofen zu heizen und unsere Wohnung zu bezahlen.

Denn wofür sollte man uns Geld geben, da man unsere Denkprodukte nicht mehr braucht. Oder bist du nicht auch der Ansicht, daß unsere Gedichte und Novellen, unsere Dramen, unsere Essays und philosophischen Streitschriften heute durchaus überflüssig sind? Man hat genug davon. Wir haben ja Goethe und Hauptmann und Sudermann. Das genügt. Außerdem gibt es Franzosen, bei denen man nicht so viel nachzudenken braucht. Und schließlich ist ja auch noch Shakespeare da und die ganzen anderen toten Leute. Wieso brauchen wir da noch Lebende. Namentlich wieso, da doch die Toten gratis sind und die Lebenden Tantiemen fressen wollen! Die Bühnen sind eingedeckt, die Verleger versorgt. Aber wir, wir verhungern dabei!

Und das scheint dir doch wohl auch der Hauptgrund meines Selbstmordes zu sein. Es gäbe ja schließlich auch noch andere Gründe, die ich dir aber verschweige, weil sie dich nichts angehen. Bleiben wir also beim Verhungern!

Ja, ich bin am Verhungern! Ich besitze nicht mehr die Mittel, meinen Körper, diese Bestie, die ich nicht mehr in der Hand habe, zu ernähren. Ich bin im wahrsten Sinne des Wortes am Verhungern. Besäße ich wenigstens Schnaps oder Zigaretten, dann würde ich mich trösten können, bis wieder ein Hungerhonorar irgendeines der vielen Käseblätter, für die ich gezwungen bin, Zeilen zu schinden, mich „bis nächstens" hinschleppen würde. Aber — die Manuskripte kommen zurück. „Infolge Raummangels, der durch die allgemeine Teuerung und die damit verbundene Erhöhung der Löhne und die Papierpreise bedingt ist", werden sie abgelehnt. Man dankt mir bestens

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die Einsendungen und schickt sie mir zurück; ich aber habe seit drei Tagen nichts mehr gegessen. Ich hatte noch 25 Bouillonwürfel, die ich in warmem Wasser, das mir meine Wirtin gab, auflöste und so hinunterwürgte; aber auch sie sind jetzt alle. Was soll ich tun? Man hat eben keinen Raum mehr für mich. Man benötigt den verfügbaren Raum dringender zu Belehrungen, ob Sealmantel oder Nerzjacke der letzte Clou der Mode ist, inwiefern der Wohltätigkeitstee bei der eleganten und hochangesehenen . . . . xyz wirklich eine letzte Errungenschaft war, warum „Der Schrei nach Liebe und dem Manne" doch nicht ganz nur photographierter Kitsch ist. Freunde habe ich keine; meine Bekannten sind arm wie ich. Meine Wirtin will Geld; sie lehnt es brüsk ab, mir zu leihen. Als geistiger Arbeiter besitze ich ja doch keinen Kredit mehr. Ich gehe langsam zugrunde. Ich bin mit Tuberkeln geladen, die meine Unterernährung satt macht und sicherlich fabelhaft vermehrt. Was nützen mir jetzt meine Gedichte und Dramen, meine Novellen und Essays? Nichts! Man braucht das nicht mehr! Sie können mich nicht mehr satt machen! Aber — sonst werden die Löhne erhöht, und hinter den Schaufenstern liegen die fettesten Schinken und prallsten Würste, das weißeste Brot und die appetitlichsten Kuchen! Und ich wimmere nach einer Brotrinde! Die Löhne werden erhöht, und der Papierpreis steigt und — uns braucht man nicht mehr! Soll ich betteln gehn? Soll ich einen der sagenhaften Mäzene aufsuchen? Nein und nochmals nein. Auch ich besitze Stolz, wenn es auch das einzige ist, das ich noch besitze! Dann schon lieber tot! Meine Rechnung war falsch, mein Leben auf einer Idee aufgebaut, die in dieser Zeit der unmöglichsten Möglichkeiten utopisch ist; ich wollte Kulturpionier sein! Aber — da man keine Kultur mehr besitzt und keine mehr braucht, braucht man auch keine Kulturpioniere mehr.

Also: da ich zu stolz bin, zu betteln, da ich nichts anderes arbeiten kann und will — denn mit der Aufgabe meiner Lebensarbeit verschwindet auch die Idee meines Lebens — da meine Bibliothek verkauft ist, meine letzten Anzüge und mein Mantel verschachert sind, ich arm wie eine Kirchenmaus und außerdem durchaus überflüssig bin, bleibt mir nur mehr das eine übrig!

Es gibt keine andere Möglichkeit mehr! Zu einem Mäzen zu gehen, ist zwecklos. Diese neuen Reichen hasse ich; ich kann ihnen meinen Haß nicht verbergen und habe infolgedessen auch da nichts zu erwarten. Es würde dasselbe sein wie vor vier Wochen.

Ein Freund und Gönner, was man so Freund und Gönner nennt, ein bekannter Literarhistoriker, hatte mich an ihn, den Mäzen, irgendeinen feisten, dicken, satten Zeitgenossen empfohlen. Man hatte mir versichert, der Mann würde mir helfen. Ich ahnte schon, mißtraute der Sache und wollte nicht hin. Da bat mich mein Freund, es doch zu tun, mich in meinem und meines Werkes Interesse zu überwinden, mich zu zwingen und hinzugehen. Ich versprach es dann; ich glaubte wieder an das sattsam bekannte „Vielleicht", ich ließ mich einlullen und wurde wieder hoffnungsvoll. Ich zwang mich, alle Ironie beiseite zu lassen, freundlich, biegsam und schmiegsam zu werden, ja selbst unterwürfig und diplomatisch schmeichlerisch. Es ging ja um alles, lieber Freund, um alles; Es ging um mich und mein Werk, meine Sendung! Weißt du, was das heißt?

Ich traf ihn in seinem Sekretariat. Satt kauerte er da in seinem Ledersessel, satt und behaglich. Vor ihm stand ein volles Glas Kognak neben einer halbvollen besternten Flasche. Rings herum standen Silberkästchen mit Zigarren und Zigaretten. Auf dem Boden lagen protzige Seidenperser, und an den Wänden hingen Ölgemälde. Ich kochte innerlich; mein Äußeres aber lächelte mir freundlich und bescheiden aus einem Kristallspiegel von der gegenüberliegenden Wand entgegen. Ich mußte mich in der Hand behalten. Ich hatte mir es fest vorgenommen. Hatte ich mir doch sogar für mein erspartes Mittagessen einen neuen Kragen geleistet, um ja in Form zu sein. Und es schien zu gehen! Ich sah mich der feisten Gestalt in dem Sessel die Hand drücken; ich sah mir zu, wie ich mich höflich verbeugte, wie ich eine Zigarette, die mir angeboten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde, anzündete, wie ich ein Glas Kognak leerte, wie ich in einem Sessel, der sich unter mich geschoben hatte, versank. Ich hörte mich sprechen, von diesem und jenem Nebensächlichen zuerst, dann von mir und meiner Lage, meinem Werk und meinem Hunger, dem Gestern, dem Heute und dem Morgen. Ich sah und hörte mir zu, als stände ich auf einer Bühne, und wartete neugierig das Ende des Spiels ab. Ich hatte mich völlig in der Regie.

Da hörte ich ihn sprechen: Er schätze mich sehr, namentlich meine Prosa, aber auch meine Lyrik. Ja, die Dichter hätten es sehr schwer. Namentlich die jungen Dichter. So viele von ihnen hungerten. Und es sei auch schwer, ihnen zu helfen. Es kämen so viele Dichter zu ihm, denen es noch schlechter ginge. Es seien überhaupt schwierige Zeiten. Auch die Geschäfte gingen nicht. Und so weiter und so weiter! Aber er wolle sehen, was er tun könne. Es habe ihn sehr gefreut. Damit stand er auf. Jetzt begriff ich erst; in mir löste sich etwas. Meine Ahnung! Ich erhob mich mit Mühe.

Dann stand ich wieder gerade da und sah mit offenen, fest fragenden Augen ihm ins Gesicht; das lächelte freundlich und aalglatt, wie während der ganzen kurzen Unterredung, mir entgegen. Aber ich las tiefer; die zwei häßlichen Falten um den Mund, die tückischen Augen unter den dicken, halbgeschlossenen Lidern, die wulstigen Lippen und die breiten Nasenflügel, seine fleischigen Hände erzählten mir alles. Sie enthüllten ihn rücksichtslos.

Noch immer lag auf seinem Gesicht dieses verfluchte aalglatte Lächeln. Meine Lippen zuckten zusammen; ich verbeugte mich, während er mir seine Hand reichte, die ich übersah, und er mir versprach, daß ich in einigen Tagen von ihm hören würde. Während ich — ein heiseres Husten überfiel mich dabei — ihm kühl bedeutete, daß ich hoffe, bis dahin noch nicht verhungert zu sein, ging ich zur Tür; ich hörte noch seine Antwort, daß das so schnell nicht gehe, unterdrückte die Frage, woher er denn seine Erfahrung darin besitze, und verschwand.

Es war die höchste Zeit; wäre ich noch einen Augenblick länger geblieben, dann hätte ich mich nicht mehr in der Gewalt gehabt und diesen Menschen kaltblütig erwürgt. Es war besser so. An diesem Tage verkaufte ich meine letzten Bücher, Andersens Märchen, Goethe, Dostojewski und Don Quijote. Es war aus; ich ahnte, daß die Don Quijoterie meines Lebens zu Ende ging.

Du siehst also. Es bleibt mir nichts anderes mehr übrig. Soll ich dir noch erzählen, daß er natürlich nichts von sich hat hören lassen? Ich wundere mich nicht darüber! Ich wundere mich nur noch über das Märchen von der ausgleichenden Gerechtigkeit. Ich könnte der Menschheit dienen und Werte schaffen, die dem Fortschritt des Kosmos und der Entwicklung der Menschheit und der Menschlichkeit dienlich wären, und ich muß sterben, weil die Erde mich nicht mehr ernähren kann; er dient sich selbst und vernichtet Werte, befördert die Zerrüttung des Kosmos und hindert, ja vernichtet die Entwicklung der Menschheit und Menschlichkeit, und er lebt, er wird leben.

Doch ich ergebe mich jetzt darein. Ja, ich fühle, wie ich allmählich in eine friedliche, fast heitere Stimmung komme, die mich mit der falschen Rechnung aussöhnt und es mir leicht macht.

Ich werde am Kanal ins Wasser springen. Eine andere Todesart wüßte ich nicht. Gas hat man mir abgesperrt, und Geld zu einer Pistole ist nicht da.

Außerdem fürchte ich mich nicht mehr vor dem Tod; jetzt liebe ich ihn. Der Tod ist Ausruhen von Not und Elend! Ich werde ausruhen und vergessen.

Ich friere. Hätte ich doch nur einen Mantel. Es ist doch lächerlich, wie man noch in der letzten Stunde an materiellen Dingen hängt. Schluß! Jetzt gehe ich!

Ich denke wie der liebe Rabelais, dessen herrlichen Pantagruel ich für ein blödes Fünfgroschenbrot und ein banales Stück Wurst verschachern mußte. Je m'en vais chercher un grand peut-être; tirez le rideau, la farce est jouée! Der Vorhang

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soll fallen! Das triviale Spiel des Lebens ist aus! Jetzt gehe ich; denn das „große Vielleicht“ ist mir lieber als diese fürchterliche Tatsache „Leben“!

In einer Viertelstunde werde ich nicht mehr sein. Sei also dem Toten nicht böse, weil er dich und deine Zeit etwas in Anspruch nahm! Ich will dir dafür danken mit dem Wunsche, daß du besser und glücklicher leben mögest, als ich gelebt habe! Ob du es nun verdienst oder nicht! In meiner letzten Stunde will ich freigebig sein! Ich gehe!“

III

Herr *** hatte den Brief zu Ende gelesen. Aber noch immer hielt er die engbeschriebenen Blätter in der Hand; noch immer schien es, als ob er lese. Hatte er vorher die neugierig fragenden Blicke, mit denen seine Freunde das Knittern der umgeschlagenen Briefblätter beantworteten, nicht gesehen, so sah er sie jetzt um so besser. Er fühlte deutlich, wie sie ihm in das Hirn krochen, ihn betasteten und wissen wollten. Aber kein Zug in seinem Gesicht verriet, daß er es fühlte. Nur ein scharfsinniger Beobachter hätte daraus, wie die Lider sich noch tiefer über die Augen bogen, die ab und zu, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, mit scharfem Spähen in den Mienen der Freunde zu lesen versuchten, daraus, wie die Lippen sich mit unruhigem Aufzucken an das kalte Zigarrenende festsogen, wie die angegilbten, zernagten Schneidezähne dieses Endchen nervös zerkauten, auf eine tatsächliche innere Unruhe schließen können.

Herrn *** hatte ein peinliches, unangenehmes Gefühl erfaßt, das ihn für einige Sekunden unschlüssig, fast denkunfähig machte und entwaffnete. Zum ersten Male in seinem Leben hatte ihn ein Angriff überrascht und waffenlos gemacht; zum ersten Male fühlte er sich unterlegen, und zwar unter einem Gegner, der unfaßbar war, gegen den ihm seine ganze innere und äußere Gefühlskälte nichts nützte, unter einem toten Gegner.

Er mußte überlegen; dieses rätselhafte, unheimliche Zusammentreffen, dessen Möglichkeit sein nur kalt rechnendes Gehirn nicht begriff, peinigte und quälte ihn offensichtlich. Er grübelte; zum ersten Male in seinem Leben tauchte in ihm der Begriff „Schicksal“ auf; er verwarf ihn als lächerlich. Aber, doch blieb immer noch die fatale, beunruhigende Frage nach dem „Wie?“ und „Warum?“! Er mußte nachdenken, ruhig und kalt, jede Faser seines gefühlsfernen, unphantastischen, sachlichen Denkapparates bis zur höchsten Spannkraft straffen, um das sonderbare Zusammentreffen zu einem lächerlichen Zufall stempeln zu können. Er mußte denken, denken, denken!

Und in diesem Augenblick glaubte er die starren und abgrundtiefen fragenden Augen des Toten, die er einmal in so unheimlicher Nähe peinlich auf sich einwirken verspürt hatte, wieder vor sich zu sehen; er fühlte, wie ihr gerader, fester und zerschneidender Blick, der ihn sich selbst enthüllte und ihm die Maske abriß, ihn hielt und nicht mehr losließ. Schon wollte er die Arme heben und sich mit seinen breiten Händen, aus denen das Blut zurückgewichen war, das erblaßte Gesicht verdecken, um diese fürchterlichen, grauenerregenden, toten Augen nicht mehr sehen zu müssen. Aber — er durfte sich nicht verraten; nichts durfte zeigen, was in ihm vorgehe, und darin war er Meister. Nichts außer diesen kleinen, von keinem beobachteten Umständen verriet, daß er nicht mehr las, sondern überlegte. Seinen ungeduldigen Freunden, die so gar nicht bei ihrem Spiele waren und sich allein dadurch schon gegenseitig reizten, schien es durchaus, als lese Herr *** noch immer in den Briefblättern, die ab und zu in seiner Hand knisterten und raschelten.

Er erinnerte sich genau. Ja, damals vor vier Wochen war es gewesen, als er den Schreiber des Briefes, diesen sonderbaren Dichter mit dem abgemagerten Aszetengesicht und den tiefliegenden, schwarzumränderten, unheimlichen Augen kennengelernt hatte. Er erinnerte sich ganz genau an diesen Menschen, an den muffigen Geruch des ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wendeten Anzuges und das ekelhafte Hüsteln des Schwindsüchtigen; der ihnen beiden bekannte Literarhistoriker *** hatte ihn damals zu ihm geschickt. Er überdachte nochmals die Szene, deren Schilderung er eben in dem Briefe gelesen hatte. Es schauderte ihn auch jetzt noch, rekonstruierte er seine damaligen Eindrücke, wie er in den kurzen Minuten, in denen er diesem sonderbaren Menschen gegenübergesessen hatte, zum ersten Male in seinem Leben die Verachtung und Geringschätzung, die geistige Überlegenheit eines Fremden gespürt, wie er damals in seinem Gegenüber so peinlich deutlich den Größeren und Wertvolleren, das, was er einmal auch hatte werden wollen, ebenso wie in sich die absolute Wertlosigkeit, seine Scheingröße und sein Parasitentum erkannt hatte.

Damals hatte er sich einen Bruchteil einer Sekunde lang geschämt, ja sich schuldig gefühlt und hatte alle Mühe gehabt, sich zu beherrschen und zu verbergen und kühl und kalt, wie er es selbst an den schwärzesten Tagen der Börse mit Leichtigkeit sein konnte, zu bleiben. Er erinnerte sich, wie er sich erst da beruhigt hatte, als dieser fatale Mensch verschwunden war; aber noch lange hatte er gebraucht, bis er die peinliche Erinnerung an diesen Vorgang und an diesen Menschen verloren hatte. Erst nach einigen Tagen hatte er ihn vergessen, wie man einen wertlosen Gegenstand, der einem irgendwo durch irgendeinen Zufall in die Augen fällt, eben vergißt, bis man irgendwo wieder durch irgendetwas an ihn erinnert wird.

Er war sich nicht klar darüber, ob er jetzt vor sich selbst oder auch vor diesem unheimlich berührenden Schicksalswink schauderte. Das wollte er auch nicht wissen; er wollte und mußte vergessen, wie er damals vergessen hatte. Aber das war nicht so einfach. Er wußte jetzt schon, daß er alle seine Selbstbeherrschung dazu aufwenden müsse, um das zu erreichen.

Und wie sich nun die häßlichen Falten um den Mund verschärften, aus der Nasenwurzel und quer über die Stirn tiefe Striche aufwuchsen, die schweren Lider sich fast völlig schlossen und die unruhig arbeitenden Pupillen verschleierten, die Schneidezähne sich nervös in die zuckende Unterlippe gruben, ließ er sich gehen, und seine Hand sank schwer und achtlos mit dem Briefe des Selbstmörders auf den Tisch. Die Nerven des Herrn *** dachten angestrengt über etwas nach; sein Körper sackte langsam in sich zusammen, und sein harter Schädel bog sich lauernd mit geschlossenen Augen aus dem Stiernacken in den Lichtkreis der Lampe vor.

Die Freunde sahen sich stillschweigend erstaunt und fragend an. Man legte die Karten aus den Händen und blickte kopfschüttelnd auf Herrn ***, der nichts um sich sah und hörte. Da legte der kleine Bankier an seiner Seite die Hand auf seine Schulter, während alles auf eine Erklärung lauernd schwieg.

Als ob ein elektrischer Schlag ihn getroffen habe, zuckte Herr *** auf. Knapp eine Sekunde starrte irr und fast bewußtlos sein Blick auf die Freunde. Aber — dieser Schlag auf seine Schulter hatte ihn auch aufgeweckt; schon war er wieder wie immer, war alles vorüber, hatte er sich wieder fest in der Hand. Auf seinem Gesicht erschien wieder das gewohnte Lächeln; während er seine Entschuldigungsbitte sprach, warf seine Linke das kalte Zigarrenende fort. Mechanisch griff sie aus dem neben ihm stehenden Kasten eine neue Zigarre. Vor ihm stand das noch gefüllte Kognakglas; die Linke griff danach, ohne die Zigarre, die Zeige- und Mittelfinger festklemmten, loszulassen; ruhig und ohne Hast trank Herr *** das Glas leer. Die Rechte aber lag noch immer auf der Tischplatte und hielt fest den Brief des Selbstmörders umklammert.

Da wagte der Bankier die erste, schüchterne Frage — und schon frugen die Freunde durcheinander; ihre Neugier, bisher mühsam zurückgehalten, riß sich von der Kette los. Ruhig, zuvorkommend, kühl, höflich, aber fest ablehnend antwortete er, während hastig die Hand mit dem Briefe sich zurückzog, daß es ihm leider, leider aus bestimmten, den Herren wohl verständlichen Gründen nicht möglich sei, ihnen den Inhalt des Briefes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verraten oder gar vorzulesen. Nur das könne er ihnen mitteilen, und es möge ihn entschuldigen, daß der Brief das Bekenntnis eines Unglücklichen enthalte, das dieser Unglückliche nur zur Beruhigung seiner selbst niedergeschrieben habe, daß dieser Brief nicht für die Außenwelt bestimmt sei und er es mit seinem Pietätsgefühl nicht vereinbaren könne, diese letzte Beichte eines Unglücklichen preiszugeben.

Mit einer schlecht verborgenen Enttäuschung bestätigten sie ihm seine Ansicht, während Herr *** seinen schweren, massiven Schädel lauernd vorbeugte, die Briefblätter des Toten über die brennende Kerze hielt, die neben der großen Marmorschale stand, mit den erstaunt blickenden Freunden lässig zusah, wie die Flamme gierig über das Papier leckte, sich an der kleinen Stichflamme, die aus den knisternden Blättern aufzüngelte, ruhig und gelassen seine Zigarre anzündete, um dann zu verfolgen, wie die Briefbogen sich in der Marmorschale zusammenrollten, verbrannten, langsam verkohlten und ihr Rauch sich in schlängelnden Arabesken mit dem bläulichen Zigarrendunst vermischte.

Verstohlen schüttelten die Freunde die Köpfe, als Herr *** um die Karten bat, mischte, Karten gab und sich wieder wie stets am Spiele beteiligte. Der Brief war vergessen.

In diesem Augenblick trat der Oberkellner in das Séparé hinein, bat, Herrn *** eine Sekunde stören zu dürfen, und teilte ihm mit, daß eine Dame — er fügte mit hochgezogenen Augenbrauen betonend hinzu: „eine junge und elegante Dame“ — ihn zu sprechen wünsche. Entschuldigend erklärte er weiter, daß sie sich nicht habe abweisen lassen und behaupte, daß sie in einer dringenden Angelegenheit käme.

Beunruhigt durch diese neue Störung aus seinem mühsam wiedergewonnenen Gleichgewicht hob Herr *** seinen Kopf; wer könnte das sein? Man störte ihn doch sonst nicht. Aber eine Dame . . .? Er bat den Oberkellner, die Dame hineinzuführen.

Nach einigen Sekunden trat sie ein. Herr *** erhob sich vor ihr, die er augenscheinlich nicht kannte, mit der belanglos-üblichen Frage, was ihm die Ehre verschaffe. Die Dame, die sichtlich durch irgendein Ereignis innerlich völlig zerrüttet war, trat einige Schritte auf den Tisch zu, blieb stehen, stockte, als ob sie überlege. Dann kam es haltlos aus ihr heraus:

Sie suche Herrn ***. Sie habe seinen Namen und seine Adresse durch den Polizisten erfahren. Sie sei die Freundin, die einzige Freundin, die Verlobte des Selbstmörders gewesen. Sie habe ihn vor einer Stunde aufsuchen wollen, dabei die Brücke passieren müssen, in deren unmittelbarer Nähe ja seine Mansarde liege. Und da sei ihr die aufgeregte Menschenmenge aufgefallen. Selbst neugierig geworden, habe sie beobachtet, wie man mit Beilen und Stangen nach irgend etwas gesucht habe. Auf ihre Fragen habe sie dann kurz die Tatsache eines Selbstmordes erfahren. Zufälligerweise sei aber auch in ihrer Nähe ein Mann gestanden, der kurz nach der Tat dort vorbeigekommen wäre und zufälligerweise auch den an das Revier adressierten Zettel des Toten gelesen und dessen Namen behalten habe. Der Fremde habe ihr diesen Namen verraten, in dem sie dann den Namen ihres Verlobten erkannt habe. Als sie vor Schrecken fast zusammengebrochen sei, habe man ihr geholfen und ihr erzählt, daß der Tote außer diesem Zettel noch einen Brief hinterlassen habe, den Herr ***, dessen Adresse ihr der Polizist mitleidig verraten habe, besitze. Von anderen, die seine Fahrtweisung an den Chauffeur mitgehört hätten, sei sie dann in das Restaurant weitergewiesen worden. Er möge ihr verzeihen; sie bitte ihn aber inständigst, ihr den Brief auszuhändigen. Sie habe mehr als alle anderen einen Anspruch darauf. Sie habe ihn, den armen, unglücklichen Toten, geliebt und um ihn gekämpft. Sie habe so fürchterlich um ihn, der mit ihr abgebrochen hatte, weil er zu der verhängnisvollen Überzeugung gekommen war, als Dichter, der sich selbst nicht mehr ernähren könne, erst recht nicht eine Frau miternähren zu können, gelitten. Aus diesem Grunde sei er auch nicht zu ihren Eltern, die reich seien und mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer Heirat nicht einverstanden gewesen wären, gekommen, um selbst um sie zu bitten. Er habe ihr immer und immer wieder erklärt, daß er die Verantwortung nicht tragen könne, sie an seine Seite zu ketten und so ihr Leben unglücklich zu machen, daß er das für sich als ein Verbrechen ansehe. Sie habe aber durchgehalten. Und nun habe sie erst heute, nach langem Kampfe, das Versprechen ihrer Eltern, ihnen zu helfen, errungen. So wäre alles, alles wieder gut geworden; sie sei so glücklich gewesen. In ihrem Glück habe sie zu ihm gehen wollen, um es ihm mitzuteilen. Und da habe sie das erfahren müssen.

Sie sank auf einen Stuhl nieder und brach in ein haltloses Schluchzen aus; wie von einem Krampf wurde ihr schlanker Körper, das schmale feine Gesicht durchzuckt. Sie, die sicherlich sonst Fremden gegenüber schweigsam war, hatte sich, von der Wucht ihres grausamen Erlebens niedergeschmettert, die mühsam in sich aufgespeicherte und unterdrückte Qual von der Seele gesprochen.

Herr *** biß sich auf die Lippen; die Freunde waren aufgestanden und blickten ratlos um sich; der Oberkellner stand verlegen und hilflos in der Tür, durch die gedämpft Töne einer Tanzmelodie, Kichern, lachende Zurufe und Gläserklirren sich drängten. Herr *** sah auf die weinende Gestalt.

Da hob sie den Kopf; sie sprach wieder. Sie erzählte, wie er bis vor vier Wochen noch immer Hoffnung gehabt hatte. „Er war eben ein Dichter, kein praktischer Mensch. Das stimmt schon. Aber er war ein guter Mensch und ein ehrlicher Mensch, wie er ein ehrlicher Dichter war, der ehrlich mit sich und den Dingen rang!“ Es hätte ja alles gut werden können; aber damals das, sein Erlebnis vor vier Wochen, habe ihm den Rest gegeben. Man habe ihn damals an einen Millionär, der hatte helfen sollen und es wohl auch gekonnt hätte, wenn er es nur ehrlich gewollt hätte, gewiesen. Aber dieser fürchterliche Mensch, der ihn mit seinen Versprechungen nur belogen habe, habe ihn einfach wie ein weggeworfenes Streichholz vergessen. Das und nichts anderes habe ihm den letzten Glauben und die letzte Hoffnung geraubt und ihn vernichtet, ihm diesen verhängnisvollen Gedanken, sein Leben gewaltsam zu beenden, eingegeben. Damals habe er sie auch gebeten und beschworen, nicht mehr an ihn zu denken, ihn zu vergessen. Und da verfluchte sie diesen Menschen, der durch seinen Egoismus, seine Gleichgültigkeit und seine grausame Lüge ihm und ihr Lebenshoffnung, Zweck und Sinn des Lebens roh zerfetzt habe.

Herr *** lächelte noch immer, unbeweglich und starr. Aber doch hätte man, wäre er in den Lichtkreis der Lampe getreten, sehen können, wie sein Gesicht merklich blasser geworden war. Die Zähne bohrten sich ihm in das Fleisch; seine Finger spielten nervös miteinander; aber — er lächelte! Da bat sie ihn nochmals um den Brief.

Herr *** blickte scheu bei dieser Bitte vor sich zu Boden; aber ruhig, sicher und höflich erklärte er ihr, daß ihm das nicht mehr möglich sei. Sie starrte ihn, dessen Gesicht in dem gedämpften Lichte nur schwer erkennbar war, entsetzt an; da wies er auf die Marmorschale, in der die schmutzig-grau verkohlten zusammengekringelten Briefreste zwischen Zigarrenasche und Zigarettenenden lagen, und erklärte ihr, daß er den Brief, um jede Indiskretion zu verhindern, verbrannt habe. Während sie ihn fassungslos anstarrte, fügte er hinzu, daß aber der Brief mit keiner Zeile von ihr oder überhaupt einer Dame, geschweige denn von einer Liebe gesprochen habe. Der Inhalt sei durchaus belanglos und philosophisch gewesen; außerdem sei er, er meine den Brief, wenn auch nicht direkt, so aber doch indirekt, an ihn adressiert gewesen, und er habe als Eigentümer also geglaubt, zu der Vernichtung der Blätter berechtigt zu sein. Er habe ja leider gar nichts von ihr gewußt, auch nichts geahnt; sonst hätte er, natürlich, sehr, sehr gerne ihr den Brief aufbewahrt und ausgehändigt. Jedoch müsse er nun, wie leid es ihm auch tue, bedauern; denn — damit trat er aus dem gedämpften Licht in den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

helleren Schein der Lampe, brach seinen begonnenen Satz ab und wies nochmal achselzuckend auf die Aschenreste.

Da trat plötzlich die Dame einen Schritt zurück, blickte Herrn *** mit weitaufgerissenen Augen an und griff sich entsetzt mit beiden Händen an die Schläfen. Herr *** erblaßte; er wußte, daß er — wieso und warum war ihm unklar, da er die Dame nicht kannte — von ihr aber jedenfalls erkannt war.

Schon schlugen hastige Worte der Dame an sein Ohr. Ob er nicht dieser Millionär sei . . .? Ja, er sei es! Er sei es bestimmt! Sie erkenne ihn wieder! Er sei es, er müsse dieser Schuft sein! Er aber blieb ruhig und überlegte. Er hatte schon seinen Plan gefaßt; er wollte sie zuerst beruhigen, sie zuerst noch höflich abwehren, sie dann aber als plötzlich durch ihr Unglück irrsinnig Gewordene erklären und sie durch den Oberkellner, wenn es nicht gütlich ginge, eben mit Gewalt hinausbringen lassen.

Er tat so, als verstände er sie nicht. Da zeigte sich aber, daß sie durchaus ihrer Sache sicher war. Der Dichter und sie waren ihm einmal begegnet, und da hatte ihr Verlobter ihn ihr gezeigt, ohne ihr allerdings seinen Namen zu verraten. Sie hatte ihn nicht vergessen und täuschte sich nicht. Jetzt wollte er alle Überzeugungskraft zusammenfassen und dann langsam, aber sicher sein Programm abwickeln.

Er näherte sich ihr, die entsetzt vor ihm zurückzuckte. Er wollte die Hand auf ihre Schulter legen, ihr gut zureden, ihr begreiflich machen, daß sie verständlicherweise aufgeregt, nicht bei ganz klarem Verstande und daher auch nicht verantwortlich sei; aber sie müsse sich doch zusammennehmen, sie müsse sich beruhigen und ausruhen. Er begreife ja das alles. Und er hätte ihr und ihm und namentlich ihr ja auch gerne, sehr, sehr gerne geholfen, wenn er eben nur gewußt hätte. Sie müsse sich doch wohl täuschen, sich in der Person nicht ganz klar sein, ihn mit einem anderen verwechseln und — doch bevor er noch den Satz zu Ende führen konnte, hatte sie — die Zeugen erklärten später, daß sie selbst nicht die sekundenschnellen Bewegungen verfolgen und daher auch nicht verhindern konnten — eine Pistole aus ihrer Handtasche gerissen, diese auf Herrn *** angelegt und ihn, noch ehe jemand ihr die Waffe entreißen konnte, mit einem einzigen Schusse niedergestreckt.

Ohne einen Schrei oder einen Ausruf sank Herr *** tot in einen Sessel zurück. Auf seinem schnell völlig erblaßten Gesichte starrte immer noch das unbewegliche Lächeln; die Lider waren halb geschlossen; nur die Hände waren wie in Abwehr zusammengeballt. Aus einer kleinen, fast unsichtbaren Öffnung in der linken Schläfe sickerten rote Tropfen und glitten langsam die Wange herab in die häßliche Falte hinein, wo sie im Mundwinkel stehen blieben, sich stauten und in regelmäßigen kleinen Abständen auf die weiße, steife Hemdbrust tropften.

Dem stummen Schrecken der Freunde des Herrn *** folgte die Lösung. Der Oberkellner hatte die Polizei alarmiert; die Neugierigen wurden hinausgewiesen. Nach einigen Minuten wurde schon die junge Dame, die Herrn *** getötet hatte, und dem Polizeioffizier, der sie verhaftete, erklärte, daß sie ihre Tat durchaus nicht bereue, sondern im Gegenteil darauf stolz sei, ohne ein Wort der Widerrede oder einer Geste des Widerstandes abgeführt.

Aus der Marmorschale, in der die Reste des verhängnisvollen Briefes lagen, der diese entsetzlichen Ereignisse hervorgerufen hatte, glühte ein zusammengekringeltes Briefblatt unter einer brennenden Zigarre für einige Augenblicke mit einem blutrot glimmenden Kreise auf. Man konnte deutlich in dem roten Kreise schwarze Schriftzüge auftauchen sehen und entziffern: . . . ausgleichende Gerechtigkeit . . .

Da wurde die Zigarre, die dem Polizeioffizier gehörte, weggezogen, das Rot verglomm langsam, und schmutzig-grau wie vorher lagen die Aschenreste des Briefes zwischen Zigarren- und Zigarettenenden und weißgrauer Tabakasche in der goldgeäderten Marmorschale . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kuno Fischers Kampf gegen die Reaktion

Nach ungedruckten Akten, Briefen und Aufzeichnungen

Von

Kuno Tiemann*)

Seit dem 19. Dezember 1850 war Theodor Freiherr von Manteuffel als Nachfolger des Grafen Brandenburg Ministerpräsident in Preußen. Das Portefeuille der geistigen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten hatte er Karl Otto von Raumer übertragen, der dieses Amt bis zur Auflösung des Kabinetts im Jahre 1858 ganz im Sinne der kirchlichen und politischen Reaktion verwaltete.

Durch die Solidarität der konservativen Interessen wurden die überall auftauchenden hochkirchlichen und konfessionellen Bestrebungen stark unterstützt. Die Tage der inquisitorischen Kirchenvisitationen, der Denunziationen und Disziplinaruntersuchungen gegen freiheitliche Geistliche waren gekommen. Die Besetzung der theologischen Fakultäten erfolgte nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach rein kirchenpolitischen Gesichtspunkten, und die theologischen Prüfungen wurden zu Glaubensgerichten herabgewürdigt.

An der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität waren die Philosophen Schelling und Gabler gestorben. Der Professor der Philosophie Trendelenburg hatte fast allein die Behandlung der philosophischen Disziplinen in seiner Hand. 1854 sollte der Philosoph Lotze nach Berlin berufen werden; die Erfüllung dieses Wunsches der Fakultät wurde aber durch den Widerstand des preußischen Ministeriums vereitelt. „Die Wissenschaft von den Prinzipien aller wissenschaftlichen Erkenntnis war niedergegangen", man suchte für Berlin „einen neuen Herold für die Königin der Wissenschaft".

Im September 1850 hatte Kuno Fischer seine Habilitationsprüfung in Heidelberg trotz mancher Schikanen mit dem Prädikat „vorzüglich befähigt" bestanden, nachdem er bereits am 19. März 1847 in Halle mit einer Abhandlung über den

*) In dem Leben meines Großvaters Kuno Fischer gab es gerade in den interessantesten Jahren seines jugendlichen akademischen Wirkens und Werdens einen Zeitabschnitt, über dem bisher noch ein gewisser Schleier lag, und der deshalb niemals besprochen worden ist. Als Enkel Kuno Fischers, der ich, solange ich denken kann, voller Liebe, Bewunderung und Ehrfurcht zu meinem Großvater aufgeschaut habe, empfinde ich es als eine natürliche Pflicht, die hier abgedruckten Ausführungen, die zum Teil durch unveröffentlichte autobiographische Aufzeichnungen meines Großvaters vervollständigt werden konnten, der Öffentlichkeit zu übergeben. — Die Veranlassung zu der Arbeit verdanke ich einem Winke von Professor Max Lenz, der in seiner „Geschichte der Universität Berlin", in der zweiten Abteilung des zweiten Bandes, sich über die Verhandlungen ausließ, die Kuno Fischer mit dem preußischen Kultusministerium und der Berliner Philosophischen Fakultät, zuerst über seine eventuelle Berufung als Professor und später über seine Habilitation als Privatdozent, gepflogen hat. In einer Anmerkung steht dort, daß Lenz außer Boeckhs Nachlaß die preußischen Ministerialakten eingesehen und benutzt hat (1873 Geheim. Staatsarchiv, Rep. 76, V sec. XXV), aus denen sich für gewisse Einzelheiten noch sehr wertvolle Aufschlüsse gewinnen lassen könnten. Sie zu geben, ist der Zweck dieser Arbeit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

platonischen Parmenides zum Doktor und Magister der freien Künste promoviert worden war. Jahre arbeitsvoller und glücklicher Tätigkeit an der Heidelberger Universität lagen damals vor ihm. Der große Eindruck, den seine Vorträge von Anbeginn seiner Dozententätigkeit an auf seine Zuhörer machten, beruhte vor allem darin, daß sich Fischer stets mit dem Philosophen, dessen System er vortrug und begeistert zu reproduzieren verstand, völlig identifizierte. Er gehörte eben, wie Hausrath in seiner Biographie von Richard Rothe sagt, zu den dithyrambischen, nicht unter die sokratischen und skeptischen Naturen. Nach Erscheinen des ersten Teiles seiner „Geschichte der neueren Philosophie in Vorlesungen", welche die Lehren des Cartesius und Spinoza behandelte, war Fischer pantheistischer Gesinnung beschuldigt worden. Behördlicherseits wurde der Vorwurf geäußert, daß er ungünstig auf die Gemüter der akademischen Jugend einwirkte.

In seiner Einleitung zur „Geschichte der Philosophie" hatte Kuno Fischer gesagt: „Ich muß verneinen, daß der Pantheismus bloß eine Ansicht der Philosophie sei. Er ist die notwendige und durch den Begriff gerechtfertigte Weltbetrachtung. Die Welt vernünftig betrachten, heißt doch wohl die Vernunft in der Welt betrachten; wenn man die Vernunft in der Welt findet, so weiß ich nicht, was man noch außerdem sucht. Die vernünftige Welt ist die Weltordnung, und diese allein will die Philosophie darstellen." Diese Worte hatten die vollkommene Mißbilligung sowohl des Karlsruher Prälaten Ullmann wie des Heidelberger Universitätspredigers Daniel Schenkel, der außerdem Direktor des Heidelberger Predigerseminars und gleichfalls Mitglied des Oberkirchenrats in Karlsruhe war, hervorgerufen. Die Wirkung war, daß Kuno Fischer am 1. Juli 1853, nachdem am 2. Juni der badische Minister des Innern, von Marschall, durch den Justizminister von Wechmar ersetzt worden war, als Privatdozent der Heidelberger Universität abgesetzt und ihm die venia docendi, „die als eine auf Widerruf erteilte Erlaubnis anzusehen sei", mit Ablauf des Semesters entzogen wurde.

Wie Kuno Fischer diesen überaus harten Schicksalsschlag ertrug, kennzeichnen am besten einige Sätze, die er in einer seiner letzten Vorlesungen seinen Zuhörern zurief. — „Sie, meine Herren, machen den Ruf eines Dozenten. An dem Schicksal, das mich betroffen hat, ist dieser Ruf, den Sie mir gemacht haben, schuldig. Als ich das Katheder bestieg, sagte ich mir: Du hast dein Talent und dies Brett; auch dieses ist mir nun entzogen worden." In seiner Biographie äußert sich Kuno Fischer über dieses Ungemach folgendermaßen: „Die Zeit, auf die ich mich so gefreut hatte und die auch zuerst wie eine glückliche und glückverheißende aussah, gestaltete sich bald sehr traurig und trübselig. Zwar von seiten der Studenten blieben Eifer und Interesse an meinen Vorlesungen gleich, aber die angenehmen Erfahrungen, die ich seitens einiger Kollegen gemacht hatte, trübten sich bald, und an die Stelle der Freundlichkeit traten Neid und Verbitterung. Dann kam eine mir unerwartete, aber in dem Gange der politischen Dinge begründete und zu erwartende Reaktion. Ein Reaktionär von brutaler und roher Art, ein Herr von Wechmar, wurde der leitende Minister. Robert von Mohl hat denselben in seinen „Denkwürdigkeiten" treffend geschildert."

Daß Kuno Fischer die ihm gemachten Vorwürfe als grobe Ungerechtigkeiten empfinden mußte, geht am besten aus seiner Stellungnahme zur philosophisch-religiösen Zeitbewegung hervor, die er in einer Reihe geistvoller Aufsätze und Kritiken schon als junger Doktor der Philosophie Ende der vierziger Jahre dargelegt hatte.

In diesen Jugendschriften, die von Dr. Hugo Falkenheim in Band 133, 2. und 3. Heft der „Preußischen Jahrbücher" in einem maßgeblichen Aufsatz „Kuno Fischers Frühzeit" eingehend behandelt worden sind, hatte Kuno Fischer bereits bei aller

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheit der Gesinnung entschieden die Grenze gegen den Radikalismus eines Feuerbach und seiner Geistesverwandten zu ziehen verstanden.

Darüber, daß Kuno Fischer bereits in seiner Jugend der Beschäftigung mit religiösen Gegenständen einen vorherrschenden Platz eingeräumt hatte, braucht man keineswegs verwundert zu sein, lagen doch in den Tiefen, in denen die Spekulation eines Hegel ihre Heimat hatte, auch die letzten Wurzeln jener der Philosophie und Religion gemeinsamen Schicksalsfragen. Zumal seit dem Erscheinen des „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß waren wohl die Besten unter den deutschen Denkern der Ergründung jenes Gebietes nachgegangen.

Niemals hat Kuno Fischer aus seinen freisinnigen Anschauungen ein Hehl gemacht. Insonderheit dort, wo er in den Leistungen der historisch-kritischen Theologie Bedeutendes und Förderndes erkennt, würdigt er dies mit unbestochenem Wahrheitssinn, indem er Abweichungen der eigenen Ansicht ohne alle Gehässigkeit andeutet. So bedeutet es eine in positiver wie negativer Hinsicht gleich deutliche Stellungnahme, wenn er etwa bei der lebhaft anerkennenden Charakteristik von Strauß den Unterschied von Religion und Theologie betont, oder wenn er in Feuerbachs Forderung der Hingabe an eine überindividuelle Humanität, trotz aller Einseitigkeiten der Feuerbachschen Lehre, das unbewußt religiöse Moment nachweist und hervorhebt. Und doch hat die Möglichkeit dieses, auf ruhiger, sachlicher Prüfung ruhenden Wohlwollens bei ihm sehr bestimmte, scharfgezogene Grenzen. „Fischer" — sagt Falkenheim — „hat zur rechten Zeit mit voller Besonnenheit eingesehen, daß die rapide Überwindung eines Standpunktes durch eine angeblich vorgeschrittenere von gestern auf heut, wie sie sich bei den ultraradikalen Ausläufern des Hegelianismus als unerquickliches Schauspiel vollzog, der Philosophie Hegels selbst zur Last gelegt werden und ihren unaufhaltsamen Verfall nach sich ziehen müsse." Die Anzeichen dieses Verfalls sind es, die Fischer als genauer Beobachter verfolgt und mit unnachsichtlicher Energie bekämpft. Es handelt sich für ihn um die Scheidung „zwischen der innerlich notwendigen Weiterbildung Hegelscher Ideen und einer bloß die Formeln des Meisters mißbrauchenden herostratischen Zerstörungssucht." Das Hinabgleiten der philosophischen Zeitbewegung auf die schiefe Ebene eines aushöhlenden Radikalismus hat er zunächst an Max Stirner und seinem Anhang in tiefgreifenden Darlegungen mit rückhaltloser Schärfe angezeigt. Ganz natürlich war es, daß daraufhin diese Seite gegen Fischer in erbitterten Angriffen vorging, die von ihm alsbald tapfer und erfolgreich abgewehrt wurden. Aber auch bei Feuerbach hat er mit seiner durchgreifend-gegnerischen Kritik nicht länger Halt gemacht, als dieser hochbegabte Denker mehr und mehr in eine ungezügelte naturalistisch-atheistische Entwicklung hineingeriet. So prägte Fischer für sein abschließendes Urteil über ihn den epigrammatischen Satz: „Indem Feuerbach die Philosophie verneint, endet nicht die Philosophie, sondern ein Philosoph"; und vollends die schülerhaften Anhänger Feuerbachs hat Fischer als unfreie Nachbeter, denen gerade das Machtvolle der Feuerbachschen Individualität verschlossen sei, treffend gekennzeichnet. Die — sogleich näher zu betrachtenden — Streitschriften gegen Schenkel haben weiterhin dem wichtigen Thema „Pantheismus und Christentum" eine grundsätzliche Untersuchung gewidmet, in der mit ernster Begründung die Vereinbarkeit beider vertreten wird; mochten seine Gegner von ihrem Standpunkte aus sich zu diesen Erörterungen verhalten, wie sie wollten — Kuno Fischer hatte unbestreitbar seinen Anspruch gesichert, aus voller Überzeugung: „sich einen evangelischen protestantischen Christen zu nennen".

Alle diese Vorgänge muß man sich vergegenwärtigen, um die durchaus sachliche Notwendigkeit zu würdigen, die Kuno Fischer nicht eine Verwechslung seines so klar ausgebildeten Standpunktes mit Bestrebungen hinnehmen ließ, gegen die er in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorderster Reihe mit vollem Einsatz seiner Person gestritten hatte. Nur aus dieser Sachlage lassen sich manche Einzelheiten in den Ausführungen sowohl der Berliner Philosophischen Fakultät wie Fischers selbst in ihrem wahren Sinne verstehen. Gerade die Scheidegrenze zwischen ihm und seinen radikalen Gegnern hat unmittelbar darauf die reaktionäre Gegnerschaft in Heidelberg wie in Berlin mit tendenziöser Beflissenheit zu verwischen gesucht und auf dieses, teils unwissende, teils unehrliche Verfahren die Forderung des dauernden Ausschlusses Kuno Fischers von der akademischen Laufbahn gegründet. Um so nachdrücklicher ergab sich für den Angeschuldigten und seine Verteidiger die Pflicht, den wahren Tatbestand wieder und wieder zur Geltung zu bringen. Daraus erklärt sich in den nachfolgenden Schriftstücken die Eigentümlichkeit, die ohne Kenntnis dieses Zusammenhanges befremden müßte, nämlich daß all diese Dokumente die Front durchweg gegen das Extrem zur Linken richten. Lediglich Fischers Verhältnis zu dieser Richtung stand zur Diskussion, während der selbstverständliche Gegensatz gegen das Extrem zur Rechten als stillschweigende Voraussetzung dem Konflikt Fischers und der Fakultät mit dem Kultusminister zugrunde lag. Dadurch gewinnt freilich der Schriftwechsel mitunter das Aussehen einer gerichtlichen Verhandlung, in der Staatsanwalt und Verteidiger die für und gegen den Angeklagten zeugenden Momente mit notgedrungener Einseitigkeit hervorheben. Besonders die Art, wie die für ihren Schützling kämpfende Fakultät gewisse jugendliche Übertreibungen des temperamentvollen Dozenten durch den Hinweis auf seine reiferen Arbeiten abzuschwächen bemüht ist, gibt den ersteren augenscheinlich ein unnötiges Gewicht, das ihnen nur in den Augen des Triumvirats Raumer-Gerlach-Hengstenberg zukommen konnte. Es ist doch ein erschütterndes Schauspiel, führende Männer des deutschen Geisteslebens durch engen Parteifanatismus in eine solche Verteidigerstellung gedrängt zu sehen, und zwar in einer Frage, die in einem Kulturstaat überhaupt keine Frage hätte sein dürfen. Daß König Friedrich Wilhelm IV. das tief Beschämende des ganzen Vorganges erkannt und entgegen seinem Kultusminister sich für die Ehre Preußens persönlich einsetzte, gereicht ihm zum Ruhme und sollte in der Zeichnung des vielfach so trüben Bildes seiner Regierung gerechterweise nicht verschwiegen werden. Im ganzen ließ sich Kuno Fischers damalige Lage nicht prägnanter bezeichnen als durch seine eigenen Worte an Boeckh: Er müßte „um ein Asyl betteln"!

Doch diese Schilderung des Zusammenhanges jener Jugendaufsätze mit den nachmaligen Schicksalen Kuno Fischers hat schon in eine spätere Zeit übergegriffen. Noch stehen wir bei den Folgen der Heidelberger Amtsentsetzung, in welcher Zeit es Kuno Fischer nicht an mitfühlenden Freunden gebrach. Der Heidelberger Prorektor, Robert von Mohl, setzte sich sofort für Kuno Fischer ein. Die akademischen Lehrer Schlosser, Richard Rothe und Robert Bunsen beklagten offen das Kuno Fischer widerfahrene Unrecht, und Männer wie Gervinus und Häußer bezeugten unumwunden Kuno Fischer ihre weitere treue Freundschaft. Alles das aber nützte nichts. Es kam schließlich zu einer Art literarischer Fehde zwischen Kuno Fischer und seinem Gegner Schenkel. Gegen einen anonymen Artikel in der „Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung", der nur aus der Feder des Herrn Schenkel stammen konnte, verteidigte sich Kuno Fischer durch eine Gegenschrift „Das Interdikt meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel". In der darauf folgenden „Abfertigung für Herrn Kuno Fischer" bezeichnet Schenkel die vornehm gehaltene Verteidigung Fischers als eine von plumpen Injurien strotzende Schmähschrift, die fast allen Salzes des Pikanten entbehre, worauf Kuno Fischer wieder durch „Die Apologie meiner Lehre" zu antworten wußte. Herr Schenkel war grob und gehässig geworden. Kuno Fischer schrieb: „Ich möchte rufen, wie bäurisch, so schreibe ich, wie wenig geschickt. Ich denke, wie albern, so schreibe ich, wie seltsam."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Vorrede zu der Fortsetzung der „Geschichte der Philosophie", die am 1. Dezember 1853 herausgegeben wurde, empfiehlt Kuno Fischer seinen Lesern, nicht die Ansichten der Philosophen, die er darstelle, als seine Ansicht zu nehmen, denn die lebendige Nachbildung sei ein ästhetisches, nicht ein moralisches Verhältnis des Darstellers zu seinem Stoffe. Dieser Einsicht huldigte wohl auch der Professor Richard Rothe in Heidelberg, der sein Möglichstes tat, um zuerst den Großherzog von Baden für Kuno Fischer zu interessieren und, nachdem dies mißlungen war, die in Berlin lebenden Gelehrten August Boeckh und Alexander von Humboldt auf Kuno Fischer aufmerksam zu machen.

Dieser hatte sich im September 1852 mit der Tochter eines in Heidelberg wohnhaften französischen Offiziers, Le Mire, vermählt; durch Ausfall der Vorlesungshonorare und durch einen habgierigen Verleger wurde die materielle Lage Fischers eine derart beschränkte, daß der soeben begründete Hausstand aus einer guten Wohnung in eine weit minderwertigere verlegt werden mußte. Durch Bücherschreiben sah sich damals Fischer gezwungen, sein Leben zu fristen. Eine Art Lichtblick in der Dunkelheit jener Tage bildete der freundschaftlichste Verkehr zwischen Fischer und David Friedrich Strauß, der im Herbst 1854 nach Heidelberg gekommen war.

Der große Altertumsforscher August Boeckh in Berlin, früher selbst Professor in Heidelberg, hatte ihm (so schreibt Kuno Fischer in seiner Autobiographie) in freundlichster Gesinnung geraten, sich in Berlin zu habilitieren, da die dortige philosophische Fakultät das Recht habe, Dozenten zuzulassen, deren Namen sie lediglich dem Minister anzuzeigen brauche, ohne dessen Erlaubnis nachsuchen zu müssen. Trotzdem wurde Kuno Fischer im Juni 1855 persönlich beim Minister von Raumer in Berlin vorstellig. Sein Streben ging nach einer Professur; es galt — ein Jahr nach Schellings Tode — um den Lehrstuhl eines Fichte sich zu bewerben.

Auf diese Unterredung mit Raumer kommt Kuno Fischer auch in seiner Lebensbeschreibung zu sprechen: „Ich hatte auf den Rat des mit Hegel befreundeten und mir stets freundlich und hilfreich gesonnenen Johannes Schulze, Geheimrat im Kultusministerium zu Berlin, mich dem Minister vorgestellt und verdanke dieser Unterredung ein Wort, das ich niemals vergessen habe. Auf meine Frage, ob für mich die Möglichkeit existiere, Vorlesungen zu halten, bejahte dies Raumer (ein Mann von kirchlich und intellektuell engstem, bornierteстem Standpunkte) unter dem günstigen Einfluß von Schulze und nannte diese Möglichkeit eine „Etwaigkeit".

Nachdem Kuno Fischer von seinem Besuche bei Raumer nach Heidelberg zurückgekehrt war, beantragte er in einer an den Minister von Raumer gerichteten, schriftlichen Eingabe vom 18. Juni 1855 seine Zulassung als Professor für einen philosophischen Lehrstuhl an der Berliner Universität. Was seine Lehrtätigkeit betreffe, so dürfe er sich auf die erfolgreiche Wirksamkeit dreier Jahre in Heidelberg berufen, während welcher Zeit er allein die strengverordneten Fächer der philosophischen Wissenschaft vorgetragen habe. Seine glückliche Laufbahn wäre unterbrochen worden, ohne daß ihm genau die Gründe dafür eröffnet worden wären. Nur aus den dortigen Tagesblättern habe er ersehen müssen, daß er von den ultramontanen und den demokratischen Parteiorganen gleich heftig und gleich gehässig angefeindet worden wäre. Die letzteren hätten ihm nicht verziehen, daß er die materialistische und atheistische Denkweise, welche gerade damals durch Feuerbach in Heidelberg verbreitet worden wäre, aus Neigung und Grundsatz auf das entschiedenste und erfolgreichste bekämpft hätte. Gestützt auf den Inhalt seiner Schriften und auf das schriftliche Zeugnis angesehener und frommer Theologen dürfe er aber behaupten, daß seine Wirksamkeit, aller Frivolität und allem Eigendünkel fremd, das unverwandte Ziel hätte, die ernsten Sinne in der studierenden Jugend zu fördern. Er dürfe wohl, wie jeder, Irrtümern und Mißverständnissen ausgesetzt gewesen sein; aber gewiß niemals solchen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die dem Heiligen zuwider und darum strafwürdig gewesen wären. Der Brief schließt mit der Bitte, als Beweise seiner wissenschaftlichen Leistungen die beiliegenden Bücher seiner „Geschichte der Philosophie" entgegenzunehmen.

Unter dem 9. August 1855 ersucht nunmehr Raumer den Ministerpräsidenten von Manteuffel, durch Vermittlung des Kgl. preußischen Gesandten in Karlsruhe nach den Gründen der Entziehung der venia legendi wie über die sittliche und politische Haltung Kuno Fischers zuverlässige Erkundigungen einzuziehen und ihm — Raumer — von dem Ergebnisse Mitteilung zu machen. Am 9. September 1855 trifft die Antwort ein, die der interimistische preußische Geschäftsträger in Karlsruhe, von Gundlach, als Vertreter des auf Urlaub befindlichen Gesandten von Savigny gegeben hatte. Gundlach war an den Direktor im badischen Ministerium des Innern, Weizel, und den Staatsrat von Stengel, den Vertreter des abwesenden Herrn von Rüdt, herangetreten. Von Weizel erfährt Gundlach, daß Kuno Fischer ein eminentes Talent und mit seltenen Fähigkeiten begabt sei. Wenn irgend jemand dazu geeignet gewesen, der philosophischen Fakultät in Heidelberg, welche nie habe gedeihen wollen, aufzuhelfen, so sei das Dr. Kuno Fischer gewesen. Der Grund, weshalb ihm die venia legendi entzogen sei, beruhe lediglich in der philosophischen Richtung, zu welcher er sich in seinen Vorträgen der „Geschichte der Philosophie" von Cartesius bis Spinoza bekannt habe. Herr Weizel sei selbst gegen die Entziehung gewesen. Erst als man nur noch zwischen der letzteren und dem unzulänglichen und finanziell ganz unstatthaften Mittelwege der Schaffung eines Gegengewichtes in der Person eines philosophischen Lehrers der entgegengesetzten Richtung geschwankt habe, habe er sich für die Entziehung erklärt, um jenen Mittelweg zu bekämpfen. Der badische Oberkirchenrat wolle sich zwar keineswegs eine Aufsicht über die Lehre der Wissenschaft anmaßen, er halte es aber für seine Pflicht, die Wachsamkeit der Regierung aufzurufen, sobald jene Lehre darauf ausgehe, in der Jugend den Glauben an das positive christliche Bekenntnis zu erschüttern. Kuno Fischer habe sich nicht auf einen objektiven Vortrag der Geschichte der Philosophie beschränkt, denn der Schluß und die Höhe seiner Vorträge bildeten vielmehr eine Apologie oder förmliche Lehre des Pantheismus. So sei selbst die Fakultät der Universität Heidelberg für Entziehung der venia legendi eingetreten. Die sittliche und politische Haltung Kuno Fischers sei im übrigen einwandfrei gewesen und nichts Nachteiliges über sie vorzubringen.

Auf Grund dieses Berichtes hatte Raumer den orthodoxen ordentlichen Professor der Theologie in Berlin, Dr. Hengstenberg, um sein Gutachten ersucht und war auch an den Generaladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm IV., General Leopold von Gerlach, mit der Bitte um Äußerung herangetreten. Zwar hatte — wie später festgestellt wurde — Gerlach Kuno Fischer mit Friedrich Vischer in Tübingen verwechselt, und Hengstenberg war der Meinung, daß es sich um den Dozenten der Philosophie Karl Philipp Fischer in Erlangen handele, eines philosophischen Vertreters des spekulativen Theismus, aber beide Bescheide lauteten — nichtsdestoweniger — jedenfalls ungünstig.

So erhielt Kuno Fischer einen vom 13. Oktober 1855 datierten Erlaß Raumers, der sein Gesuch kurz ablehnte. Der von dem Vortragenden Rat im preußischen Kultusministerium, Dr. Johannes Schulze, beigefügte Dank für die dem Minister übersandten Bücher war von Raumer eigenhändig im Konzept gestrichen worden. Hiermit hatte die Bewerbung Kuno Fischers um eine Professur in Berlin eine Zurückweisung in krassester Form gefunden.

Während aber Fischer noch auf Antwort aus dem Ministerium wartete, beschloß er auf Boeckhs Rat, den regelmäßigen Weg der Habilitation zu gehen. (Lenz' Universitätsgeschichte, S. 260.) Als er die abschlägige Antwort des Ministers in Händen hatte, sandte er am 16. Oktober 1855 ein in lateinischer Sprache verfaßtes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Habilitationsgesuch ab, das sich im Universitätsarchiv zu Berlin befindet. (53—59 Nr. 1 Vol. 9 Zulassung von Privatdozenten.)

Ende August hatte Kuno Fischer an Boeckh geschrieben, daß er nach drei Jahren einer glücklichen Wirksamkeit auf dem philosophischen Katheder von Heidelberg und nach zwei Jahren unfreiwilliger Muße, die er mit jedem Tage mehr als schmerzlich empfände, nichts sehnlicher wünsche, als wieder in eine akademische Tätigkeit einzutreten. Nirgends möchte er aber lieber als in Berlin diese Erneuerung seiner Wirksamkeit und seiner selbst unternehmen. Fischer bäte, ihm zu gestatten, noch vor Weihnachten seine Habilitation zu vollenden, um spätestens mit dem neuen Jahre seine Lehrtätigkeit in Berlin zu beginnen. Diesem Schreiben fügte er sein Buch über Leibniz und die Schrift über den platonischen Parmenides bei. Ende September dankte ihm Boeckh für diesen Brief. Boeckh nennt das Buch über Leibniz ein „gewaltiges Werk" und rät Kuno Fischer, sein Habilitationsgesuch an Professor Moritz Haupt zu richten, der vom 16. Oktober ab Dekan der Philosophischen Fakultät sei. Ob Fischer seine Vorlesungen mitten im Semester in Berlin beginnen solle, sei zu überlegen. Jedenfalls müsse er mit einem indolenten Publikum in Berlin rechnen. Dieser Brief Boeckhs wird am 9. Dezember von Kuno Fischer mit der Mitteilung beantwortet, daß er am 17. Dezember seine Probevorlesungen in Berlin halten würde, und daß der Dekan bereits in Kenntnis gesetzt sei.

In dieser Probevorlesung, die als eine Disputation in lateinischer Sprache über das Thema „de idealismo et realismo" gehalten wurde, behandelt Fischer die Philosophie Bacons und ihr Verhältnis zur Philosophie des Platon und des Aristoteles.

Zu Weihnachten kehrte Kuno Fischer nach Heidelberg zurück. Wohlgemut und in der Hoffnung, wie er in seiner Lebensbeschreibung sagt, nun bald wieder lehren zu können. „Noch auf dem Wege zum Bahnhof in Berlin hatte ich Spielsachen für mein Töchterchen gekauft! Wie bitter sollte ich bald enttäuscht werden!"

Die vollzogene Habilitation Kuno Fischers wurde dem Minister von Raumer am 21. Dezember 1855 von der Philosophischen Fakultät angezeigt. Nachdem Fischers wissenschaftliche Leistung und persönliche Verhältnisse von der Fakultät reichlich erwogen seien und allen durch die Statuten vorgeschriebenen Bedingungen von Fischer Genüge getan wäre, habe Fischer sich für das Fach der Philosophie bei der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität habilitiert.

Als Antwort auf dies Schreiben erhält die Fakultät eine vom 5. Januar 1856 datierte Mitteilung Raumers, in der er die Zulassung Fischers als Privatdozent an der Berliner Universität von „Oberaufsichts wegen" aufhebt. Raumer könne die Zulassung nicht für statthaft erachten, nachdem Fischer in Heidelberg seiner Stellung enthoben worden sei, weil seine Auffassung der Philosophie mit der Grundlehre des Christentums in Widerspruch stände. Fischer sei Anzeige davon zu erstatten. So war auch dieser Habilitationsversuch kurzerhand durch das abermalige Verbot des renitenten preußischen Kultusministers vereitelt worden. Kuno Fischer sollte seinen Leidenskelch — wie er selbst sagt — bis zur Neige leeren. Auf diesen letzten grotesken Eingriff in die Lehrfreiheit, der — wie Lenz schreibt — „nicht schlimmer gedacht werden konnte", kommt Fischer in einem Brief an Boeckh vom 16. Januar 1856 zu sprechen. Ihm, Fischer, sei aufgefallen, daß in dem an ihn gerichteten Erlaß des Ministers, worauf dieser sich nunmehr berufe, nichts über Unstatthaftigkeit seiner Wirksamkeit stehe. Fischer weist darauf hin, daß der Inhalt seiner Schriften die badische Maßregel keineswegs rechtfertige, weil der weitaus größere Teil seiner Schriften nachher verfaßt wäre. „Ist es überhaupt möglich," so fragt er ausdrücklich, „daß der Minister meine Zulassung, zu welcher die Fakultät die rechtliche Machtvollkommenheit besitzt, aufhebt, ohne die Fakultät darüber auch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur zur Verantwortung zu ziehen? Die Fakultät ist gewiß imstande, meine Stellung wenigstens formell aufrecht zu erhalten, wenn mir auch der Minister mit seiner Gewalt die Funktionen derselben nimmt." Fischer vermutet, daß der badische Gesandte in Berlin, von Meysenbug, gegen ihn intrigiert habe.

Aus einem Antwortschreiben Boeckhs von Ende Januar 1856 darf Fischer entnehmen, daß er sich ganz auf die Fakultät verlassen könne; die Fakultät könne gar nicht anders, als die Habilitation aufrecht zu erhalten, wenn auch der Minister die Ausübung der rechtlichen Habilitation verbiete. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Meiner Teilnahme an Ihrer Sache seien Sie durchaus versichert."

Mittlerweile war die Philosophische Fakultät nicht müßig geblieben. Sie hatte unter dem 13. Januar 1856 Raumer mitgeteilt, daß sie die ministerielle Verfügung der Abweisung Kuno Fischers diesem in Abschrift ohne Bemerkung zugesandt habe. In dem Schreiben wird weiter ausgeführt: „Je mehr die Philosophische Fakultät sich bewußt ist, bei der Zulassung zur Habilitation des Dr. Fischer mit der gewissenhaftesten Sorgfalt verfahren zu sein, und je mehr sie überzeugt ist, durch diese Zulassung nicht etwa nur ein Recht ausgedrückt, sondern einer Pflicht genügt zu haben, deren Nichterfüllung ihr zum Vorwurf gereichen würde, desto schmerzlicher ist es ihr, den von ihr einstimmig gefaßten Entschluß, ohne daß sie gehört und daß von den Gründen ihrer Überzeugung Kenntnis genommen wäre, mit der Bemerkung aufgehoben zu sehen, daß durch die Schriften des Dr. F. das Urteil der Großherzoglich Badischen Behörde bestätigt worden, welche demselben seine Stellung an der Universität Heidelberg entzogen habe, weil seine Auffassung von Philosophie mit den Grundlagen des Christentums in Widerspruch stünde." Nach allem, was die Philosophische Fakultät durch sorgfältige Erkundigungen und durch Sammlung aller erreichbaren Vorlagen in Erfahrung gebracht habe, seien es eben diese Fischerschen Schriften, welche die Maßregel der Großherzoglich Badischen Behörde veranlaßt hätten, und zunächst aus diesen Schriften habe auch die Fakultät ihr Urteil gewonnen. Sie sei dabei zur Überzeugung gelangt, daß Dr. Fischer, hätte er in Preußen gelehrt, nach den Traditionen des Staates und nach dem vom Minister bisher in seiner Oberaufsicht über die Universität befolgten Verfahren von dem Akademischen Katheder nicht entfernt worden wäre. Zur Begutachtung der Fischerschen Schriften, fährt das Schreiben fort, seien aus der Mitte der Fakultät zwei Sachverständige ernannt worden, die beide nicht der Philosophischen Schule, in der sich Fischer gebildet habe, angehörten, und denen man deshalb keinesfalls ein irgendwie günstiges Vorurteil zuerkennen dürfe. Die Gutachten als solche verschwiegen nicht gewisse wissenschaftliche Mängel; insofern solche individueller Art seien, gingen sie zum Teil aus der Beweglichkeit eines noch nicht zum festen Abschluß gekommenen jugendlichen Talentes hervor. Das Talent der Auffassung und der Darstellung sei aber höchst bedeutend, und jene Mängel seien nicht von der Art, daß sie Kuno Fischer den Zugang zur akademischen Tätigkeit verschließen könnten. Von irreligiösen, den Grundlehren des Christentums widersprechenden, Ansichten könne eigentlich in den Schriften Kuno Fischers nichts gefunden werden. Auch Kuno Fischer sei wohl, wie die sogenannte rechte Seite der Hegelschen Schule, der Auffassung, daß der Pantheismus, an sich ein unbestimmter und vieldeutiger Begriff, kein notwendiges Attribut Hegelscher Auffassung sei. Solange Schleiermacher und Hegel in der Wissenschaft ihren anerkannten Ort hätten, müsse auch ein Talent wie Kuno Fischer, das diesem Philosophen im guten Sinne folge, anerkannt werden. Anerkannt müsse weiter werden, daß bestimmte inkriminierte Stellen der Fischerschen Schriften mit Recht Anstoß erregt hätten. „Daß der Pantheismus nicht eine besondere Philosophie, sondern die Philosophie selbst sei", sei nicht nur unvorsichtig formuliert, sondern schief und unrichtig. Trotzalledem aber dürfe man nicht annehmen, daß die tadelnswerten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellen der Fischerschen Schriften aus einer frivolen und irreligiösen Gesinnung hervorgegangen seien. Wohl könne man sie als Übereilungen und Übernahmen in jugendlich starken Ausdrücken bezeichnen, müsse aber deshalb zu dem Schluß kommen, daß all dies keine stichhaltigen Gründe wären, um der Lehrfreiheit Abbruch zu tun, die allerdings niemals so weit ausgelegt werden dürfe, Unsittliches und Irreligiöses zu lehren. Im übrigen gereiche es Dr. Fischer sittlich zur Ehre, daß er durch das, was er erleben mußte, sich nicht in Verbitterung, in Trotz und Übertreibung habe drängen lassen. Seit jener Maßregel der Großherzoglich Badischen Behörde, seit mehr als zwei Jahren, sei er seinen einsamen, stillen Weg gegangen, in stetigem bedeutenden Fortschritt. Diese Entwicklung seines philosophischen Denkens habe ihn zu Ansichten und Äußerungen geführt, welche die gegen ihn beweisende Kraft jener früheren angeschuldigten Stellen brächen, ja in geradem Widerspruche zu ihnen stünden und sie aufheben. Des weiteren zeuge es von der Zuversicht eines guten Gewissens, daß Dr. Fischer sich in Berlin gemeldet habe, wo er unter den Augen der Philosophischen Fakultät und unter den Augen der preußischen Regierung wirken wolle. Keine philosophische Fakultät würde anders als die unterzeichnete geurteilt haben, keine Fakultät hätte es auf sich nehmen wollen, ein Talent, das von der formalen Seite für den Lehrstuhl wie bestimmt sei und von der realen sich offenbar immer mehr vertiefe, von der akademischen Bahn abzuhalten und dadurch der Universität eine Kraft zu entziehen, welche für sich — wie zu hoffen stünde — eine Zukunft habe. Die Stellung eines Privatdozenten sei zunächst ein Versuch: Ein Mann, wie Dr. Fischer, sei dieses Versuches wert.

Das Schreiben schließt: Die Fakultät habe geglaubt, einer weder aufsichtslosen, noch im Falle eines Anstoßes der Rüge entgangenen Tätigkeit, in der Fischer sich bewähren und die Überzeugung der Fakultät rechtfertigen könne, eine Stätte gewähren zu müssen, in dem Vaterlande Fischers — Preußen — in dem alle Untertanen noch immer die Heimat besonnener, aber freier Wissenschaft zu erblicken geglaubt hätten.

Dieser Eingabe der Fakultät folgt am 21. Januar eine weitere, der ein Schreiben Kuno Fischers beiliegt, in dem dieser die Beschuldigungen des Ministers nochmals abzuwehren versucht.

Die Vorstellungen Fischers gehen dahin, daß das Verbot, welches seine Lehrtätigkeit in Heidelberg sistiert habe, zweieinhalb Jahre alt sei, und daß die meisten seiner Schriften nach diesem Verbote veröffentlicht worden wären und mit diesen deshalb in gar keiner Beziehung stünden. Fischer hebt nochmals hervor, „daß er sich keines Widerspruchs mit dem Christentum und seinen ewigen unbesieglichen Wahrheiten bewußt sei, daß er seit drei Jahren bei der Fortsetzung seines Werkes, welches nunmehr den siebenfachen Umfang jener ersten Schrift angenommen habe, auf das ernstlichste und eifrigste bestrebt gewesen sei, seine Auffassung der Philosophie in keinem Widerspruch mit dem Christentum zu bringen".

Am 13. März bittet die Philosophische Fakultät den Minister von Raumer, ihr endlich einen definitiven Bescheid über die Ernennung Kuno Fischers zukommen zu lassen.

Anfang April 1856 erhält die Fakultät die gewünschte Antwort. Raumer bleibt hartnäckig bei seiner Ansicht, daß die philosophische Auffassung Dr. Fischers mit den Grundlehren des Christentums in bestimmten Widersprüchen stünde. Ob die beanstandeten Stellen seiner Schriften auf einer bewußten, dem Christentum widerstrebenden Auffassung beruhten, oder ob sie mangelhafter Überlegung und unvollständiger Reife des Gedankens zuzuschreiben seien, könne dahingestellt bleiben; von beiden Gesichtspunkten aus erscheine es im gleichen Maße unstatthaft, den Dr. Fischer als Lehrer der Philosophie, zumal an der Berliner Universität zuzulassen, die den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst der Wissenschaft von jeher sorgfältigst behütet habe, und an welcher die Philosophie so hervorragende, durch Tiefe der Forschung ausgezeichnete Repräsentanten gefunden habe.

Auch diese nochmaligen Bemühungen Fischers, die ihre denkbar beste Unterstützung in der Berliner Philosophischen Fakultät selbst fanden, schlugen genau wie die vorhergehenden fehl und verliefen gänzlich fruchtlos.

Ende April 1856 hatte Moritz Haupt brieflich Kuno Fischer geraten, durch Vermittlung der Philosophischen Fakultät in Berlin — gewissermaßen als letztes Mittel — ein Immediatgesuch an den König Friedrich Wilhelm IV. gelangen zu lassen. Dies Immediatgesuch wurde von Kuno Fischer am 3. Mai 1856 aus Heidelberg abgesandt. Am Schlusse dieses Schreibens steht, daß er sich als ein Schutzflehender der Preußischen Majestät nahe und von deren Wohlwollen erbäte, ihm huldreichst ein Plätzchen der Wirksamkeit zu gestatten. (1853—59 Nr. 1, Vol. 9, Zulassung der Privatdozenten, Universitätsarchiv.)

Von der Absendung dieses Immediatgesuches wird Raumer durch ein Schreiben der Fakultät vom 30. Mai 1856 benachrichtigt.

Am gleichen Tage, an dem Kuno Fischer sich direkt an den preußischen König gewandt hatte, war er erneut schriftlich an die Philosophische Fakultät herangetreten. Er dankte ihr für die nachdrücklichen Bemühungen, die, wenn sie auch bisher ohne den gehofften Erfolg geblieben seien, ihm doch zur ehrenvollsten und dankenswertesten Genugtuung gereichten, wenn er sähe, wie die hohe Fakultät seine Angelegenheit ihrer ausgezeichneten und nachhaltigen Teilnahme gewürdigt hätte. Vor der, vom Minister geforderten, deutlichen und bestimmten Erklärung, daß der von ihm eingenommene philosophische Standpunkt der Religion und dem Christentum so wenig widerschreite, daß er vielmehr beide im Innersten anerkenne, brauche er nicht zurückzuschrecken! Er nehme nicht im mindesten Anstand, eine Erklärung zu geben, die beweise, daß er auch von seiten einer philosophischen Vorstellungsweise ein Recht habe, sich einen evangelischen protestantischen Christen zu nennen. Er hätte bereits, so führt er weiter aus, nicht nur in beigefügten Andeutungen, wie der Minister Raumer behauptet habe, sondern in absichtlichen Ausführungen die früheren Aussprüche, die zu seiner Verurteilung Anlaß gegeben hätten, berichtigt. Eine solche absichtliche Ausführung bestünde in seinem Buche über Spinoza im Abschnitt, der von Friedrich Jacobi handelt, woselbst er sich mit den religiösen Kontroversen Jacobis zum Pantheismus Spinozas einverstanden erklärt hätte. Sein Buch über Leibniz habe als eine ausführliche Darstellung einer christlichen Philosophie zeigen sollen, daß Leibniz, einer der größten aller Denker, mit weit größerem Recht ein Christ wäre, als man gewöhnlich meine. Dies Buch sei der ausführliche und deutliche Beweis, daß er derjenige nicht sei, der aus Pantheismus und Theismus Gegensätze mache. In der Vorrede zu seinem Lehrbuche der Logik wie auf dem Katheder habe er eine absichtliche und sehr bestimmte Erklärung gegen Feuerbach und die Materialisten gegeben, so daß er öffentlich bezichtigt worden wäre, die Gunst der Regierung und der Theologie zu suchen. Weiter könne er sich auf die in dieser Abhandlung bereits erwähnten Streitschriften gegen Schenkel berufen und müsse selbst hervorheben, daß er überall dort, wo sich in der Geschichte der Philosophie ein Gegensatz zur Religion gebildet und hervorgedrängt habe, diesen als eine ungeschichtliche Denkweise aufgefaßt und widerlegt hätte. Er berufe sich auf seine Ausführungen über die deutsche Verstandesaufklärung der Wolfianer und ihrer Geistesgenossenschaft. Dasselbe werde er auch noch stärker an der englischen und französischen Aufklärung in einem ausführlichen Buche über Bacon von Verulam hervorheben, welches in Kürze erscheinen werde.

Auf Grund dieses Fischerschen Schreibens richtet am 29. Mai 1856 die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Philosophische Fakultät an Friedrich Wilhelm IV. von sich aus ein Immediatgesuch, in dem sie unter Vorlegung der Fischerschen Eingabe nochmals eine genaue Darstellung der ganzen Angelegenheit und ihres Gesamtverlaufes gibt. Sie läßt sich dabei wie früher auf eine genaue Prüfung und Zurückweisung der gegen Fischer erhobenen Vorwürfe ein und verleiht erneut ihrem entschiedenen Eintreten für seine Zulassung energischen Ausdruck.

Darauf erläßt am 28. Juni 1856 Friedrich Wilhelm IV. eine Kabinettsorder, in der er erklärt, daß er mit Rücksicht auf die ihm entwickelten Gründe geneigt sei, dem Gesuche Kuno Fischers die Genehmigung zu erteilen. Von dieser Kabinettsorder wird Kuno Fischer durch ein Schreiben vom 31. Oktober 1856 seitens des Geheimrats Vatke (Berlin) in Kenntnis gesetzt.

Diese Entschließung des Königs versucht der Minister von Raumer mit einem Schreiben vom 25. August 1856 zu erschüttern, indem er dieselben Beschuldigungen, wie gewohnt, von offenbarem Pantheismus und Atheismus vorbringt.

Ende Juli hatte sich Kuno Fischer erneut an Boeckh gewandt, dem er anliegend sein Werk über Bacon von Verulam übersandte. Kuno Fischer war inzwischen von Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen, der bis 1854 in London preußischer Gesandter war und dann in Charlottenberg bei Heidelberg seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, geraten worden, evtl. durch Vermittlung Alexanders von Humboldt dem Könige dies Buch über Bacon zukommen zu lassen. Symptomatisch in diesem Schreiben Fischers ist seine Kritik über das assertorische Urteil des Ministers von Raumer, das doch jeden Grundes entbehre. Das Fischersche Schreiben wird von Boeckh am 3. August außerordentlich pessimistisch beantwortet. Boeckh schreibt, was die Fakultät beträfe, so habe diese ihre Mittel nunmehr erschöpft. Nicht Stahl, wie Kuno Fischer meine, sondern Hengstenberg sei der treibende Faktor zur Ablehnung des Fischerschen Gesuches.

Die außerordentlich vernünftige Stellungnahme, die der König Friedrich Wilhelm IV. in dieser Angelegenheit an den Tag legte, tritt besonders in einem vom 31. Oktober 1856 aus Sanssouci an Raumer gerichteten Erlaß zutage. Die Gründe, die Raumer bewogen hätten, die Zulassung Fischers bedenklich erscheinen zu lassen, würdige er — der König — vollkommen. Er habe sich indessen doch nicht überzeugen lassen, daß das Auftreten auch eines talentvollen Anhängers einer vom Christentum abgewandten Richtung, die sich als eine bereits überwundene philosophische Anschauung darstelle, zu einer Gefahr gestempelt werden könne, um derentwillen einem solchen Manne der Lehrstuhl zu versagen wäre. Er sei vielmehr der Meinung, daß selbst die glänzendste Darstellung irrtümlicher fremder Ansichten ohne schöpferische Originalität einer solchen Besorgnis nicht Raum gäbe. Da Fischer selbst und die ganze Philosophische Fakultät der Berliner Hochschule seine Umkehr bestätigt hätten, und da ferner auf dem Gebiete des philosophischen Denkens nicht im voraus die alleinige Entwicklung christlicher Wahrheiten gefördert werden könne, so sei er, der König, für die Zulassung Kuno Fischers. Er ermächtige aus diesem Grunde Raumer, dementsprechend die Philosophische Fakultät zu bescheiden.

Über diese königliche Entschließung sagt Kuno Fischer in der Darstellung seines Lebenslaufes folgendes: „Der König war durch Humboldt, der ihm abends in Sanssouci etwas aus meinem Bacon vorgelesen hatte, günstig gestimmt und ernannte zur Begutachtung meiner Angelegenheit zwei Theologen: Hengstenberg und W. Hoffmann aus Leonberg in Württemberg. Diesen hatte der König nach Berlin berufen, zum Generalsuperintendenten der Kurmark ernannt und in die einflußreichste Stelle des Oberkirchenrats eingesetzt. Er hatte das vollste Vertrauen des Königs. Hengstenberg war gegen, Hoffmann für mich."

Auch Boeckh war von der Denkweise des Königs in Kenntnis gesetzt worden,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zwar durch Alexander von Humboldt, der ihm schrieb: „Da in dem Auszuge des Briefes von Bunsen, den mir der König abgefordert hatte, eine warme Empfehlung des Kuno Fischer stand, so hat der König mit mir weitläufig über die in Heidelberg entzogene und hier nicht gegebene venia docendi gesprochen. Er würde nichts gegen Erteilung der venia haben, denn er wünsche sehr, daß man für die Philosophie endlich einmal etwas Glänzendes, Frisches und Belebendes für Berlin erhalte." (August Boeckh, Lebensbeschreibung und Auswahl aus seinem wissenschaftlichen Briefwechsel, Leipzig 1909, Alexander Hoffmann, Seite 450.)

Der Erlaß des Königs an Raumer wird in einem Bericht Raumers, der im Konzept ohne Datum vorliegt und aus 24 engbeschriebenen, völlig unleserlichen Folioseiten besteht, gewohnheitsgemäß dahin beantwortet, daß nach Raumers Ansicht Dr. Fischer nach wie vor in einer grundlosen Opposition gegen die Grundformen des Christentums erwiesenermaßen stünde. Dr. Fischer verfüge dabei weder über eine hervorragende Gelehrsamkeit, noch über irgendwie ausgeprägte Gaben des Geistes. Raumer müsse deshalb auf Ablehnung der Fischerschen Bitte und deren Unterstützung durch die Philosophische Fakultät bestehen.

So schien die Angelegenheit wieder auf einem toten Punkt angekommen zu sein, und doch sollte diesmal eine ungeahnt schnelle Lösung eintreten und aller Schwierigkeiten Herr werden. Es erfolgte nämlich die Berufung Kuno Fischers als ordentlicher Professor — nach Jena!

Bereits am 14. Juli 1854 hatte der Vortragende Rat im Preußischen Ministerium der Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Dr. Johannes Schulze, die Aufmerksamkeit des Jenenser Universitätskurators Seebeck auf Kuno Fischer gelenkt. Dieser Schritt war nicht ohne Folgen geblieben. Am 29. August 1856 kann Dr. Schulze Kuno Fischer seine Ernennung zum Professor in Jena unter der Hand mitteilen. „Sapienti sat", ihm möge diese Kunde vorläufig genügen. In einem weiteren Schreiben rät ihm Schulze im November 1856, die unmittelbare Erlaubnis des preußischen Königs einzuholen, „bei einer fremden Macht dienen zu dürfen". Am selben Tage benachrichtigt Kuno Fischer Boeckh, daß die offizielle Dokationsurkunde aus Jena eingetroffen sei. Er sei überglücklich, denn er brauche endlich wieder ein Amt und habe nicht mehr nötig, um ein Asyl zu betteln. Dieses Fischersche Schreiben wird sofort von Boeckh beantwortet. „Was die Berliner Fakultät getan habe, sei zwar ohne Erfolg, aber doch nicht umsonst gewesen, denn vielleicht dürfe die Beharrlichkeit doch dazu beigetragen haben, die Gegner Fischers in den Sächsischen Herzogtümern umzustimmen und zu entkräften."

Und wie so oft im Leben unberechenbare Zufälle eintreten, so war bereits Weimars Großherzog Karl Alexander selbst auf Kuno Fischer aufmerksam gemacht worden. Dieser schreibt darüber in seiner Autobiographie: „Einer meiner besten Gönner und Freunde in Heidelberg, der Geschichtsforscher Friedrich Christian Schlosser, hatte das Augenmerk des Großherzogs von Weimar auf mich gelenkt. Dieser hatte ihn unter dem Namen eines Grafen Ettersburg besucht, sich nach gelehrten Notabilitäten erkundigt und zuletzt als Karl Alexander, Großherzog von Sachsen, zu erkennen gegeben. Er war eben zur Regierung gekommen und von dem Streben beseelt, Weimars geistigen Ruhm wiederherzustellen und zu erhöhen. Diesem Streben ist er durch eine mehr als 50jährige Regierung treu geblieben."

Obgleich Kuno Fischer die Entscheidung des preußischen Königs längst wußte, hatte die Philosophische Fakultät auf Grund der Raumerschen Intrigen noch keine offizielle Antwort darüber erhalten. In einem Schreiben der Philosophischen Fakultät an Raumer vom 25. November 1856 fragt sie dementsprechend an.

Erst am 20. Dezember 1856, also an einem Zeitpunkt, an dem längst die Berufung Kuno Fischers nach Jena allgemein bekannt war, erfolgt die Antwort

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raumers an die Fakultät. Sie ist eine lahme Rechtfertigung wegen Vorenthaltung der königlichen Entscheidung.

Auch vom König erhält die Philosophische Fakultät unter dem 20. Dezember 1856 eine Antwort. Der König begrüßt aufs wärmste die Berufung Fischers nach Jena.

Charakteristisch ist, was Alexander von Humboldt am 12. Dezember 1856 an Bunsen schrieb: „Der König hat bis zuletzt sehr edel Kuno Fischer gegen den von Hengstenberg aufgehetzten Kultusminister in Schutz genommen. Auf alle Fälle hat das kleine Jena einmal wieder die Ehre Deutschlands gerettet." Am 16. Dezember 1856 trägt Varnhagen von Ense in sein Tagebuch die Sätze ein: „Professor Kuno Fischer, Jena, hält Vorlesungen mit dem größten Beifall und Zudrang. Die „Nationalzeitung" berichtet darüber in glänzender Weise. Der König hat für Kuno Fischers Zulassung an der hiesigen Universität und gegen den Minister von Raumer entschieden, aber was hilft's? Fischer ist doch nicht hier, sondern in Jena, und Preußen hat das Nachsehen."

Eine Bestätigung dieser Nachricht dokumentiert ein persönliches Schreiben Kuno Fischers vom 25. Dezember 1856 an Boeckh. „Meine ersten Erfolge in Jena sind so gut als Triumphe gewesen! Nach den beiden ersten Vorlesungen war ich genötigt, das größte Auditorium zu wählen, im Kollegiengebäude, wo einst Fichte und Schiller gelesen haben. Diese lebendige Erinnerung an die Heroen unserer geistesmächtigen Zeit tut mir sehr wohl und erhebt mich, da ich mir sehr deutlich bewußt bin, einem geringen Epigonengeschlecht anzugehören, dessen größte Tugend die Liebe und Verehrung dessen ist, was ihm mächtige Geister vorgebildet haben . . ."

Am 9. Januar 1857 teilt schließlich der großmächtige preußische Kultusminister von Raumer — es klingt wie ein Witz — offiziell der philosophischen Fakultät von Berlin mit, daß Fischer nach Jena berufen sei. Von der königlichen Entschließung wird nicht gesprochen. Raumer ist in der günstigen Lage, daß sich eine klare Antwort auf die Frage der Fakultät erübrigt, weil das Habilitationsgesuch Fischers durch dessen Berufung nach Jena hinfällig geworden ist.

Hiermit finden die Akten ihren Abschluß. „Die Gefahr für das Reich Gottes", die in der Anstellung Kuno Fischers als Professor in Berlin bestehen sollte, war noch einmal glücklich abgewandt worden.

Im Jahre 1881 hatten sich im Preußischen Kultusministerium die Ansichten scheinbar geändert. Damals war in Berlin der Philosoph Lotze gestorben, und „dem Verfemten" wurde dessen Professur angeboten. Kuno Fischer lehnte jedoch diesen Ruf ab, weil ihm inzwischen sein Heidelberger Wirkungskreis, den er 1872, von Jena kommend, gefunden hatte, so lieb geworden war, daß er ihn nicht mit Berlin vertauschen wollte.

In der langen Reihe von Büchern, die Kuno Fischer fast ein halbes Jahrhundert lang den damals angefochtenen hat folgen lassen, ist er niemals von dem, was er als wahr erkannte, abgewichen. Insbesondere hat er sich stets angelegen sein lassen, die religionsphilosophischen Ideen eines Kant und Fichte, eines Schelling und Hegel mit der ruhigen Wahrheitsliebe des Forschers und zugleich mit voller Freiheit des Geistes darzustellen.

So sind die vorliegenden Akten geradezu ein Schulbeispiel für die theologischen Denunziationen der damaligen Zeit, die überall, in Baden, Hessen, Preußen und Württemberg auf die Unterstützung der dort herrschenden reaktionären Parteien rechnen durften — und zwar 8 Jahre nach der Revolution von 1848.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ibn Chaldun
Ein arabischer Kulturhistoriker des 14. Jahrhunderts

Von

O. G. von Wesendonk

Das 14. Jahrhundert bringt im Machtbereich des Islam eine Verschiebung des Schwergewichts mit sich. Die Kreuzzüge hatten mit einem völligen Mißerfolg geendet, während das nur noch ein Scheindasein führende Khalifat von Bagdad unter dem Ansturm der Mongolen zusammenbrach. Zuerst hatte die kurdische Dynastie der Ejjubiden von Ägypten aus die Führung der islamischen Welt übernommen, an ihre Stelle traten die türkischen Mamluken, die nicht allein die Kreuzfahrer endgültig aus dem Heiligen Lande vertrieben, sondern auch den Mongolen im Vordringen nach Westen Halt geboten. Die Nachfolger Tschingis Khans nahmen bald den Islam an. Als erster trat der Enkel Hulagus, des Eroberers von Bagdad, Ghazan, in Persien im Jahre 1295 zum Muhammedanismus über. Von den zahlreichen Trümmern des mongolischen Reichs hielt sich vor allem die Tatarenherrschaft in Rußland, deren Aufrichtung einen gewaltigen Zuwachs für die Macht der Muhammedaner bedeutete. Auch im Mittleren Osten errang der Islam im Gefolge der Mongolen Fortschritte. Deren welterobernde Bestrebungen nahm Timur auf, und mit ihm stieß das Reich der Osmanen zusammen, das im 14. Jahrhundert seine Residenz nach Adrianopel verlegte und durch die Schlacht auf dem Amselfelde dem Serbischen Reiche und bald darauf dem der Bulgaren ein Ende bereitete. Von Timurs Nachfolgern wurde dann im Anfang des 16. Jahrhunderts das Reich der indischen Großmogule gegründet, das den unter ihrer Herrschaft stehenden Völkern so lange eine große Blüte brachte, als die Versuche der Franzosen und Engländer, Indien in ihre Gewalt zu bekommen, den inneren Bestand des Mogulreichs nicht erschütterten. Ausbreitungskraft hat der Islam also auch noch dann besessen, als das Khalifat nur noch ein Scheinamt unter der Aufsicht der ägyptischen Mamluken darstellte, jener Islam, der noch im 19. Jahrhundert in Afrika und China erhebliche Gewinne verzeichnen konnte. Freilich hatte das islamische Einflußgebiet in anderen Teilen Einbuße zu erleiden.

Im Westen des muhammedanischen Herrschaftsbezirks war das ummajadische Khalifat von Córdova zerfallen, das nach dem Siege des ersten Abbassidenkhalifen Abu'l Abbas as saffah über Merwan II. von einem Prinzen des entthronten Hauses, Abd ur rahman, gegründet worden war. Die Einzelterritorien, die von den verschiedenen Dynastien beherrscht wurden, konnten weder den Spaniern noch den von der afrikanischen Küste herüberkommenden Berbern Widerstand entgegensetzen. Die aus der südlichen Sahara hervorgegangenen Almoraviden und die sie ablösenden Almohaden, die aus dem Sus stammten, schufen kurzlebige, gewaltige Reiche. Im 14. Jahrhundert waren diese aber bereits verschwunden. Auf spanischem Boden hielt sich nur noch das Geschlecht der Nasriden, das aus Granáda einen Mittelpunkt der Kunst, Wissenschaft und Literatur machte. Die Machthaber von Marokko, die Meriniden, besaßen zwar in Südspanien noch einige Stützpunkte, wie Ronda, aber auch das einst umfangreiche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

afrikanische Reich der Almoraviden und Almohaden war aufgelöst. Außer den Meriniden von Fes teilten sich die Hafsiden von Tunis, die Abd el Waditen von Tlemsen (Telmesan) und zahlreiche kleinere Potentaten in das Erbe der großen Dynastien berberischen Ursprungs. Jede Landschaft, jede einigermaßen bedeutende Stadt hatte ihren eigenen Herrscher, der seine Nachbarn oder nominellen Oberherren befehdete, kurz, das muslimische Nordafrika unterschied sich in nichts vom damaligen Abendland, wenn nicht trotz des Verfalls noch durch einen höheren Grad von Kultur, Gesittung und Bildung.

In dieser Zeit des scheinbaren Niedergangs der Macht des Islam ward zu Tunis ein Geschichtsforscher geboren, der zu den originellsten Köpfen der arabischen Geistesgeschichte gehörte. Im Jahre 1332 erblickte Abu Said Abd ur rahman ibn Chaldun in Tunis das Licht der Welt. Seit der Zeit, wo Sidi Okba zu Kairuan die berühmte, erst durch den Einmarsch französischer Truppen entweihte Moschee errichtet hatte, war Ifrikijja, wie die Araber Tunesien nannten, ein Sitz der Gelehrsamkeit geblieben, und es hat diesen Ruf bis in die neueste Zeit in gewissem Sinne aufrechterhalten. Politisch war sein Glanz allerdings bereits stark verblaßt. Wie Achmed ibn Tulun, der 868 zum abbassidischen Statthalter von Ägypten ernannt wurde, im Nillande eine mächtige, faktisch selbständige Dynastie hinterließ, so bemächtigten sich um 800 die Aghlabiten in Tunesien der tatsächlichen Gewalt. Unter diesen Herrschern setzte eine neue Expansionswelle des Islam im westlichen Becken des Mittelmeers ein. Die Aghlabiten vermehrten nämlich den Machtbezirk des Islam durch die Eroberung Siziliens und Sardiniens. Sie beunruhigten Rom, die Küste Italiens, die Provence und drangen im Rhônetal aufwärts, so daß Genf zeitweilig unter arabischer Herrschaft stand. Karl Martells Sieg über die Sarazenen schien durch die Streifzüge der tunesischen Aghlabiten in Frage gestellt zu sein. In Ifrikijja entstand auch das Reich der schiitischen Fatimiden, dessen Gründung durch den syrischen Ismaeliten Ubeid ullah al Mahdi zu den merkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte überhaupt gehört. Die Glanzperiode, wo von Tunis aus der Islam in die Länder der Franken vordrang und ein Abenteurer wie Ubeid ullah eine bedrohliche Konkurrenz gegen die Khalifen von Bagdad errichten konnte, waren vorüber.

Aus den Trümmern des Almohadenreichs, das für eine kurze Spanne Zeit den ganzen Westen noch einmal zusammengeführt hatte, hatten die Hafsiden sich Tunesien gesichert. Ihr Ahnherr war der Scheich der Hintata, Abu Hafs, der noch von den Almohaden zum Gouverneur von Sevilla und Westandalusien ernannt worden war. Dessen Enkel Abu Zakaria war Gouverneur von Ifrikijja und machte sich dort 1228 selbständig. Als Ibn Chaldun zur Welt kam, war aber, wie fast überall, außer in den Ländern, wo Türken an der Herrschaft waren, der Sultan eigentlich nur noch eine Paradefigur. Die wahre Macht lag in den Händen der Leibwachen und der Gouverneure, die sich oft genug von ihrem Oberherrn lossagten. In die Periode der Hafsiden fällt der siebente Kreuzzug, der Ludwig IX. von Frankreich nach Tunis geführt hatte.

Unser Historiker entstammt einem Geschlecht, das seinen Ursprung aus der südarabischen Landschaft Hadramaut herleitet. Der Ahnherr der Chaldun ließ sich zuerst in Carmona nieder, von wo die Familie nach Sevilla übersiedelte. Dort gelangte sie bald zu hohem Glanz und Ansehen. Als Verwaltungsbeamte oder Militärs nahmen die Angehörigen des Hauses große Stellungen ein und blieben mit den wechselvollen Geschicken der Stadt aufs innigste verbunden. Beim Zusammenbruch des Almohadenreiches setzte die Familie nach Ceúta über, und in der Hoffnung, bei den Nachkommen des Abu Hafs im Exil Hilfe zu finden, wählten die Chaldun Bône und dann Tunis zu ihrem Wohnsitz. Der Großvater des Geschichtsschreibers bekleidete wiederholt das Amt eines Premierministers (Hadscheb) des Emirs Abu Hafs, unter dessen Nachfolger al Mustansir er als Vizeminister wirkte. Der Vater des Historikers, Abu Bakr Muhammed, war zunächst

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldat, widmete sich aber dann der wissenschaftlichen Laufbahn. Er wurde, da das Rechtsstudium einen wesentlichen Bestandteil jeglicher geistiger Betätigung in den Ländern des Islam ausmacht, ein hervorragender Rechtsgelehrter.

In solcher Umgebung und mit derartigen Überlieferungen wuchs Abd ur rahman auf, und es war klar, daß auch er sich der staatlichen Laufbahn widmen würde. Der Kriegsdienst zog ihn nicht an, sondern er neigte dem wissenschaftlichen Studium zu, wozu ihm sein Vater den ersten Anstoß gab. In Tunis mit seinen berühmten Büchersammlungen und Gelehrten fand er reichlich Gelegenheit zur Ausbildung. Stoff boten die islamischen Lehranstalten der damaligen Zeit den Wissensdurstigen in überreichlicher Fülle. Die islamische Bildung trug zwar bereits den scholastischen Charakter, den sie seit der Abkehr des abbassidischen Khalifen al Mutawakkil vom Rationalismus der mutazilitischen Schule im Jahre 847 angenommen hatte. Aber auch unter der strengen Herrschaft der Orthodoxie blieb das Feld der Bildung weit umfangreicher als im Abendlande. Das bewirkte schon allein der Umstand des Fehlens eines abgeschlossenen geistlichen Standes. Dazu kam der nicht unwesentliche Umstand, daß dem consensus der Lehrmeinungen, der „Idschma", bei allen Meinungsverschiedenheiten besondere Bedeutung zukam. Auf diesem Wege hat das starre Dogma manche Abänderung erfahren, hier setzten anderseits die puristischen Bestrebungen ein, die den Islam von allem nicht ursprünglichen Beiwerk reinigen wollen. Bei der engen Abhängigkeit der islamischen Rechtswissenschaft von der Religion — ist doch der Koran in den in Medina entstandenen Teilen ganz überwiegend ein Rechtsbuch — war juristische Kenntnis ohne Eingehen auf die scholastisch-religiösen Probleme undenkbar. Dazu kam der Einfluß der fremden Anschauungen, die durch die Aufnahme immer neuer Völker den Gesichtskreis trotz aller Befehdung von starrsinniger orthodoxer Seite erweiterte und unter den Abbassiden jene reiche Mischkultur ausbildete, die man als die islamische bezeichnet. Von besonderer Bedeutung war die Durchsetzung der islamischen Kultur mit den Überresten antiker Auffassungen gewesen, die namentlich von der syrischen Stadt Harran ausging, wo sich bis ins 9. Jahrhundert helleniſtisches Heidentum gehalten hatte. Gleichzeitig wirkte in diesem Sinne die Hochschule von Gundeschapur in Persien, an die einst der große Sassanidenherrscher Chosru Anuschurvan die von Justinian aus Athen vertriebenen Neuplatoniker berufen hatte. Den Einfluß der antiken Weltanschauung, wie er vom Abassiden al Mamun bewußt gefördert wurde, vermochte keine Scholastik mehr einzudämmen. Besonders weitherzig war man namentlich vor dem Eindringen der almoravidischen Fanatiker in Spanien gewesen, das einen Freigeist wie Ibn Hazm hervorgebracht hatte, aber noch unter den Berberdynastien Philosophen wie Ibn Ruschd (Averroes), Musa ibn Maimun (Maimonides) und Ibn Tufail aufweisen konnte, die das Denken des mittelalterlichen Europa auf das Nachhaltigste beeinflußten.

Ibn Chaldun eignete sich rasch das enzyklopädische Wissen an, das ihm seine Lehrer boten. Wenn er dem „Fikh", der viele andere Zweige, namentlich auch theologische Probleme umfassenden Jurisprudenz, dabei besondere Aufmerksamkeit widmete, so hielt er sich im Rahmen der maurischen Tradition. War doch schon im 9. und 10. Jahrhundert an der berühmten Universität von Córdova die Disziplin der theologischen Rechtswissenschaft die bei weitem beliebteste. Der spanische Muslim begnügte sich nicht mit der reinen Theorie, er wollte seine Kenntnisse praktisch verwerten.

Auf dieser Bahn bewegte sich auch Ibn Chaldun. Kaum hatte er seine mit Eifer betriebenen Studien abgeschlossen, wobei er übrigens hervorhebt, daß er allein den Koran auswendig lernte, sich bei den übrigen Werken und Kommentaren aber nur auf ein genaues und wiederholtes Durcharbeiten beschränkte, trat er mit zwanzig Jahren ins öffentliche Leben. Er wurde Sekretär des hafsidischen Sultans Abu Ishak, der nach einer von den Beduinen dem Merinidenherrscher von Marokko, Abu'l Hassan, 1348 bei Kairuan beigebrachten Niederlage die Herrschaft über Tunis angetreten hatte. Die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsicheren Zustände und die ständigen Kämpfe der Hafsiden gegen die teilweise dem Namen nach von ihnen abhängigen Machthaber der Umgebung veranlaßten Ibn Chaldun, anderswo ein Unterkommen zu suchen. Er begab sich nach Fes zum Meriniden Abu Ainan, der ihn als Sekretär verwandte. Fes, das sich noch heute als Sitz streng orthodoxer Wissenschaft einen Ruf bewahrt hat, war unter den Meriniden ein bedeutender wissenschaftlicher Mittelpunkt. Ibn Chaldun, der durch seine Tätigkeit Einblick in die politischen Wirrnisse des Tages gewann, benutzte die Gelegenheit zur Anknüpfung wichtiger gelehrter Beziehungen. Er sollte aber bald die Wechselfälle des islamischen Hof- und Staatslebens kennen lernen. Wegen seiner Beziehungen zum hafsidischen Emir von Bidschaja wurde er verdächtigt und eingekerkert. Nach dem Tode Abu Ainans wurde Ibn Chaldun zwar befreit und vom Regenten in seine früheren Ämter eingesetzt, der neue Sultan Abu Salem machte ihn dann zum Staatssekretär und Leiter seiner Kanzlei, Ibn Chaldun geriet aber in Differenzen mit dem Wesir Omar, der in ihm einen Rivalen witterte, und bemühte sich, von Marokko fortzukommen. Nach Tlemsen (Telmesan), wo die Abd el Waditen sich erneut festgesetzt hatten, durfte er nicht. Er begab sich also nach Granáda, dessen König, Muhammed V., durch Ibn Chaldun von den Meriniden die Erlaubnis erhalten hatte, sich zum Wiedererwerb des von ihm verlorenen Thrones der von Marokko abhängigen Stadt Ronda als Stützpunkt zu bedienen. In Granáda erlangte Ibn Chaldun rasch eine angesehene Stellung, und wurde zur Ratifikation eines Friedensschlusses mit Pedro dem Grausamen, König von Castilien, als Gesandter nach Sevilla abgeordnet. Pedro soll dem Sprößling des alten Sevillaner Geschlechts die Rückgabe aller Familiengüter angeboten haben, aber Ibn Chaldun lehnte das ab. In Granáda aber kam es bald zu einem Konflikt mit dem als Schöngeist, Historiker und Staatsmann gleich hervorragenden Wesir Ibn ul Chatib, dessen Werke noch heute eine Hauptquelle für die Geschichte der Nasridenepoche von Granáda bilden. Ibn Chaldun sah sich genötigt, Granáda zu verlassen, dessen hohe geistige und künstlerische Blüte ihn anzog, so schwach das Reich der Nasriden auch in politischer Hinsicht dastand. Ibn Chaldun kehrte nach Afrika zurück und ließ sich beim Emir Abdullah aus dem Hause der Hafsiden in Bidschaja nieder. Als dessen Vetter, der Emir Abu'l Abbas von Constantine, Abdullah tötete und sich zum Herrn der Stadt machte, trat Ibn Chaldun in die Dienste des Sultans Abu Hamum von Telmesan aus dem Haus Abd el Wad. Ibn Chaldun sollte diesem Herrscher, der Abu'l Abbas aus Bidschaja vertreiben wollte, die Hilfe gewisser Nomadenstämme sichern und zugleich ein Bündnis mit Abu Ishak von Tunis vermitteln. Das Unternehmen des Sultans von Telmesan gelang aber nicht, zumal er in kriegerische Verwicklungen mit dem Meriniden Abd ul Asis von Fes geriet. Unter diesen Umständen versuchte Ibn Chaldun von Abu Hamum fortzukommen und erhielt von ihm einen Auftrag für Granáda. Auf der Reise wurde er jedoch auf Befehl des Sultans von Marokko festgenommen, aber sehr bald von diesem beschäftigt, und vermittelte dann die Unterwerfung seines früheren Herrn Abu Hamum. Ibn Chaldun blieb in Fes, bis es nach dem Tode Abd ul Asis zu Thronfolgestreitigkeiten kam, die ein Eingreifen des Königs von Granáda veranlaßten.

Nun beginnt für Ibn Chaldun eine Periode, in der er weniger hohe Staatsämter bekleidete als wissenschaftlichen Beschäftigungen lebte. Granáda, wohin er für kurze Zeit zurückgekehrt war, mußte er erneut verlassen, weil man ihm vorwarf, sich an einer angeblichen Verschwörung seines früheren Rivalen Ibn ul Chatib beteiligt zu haben, für den er sich während dessen Gefangenhaltung in Fes tatsächlich eingesetzt hatte. Sehr peinlich war es Ibn Chaldun, das Gebiet des von ihm gewissermaßen verratenen Abd el Waditen Abu Hamum zu berühren, aber er erreichte es, von diesem Fürsten wieder in Gunst aufgenommen zu werden. Einen Auftrag, einen mächtigen Araberstamm auf die Seite Abu Hamums von Telmesan zu bringen, benutzte Ibn Chaldun, um vier Jahre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang bei diesen Nomaden in einem Schlosse zu leben und in Ruhe und Muße dort an die Ausarbeitung seines Geschichtswerkes zu gehen.

Da seine Arbeiten die Benutzung einer großen Bibliothek erforderlich machten, begab sich Ibn Chaldun nach Tunis, wo der Sultan Abu'l Abbas ihn sehr freundlich behandelte, und, trotz aller Intrigen der Hofclique, förderte der Hafside die wissenschaftlichen Unternehmungen des Gelehrten. Aber aus einem gewissen Mißtrauen heraus behielt ihn der Sultan in seiner Nähe und nahm ihn verschiedentlich auf Expeditionen mit, so daß der ganz von seinen wissenschaftlichen Zielen erfüllte Ibn Chaldun nicht die Ungebundenheit fand, die er brauchte. Unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt nach Mekka schiffte er sich im Jahre 1382 nach Ägypten ein. Von den Studenten wurde er bewogen, Vorlesungen an der berühmten al-Azhar-Universität in Kairo zu halten. Er wurde zum Professor an dieser Hochschule ernannt und erhielt schließlich das Amt des Großkadis der Malekiten. In dieser Stellung entwickelte Ibn Chaldun eine reiche praktische Tätigkeit, trat gegen Mißbräuche in der Rechtspflege auf, ließ Trinkstuben schließen und verfolgte die Scheinheiligkeit. Dadurch griff der Eiferer in zahlreiche Privatinteressen ein und zog sich scharfe Feindschaften zu. Denn das damalige Kairener Volk, dessen Anschauungen und Sitten der aus Ägypten stammende, zur Mamlukenzeit entstandene Teil von 1001 Nacht getreulich schildert, war leichtlebig und genußfreudig und wollte von dem strengen Maghrebiner nicht gestört werden. Schließlich legte er sein Amt nieder und widmete sich wieder ganz der Wissenschaft. Eine Pilgerfahrt nach dem Hedschas unterbrach diese friedliche Epoche seines Lebens, die er in einem Dorfe des Fajum zubrachte. Im Jahre 1399 wurde Ibn Chaldun noch einmal malekitischer Kadi, begann sofort wieder seine puristischen Grundsätze in die Tat umzusetzen und wurde beim Tode seines Gönners, des Mamlukensultans Barkuk [1]), schon 1400 wieder seiner Würde entkleidet.

Seit dem Siege Musaffar Kutuz über Hulagus Mongolen bei Ain Jalut in Syrien im Jahre 1260 hatten sich die ägyptischen Mamluken als die Vorkämpfer des Islam gegen die Mongolen gefühlt. Der sagenberühmte Babars, der den christlichen Kreuzfahrern im Jahre 1268 Antiochien entriß, hatte einen angeblichen Abkömmling der Abbassiden Abu'l Kasim Achmed bei sich aufgenommen und als geistliches Oberhaupt anerkannt. Auch als die Mongolen längst Muhammedaner geworden waren, setzte sich die Rivalität zwischen ihnen und den Ägyptern fort, die vorgaben, die Sache der abbassidischen Khalifen zu verfechten. Die überlieferte Rivalität ging dann auf Timur über, der das Reich Temudschins in freilich engeren Grenzen wieder aufleben ließ. Im Herbst 1400 erschienen Timurs Tataren in Syrien. Der ägyptische Sultan Faradsch eilte ihm entgegen und nahm Ibn Chaldun mit sich. Es kam aber nicht zum Kampfe zwischen Ägyptern und Tataren, sondern der Mamlukensultan, in dessen Umgebung Zwistigkeiten ausgebrochen waren, kehrte nach Kairo zurück und überließ die Syrer ihrem Schicksal. Die ägyptische Besatzung von Damaskus, das Timur belagerte, weigerte sich, in Unterhandlungen einzutreten. Heimlich schlich sich Ibn Chaldun ins tatarische Lager, ward von Timur empfangen, dem er die auf ihn bezüglichen Teile seiner Weltgeschichte vorlas, und wurde mit anderen Gelehrten nach Kairo entlassen. Während sich Timur nach Georgien und Anatolien wandte und am 20. Juli 1402 den Osmanensultan Bajasid bei Angora vernichtend schlug und gefangennahm, lebte Ibn Chaldun wieder friedlich als Gelehrter und Rechtskenner in Kairo, nahm noch verschiedene Male den Posten des Großkadis der Malekiten ein und starb 74jährig am 15. März 1406.

* * *

[1]) Barkuk (1382—1399) ist der Begründer der zweiten tscherkessischen Mamlukendynastie von Ägypten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer Ibn Chalduns Werk und dessen Eigentümlichkeit verstehen will, muß den Schlüssel im Leben des Autors suchen, das daher hier mit seinen Wechselfällen und seinem Auf und Nieder nach des Historikers eigenen Angaben dargestellt worden ist. Charakteristisch ist das stete Hinübergleiten von der Praxis in die Theorie und von dieser zurück ins tägliche Leben. Aber lange hält es Ibn Chaldun nirgends aus. Teils schafft er sich durch seine Gründlichkeit und Gewandtheit Neider, teils stößt er durch allzu große Schärfe an, die an Volksgewohnheiten rüttelt, teils wieder treibt ihn innere Unruhe. Er will alles sehen, und so ist er von seinem ereignisvollen Dasein erst richtig befriedigt, als er nach dem Maghreb und Ägypten auch den Osten kennen lernt. Wissensdurst veranlaßt ihn, alles durch eigene Erfahrung nachzuprüfen. Aus der Beschäftigung mit dem staatlichen Leben rettet er sich in die Beschaulichkeit des Studiums und der schriftstellerischen Produktion; kaum ist er da etwas zur Ruhe gekommen, da reißt es ihn zurück in die gewohnte praktische Tätigkeit. Sehr charakteristisch sind dafür Ibn Chalduns letzte Lebensjahre in Ägypten. Immer wieder übernimmt er den Posten des Großkadis mit allen sich aus dieser Stellung ergebenden Reibungen und Unzuträglichkeiten, um nach verhältnismäßig kurzer Amtszeit durch einen Rivalen ersetzt zu werden. Kein Mißerfolg schreckt ihn ab. Sobald der Sultan den hocherfahrenen und gelehrten Mann ruft, tritt er den Dienst als Kadi an. Dabei waren es nicht materielle Erwägungen, die Ibn Chaldun bewegten, sich nach Amt und Würde zu sehnen. Es war der Drang, theoretisch angesammelte Erkenntnis in der rauhen Wirklichkeit des Daseins zu verwerten, gleichsam die Probe aufs Exempel zu machen. Diese ständige Verquickung von Wissenschaft und tatsächlicher Wirksamkeit verleiht dem Werke Ibn Chalduns seinen besonderen Stempel. Dazu kommt der Umfang der Erfahrung unseres Historikers, der in den Diensten fast aller nordafrikanischen und spanisch-maurischen Herrscher seiner Zeit gestanden hat. Keinem war er dabei besonders ergeben, man spürt, wie nirgends seine Seele mitspricht: überall will er dabei sein beim politischen Spiel, von dem keiner so leicht los kann, der einmal darein verwickelt war. Dem Reiz unterlag auch Ibn Chaldun. Dabei scheut er vor keiner Intrige zurück: Treue und Anhänglichkeit waren nicht seine hervorstechendsten Charakterzüge. Jedenfalls erlangte er, zum Vorteil seines Werks, dadurch eine Vielseitigkeit des Einblicks wie kaum einer seiner Zeitgenossen. Mit dem fortlaufend emsig vermehrten Buchwissen und dem, was er sich von allen Seiten zutragen ließ — denn er hörte jeden Reisenden, jeden Kaufmann, jeden Beamten aus, mit dem er in Berührung kam — verfügte Ibn Chaldun auf diese Weise über einen schier unerschöpflichen Grundstock für seine Arbeit. Die Quellen flossen ihm von allen Seiten reichlich zu, und er verstand es, den Tatsachen Form zu verleihen, denn er war ein Meister der Sprache. Wie er bei jeder Gelegenheit seine Abstammung aus Hadramaut unterstreicht, so setzt er seinen Stolz darein, ein reines Arabisch zu schreiben. Seine Anstrengungen in dieser Hinsicht sind auch von Erfolg begleitet gewesen, denn sein Werk zeichnet sich trotz seiner späten Entstehungszeit durch guten Stil und klare Sprache aus.

Auf diesem Untergrund errichtete Ibn Chaldun einen Bau von gewaltigem Umfange und ausgeprägter Eigenart. Der maurische Geschichtsschreiber, der das gesamte ihm erreichbare Wissen übersah, gibt selber an, er sei mit seiner Darstellung der Geschichte ganz neue, bisher unbetretene Wege gegangen, indem er das Einzelgeschehen von großen Gesichtspunkten aus betrachtete und in einen Zusammenhang einordnete. Der pessimistische Grundzug seiner Gesamtauffassung rührt daher, daß die praktischen Erlebnisse, in deren Mitte er aufwuchs, ihm eine in Auflösung und Zerfall befindliche Staatengemeinschaft aufwiesen. Der äußere Glanz der maghrebinischen Höfe war zwar oft erheblich, Kunst, Wissenschaft und Literatur blühten bei ihnen, aber im Westen waren der Rückgang und Zerfall der islamischen Macht unaufhaltsam. Die Berber, die an der Stelle der Araber die Führung im Abendland angetreten hatten, hatten auch bereits

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Höhepunkt ihrer Laufbahn hinter sich. Die Schwungkraft, die einst die Almoraviden und Almohaden erfüllt hatte, war zu Ende. Ibn Chaldun, der mit aufmerksamem Blicke die Vorgänge um sich verfolgte, sah sich überall von Trümmern vergangener Herrlichkeit umgeben. Ihn schmerzte besonders die Abschwächung der arabischen Vorherrschaft; er erkannte in seiner nationalen Enttäuschung nicht genügend, wie die Türkvölker innerhalb des Islam die Leitung angetreten hatten. Das Arabertum Ibn Chalduns war nun überhaupt mehr eingebildeter Art, wohl stammte er von einem aus Südarabien nach Andalusien gewanderten Geschlecht, aber der Zufluß arabischen Blutes hatte seitdem im wesentlichen aufgehört. Ibn Chaldun war ein typischer Maure geworden.

Jedenfalls ist er einer der originellsten Charaktere der arabischen Literatur. Mit vollem Recht hat man in ihm den Vorläufer eines Machiavelli oder Vico gesehen. Wenn Ibn Chaldun auch die Geschichte der Römer, Griechen und Goten behandelt und Bemerkungen über die „Franken" und ihre Sitten einflicht, sein Gesichtskreis bleibt im wesentlichen beschränkt auf die islamische Welt. Aus den Vorgängen in ihr zieht er seine grundlegenden Auffassungen, und von den muhammedanischen Einrichtungen leitet er seine Lehren vom Staat, der Verwaltung usw. ab.

Wie auf politischem Gebiet ist auch in geistiger Hinsicht zu Ibn Chalduns Lebenszeit der Höhepunkt der rein arabischen Leistungen überschritten: er selbst ist gleichsam das letzte Aufflackern jener Flamme. Aber man darf nicht in den Irrtum verfallen, den Ibn Chaldun selber begangen hat, das ethnische Element in übertriebener Weise hervorzuheben. Unter den Größen der arabischen Literatur befinden sich Angehörige der verschiedensten Völker. Die Stärke der arabischen Sprache besteht aber darin, daß sie weit über das eigentliche arabische Volk hinausgriff. Sie wurde das Organ einer Weltreligion, des Islam, und zwar in noch weit größerem Maße als das Lateinische in der Christenheit. War dessen Kenntnis auf die Kirche und die spärlich gesäten gelehrten Kreise beschränkt, so besaß das Arabische einen viel umfassenderen Wirkungskreis. Jeder halbwegs gebildete Muslim war wenigstens mit den Elementen der Sprache vertraut, in der der Koran abgefaßt ist. Wer etwas auf sich hielt, versuchte das Arabische zu meistern, darin zu schreiben und zu dichten. Der Kreis der Gebildeten war zudem im Orient viel weiter als im mittelalterlichen Europa. Der Verbreitung der Allgemeinbildung haben die Stürme der Mongolenzeit mit der auf sie folgenden Verarmung Einhalt geboten, wenn es auch durchaus falsch ist, die Tataren ausschließlich als Träger der Zerstörung anzusehen und die Ausfälle zeitgenössischer Autoren einfach zu übernehmen.

Die stürmischen Ereignisse, an denen Ibn Chaldun als Zuschauer oder Mitspieler beteiligt war, regten ihn zur Betrachtung darüber an, woher sich Aufstieg und Verfall der Staaten erklären. Nach Ibn Chaldun stellt die Entwicklung der Geschichte einen ständigen Kreislauf dar. Wohl erkennt er theoretisch die Möglichkeit des Fortschritts an, aber die Voraussetzung dafür ist die Stabilität der politischen Verhältnisse, und die ist nach Ibn Chaldun nirgends vorhanden. Seine Beobachtungen und Erfahrungen führen ihn freilich dazu, das Vorhandensein der politischen Stabilität zu verneinen. Er sieht vor sich einen ständigen Aufstieg und Abstieg, die Blüte der einzelnen Dynastie dauert immer nur kurze Zeit, dann folgt der Zerfall des einst mächtigen Staates. Er nimmt die Lebensdauer des einzelnen Staates auf etwa 150 Jahre an, und er, der die Entwicklung der Macht der Almoraviden, Almohaden und Meriniden studiert hat, meint, auch die türkischen Staatswesen, die in seinem Jahrhundert aufkamen, würden keine längere Existenz haben wie die sonstigen islamischen Machtzentren.

So sieht Ibn Chaldun alles im ewigen Fluß. Vom Nomadentum entwickelt sich die Menschheit zur Seßhaftigkeit. Kultur und Verfeinerung kommen und mit ihnen die Zersetzung. Die Grundlage der philosophischen Betrachtung Ibn Chalduns ist zwar

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

empirisch, als echtes Kind der islamischen Scholastik verallgemeinert er aber sogleich seine auf dem Wege der Erfahrung gewonnene Erkenntnis. Die Ereignisse müssen dann eben in sein Schema gezwängt werden. Dabei bleibt natürlich der Kreis der islamischen Staaten das wesentliche Gesichtsfeld des Historikers, der zwar persönlich mit den Castilianern zusammenkam und sich literarisch über die Vorgänge bei den Franken orientierte, dessen Kenntnis der nichtmuhammedanischen Welt aber immer recht lückenhaft blieb.

Für ihn sind die Entwicklungen bei den Arabern und Berbern maßgebend. Er kommt zu der Überzeugung, daß der Geselligkeitstrieb die erste Ursache des Zusammenschlusses der Menschen ist. Daraus entstehen Familie, Gemeinde und Stamm, und auf dem Stamm baut sich der Staat auf. Sowohl im Stamm wie im Staat muß der Gemeinsinn der Stammesangehörigen sich geltend machen. Von hier aus kommt Ibn Chaldun zur Idee der Nationalität, die ihm die Vorbedingung des Zusammenhalts der Staaten ist. Als „Araber" studierte Ibn Chaldun das Phänomen des sich plötzlich ausbreitenden arabischen Imperiums, das freilich rasch wieder auseinanderbarst. Berber und Türken treten an die Stelle der weltbeherrschenden Wüstensöhne. Deren Charakter beurteilt Ibn Chaldun sehr richtig; er führt gerade die Araber der Halbinsel, die mit dem Aufschwung nach Muhammed in das frühere Beduinenleben mit seinem engen Horizont zurückgesunken waren, als Beispiel dafür an, wie ein Volk über den Begriff des Stammes hinausreifen muß, will es Weltgeltung erlangen. Von den Arabern prägt Ibn Chaldun den Satz, daß sie nur unter der Einwirkung eines Propheten oder eines religiösen Gedankens staatenbildend auftreten können. Diese Auffassung hat die Geschichte bisher als richtig erwiesen. Man wird gespannt darauf achten müssen, wie sich die vom nationalarabischen Prinzip ausgehenden neuen Staaten im Hedschas, in Mesopotamien usw. behaupten werden. Deren Bedeutung ist allerdings stark dadurch beeinträchtigt, daß Syrien ausscheidet, und daß auf dem Boden von Palästina der Versuch gemacht wird, der arabischen Mehrheit eine israelitische Minderheit als gleichberechtigt beizugesellen. Jedenfalls war Ibn Chalduns psychologisches Urteil über die Araber nicht grundsätzlich falsch.

Spielt ihm zufolge die Religion bei den Arabern als Ansporn auch eine Rolle, so mißt er ihr bei der Geschichte der Staaten im allgemeinen nicht die Bedeutung bei, die man bei einem islamischen Autor eigentlich erwarten würde. Er findet natürlich Worte für den Wert der Religion, aber die sind mehr konventioneller Natur, sie kommen nicht aus der Tiefe seiner Empfindung. Die spürt man, wenn Ibn Chaldun vom Gegensatz zwischen Nomaden und Städter spricht. Der Nomade steht Ibn Chaldun an Tugenden und Fähigkeiten höher, der Gelehrte in ihm bewundert aber Kunst und Wissenschaft und möchte bei aller Hochachtung für die altarabischen Eigenschaften die überfeinerte Kulturblüte von Granada oder Kairo nicht missen. Hier klafft bei Ibn Chaldun ein Riß zwischen Theorie und Praxis.

Ibn Chaldun schildert im einzelnen Aufstieg und Verfall der Dynastien, denn nach islamischer Anschauung sind für ihn Monarchie und Staat untrennbare Begriffe [2]). Daher scheidet er scharf zwischen der religiösen Würde des Khalifats und dem weltlichen Herrscheramt. Überhaupt scheinen ihm die Ideale vorzuschweben, die in der Ummajadenzeit geltend waren. Diese bildeten teilweise einen bewußten Gegensatz gegen die Vorschriften Muhammeds. Als mit den Abbassiden eine frömmere Richtung emporkam, wurde die vorangegangene und depossedierte Dynastie mit allen Mitteln angeschwärzt. In Spanien kam der Ummajade Abd ur rahman ans Ruder: dort blieben die altarabischen Traditionen um so mehr lebendig, als die Mauren dem Orient entfremdet wurden. Man

[2]) Allerdings hat es in Andalusien, in Sevilla und Córdova für kurze Zeit aristokratische Republiken gegeben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kokettiert mit dem Beduinendasein, zumal der freie Geist, der einst am Hofe der Ummajadenkhalifen geherrscht hatte, den spanischen Muslimen paßte.

Dem Wesen des arabischen Königtums entsprechend, das eine Art Patriarchenwürde unter freien Stammesmitgliedern darstellt, verurteilt Ibn Chaldun den Despotismus, in dem er eine Erscheinung des Verfalls sieht. Hierbei kann die aristotelische Lehre von der Tyrannis mitgewirkt haben, mit der Ibn Chaldun vertraut war. Er will einen vom Vertrauen der Gesamtheit getragenen Herrscher, der deren Interesse verfechten muß.

Sehr beachtenswert sind die Betrachtungen, die Ibn Chaldun über den Einfluß des Klimas und der allgemeinen Lebensbedingungen auf die Ausbildung des Rassetypus anstellt. Hier beobachtet er, wie die Berber in der Wüste ähnliche Züge aufweisen wie die Araber, während sie in den Gebirgen des Atlas einen eigenen Charakter entwickeln und stets im Gegensatz zu den Arabern bleiben. Er vergleicht die Eigenschaften der Neger und der Ägypter usw. Seine geographischen Anschauungen weichen dabei von den im arabischen Mittelalter üblichen Lehren nicht ab. Viel Kluges weiß unser Historiker über die Staatsverwaltung im allgemeinen anzuführen. Hier kommt ihm seine praktische Tätigkeit besonders zugute. Er betont etwa die Bedeutung des Finanzwesens für die innere Kraft der Regierung. Mißwirtschaft und Verschwendung gehen jedesmal dem Sturz eines Reiches voran, das dann, wenn Heerwesen und Wirtschaftskraft erschüttert sind, Übervölkerung eintritt und der Gemeinsinn schwindet, die Beute neu aufstrebender Völker wird. Der Prozeß des Übergangs vom Nomadentum zu der höchsten städtischen Kultur und von da zum Zerfall wiederholt sich ins Unendliche, ein ziemlich hoffnungsloser Ausblick, da Ibn Chaldun dem einzelnen Reiche nur drei bis vier Generationen Lebensdauer zuspricht.

In der gegenwärtigen Zeit erscheinen auch dem Deutschen solche pessimistischen Ausführungen nicht ganz einer fremden Welt entsprossen: kurz war der Bestand der Herrlichkeit des Deutschen Reiches, eine unerhörte Blüte ging dem jähen Sturz ins Nichts voraus. Sind die Ursachen dieser Tragödie an anderer Stelle zu suchen als die, die der tunesische Forscher für das Ende der Almoraviden oder Almohaden angibt?

Zum Nachdenken bieten die Ausführungen Ibn Chalduns gerade gegenwärtig reichlichen Anlaß. Der große islamische Kulturhistoriker steht freilich im Orient allein da, er hat keine Nachfolger und Nachahmer gefunden. Was er fühlte und, wenn auch oft genug von den seiner Zeit anhaftenden Gebrechen der Erkenntnis verhüllt, ausdrückte, ist eigentlich erst im Europa des 19. Jahrhunderts so richtig aufgenommen worden, und die Tendenzen des nordafrikanischen Denkers und Staatsmannes berühren sich in der Lehre vom unendlichen, immer sich neu abspielenden Kreislauf der Ereignisse, mit Auffassungen unserer Tage. Hoffnungslos scheint diese ewige Wiederholung ohne Ziel und Ende, aber man braucht der pessimistischen Schlußfolgerung des Tunesiers nicht beizupflichten und kann aus seinem Lebenswerk den Satz herausschälen, daß Gemeinsinn, gesundes nationales Fühlen und eiserner Wille ein Volk aus der Nacht des Unglücks hinauszuführen vermögen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Smeroe-Besteigung

Von

Max Dauthendey

20. Mai 1917, Sanatorium Tosari.

In der Nacht vom sechsten zum siebenten Mai sollte Vollmond sein. Herr und Frau S., die Ende April von Batavia zur dreiwöchigen Erholung in die Gebirgsluft von Tosari kamen, überraschten mich gleich am ersten Tag mit dem Vorhaben, den „Smeroe", den höchsten Vulkan Javas — 12 000 Fuß — besteigen zu wollen. Ich staunte und lächelte über den Wunsch, den sie so kindlich aussprachen, als handle es sich um einen Spaziergang. Aber Frau S. war schon mal auf dem Vulkan „Gedeh" in Ost-Java vor Jahren gewesen. Und ihr Mann wiederholte, daß seine Frau so gern auf den Smeroe möchte. Ich wies darauf hin, daß eine Besteigung des Smeroe eine außergewöhnliche Sache sei. Sehr wenige Menschen auf Java haben diesen höchsten Punkt der Tropeninsel „Insulinde" erklommen. Aber es fiel mir dabei ein, daß neulich eine englische Gesellschaft dorthin gegangen sei, und daß Herr B., ein Deutscher, der auch hier in Tosari weilt, mir erzählt hatte, es habe großartig ausgesehen, als der lange Zug von 30 Kulis mit den englischen Bergbesteigern zurückgekommen war. Wenn Engländer den „Smeroe" besteigen, warum sollten es nicht auch Deutsche tun. Es ist von Tosari aus ein Ausflug von vier Tagen, so steht im Touristenführer, und man muß Zelt mitnehmen, Nahrungsmittel, Pferde, warme Kleidung usw. Es war also keine Kleinigkeit, diese Bergbesteigung, und ich bedachte den Plan hin und her.

Am dritten Mai öffnete ich abends zufällig meine Tür der verglasten Veranda. Da wurde ich überrascht von dem glasklaren Mondspiegel, der da in der blauklaren Nacht im reinsten Äther über den Abgründen von Tosari hing. Der werdende Vollmond brachte herrliches Wetter. „Das schönste Wetter, um den Smeroe zu besteigen", dachte ich bei mir, sagte aber noch nichts. Am Abend vor dem Schlafengehen überlegte ich: „Du kannst ja umkehren, wenn es dir zu schwer wird! Du brauchst dich zu nichts zu verpflichten", sagte ich zu mir vor dem Einschlafen. „Aber morgen wollen wir darüber sprechen."

Der Mond draußen zog mich wie in die Höhe. Ich wachte ganz früh morgens auf, früher als sonst, schon um 4 Uhr. „Auf, auf den Smeroe!" sagte mein Herz begeistert. „Auf, auf den Smeroe!" Ich war jetzt drei Monate in Tosari auf 6000 Fuß Höhe gewesen und hatte noch kein Pferd bestiegen, da ich meine Malaria ausheilen sollte und mir der Arzt jede Anstrengung verboten hatte. Aber ich wollte es wagen. Es zog mich auch im hellen Morgen, der klarblau vor der Tür stand, hinauf auf die Berghöhe, als wäre der Mond noch am Himmel, dessen große, klare Scheibe in mir den Entschluß gefestigt hatte.

Herr und Frau S. waren gleich dabei. Und so besprachen wir mit der Hoteladministration am Morgen des 4. Mai das Nötige. Eine lange Liste von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen wurde aufgestellt. Der Administrator war aufs Liebenswürdigste bereit, für alles zu sorgen und würde nichts vergessen. Der zweite

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Administrator sorgte aufs beste für Pferde und Kulis. Mit einem Mandur zusammen wurden 31 Kulis bestellt und drei Pferde. Das Zelt mit eisernen Zeltstangen, welches das Hotel stellt, wird von acht Kulis zerteilt getragen.

Gegen Abend war schon großer Betrieb auf der Gartenterrasse vor dem Kontor des Sanatoriums. Die 30 Kulis mit dem Mandur hatten sich eingefunden. Sie sollten am selben Abend vorausaufbrechen, um vor uns, einige Stunden früher, am ersten Schlafplatz, am Bergsee „Ranoe Koembala", einzutreffen und das Zelt zum Nachtlager aufschlagen. Wir selbst sollten ihnen zu Pferd in gleicher Nacht, um 3½ Uhr von Tosari aufbrechend, nachfolgen. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern die Gedanken langsam die Ereignisse begleiten lassen.

Ich ging diesen Abend nicht zu Tisch, ich packte. Wir nahmen jeder einen Wäschesack voll warmer Flanellkleider, Handtücher, Schuhwerk, wollenen Anzug und Wintermantel mit. Außerdem hatte jeder noch eine Lederhandtasche gepackt mit Toilettengegenständen, Medizin und Verbandzeug. Ich hatte Zeichenpapier, Aquarellfarben und Farbstifte mitgenommen. Außerdem wurde mir noch ein wasserdichter, dünner Regenmantel mit Stock von einem kleinen Javanendiener nachgetragen und ein Feldstuhl. Das große Gepäck, die Wäschesäcke, wurde noch am selben Abend von den Zeltkulis vorausgetragen. Die Handtaschen nahmen unsere Pferdejungen an Bambusstangen mit.

Ali hieß mein kleiner Diener. Tumbull hieß mein Pferdejunge. Und Balling hieß mein kleines, gelbes Kampong-Pferdchen. Mit diesem Pferdchen bin ich in den sechs Tagen ganz zusammengewachsen.

In der Nacht vor dem Aufbruch schlief ich fast gar nicht. In jeder Stunde mußte ich, von 12 Uhr ab, wo ich zu Bett gegangen war, auf die Uhr schauen. Ich war wacher als ein Junge, der sich auf Weihnachten oder auf Ferien freut. Da ich in diesem Jahre 50 Jahre alt werde, erstaunte mich dieser Eifer, diese Ungeduld, die ich sonst selten an mir kenne. Aber es beschäftigte mich die Lust, aus dem Stalle zu kommen. Wie ein überfüttertes Pferd hatte ich drei Monate in Tosari vor den Berggipfeln stillgestanden. „Hinaus!" Und der Gedanke, gegen Anstrengungen und Entbehrungen kämpfen zu müssen, gab meinem Blut einen gesunden Wagemut.

Herr S. war noch ungeduldiger als ich. Er tanzte von dem Augenblick des Entschlusses an wie ein Ballettänzer auf und ab vor seiner Frau. Er ist aber auch erst 30 Jahre alt und hat noch nicht soviel Reiseleben hinter sich wie ich. Seine Vorfreude war kostbar, und ich lachte über seine Sprünge, die er immer machte, sobald das Wort „Smeroe" fiel. „Smeroe!" jubelte er in allen Tonarten und warf die Beine nach dem gleichfalls lachenden Vollmond. Das Wort „Smeroe" schien auf uns alle, seit die Besteigung als Entschluß feststand, wie ein geheimes Elixier zu wirken. Und diese Wirkung blieb bis zum letzten sechsten Tage köstlich in unserer Seele, und das Wort „Smeroe" stumpfte sich nicht ab, auch nicht während der größten Anstrengungen.

Ich war um 3 Uhr morgens am 5. Mai noch nicht fertig angekleidet, da stand schon Herr S. tanzend unter meiner Tür und atemlos, als ob er schon vom Smeroe zurückkäme. Ich hörte, daß auch er und seine Frau vor Aufregung kein Auge geschlossen hatten. Vor meiner Tür saßen Ali und Tumbull und einige Kulis, die bereits Zigaretten rauchten, um sich, wie es schien, gegen die Nachtluft an dem Feuerfunken vor ihrem Mund zu wärmen.

Punkt 3½ Uhr stiegen wir auf der zweiten Hotelterrasse vor den Zimmern des „Homes", wo S.s wohnten, auf die Pferde. In letzter Stunde hatte ich noch erinnert, eine helleuchtende Benzinlaterne vom Hotel mitzunehmen. Die Pferde standen, halb beleuchtet vom grellen Schein des weißen Laternenlichtes und vom Mond auf den Mähnen mattblau beschienen. Und die Kulis, in ihre Leinwandtücher eingewickelt, von Schatten und Licht grell zerrissen, wirkten wie Gestalten, einem Rembrandtgemälde entstiegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Laternenmann schritt an der Spitze, dann folgten die drei Reiter, umgeben von Pferdejungen und ein paar Trägern.

Es war eine frische, totstille Nacht. Der Mond verschwand bereits. Die Laterne schnitt ein schneeiges Loch in den finsteren Weg, der auf den Bergkamm von Tosari hinauf in die Höhenlandschaft führt. Als die ersten Bambustreppen kamen, die zu dem nächsten Bergdorf steil hinaufführten, begann mein Pferdchen Balling derart herzzerbrechend zu keuchen, so daß ich abstieg. Ich war recht bestürzt. Ich glaubte, ein schlechtes Pferd bekommen zu haben. Und ich ging eine lange Weile nebenher und kletterte zu Fuß dem Pferd voraus. Später aber merkte ich, daß das eine Eigentümlichkeit Ballings war. Morgens keuchte er immer, bis er sich warm gelaufen hatte. Dann keuchte er nicht mehr und stolperte nicht mehr. Dann war er den ganzen Tag mutig und fest und stark und war den andern beiden Pferden immer voraus. Das kleine halbe Bergpferdchen war ein unermüdlicher Renner und Kletterer. Ich war entzückt und genoß das liebe Tier und gewann es von Tag zu Tag lieber. Unterwegs kauften wir javanischen Zucker und taten ihm davon in das Wasser, was Balling sehr zu schätzen wußte. Das Pferd wurde mir so lieb wie ein guter Reisegefährte.

Der Mond war hinter den Bergen untergegangen. Vom Tag war im Osten noch keine Spur. Und ich war recht froh, daß wir als Wegweiser das blendendweiße Laternenlicht vor uns wandernd hatten. Ali trug es voraus und stritt sich dabei mit einem andern Träger, der ihm seinen Vorrat Reis nicht tragen wollte. Denn jeder Kuli hatte seine Reisnahrung für vier Tage mitgenommen. Sie kochten ihn dann gemeinschaftlich in einem Topf und teilten und aßen ihn auch gemeinschaftlich ohne Streit auf. — Ich sprach ein kleines Machtwort, und Ali trug die Laterne, und der Kuli trug Alis Reisbündel. Plaudernd und angeregt ritten wir hintereinander im Schlagschatten der Pferde, denen das Laternenlicht in den Augen schmerzte.

Allmählich, immer höher von Tosari fort, kamen wir durch das letzte hochgelegene Dorf. Es war da alles in den dunklen Holzhütten noch tief im Schlaf, und nur die Dorfhunde keiften. Auf den von der eben beendeten Regenzeit noch aufgewaschenen und zerrissenen schmalen Erdpfaden ging es an den tiefen Schluchten entlang, wie am Rand der Erdkugel. Es gähnte neben den Pferdehufen das unendliche finstere Nichts am Wegrand.

Bald kamen wir in eine letzte Bergbucht, ehe wir die Höhe des Bromobusches erklommen hatten. Der Tag dämmerte schwach. Zum Abschied von der Heimat wendeten sich die Kulis noch einmal gegen die Richtung von Tosari und riefen das malayische Wort für „Glück!" über den Abgrund hinunter in die Bergdörfer. Wir riefen auch mit. Und der Himmel färbte sich sacht grünlich und rosa im Osten, und das Bergecho rief „Glück!" Immer weiter ging es Bambusleiterwege hoch zum Bromobusch. Das ist ein Tannenwald von indischen, langnadeligen, seidenen Tannen, die viel zarter und silbergrauer als unsere deutschen Tannen sind. Sie sind auch schlanker und beweglicher und glänzen wie Seide in der Sonne. Der Frühhimmel war perlmutterfarben wie eine rissige Austernschale, so leuchtete er in sanften Irisfarben durch die ersten Tannen des Bromobusches, als wir in den Waldweg einritten. Die Wege waren, wie die Bäume, triefend naß vom Nachttau. Und Büsche mit gelben Azaleenblüten leuchteten am Weg, und alles Kraut und alle Baumstämme rochen erquickend nach frischgewaschenem Grün und frischgewaschenem Holz. Der nasse Morgenwald wirkte wie ein Bad auf uns, das wir nahmen, ohne die Kleider auszuziehen, im Vorüberreiten, und das uns inwendig mehr reinigte als auswendig. Der Waldhahn schrie im Dickicht. Wir hielten die Pferde an, lauschten und sahen auf die sich aufhellende blanke Scheibe des Meeres, die siebentausend Fuß tief vor dem Tenggergebirge im Osten ausgebreitet lag, wie eine Platte aus gegossenem Glas und in der Unendlichkeit im rosigen Morgennebel gen Osten zerfließend. — Der Waldhahn schrie öfter wie einer, der im Wald jodelte, und der graue, nasse

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wald rauschte leise in der Zugluft des Morgens, und seine Stimme drang tief ins Blut, war heilig wie das Blutrauschen im Menschenkörper.

Nun wurde es taghell. Es war rasch Tag geworden — unser erster Reisetag auf dem Weg zum Smeroe! Der 5. Mai 1917!

Wir sahen, als wir auf die Berghöhe aus dem Wald ein wenig bergab ritten, über einem schattigen Tal fort, zum ersten Mal den Smeroe dunkelblau im reinen Äther der Morgenstunde, scharfausgeschnitten, als mächtigen fernen Kegel im Süden stehen und vor ihm einen niederen runden Berg, den die Kulis uns als den Berg „Koembala" nannten. Aber die beiden mächtigen Erdhäupter lagen viele Meilen in der Luftlinie über den nächsten Höhen fort. Sie schienen in einer Einsamkeit versunken, in die es schwerer schien einzudringen, als es war, die Berghöhe zu erreichen.

Bis zum Mimgolpaß am Ufer der gewaltigen Sandsee ging es auf bekanntem Weg. Ich war im Vorjahr, im März 1916, dort gewesen. Als ich damals in die Sandsee hinuntergeritten und auf den Bromo gestiegen war, hat dieser Vulkan noch grimmig geraucht. Aber nun waren alle Vulkane feierlich stumm und tot und standen rauchlos hinter den äußersten Erdwällen von Tosari. Es konnte zwar in jedem Augenblick eine mächtige Explosion erfolgen, denn die Vulkane ruhen nur zeitweise aus und beginnen hier immer bald von neuem zu arbeiten. Regel ist, daß entweder der Bromo oder der Smeroe Rauch ausstoßen. Daß beide zu gleicher Zeit tot scheinen und ruhen, so wie in diesem Jahr, das ist etwas Außergewöhnliches. Es gab vor einigen Jahren eine Zeit, da beide Krater zugleich spuckten, und mit einem Zwischenraum von fünf Minuten warfen sie immer abwechselnd Rauch und Steine aus.

Der Bromo liegt in der Sandsee. Diese ist ein riesiger ausgestorbener Kraterring, in welchem sich drei Vulkane erheben: der tätige Bromo, der tote Batok und der größte, der tote Widodaren. Hinter den drei Vulkanen steht, außerhalb der Sandsee, verbunden mit ihr durch eine lange Höhenkette, der höchste Vulkan Javas, der Smeroe, zugespitzt wie ein steiler, riesiger Zuckerhut.

Die Administratoren des Hotels hatten Frau S. abgeredet, diesen Smeroeritt mitzumachen. Sie meinten, dieser Ausflug von vier Tagen, den wir aber zu sechs Tagen ausdehnten, er sei zu schwer für eine Dame. Sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Und wie sie jetzt im Morgen so mutig mit uns auf den Bergwegen weiterritt, da freute es mich, daß eine Frau bei uns war, die mir alle Namen der Blumen nennen konnte, und die auf die Kulis einen guten Eindruck machte, weil sie ihre Sprache sprach, und da von einer Frau immer eine Besänftigung ausgeht über alle rohen Männer. Die Leute, die javanischen, bemühten sich auch auf dem ganzen Weg, ihr zu dienen und ihr behilflich zu sein. Und da sie ihre Sprache ausgezeichnet sprach und, wenn es nottat, von ihrem reichlichen Vorrat von Medizin unter die Javanen austeilte, so war es ein wahrer Segen, daß wir eine mutige Frau bei uns sahen.

Die kahlen Felsen am Weg, Basalt und altersgraues Lavagestein, waren dicht bedeckt von einer Art buschigem Edelweiß, das jetzt gerade in schönster Blüte stand nach überwundener Regenzeit. Auch die bekannten rotblättrigen Büsche von Heidelbeerkraut leuchteten prächtig blutrot unterm glasblauen Morgenhimmel, und die wunderlichen Formen erstorbener, uralter Tannen standen schwarz wie Gebilde aus Kohle in der Luft.

Um 7 Uhr kamen wir am Mimgolpaß an. Wir hatten nur eine Frühstücksblechkiste bei uns, in welcher belegte Butterbrote, harte Eier, Pisang und Orangen, Selterwasser und eine Flasche Portwein von der Sanatoriumküche eingepackt worden waren. Dieses Essen mußte den ganzen Tag reichen, denn wir sollten erst gegen Abend zu unseren weiteren Vorräten, die mit dem Zelt und mit den 27 Kulis vorausgeschickt waren, kommen. Wir waren deshalb etwas geärgert, als wir bei den belegten Broten fast lauter Marmeladebrote und nur ganz wenig Fleischbelag entdeckten. Die Köchin hatte sich geirrt und kein Tagesessen, sondern nur ein einmaliges Frühstücksessen mit-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegeben. — Aber es ging uns trotzdem nicht schlecht. Wir frühstückten etwas, und ich ließ mir von meinem Diener „Ali“ ein Brett halten, auf das ich mein Zeichenpapier legte und in aller Eile eine Bleistiftskizze vom Vulkan „Batok“ und der „Sandsee“ machte.

Nach zwanzig Minuten Rast ging es weiter. Die letzten Nebel, die immer morgens die Sandsee wie eine Lage hohen Seifenschaums füllen, begannen sich zu bewegen und in der Sonne hinzuströmen und in Flocken fortzuwallen. Die Sandsee liegt tausend Fuß tiefer als der Mimgolpaß. Ihr Sand ist dunkler, eisengrauer Aschenboden,, nur von ganz dünnen Grasstreifen hie und da durchzogen. Auch die Krater des „Batok“, des „Widodaren“ und des „Bromo“ liegen wie finstere Kohlenkegel in der Sandsee, und nur ihre schwarzen Rillen schillern ein wenig grünlich. Die Rillen haben die Farbe von Leibern von Salamandern, die schwarz, rötlich und grün funkeln, und die wir als Kinder in den einsamen Morastflächen der alten Würzburger Stadtgraben an schulfreien Nachmittagen mit Eifer suchten.

Vom „Mimgolpaß“ sieht man wie von einem Festungswall in einen riesenhaften, ovalen, meilengroßen Hof. So wirkt die Sandsee. Flach und schwarz liegt sie wie der ausgetrocknete, flache Boden eines verschwundenen Sees da, umringt von 1000 Fuß hohen, schroffen Gebirgsufern. In ihrer Mitte, zusammengedrängt, liegen die drei Vulkane Bromo, Batok und Widodaren. Der Smeroe, den wir besteigen wollen, liegt außerhalb der Sandsee im Südosten. Diese ganz in schwarze Asche gehüllte, weite, tote Ansicht der Sandsee und ihrer Krater wirkt wie ein Stück Mondkraterlandschaft, wie ein Mond-Ringgebirge, so wie man es oft deutlich bei Vollmond im Fernrohr erkennen kann; mit scharfen Schlagschatten am Rand und mit trostloser Leere, ausgestorben und hohl, und aschengrau hingestreckt, so ist das Sandmeer, wie ein meilengroßes, offenes, dunkles Grab. Man wandert ungefähr eine kleine halbe Stunde den Mimgolpaß steil bergab. Von der letzten Regenzeit waren in dem Engpaß Blöcke abgestürzt und lagen zerspalten über dem schmalen Hohlweg. Die zersplitterten Felsen zeigten feuerrote Farbe und waren wie versteinerte Flammenglut. Wir fanden auch am Wegrand einen in verhärteter Lava eingekrusteten Baumstamm, der gleichfalls versteinert war. Er schien vor Tausenden von Jahren von brennender Lava überschwemmt worden und eingewickelt, nicht zum Brennen und Feuerfangen gekommen zu sein. Vielleicht erkaltete die Lava zu rasch oder bildete sie einen luftleeren Raum rund um den Baum. Er lag jetzt aus der Felswand gestürzt am Weg, versteinert und halbentblößt vom harten, rotversteinerten Lavamantel im Engpaß. Gern hätten wir das Naturwunder mitgenommen, aber das war ganz unmöglich.

Im Engpaß schien die Sonne durch die Tannen und Büsche, die am Rande wuchsen, und die Durchblicke auf die schwarzen Aschenstrecken unten, auf das sich fortwälzende silberweiße Nebelmeer über der Aschenfläche und auf den klaren, blauen Sonnenhimmel darüber, das war ein düster ernstes, dreifarbiges Bild, wie es selten in dieser Zusammenstellung von Schwarz, Weiß und Himmelblau vorkommt, und ich war von diesem ernsten Dreiklang des Lichtes urweltlich berührt. Es kämpften Trauer und Leben, Alter und Jugend in den Farben des Aschenmeeres und des Morgenhimmels und im beweglichen Wolkennebel.

Unten angekommen im Sandmeer, wendeten wir uns gen Westen. Es ritt sich gut auf dem weiten, samtenen, flach hingestreckten Aschenboden. Lautlos jagte mein Pferd voraus. Ich kannte den Weg auf der Ascheneinöde nicht. Aber ich sah vor mir die glitzernden Fußspuren der 27 Kulis, die in der Nacht hier mit unserem Zelt und Gepäck das Sandmeer hintereinander durchschritten hatten. Den deutlichen Fußspuren, die schwarz vom weichen, eisengrauen Aschenboden leuchteten, folgte ich mit meinem Pferd im Galopp. Stellenweise, auf harten Lavasteinrippen, verlor ich die Kulispur, aber bald wieder entdeckte ich sie. Wie in einer meilengroßen, riesigen, leeren Eisenpfanne

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ritt ich in der Sandsee hin. Düsterkeit ringsum. Nur der Himmel über mir leuchtete blau und voll Morgensonne. Es liegen manchmal weiße, leuchtende, tote Äste auf der glatten, schwarzen Aschenfläche, sie glänzen wie weiße Knochenreste im Sonnenschein. Dazwischen liegen krause Basaltsteinchen zerstreut, aber meist ist die Asche glatt wie ein dunkles Tuch und scheint straff gespannt, denn die Regenströme der Regenzeit haben den Aschenboden flachgedrückt und poliert.

Hinter mir hörte ich Geschrei und Gelächter. S.s Pferd war beim Galoppieren in einen Aschenhohlraum getreten, war gestolpert, und S. flog in die Asche, aber der Fall ist hier weich wie der Sprung in ein Plüschsofa, und er tat sich kein Leid an durch den jähen Sturz.

Es gibt einige breite, trockene Bachrillen im Sandmeer zu durchreiten, aber sonst ist nirgends ein Hindernis. Bis man am westlichen Ende zum Idjopaß kommt. Hier ist nicht ein breiter, steiler Weg, wie der zum Mimgolpaß führt, sondern nur ein ganz schmaler Pfad in scharfen Basaltrinnen, wie zwischen den Bretterwurzeln eines Gummibaumes, so eng und kantig geht dort der Pfad, der nur eine der vielen Gesteinrinnen ist, kletternd in vielen Windungen zur Idjopaß-Höhe. Ich stieg ab und lief zu Fuß, über die spröden Gesteinrunzeln springend.

Um 9 Uhr waren wir oben am Idjopaß. Wir sahen nochmals zurück auf die Sandsee bis zum Mimgolpaß. Und ich staunte, wie ähnlich der Vulkan Batok einem Topfkuchen ist. Wie ein gerillter Topfkuchen von Riesengröße sah man den Batokberg frei in der Sandmeerfläche stehen; ihm nahe erhob sich der ausgebreitete Widodarenvulkan, den wir mit seiner dunklen Erdmasse dicht vor uns hatten. Um uns wuchsen auf dem Paß reiche Büsche von Rhododendren mit großen blaulila Blüten. Auch war überall wieder das lederne rote Heidelbeerkraut, das blutig leuchtete, und die großen, weißen, blühenden Büsche des Edelweiß, das am reichsten von allen Blumen blühte und hoch wie die Bergpferdchen wuchs. Die Sonne hatte den letzten Wolkenschaum aus dem Sandmeer gefegt, die Aschenlandschaft mit ihren grünen Gebirgsufern und dem blauen Himmelsdeckel lag still und einsam. Selten zwitscherte im Gebüsch ein Vogel. Selten kam ein Käfer vorbeigesurrt, es war nur der Tod auf der weiten Aschenerde des Tales unten und nur Sonnenleben im Morgenhimmel oben.

Wir rasteten am Idjopaß oben zehn Minuten. Ließen die Pferde grasen. Tranken einen Schluck Selterwasser und ritten weiter. Unser Humor konnte nicht besser werden. Wir waren alle in bester Laune. Wir sahen nun wieder den „Smeroe" in der Ferne hinter den Höhenkugeln mit seinem blauen, breiten Kegel uns entgegenschauen. Eine kleine Bangigkeit vor dem letzten Aufstieg am dritten Tage, die haftete in uns Dreien und erfüllte uns mit einer leichten Galgenlustigkeit. „Aber wenn es mir zu hoch wird, gehe ich einfach nicht weiter und lasse die andern allein gehen, denn ich bin Malariapatient", so sagte ich mir im stillen. Und darum ritt ich sorglos dem „Smeroe" auf den schmalen Bergpfaden entgegen. Der Weg jetzt im Vormittag, bis kurz vor 12 Uhr mittag, ging zuerst immer noch auf dem schmalen Bergkamm in leichten Wellenlinien rund um die Sandsee, dicht am Widodaren vorbei. Dann lenkte er seitlich ab und ging durch die weite, gelbe Berggraslandschaft der Höhe, zu dem ersten Bergsee hin.

Die Sandsee hinter dem Widodaren, an deren hohen Rand wir entlangritten, war hier freundlicher. Die Abhänge des Vulkanes sind hier umwaldet, und man sieht auf ein Meer von Baumkuppeln, die in den Vulkanfalten hinaufziehen. Der Reitweg geht durch dichtes, buschiges, hohes Berggras. Und ich freute mich über den blonden Glanz des schönen, glänzenden Grases, das in großen Büscheln wuchs, so weit das Auge sah, an allen Höhenabhängen. Dieses gelbe Gras auf den Hügelfeldern der Höhen leuchtete wie reife Weizenfelder. Ab und zu kam ein großer gesprenkelter Schmetterling über den Weg getaumelt. Und am Abhang, in die Sandsee-Schlucht hinunter, sah man uralte Wälder erstorbener Tannen, die von rostroten Bündeln dichter Orchideenblätter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klumpen umwachsen waren. Die Sonne schien warm auf mein Pferd, warm ins Gras, warm in mein Gesicht, und doch kam uns ein eisiger Luftstrom durch die Sonnenwärme entgegen; wie Heilquellen, unsichtbare, gingen diese Eisströme durch die Morgensonne, und sie erfrischten gewaltig und setzten die Nerven in Aufregung, so daß vor lauter Lufterquickung keine Müdigkeit im Körper aufkam. Und dieses Gemisch von Kälte und Sonne erregte uns in allen den sechs Tagen so sehr, daß man fast keiner festen Nahrung bedurfte, und kein Essen schien so erquickend und so kräftigend zu sein als das elektrisierende Gemisch von Eiskälte und Tropensonnenwärme. Ich verstand auf einmal, daß die Götter von Nektar und Ambrosia leben konnten in ihren eisigen und sonnigen Ätherhöhen, denn nur ein Schluck Quellwasser, mehr schien dem Magen hier nicht nötig zu sein in den sechs Bergtagen. Und wenn ich aß, so aß ich mehr aus Gewohnheitshunger, aber ohne rechten großen Appetit. — Herr und Frau S. aßen in allen Tagen so gut wie nichts. Nur zwei Eier morgens und abends, roh, mit etwas Zucker und Brandy, in einem Glas angerührt. Alle feste Nahrung mußte Herr S. ausbrechen. Und seine Frau rührte gar keine Nahrung an. Dabei leisteten wir sechs Tage die größten Anstrengungen. Am ersten Tag waren wir an 12 Stunden zu Pferd auf den schwersten Kletterwegen. Ich verstand es zuerst nicht, daß uns kein Hunger, kein richtiger Appetit kam. Und ich schrieb es der Überanstrengung zu. Aber nachher wurde mir bewußt, daß die Sonne, das Licht, die Wärme, die Höhenkälte, der reine, unberührte Äther der Berghöhe, die Würze aus Kräutern und die Totenstille der Natur, die Einsamkeit fern aller Menschen den Körper so sehr kräftigten, daß er nur Feuchtigkeit, nur Getränke — um den Schweiß zu ersetzen — aber fast keine feste Nahrung bedurfte, da er elektrisiert wurde von Kälte und Wärme des Äthers und der Sonne. Es war der begeisternde Atem des „Smeroe", der uns immer reiner und stärkender entgegenkam, je weiter wir Meile um Meile zu dem Haupt Javas heranritten. Dieser Atem aus der hohen Bergbrust des blauen Kegels in der Ferne machte uns jede Stunde stärker, mutiger, froher und rückte uns aus uns los, so daß wir die Seelen der Luftgeister der Smeroehöhe zu bekommen schienen und den Erdgeist, den schwerfälligen, unbewußt am Weg verloren.

Ich kann nicht genug von dieser körperlichen Verwandlung erzählen, da sie so auffallend bei uns allen war. Wie ein Zauber verwandelte der Smeroeatem unser Erdblut. Wir empfanden keine Müdigkeit mehr, keine Schwermut, keine Sehnsucht; nur Glückseligkeit ging wie eine saubere Trunkenheit in der kaltheißen Höhenluft, in der Lichtklarheit der Äquatorsonne und in der totenstillen, erquickenden Einsamkeit durch unser Blut. Dieser Höhenrausch hielt alle sechs Tage an. Der Luftunterschied zwischen Tosari, das schon 6000 Fuß hoch liegt, und den höhersteigenden Smeroe-Bergwegen war so groß, daß ich beim Rückweg deutlich den Luftwechsel empfand, und ich sagte beim Heimritt am sechsten Tage lachend: „Nun kehren wir in die schlechte Luft von Tosari zurück. Ich werde mir, wenn ich im Hotel zum Tennisplatz komme, meine Nase zuhalten müssen."

Man kann wirklich nicht genug von der elektrisierenden Smeroe-Bergluft erzählen, sie war nächst der Aussicht oben auf dem Smeroe das größte körperliche und geistige Erlebnis der ganzen sechstägigen Bergfahrt. —

Ich habe nur wenige Notizen, meist nur Zeitangaben und kleine Bleistiftskizzen der Berglinien in mein Taschenbuch unterwegs gemacht. Aber manchesmal bei göttlich erquickendsten Landschaftsblicken mußte ich mein Pferdchen anhalten und, die Zügel zusammenfassend, schrieb ich auf dem Pferdehals in mein Buch. Ich finde von jenem ersten Morgen eine kleine Aufzeichnung, die ich machte, weit vorausgeritten, auf einem einsamen Graspfad, der in verjüngender Morgeneinsamkeit vom blauen Sonnenhimmel überwölbt, zu mir sprach wie ein alter, bester Freund; es wurde mir so warm und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freundschaftlich ums Herz, und ich hätte mir hier eine Hütte bauen mögen, um lebenslang der Freund dieses einsamsten Grasweges bleiben zu mögen. Ich schrieb:

„Es ist Sonnenschein. Ich stehe, allein vorausgeritten, mit meinem „Balling" still im hohen Grasweg oben auf dem Bergrand vom Sandmeer hinterm Widodaren. Die uralten Tannen sausen. Die Halme, die so hoch sind wie mein Pferd, wehen. Kleine Singvögel rufen sich zu. Der Himmel ist leuchtend blau. Es kommen Kugelwolken gezogen. . . Eben pfeift Herr S. und kommt hinter mir zu Pferd um den nächsten Hügel." Diese Notiz ist das allereinfachste von Beschreibung; aber für mich enthält sie aschgraue, ernste Farbe der Tannenstämme, dunkel gegen die Morgenhelle hingestellt den Abhang hinunter, und dazwischen leuchtete das gelbblonde Gras freundlich auf. Ich sehe die bronzebraunen Blätterbündel von Schmarotzerorchideen an den wildgerungenen und verrenkten Tannenzweigen, die in ihren Krümmungen mehr an die Äste gewaltiger Eichen erinnerten und die einfachen Linien der Tanne im hohen Alter aufgegeben hatten. Ich denke auch an meine argwöhnischen Blicke, die ich bei den Wegwinkeln ins hohe Berggras warf, das mit seinen Rispen so hoch reichte und meine Wange im Vorüberreiten streifte. Und ich dachte, sollte es nicht doch in diesem warmen, reichen Gras das Lager von Tigern, Leoparden oder Schlangen geben? — Aber die Javanenkulis versicherten später, daß es weder Raubtiere noch Schlangen auf diesen seligen Höhen gab; den guten Tieren war die Luft zu kalt. Wenn ich ein Tiger wäre, würde ich aber doch gern hier in den hohen Berggrasbüscheln mit meiner Familie hausen. Es müßte herrlich sein, hier sich zu tummeln in den sonnigen Grasverstecken. Große, stachelige Himbeerranken, mit roten, reifen Früchten daran, blieben einem im Vorbeistreifen an den Reithosen hängen. Manchmal wiegte ein hoher Farrenbaum seinen riesigen grünen, kreisrunden Spitzenfächer in der Luft. Und seine ungeheuren feinen Farrenblätter sahen gegen den blauen Himmel wie Spritzarbeit aus. Es erschienen auch große Stauden großer Vergißmeinnichtblüten haufenweise am Wege, und manchesmal ritt man durch so viel Vergißmeinnicht-Himmelblau, als wäre der Pfad bereits im Äther angekommen und nicht mehr auf Erden zu Hause. Nie werde ich diesen wundervollen Bergpfad vergessen, und die Vergißmeinnicht waren gar nicht nötig, mich zu erinnern, daß ich diesen Weg nicht vergessen soll.

Dabei war die leichte Gefahr des Weges auch erregend und nahm der Landschaft das Einschläfernde weg, denn der Tod gehört auch als Genuß dicht neben das Leben. Der Pfad ging oft so knapp dicht am senkrechten Abgrund, der tausend Fuß in die Sandsee abfiel, und war oft ausgewaschen und nur fußbreit und mit Gräsern und Laub dicht verhangen. Ein Fehltritt des Pferdes — und es rollten Mann und Roß den Grasabhang zwischen den Tannen in die sonnige Tiefe! — der Pfad war noch taunaß und glatt, zur Linken der Abgrund, zur Rechten die Anhöhe voll Dornen, Farrenbäume, Gras und Tannen.

Wenn man den Weg vor und zurück sah, schien er aber sanft harmlos sich an den Wänden der Höhen hinwindend; wie ein großer Park, so vornehm schön und gesammelt wirkte diese stillstehende, wenig bewegte Tropenlandschaft. Die Kuppeln der Bäume am Widodaren drüben waren wie von Kunstgärtnern schön kugelig beschnitten. Die mächtigen Ausblicke zwischen dichtgedrängten Baumgruppen über die Sandsee unten und über die Hügelwellen erinnerten mich mit ihren riesigen Grashügelflächen an die gepflegten künstlichen Anlagen eines Gartens im englischen Stil, wie solche Anfang des 19. Jahrhunderts in Mode kamen. Die große Höhenwelt, die sich bis zum Smeroe hinzog, behielt bis zum Fuß des Aschenkegels auch in den nächsten beiden Tagen überall denselben Ausdruck von gefälliger Baumgruppierung und ausgedehnten Berggrasrasen, und man verlor nirgends den Gedanken, daß große Künstler die Landschaftsblicke, die Baumgruppen und die Rasenflächen mit feinstem Verständnis für Naturschönheit angeordnet hätten. Auch dort, wo später umgestürzte Bäume, gewaltige Naturtrümmer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorkamen, schienen diese nur zur reizvollen Abwechslung mit Absicht eingefügt in das Landschaftsbild. Nirgends war der „Riesennaturpark des Smeroe" langweilig, nirgends verlor man die Geduld, sich von den Blicken über die Berge und Bäume unterhalten zu lassen. Jede Wegecke brachte neue Anordnungen, neue Überraschungen, wie die unerschöpfliche Gedankenwelt eines Künstlers, der jedem seiner Bilder eine Abwechslung zu geben weiß. Genial hatte der Künstler „Smeroe" hier zu seinen Füßen die Bergbilder, die Grasfelder, die Baumgruppen in unendlicher verschiedener Schönheitsfülle hingestellt. Und hinter seinen Werken stand der dunkle gedankenvolle Kopf des Meisters am Himmel im Äther und zog uns Eindringlinge, immer neugieriger machend, näher in sein Reich und in den Kreis seiner Gedankenwelt, seiner Bilderwelt, seiner göttlichen Einsamkeit. Um 10 Uhr morgens erreichten wir am Bergkamm der Sandsee einen großen Weg, der am Kamm fort nach einer Bergterrasse nach Westen führte, auf der man in weiter Ferne die Dächer eines javanischen Dorfes blinken sah. Die Kulis nannten das Dorf „Nadaß". Beim Rückweg später in der fünften Nacht blieben wir dort beim Wedono. Aber augenblicklich, am ersten Morgen, schien uns das Dorf gar nichts anzugehen. Es war aber die einzige größere Ansiedlung, die wir hier oben in den sechs Tagen zu Gesicht bekamen. Auf dem ganzen tagelangen Smeroe-Weg gibt es nur dieses eine Dorf, das aber immer noch eine Stunde von unserem eigentlichen Reitweg abseits lag. Wir sahen von unserem Weg jetzt auch wie einen dünnen bläulichgrünen Schleier die Ebene unten, auf der Malang liegt, und der Ardjoenvulkan und der Kawivulkan standen am Ende des weiten Malangtales gezackt am Himmel. Wir schauten ungefähr 7000 Fuß hinunter auf Reisfelder, Zuckerrohrfelder und viele Dörfer und Städtchen, die da so dünn im Licht der Tiefe lagen, als wären es auf dem Grunde eines Wassers halbunwirkliche, verwischte, schwachhelle und mattgraue Flecken. Dieser Fernblick, so unendlich in die sonnige Tiefe, gab dem Geist das Gefühl von Allmacht, dem Körper das Gefühl von Flugkraft. Beide glaubten, hoch über allen Menschen dort erhaben zu sein, und dünkten sich, den Wolken ähnlich, schwebend über dem Erdstaub. Wie leicht täuscht sich doch die Menschenseele, und wie gern geht die im Leib gefangene Seele auf solche Täuschungen ein, die ihr die ursprüngliche Urfreiheit wiedergeben! Ein Blick von einigen tausend Fuß Höhe genügt der Menschenseele, sich erhoben zu fühlen! Ich finde, wir Menschen sind furchtbar kleine Kinderseelen, und es wird uns allzuleicht schwindelig, bei jeder kleinsten Erhöhung. Als Kind, wenn mein Vater mich plötzlich hochhob und mich, über ihn weg, auf den Fußboden sehen ließ (was vielleicht 7 Fuß Höhe war), wurde ich ähnlich begeistert und fühlte mich hochentrückt, wie jetzt, wo ich als Mann von Pferdeshöhe und Bergeshöhe 7000 Fuß auf die Malang-Ebene im hellen Morgen hinuntersehen durfte. — Hier am Zweigweg, der nach „Nadaß" führte, begegneten uns auch javanische Landleute zu Fuß und zu Pferd. Vorher waren wir in der Sandsee unten zwischen Mimgolpaß und Idjopaß nur zwei wandernden Javanen begegnet. Und nachher auf der Höhe nur einem Reiter im Grasweg und einem holzschleppenden alten Kuli. Es war also fast menschenleer gewesen. Aber von jenem fernen „Nadaß", dem verlorenen und höchsten Bergnest Javas, schien Leben auszugehen. Es kamen ein paar fliegende Händler daher, die hatten an ihrer Schulterstange in den zwei Körben gekochtes Wurzelgemüse, in Pisangblätter eingewickelt. Unsere Pferdejungen kauften sich hier ihr Frühstück und hockten am Boden rund um die mit Nahrung gefüllten Körbe. Wir sind inzwischen von den Pferden gestiegen und stampften uns die steifen, kaltgewordenen Füße warm. Es kamen auch noch ein paar vorübergehende javanische Landleute, mit großen Kröpfen am Halse, hinzu (wie sie hier im Gebirge überall vorkommen), und Frau S. kaufte allen Essen aus den Körben der Händler, auch den vorbeiziehenden armen Fremden. Als alle ihr Teil hatten, lehrten unsere Pferdejungen den fremden Dorfleuten lachend „Danke" sagen: „Trima kassi!" riefen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie ihnen eindringlich zu, und diese mußten es, verlegen geworden, wiederholen: „Trima kassi!“

Dann wurden die Pferdeköpfe noch mit großen Vergißmeinnichtbüschen geschmückt, und wir ritten weiter.

Ich habe bis hierher die herrliche Landschaft ausführlich beschrieben, weil sie außergewöhnlich künstlerisch, eindrucksvoll und unerwartet schön war. Sie blieb es auch noch weiter in gleicher Weise, als wir nach einer halben Stunde vom Sandmeerrand abbogen und fort von dem Sandseekessel über weite, sanftgeschwungene Höhentäler zogen, immer den Smeroe vor Augen, der immer gewaltiger, breiter und allmächtiger zu werden schien. Bis wir zu nah unter die nächsten Vorberge kamen und der ungeheuere, dem Smeroe vorgelagerte Ajek-Ajek, der 9200 Fuß hoch ist, den Kopf des Smeroe verdeckte. Daß dieser Ajek-Ajek uns am gleichen Tage noch die größten Kletterqualen in einem dreistündigen Mimosenwald bereiten würde, davon hatten wir um 11 Uhr morgens noch keine Ahnung. Wir glaubten schon, der prächtige Landschaftspfad würde bis an den Fuß des Smeroekegels in aller Gemütlichkeit zu Pferd immer in gleicher angenehmer Weise zurückgelegt werden. Aber das war Täuschung. Ein schwieriges Kletterwerk in halbverbranntem Urbusch sollte uns drei Stunden plagen. Und ich kam mir dabei vor wie der Ritter, der zum Dornröschen gelangen will und fast zerrissen wird von Dornen und Dickicht. Aber ehe wir an den quälenden Ajek-Ajek um Mittag herantraten, kamen wir noch zur letzten Menschenansiedlung. Sie liegt zwischen drei Seen. Von diesen drei Seen sah ich aber nur einen einzigen voll Wasser. Die andern schienen, ausgetrocknet, sich in Wolken verwandelt zu haben und hatten an alter Stelle große gutgepflegte Gemüsebeete zurückgelassen.

Nachdem wir, um ein wenig zu wandern, in einem Grastal vom Pferd gestiegen waren, schlenderten wir in einem breiten Grasgraben dahin. Zur Rechten war ein Hügelwall voll Gras, zur Linken ein Hügelwall voll Gras und Büschen und voll Gruppen indischer Tannenbäume. Herr S. erzählte mir gerade von einem chinesischen Begräbnis, wo die Frau eine Perle zwischen die Lippen mit ins Grab bekommen hat, als in der Ferne im Graben bläuliche Felder aufleuchteten, die wir erst lachend mit Kohlkopffeldern verglichen und die wahrhaftig Kohlköpfe waren, worüber wir nicht wenig erstaunten, denn wir wußten nichts von der chinesischen Gemüsezucht in der Bergeinsamkeit hier, die wir nun erreichen sollten. Ein Schwein krabbelte auch im Kraut den Grabenabhang hinauf. Wir hielten es erst für ein Wildschwein, da es viel Wildschweine in javanischer Landschaft gibt; aber die Kulis sagten, es sei ein Zuchtschwein des Gemüse-Chinesen. Die große Gemüsefeldanlage, die am Ende des sonnigen Grabens (der einem Festungsgraben glich, umgeben von Glacis) jetzt vor uns ausgebreitet war, gehörte einem Holländer. Dieser hatte einen Chinesen als Aufseher hierher gesetzt und ließ die Gemüsezucht von Javanenmännern und -frauen betreiben. Er kam aus Soerabaia monatlich herauf und zahlte die Löhne aus. Sonst aber arbeitete der alte Chinese mit seinem Arbeiterstab für ihn hier ganz allein in dem verschollenen Graben. Die Gebäude sahen nicht einladend aus. Es waren einige düstere, wildaufgestellte Holzpfahlbauten da, mit Wellblech, verrostetem, gedeckt, mit alten Türen und seltsamen Fensterrahmen versehen, die vorher alten abgerissenen Häusern in Malang oder Soerabaia gedient haben mochten. Sie waren mehr Baracken zu nennen und verdienten nicht den Namen Häuser. Die Balken waren wildromantische Baumstämme, von denen die Rinde nicht abgeschält war. Die Hauptbude besaß ein paar höhlenartige graue Zimmer, die äußerlich von Schmutz starrten. Hineingehen durften wir nicht, weil der Holländer morgen erst erwartet wurde. So sagte uns die javanische Köchin, die aus einer Küche kam, die vor dem langen, düstern Schuppen hingepflanzt stand, zusammengenagelt aus Wellblechdeckeln, Dach und Wände, ohne Fenster, ein gerillter, liederlicher Blechkasten. Es war hier alles, wie von Robinson Crusoe gebaut, aus Abfällen und Strandgut. Aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es herrschte Gemütlichkeit. Im Hintergrund waren aus Attapgeflecht zwei dünne Strohhütten für die Javanenfamilien der Arbeiter errichtet. Und überall erschienen bei unserem Einzug, in dem mit Stacheldraht abgezäunten weiten Gemüseacker, Gesichter der einfachen Feldleute. Javaninnen drängten unter den Hüttentüren, verlegen vor so viel Besuch. Unsere Pferdejungens saßen bald alle im blauen, beizenden Rauch der Wellblechküche, wo der Herd aus ein paar Erdgruben im gestampften Boden bestand, darinnen offene Holzfeuer qualmten. Der Rauch zog zur Türe heraus. Ein schmaler Graben für Abfälle und Regenwasser ging am Hauptschuppen entlang, wo wir auf wackeligen Stühlen Platz nahmen. Hinter uns lagen Kasten und Kisten in offenen Verschlägen aufgehäuft, altes Eisen und altes Werkzeug, und der Fußboden war unebene Walderde. Ein Küchentisch, viel billiges Geschirr, grau der Tisch, grau das Geschirr, stand unterm offenen Himmel als einziges Möbelstück vor uns. Am Graben an einem Rindenbaumstamm, der das Schuppendach stützte, war ein uralter, echter europäischer Hühnerhund angebunden. Er schloß mit uns Freundschaft, teils aus Altersgram, teils aus Nahrungssorgen. Wir holten die letzten Marmeladenbrötchen aus unserer Frühstückskiste, und die Köchin brachte uns schweren schwarzen Kaffee heiß und dampfend aus ihrem Wellblechverschlag. Da saßen wir nun erstaunt und verlegen, weil wir eigentlich nicht saßen, sondern auf den alten Stuhlgerippen wackelten, und weil wir nicht wußten, wo wir hinsehen sollten, um den starrenden Schmutz und Abfall nicht bemerken zu müssen. Denn diese Robinsonade wirkte wie eine Kloake auf uns, die wir eben noch in der göttlichreinlichen, taufrischen Morgenlandschaft seit Sonnenaufgang gewandert waren. Draußen hatte uns Sonne, Luft, Tau, Gras, Blumen und die ganze Welt angeschienen wie ein sauberer Festsaal, und nun wir zu der ersten Menschenwohnung kamen, war es, als müßten wir in einem Pfuhl einkehren bei Molchen und Blutegeln und ähnlichem Gewürm. Ich hatte wohl Lust, Rast und Mittag zu machen, aber nicht hier. „Fort, fort!“ drängte meine Lunge, die sich vor jedem Atemzug in dem wüsten Schuppen ekelte. Aber auch der Dreck kann einem vertraut werden. Es spielten da bei dem zum Sonnen ausgebreiteten Maiskörnerhaufen ein paar Chinesenkinder um einen Holzrahmen. Zwei Mädchen und ein Junge, und sie waren so unschuldig sauber inwendig, daß aller Dreck ringsum an ihnen abzugleiten schien. Die Pferdekulis fühlten sich auch so wohl in der rauchdurchbeizten Küche bei der Wellblechköchin, und ihre Zuneigung zum weiblichen Teil der Küche schien ebenso geheiligt wie die Unschuld der Kinder, sie sahen vor Hingebung keinen Schmutz, diese Naturkinder. Die armen Arbeiterfrauen, die drüben unter den javanischen Hüttentüren kauerten und uns ergeben und andächtig ansahen, wie die stillen Beter ein paar allmächtige Gottheiten betrachten, sie alle waren unschuldsvoll rein im Gemüt, naturaufrichtig, und kein inwendiger Schmutz haftete an der Natürlichkeit der armen Erdenkinder. Auch der hier alt und grau gewordene Jagdhund, der einzige Europäer, der hier unter Inländern alt geworden war, auch er, dessen triefende alte Augen nur noch Blicke lallen konnten, auch er hatte keinen Teil am Schmutz der alten Robinsonbuden. So wurde mir allmählich beim Trinken des heißen, starken Kaffees der Schmutz rundum ungefährlich und schien sich unterm Mitleid unserer Augen zu reinigen und Einkehr in sich selbst zu machen, und der starrende Dreck redete mich mit „Du“ an, wie das aller Dreck tut, und sagte zu mir: „Was willst du eigentlich hier? Du Undankbarer! Vernichte nicht mit deinen aburteilenden Augen unsere innere, jahrealte, heilige Gemütlichkeit hier! Auch du wirst auf dieser Reise noch den Dreck heilig finden und dich öfters in der Wildnis nicht waschen. Laß uns miteinander reden, wenn du vom „Smeroe“ zurückkommst. Hast du nicht guten, heißen Kaffee hier bei uns bekommen? Nimm uns, wie wir sind! Wir haben dich nicht hergerufen. Wer zu uns kommt, soll unser Herz sehen und nicht unsere Lumpen, die uns gut gefallen, weil wir mit ihnen alt und heilig geworden sind!“ So sprach strafend die alte Baracke, und ich betrachtete sie nachsichtiger. Denn der Kaffee hatte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir wirklich gut getan, da wir nun bereits seit morgens 4 Uhr acht Stunden unterwegs waren und noch kein warmes Getränk bekommen hatten. — Es war um mittag 12 Uhr. Ich begann sogar beim Abschied vom Robinsonhaus mich so heimisch zu fühlen, daß ich von den am Boden im Garten zum Trocknen ausgebreiteten kleinen Knoblauchknollen einige einsteckte und daran zum größten Entsetzen von Herrn S. zu knabbern begann. Ich wollte doch etwas vom einfach kräftigen Geruch des gastlichen Hauses auf den Weg mitnehmen. Von da ab ging mir der Atem des Hauses aus meinem Munde voraus, so daß Herr und Frau S. mich nicht am Weg verlieren konnten; meine Spur blieb noch lange in der Luft hängen. Es war 12½ Uhr mittags, als wir vom Chinesenhaus am See „Ranoe-Pani" aufbrachen. Wir gingen an dem dem Eingang entgegengesetzten Teil des großen Gemüsegartens hinaus und standen auf einem Fußpfad dicht am See Ranoe-Pani. Der Gemüsegarten grenzt hier dicht an den See. See ist eigentlich zu großartig gesagt. Es ist ein größerer Teich nach europäischen Begriffen. Einige Wildenten flogen auf und ließen sich in der Mitte des Wassers nieder, als wir die Pferde hier wieder bestiegen hatten und um den halben Ranoe-Pani herumritten. Der Pfad geht im Boden dicht am Ranoe-Pani. Auf allen Seiten erheben sich bewaldete und grasbewachsene Anhöhen, die sich zum Wasserspiegel rund im Kreis herabsenken. Der Pfad geht unter uralten Bäumen, verdunkelt von schweren Laubkronen, zuerst, dann frei am Wasser entlang und biegt zwischen zwei Hügel ein vom See fort.

Es war feuchter Nebel noch mittags über dem Ranoe-Pani, und der Nebel lebte und wandelte übers Wasser und gab dem Wald rundum auf den Höhen eine plötzliche Regenstimmung, so daß wir schon fürchteten, von einem Tropenregen überfallen zu werden. Der undurchdringliche Nebel verließ aber den See nicht, und als wir vom Wasser abbogen, blieb der Nebel und sein Regengesicht zurück. Eine lange Schar javanischer Gartenarbeiterinnen aber folgten uns. Sie riefen uns zum Abschied zu und stiegen in ein kleines Waldtal nieder, das den Namen „Ramoe-Dringoe" trug. Statt eines Sees lag jetzt auch hier ein großes Gemüsefeld, das bearbeitet wurde. Erdbeeren, Kohl, Rhabarber, Radieschen usw. werden in den Gemüsegärten hier gezogen und nach Soerabaia verkauft. Das sind alles Dinge, die unten in der heißen Javaebene am Meer nicht gedeihen. Da die Europäer in den Tropen nicht gern heimatliche Gemüse entbehren, darum werden diese Gemüsefelder auf den Höhen angelegt, die sich wahrscheinlich auch gut bezahlt machen müssen.

Wir kamen nun, über einen Bach reitend, an den Fuß des Ajek-Ajek, immer sorglos und lustig. Nun ging es steil bergauf. Man dachte, das wird bald anders werden. Aber es wurde nicht anders. Es blieb gleich, und man kletterte so zweitausend Fuß durch Walddickicht. Riesentannen und darunter dichter Mimosenbusch hüllten den ganzen hohen Berg zugleich mit hohem Lalanggras, Farrenkraut und dichten Himbeerranken ein. Bäume, gestürzte, versperrten oft den Weg, der so schmal war, daß nur ein paar nackte Menschenfüße Platz hatten. Wir merkten bald, daß am frühen Morgen hier unsere Kulis mit Zelt und Gepäck sich Weg gebahnt hatten, da viele von den kleinen, nur spazierstockdicken Mimosenbäumchen des dichten Busches frisch gekappt waren und schneeweiße Schnittflächen zeigten. Aber den unendlich steilen Ajek-Ajek hatten die Kulis doch nicht wegschaffen können, und so krabbelten wir keuchend im grünen Busch, verhüllt von dem Mimosenunterstand, drei Stunden bergauf und eine Stunde bergab. Die Pferde wurden teils von den Javanen nachgezogen, teils versuchten wir reitend die weniger steilen Stellen zu erklimmen. Aber oft mußten wir erschöpft Halt machen und mußten uns gegenseitig zurufen, und auch die Javanen warfen sich keuchend neben die abgearbeiteten Pferde hin; und Menschenbrust und Pferdebrust hoben und senkten sich, als müßten sie ihren letzten Atem in tiefer Erschöpfung hergeben.

Bei einer solchen Haltestelle sah ich einen der ältesten Kulis, einen klugen und erfahrenen Javaner, der ein guter Redner war und später auf dem Smeroe den Gruß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zum Krater sprach und dem Kraterloch eine lange Standrede hielt. Dieser legte sich auf den Bauch flach ins Gras, und zwei jüngere Javanen stellten sich auf seinen Rücken und massierten ihn. Sie traten dabei bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß fester auf und drückten und zerteilten die Muskeln des Liegenden, abwechselnd das Körpergewicht auf den einen, dann auf den andern Fuß legend. Behaglich hielt der ältere Gefährte still. — Auch als wir vom Smeroe kamen und abends im Lager am Zelt, ließ der Javane sich so massieren und tat dasselbe dann den beiden Jungen als Gegendienst. Ich hatte noch nie eine solche Rückenmassage, von nackten Füßen besorgt, mitangesehen. Aber ich verstand, daß es sehr wohltuend sein mußte. Und der Alte stand auch immer elastisch und erquickt auf, nahm seine Tragstange und trug unsere Handtaschen gleichmäßig weiter.

Von der Mittagshitze hatten wir gar nicht zu leiden. Es war eher frisch kalt als warm, auch zur Mittagsstunde im Wald auf dem Ajek-Ajek. Von Mittagshitze war überhaupt nirgends auf den Smeroe-Wegen in allen sechs Tagen etwas zu verspüren. Immer blieb die Luft gleichmäßig frisch. So wie bei uns die Morgenluft kühl ist an heißen Sommertagen. Aber der Schweiß lief uns reichlich am Körper herab durch die Hitze, die das stundenlange Gekletter am Leibe bewirkte.

Immer standen die mächtigen, schwarzen, verbrannten Baumstämme mit blauschwarzer Holzkohlenrinde links und rechts am Weg und im Gebüsch überall.

Die Kulis erzählten, die Leute haben den Wald einmal versucht abzubrennen, um den Smeroeweg herzustellen. Aber es war mißglückt. Nun sah stundenlang der Wald trostlos geschwärzt aus. Das Unterholz war jung grün. Aber die tausend alten Stämme standen wie geschwärzte Ruinen da, und beim Klettern wurden unsere Hände und Kleider bald so schwarz, als ob wir Ofenröhren gereinigt hätten. Um 3 Uhr ungefähr waren wir auf dem fürchterlichen Berg endlich oben. Alles warf sich flach auf den Rücken, und alles schnaufte blaß und erschöpft. Die Ausblicke sahen auf Waldberge, rundum bedeckt mit dichten Laubkronen, alten, gewaltigen Ästen, an denen weißliche Moose in Massen hingen. Diese weißbehaarten Bäume leuchteten in Massen zum Ajek-Ajek herauf. Nun oben angekommen, sah man nur wieder Dickicht vor sich bergab, und ich hatte keine Ahnung, wo dieser Weg hinführen würde. Wir waren nun seit morgens 4 Uhr, also 11 Stunden unterwegs. Von unserem Lager war noch keine Spur zu sehen. Und schon neigte sich der Nachmittag dem Abend und bald dem Sonnenuntergang zu. Wir waren immer noch mitten in undurchdringlichem Bergwald auf der Höhe eingeschlossen. Im Leib hatten wir als einzige Nahrung des Tages ein paar Marmeladebrötchen, ein paar Tassen schwarzen Kaffee und sehr viel Selterwasser. Gewohnheitsgemäß sehnte ich mich nach einer Mahlzeit, trotzdem ich immer nur Durst und eigentlich keinen Hunger verspürte.

Ich staunte über die kleine Frau S., die klaglos alles mitmachte, die zwar als Letzte hinter uns her ritt und kletterte, die aber immer vergnügt lachte und schmunzelte, als ob diese überanstrengende Kletterei der natürlichste und gewöhnlichste Nachmittagspaziergang für eine Dame aus Batavia war.

Noch urwüchsiger als der Aufstieg, wurde der Abstieg vom Ajek-Ajek, der nun begann. Es ging nicht bloß senkrecht auf glitschigem Erdpfad rutschend in die Tiefe, man schwang sich dabei am besten bergab wie ein langarmiger Gibbonaffe von Mimosenbaum zu Mimosenbaum. Aber öfters mußte man nun unter der Wurzelwildnis eines Urwaldgebüsches unten durchkriechen. Es troff von Nässe an allen Büschen; trotzdem es 4 Uhr nachmittags war und draußen über den Baumkronen noch Sonnenschein stand. Aber hier unten zwischen den nassen Büschen war Nachtkälte und Nachtschatten einer ewigen Wildnis. Ich taumelte halb bewußtlos zwischen den Ranken und dünnen Mimosenbäumen, zugreifend wie ein Kopfloser,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

senkrecht bergab und keuchte und zitterte vor Überanstrengung am ganzen Leibe. Große, nasse Blätter, Zweige, Wurzeln, dornige Mimosenäste und Ruten peitschten mich links und rechts, aber ich flog immer atemlos bergab, über tausend Fuß hinunter, ohne anzuhalten, nur manchmal hing ich wie ein Grashüpfer festgeklammert an einem Baum und fühlte, daß mir vor überhitzter Abgejagtheit die Augen aus dem Kopf quollen, die Pulse tobten wie Motore, die aus dem Takt gekommen sind, die Brust zersprang fast vom klopfenden Herzen; ich kam mir vor, als hätte ich vom Hin- und Herfliegen mich zerteilt und hätte mehrere atemlose Körper bekommen, die alle an dem einzigen, luftschnappenden Herzen hingen und hinunterfederten. Also ganz zusammenhanglos kam ich nach einer entsetzlichen Stunde des Hinunterfliegens unten an. Vor mir lag ein liebliches, harmloses Waldtal mit großer, stiller, gelber Wiese aus hohen Berggrasbüscheln.

Das Tal lag fromm, abgeschieden und andächtig in seiner Ruhe da, umgeben von einem ovalen Kranz von bewaldeten, totstillen Berghöhen. Zwei der Kulis saßen schon im Gras und ruhten gemächlich aus, als ich angekollert kam wie ein losgesprungener Felsstein. Und auch wie ein Felsstein blieb ich liegen mit einem Ruck und mit immer noch atemringendem Brustkasten.

Ich hatte danach weder Durst noch Hunger, sondern nur Lust nach Ruhe und Unbeweglichkeit.

Das kleine, freundliche Tal war wie eine weite, behagliche Stube, vom elastischen gelben Gras wie mit Matratzen dick ausgepolstert. Es war köstlich, nun zu wissen: Heute wird nicht mehr geklettert und nicht mehr herabgeflogen. In diesem Tal um die Bergecke, dort ganz nah, lag der See, und beim See würde ich das Zelt aufgeschlagen finden. Dort würde bald der Mond friedlich aufgehen und mich tief eingeschlafen finden nach dreizehnstündiger langer Wanderung unseres ersten Smeroe-Tages. Dieses dachte ich angenehm, und ich erquickte mich an der Vorstellung baldigen Schlafes mehr, als wenn man mir Essen und Trinken gereicht hätte.

Kurz nach einer Viertelstunde kam ganz blaß auch Herr S. den senkrechten Bergweg herabgetaumelt. Wie ein von großen Schrecken Entstellter schlotterten seine Glieder, und er sah mich leuchtend wie ein Sterbender an und sagte: „Was! Das war ein Weg!“ Aber das wußte ich bereits, daß das ein Weg gewesen war, und regte mich über Vergangenes und Abgemachtes nicht mehr auf. Ich war schon etwas erholt und ausgeruht und hatte die Hälfte des Elends bereits vergessen. Und ich wunderte mich nur, wie ein dreißigjähriger Mensch so angebaumelt kommen konnte. Dann kam zehn Minuten später Frau S. verhältnismäßig wenig angestrengt, nur etwas grünlich blaß beleuchtet vom letzten Tageslicht. Wir starrten uns, im Gras sitzend, eine Weile an, als wenn wir uns jahrelang nicht gesehen hätten und uns erst wiedererkennen müßten. Als wir endlich fanden, daß wir noch dieselben Personen waren und uns nicht im Profil und nicht in der Größe verändert hatten, sprachen wir nur noch davon, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt sei. Wie gern wir alle davon sprachen, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt war, das kann ich gar nicht genug wiederholen. Wir hatten so innig alle den einen Gedanken: schlafen, schlafen, Zelt, Zelt, Nachtruhe, Nacht, Gute Nacht. — Andere Gedanken hatten kaum noch Platz in unseren Stirnkasten. Und als wir merkten, daß wir in dem einen Gedanken alle drei einig waren, wurden wir allmählich wieder wach und begannen uns harmlos aufzurichten. Nur wenn Herr S. sagte: „Was! Das war ein Weg!“, dann wollte ich nicht hinhören. Denn ich hatte den Weg vergessen. Mein ganzer Körper war so beleidigt von dem Weg, daß er ihn einfach nicht mehr erinnern wollte. Und außerdem war ja nun das Zelt so nah.

Als ich aufstand, lag da bei unserem Ruheplatz ein riesiger viereckiger Fels-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

block. Er war, wie wir, den Berg, den Ajek-Ajek heruntergerollt vor langen Jahren. Er war inzwischen bemoost, aber er sah so finster aus, als wenn er heute noch das Gehops und Gehüpf spürte, das auch er durchgemacht hatte vor einer Ewigkeit. Jetzt lag er da wie ein großer Opferstein, der immer Dank opferte, daß er unten angelangt war im weichen, grasigen Waldtal.

Das Tal vor uns war nicht sehr groß und wirkte wie ein ausgetrockneter kleiner, alter Seeboden. Die Pferde stolperten über die dicken Grasbüschel, die in dem Abendlicht wie Bündel gelber Reisähren wirkten. Ich fühlte mich zufrieden. Und ich ließ die müden Pferde stolpern und ging zu Fuß durch das Tal und fand auch um die nächste Hügelecke den Wasserschein des kleinen Sees „Ranoe-Rambola", der dort in einem zweiten Bergtal von Waldhügeln eingeschlossen lag.

Wir mußten dann im Zwielicht am See einen wunderlichen Pfad gehen, der zeitweise ins Wasser tauchte und dann am Hügelabhang hinlief, unter vorsintflutlich ungeheuerlichen, moosbehangenen Baumriesen, die sich aus dem See hoben und die wie ein Gewirr von finsterm, dickem, gewaltigem Gebälk wirkten. Ich mußte an die Pfahlbauzeit, an die alten Germanen, an alles Uralte denken, das ich jemals von Waldeinsamkeiten gehört hatte. Aber dieser Seepfad mit seinen ungeheuerlichen Waldgestalten übertraf das älteste Altersbild meiner urgermanischen Vorstellungen. Ich begann beinah zu schauern vor den Riesenbäumen, die im Abendwasser standen, und an denen ich zwischen hohem Schilfgras und unter tiefhängenden Ästen in der Abenddämmerung kaum noch den Pfad finden konnte. Das Wasser spiegelte stellenweise grell auf, und dann wieder war es nachtschwarz, wie verschwunden. Die alten zottigen Riesenäste schienen nur jetzt atemlos stillzustehen, weil wir kamen; aber es schien sicher, daß diese grimmigen, zottigen Baumarme rundum greifen konnten, wohin sie wollten, wie die Arme der Gottheit. Diesen Eindruck des gewaltig Lebenden im Toten bekam ich nicht los. Und ich war froh, als ich auf den Ruf unserer Kulis bald ganz nah den Antwortruf unserer vorausgeschickten Kulis vom Nachtlager übers Schilf hertönen hörte.

Der See schwieg, die Bäume schwiegen, der Abendhimmel schwieg, die Finsternis wuchs schon aus den Schilfhalmen über unseren Köpfen zusammen, als wir unter den Gespensterbäumen auf einem kleinen Grasplatz am Seeufer hinaustraten. Der Geruch des Holzfeuers der Kulis schlug uns entgegen. Im letzten Tagschein waren hier die Kulis in drei Reihen aufgereiht, alle 27 an der Erde, der Mandur kam uns entgegen. Die roten, weißen und blauen Sarongtücher der Leute leuchteten freundlich wie ihre Augen und ihre braunen Javanengesichter.

Alle freuten sich, daß wir endlich knapp vor Tagesschluß, es war jetzt 5½ Uhr, eintrafen. Das schöne, geräumige, gut aufgespannte Zelt überraschte uns. Die Eingangsvorhänge standen aufgeschlagen. Drinnen standen drei stroherne Liegestühle nebeneinander, auf denen weiße Kopfkissen und weiße wollene Decken hübsch sorgsam hingelegt waren. Dieses war unser Nachtlager, und wir fanden es schon von weitem beim ersten Anblick angenehm und einladend.

Es war erstaunlich, wie munter ich mich auf einmal fühlte, als ich die vielen stillvergnügten Javanen, das riesige Holzfeuer an der Erde und das grüne, behagliche Zelt vor mir sah. Alle Müdigkeit schien beim traulichen Anblick des Lagers verflogen. Der beleidigende Ajek-Ajek war längst vergessen. Es war plötzlich abenteuerliche Lagerfeuerlust in mir. Ich hätte mir auf den Lagerplatz einen Gamelang, Tänzerinnen und eine Theatervorstellung gewünscht. Im Hintergrund den Seespiegel dazu, den matten, und den Abendhimmel, der nun bald Sterne bringen mußte.

Wir begannen auszupacken. Frau S., kaum angekommen, ließ alle Vorrats-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kisten öffnen und untersuchte die Blechbüchsen, die zwölf gerupften Hühner, die leider noch nicht gebraten waren, usw.

Wir Herren zogen uns ans Seeufer hinter das Zelt zurück und machten Abendtoilette. Ich ließ mir von Ali den Handspiegel halten, saß auf meinem Feldstuhl und rasierte mich. Der Mandur brachte heißes Wasser vom Holzfeuer, wo jetzt die Javanen ihren Reis im großen Topf kochten. Wir reinigten uns. Und als ich mich umsah, war mein Rasiermesser, mein Gillettemesser verschwunden. Gestohlen von den herumstehenden Kulis oder im Gras verloren? Wir ließen suchen, setzten Belohnung aus, aber konnten nicht ergründen, wo es geblieben war. Es kam nie mehr zu mir, das Messer. Das störte mich nicht viel, wenn es mir auch leid tat, denn ich hatte es noch als Erinnerung aus Chicago, wo ich es selbst gekauft hatte. Alte Freunde verliert man nicht gern. Aber Verluste sind so beleidigend, wie schlechte Wege. Ich versuchte auch dieses zu vergessen. — Erst zu Hause fand ich es bei der Rückkehr in einer leeren Seifenbüchse wieder, wo ich es, sorgsam eingewickelt, verpackt hatte. Es war also nicht gestohlen.

Inzwischen war ein Huhn gebraten worden. Der Reis war gar, sagte man. Aber als ich ein Stück Huhn und etwas Reis genießen wollte und vor dem Zelt saß und dachte: nun bekomme ich mein wohlverdientes Abendessen, da war das alte Huhn härter als ein Pferdehuf und der Reis hartkörnig wie die Asche der Sandsee. Ich verzichtete, und mit mir verzichteten auch Herr und Frau S. Wir aßen ein paar Bananen und tranken ein Glas Rotwein und zogen uns dann ins Zelt zurück. Eine Stallaterne brannte bereits drinnen und verpestete die gute Luft mit Petroleumgestank. Die Menschen sind zu erfinderisch und machen sich auf alle mögliche Art das Leben mit ihrer Erfindungsgabe lästig. Eine einfache Wachskerze in der Laterne wäre einfacher und geruchloser gewesen zur Beleuchtung. Aber nein, man mußte Stinköl brennen. Warum, weiß ich nicht.

Draußen plätscherten noch einige Kulis im See und badeten. Ich sagte mir: „Morgen früh bade ich auch. Heute abend bin ich zu müde." Wir mußten mit allen Kleidern, außerdem noch in Mäntel gehüllt, und mit Reisemütze auf dem Kopf, unser Lager aufsuchen. Denn gleich nach Sonnenuntergang wurde es eiskalt am Seeufer. Der Mond stand rund und selbstherrlich hoch über dem Seewasser. Ich fand es schade, schlafengehen zu müssen. Aber morgen sollte um sechs Uhr der Ritt fortgesetzt werden. Darum war Ruhe nötig. Es war um Abend sechseinhalb Uhr, da lagen wir schon alle drei, jeder auf seinem Liegestuhlbett. Der Zeltvorhang war geschlossen, die Laterne beleuchtete die Regenmäntel und Hüte auf dem Kleiderpfosten am Eingang. Und mit dem Blick auf die menschenleeren Mäntel schwand mir das Bewußtsein, und mein Leib wurde gleichfalls ein leerer Mantel.

Der e r s t e der beabsichtigten v i e r Smeroe-Tage, aus denen aber sechs werden sollten, war hiermit abgewandert worden! Und den Stolz über diese erste große Leistung nahm jeder von uns noch als letzten Gedanken mit in den Schlaf.

Der Schlummer war nicht lang. Nach zwei Stunden schon, um achteinhalb Uhr, wachten wir vor Kälte auf. Ich stand auf, um hinaus ans Feuer zu treten. Und wir ließen den Mandur Glühwein machen. Wir froren, als lägen wir im kalten See und nicht im Zelt. Die Kulis schnatterten vor Kälte und saßen dichtgedrängt um lange glühende Baumstämme, die sie mit den Spitzen ins Feuer schoben. Vom See kamen dichte, wandernde Nebel, die wie Brei in der Luft hinquollen. Das glühende Holzfeuer, die beleuchteten braunen Kuligesichter und ihre roten und weißen Leinwandkleider, das graue, nasse Berggras rundum, und hohe Baummassen am See, die im Nebelgras stehenden Pferde, die in Decken eingemummt waren, alles wirkte mehr wie Bilder aus einem Abenteuerbuch, und ich begriff in meiner Schlaf-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trunkenheit kaum, daß das alles wahr war. Nur daß ich sehr fror, das fühlte ich am deutlichsten.

Es war naß im Gras, naß in der Nebelluft, der Mond schien auch naß zu glänzen, und ich dachte an mein breites Hotelbett in Tosari. Als ich Glühwein getrunken, legte ich mich nieder. Wieder schlief man eine Stunde und wachte wieder vor Kälte auf. Nun trank ich Brandy. Und beim Mandur bestellten wir Tee. So ging es die ganze Nacht. Alle Stunden bestellten wir beim Mandur etwas anderes, wie in einem Wirtshaus. Zuletzt wurden wir um Mitternacht ganz munter, plauderten liegend und trinkend stundenlang und schliefen nur noch kurz ein, dann war es Morgen. Auch die Kulis hatten die ganze Nacht Reis gekocht und schliefen auch erst gegen Morgen ein. Immer hörte ich ihr gemütliches, halblautes Geplapper rund um das Feuer. Auch die Pferde schliefen nicht und rauften die ganze Nacht Gras und stampften mit den Hufen. Der Mond schlief auch nicht, denn er war Vollmond geworden, und da ist er immer munter, die Nebel schliefen auch nicht, nur die Bäume und der See taten, als ob sie tief schliefen. Aber sie stellten sich nur so, glaube ich, und sie hörten zu, was die unruhigen Eindringlinge, die da plötzlich bei ihnen Besuch machten, im Zelt und am Lagerfeuer dachten. So verging die erste Nacht, die mir wie eine Verzauberung vorkam. Wie eine Nacht im Eisenbahnzug, so unruhig war sie gewesen. Als ich im graugrünen Morgenlicht aus dem Zelt trat, war ich mehr von der Nachtkälte gestärkt als von dem wenigen Schlaf. Diese Nacht war wacher als ein Tag gewesen. Ich ward erst warm, als ich nackt in den eiskalten See sprang und ein paarmal untergetaucht war. S. sah mir schaudernd zu und fürchtete sich vor dem kalten Wasser. Bei ihm wirkte die Überanstrengung auf den Magen. Als ich morgens gargekochten Reis und Huhn bekam und er nur einen Bissen davon gegessen hatte, mußte er zum See treten und das wenige wieder erbrechen.

Es wurde acht Uhr, bis die Kisten gepackt, das Zelt abgebrochen, die Pferde gesattelt waren. Wir hatten mit Absicht keine Eile gemacht, da der heutige Tag nur einen kurzen Zweistundenritt zum Kegel des Smeroe und einen dreistündigen Aufstieg im Smeroe-Wald bis zum nächsten Lagerplatz bringen solle. Wir hatten also viel Zeit.

Wir ritten dann über den Hügelwall des Sees hinüber in ein neues Grastal, dann durch Wald, in dem schönes, hohes Salanggras wogte. Die Tannen dieses Waldes waren so alt und verrenkt, daß der Wald mehr einem vielgekrümmten alten Eichenstammforst glich als einem Tannenwald. Ich hatte vorher nie solche verrenkte Tannen gesehen.

Die Sonne schien so köstlich in den uralten, ergrauten Wald, mächtige Riesenbäume lagen schief hingestürzt, andere steckten kahle Astglieder, grün bezottelte und mit Orchideen dichtbewachsene, gegen den Himmel. Auf den meisten breiten, alten Tannenbaumästen wuchsen Scharen von Löffelblättern, die den Blättern unserer Maiglöckchen glichen.

Mein Balling, munter geworden, fraß fortwährend vom würzigen Gras, und ich gönnte es ihm gern, denn nachts hatte er nur das dürre, harte Berggras am See raufen können. Dann kletterte das frische Pferdchen lebhaft den bergigen Waldweg hinauf und war immer den andern weit voraus. Nach einer Stunde öffnete sich der Wald und über einer Waldebene, die mit niedern Strauchbäumen gruppenweise bewachsen war, stand mächtig wie ein riesenhafter Dom der einsame lilagraue Aschenkegel des Smeroe nahe, und der kahle Vulkan wölbte sich vornehm und furchtbar in den reinblauen Morgenäther. Nichts trennte uns mehr von seinen grauen Flanken als die Waldebene, die wir in einer kleinen halben Stunde durchreiten konnten.

„Das ist er", sagte ich innerlich zu mir, als ich aus dem Wald bei einem alten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Baumriesen um die Ecke ritt und den freiliegenden Riesenaschenkegel zum ersten Anblick vor mir hatte.

„Das ist er!" rief laut bald darauf hinter mir bewundernd Herr S. aus, und wir betrachteten ehrfürchtig den Gott der Berge Javas, der da vor uns wie entkleidet in heiliger Nacktheit zum Himmel ragte. Keine Wolke, kein Nebelschleier verdeckte eine seiner Linien. Es war, als hätten wir den Berggewaltigen heimlich überrascht, wie er eben im blauen Frühlicht seinen glatten Aschengipfel badete.

Die Ätherluft über dieser Waldlichtung vor uns war staubrein und kristallklar; jede feinste Rille, jeden scharfen Riß, jeden kleinsten Bimsstein des glatten Glockenberges sah man deutlich fein in höchster Höhe gezeichnet, als betrachtete man diese Bergkuppe durch ein Mikroskop. Auch war die Wölbung wunderbar regelmäßig. Wie eine umgestülpte Riesenglocke stand der Smeroe dort scheinbar höher als die Sonne und auch runder als die scharfstrahlige, zackige Morgensonne. Es sah aus, als könne man ihn von oben bis unten streicheln, so glatt und ebenmäßig war er aufgebaut, als war er in einer großen Form aus einem Guß gegossen.

Unten in der Breite der Glocke stieg noch Wald ungefähr ein Drittel der scheinbaren Höhe auf. Ich sage scheinbar, weil die Kuppel sich gegen die Höhe hin vom Beschauer fortzog in schiefer Ebene, die zum Höhensaum anstieg. Es war unmöglich zu bestimmen von unten, wie hoch der Wald ging. Denn die Höhe verjüngte sich. Beim Aufstieg merkte ich später, daß die Waldstrecke nicht ein Zehntel der schiefen Ebene, die zum Gipfelrand führt, zu bedecken schien.

Wenn man einen Berg besteigt, so besteigt man immer mehr als seine eigentliche Höhe. Da man nicht senkrecht, sondern auf der schiefen Linie des rechten Winkels zur Höhe steigt. Und bekanntlich ist die Hypothenuse immer größer als jede der beiden Katheden des rechtwinkligen Dreiecks.

Der Wald, der da hinaufkroch, schnitt beinahe plötzlich ohne Übergang ab. Neben den zackigen Ausläufern des Waldgewirrs setzte gleich die tote Aschenwelt ohne Strauch und ohne Grasfeld und ohne geringste grüne Pflanzenfärbung ein.

Wie auf Verabredung blieb rund um den Fuß des prächtigen Aschenkegels, der grau-nackt ins Blaue auffuhr, der breite Waldgürtel unten und wagte nicht mehr, sein Baumland fortzusetzen; der Wald bildete eine Art grünen Schurz um den unteren breiten Bergleib, der an den Hüften des Kolosses scharf abschnitt.

Wir hatten staunend die gewaltige, erhabene Größe des grauen Smeroekopfes bewundert und ritten dann in der meilengroßen Lichtung im silbergrauen Waldgras weiter und hielten unter einer Baumgruppe an, um die Pferde ein wenig vom taufrischen Kraut grasen zu lassen und auf Frau S. und die Zeltträger zu warten.

Ein wilder Hahn schrie im Busch jäh auf. Dann war es still, die Luft nur sauste. Mit „Slamat"-Smeroe-Rufen kam dann der lange javanische Menschenzug unserer braunen, halbnackten Kulis mit der Dame zu Pferd an der Spitze, unter den letzten Baumriesen des schattigen Waldes heraus auf die helle Berggrasfläche.

Es sah gut aus, wie die lange Reihe der bepackten, erdbraunen Javanen durchs hohe Gras watete, und wie schweißnackte, braune Schultern, nackte, braune Arme, nackte, braune Männerbrüste und nackte, braune Knie zwischen den Grasbüscheln, den silberhellen, dunkel abstachen. Und die roten und weißgrauen Tücher und kurzen Leinenhosen der Leute, ihre blau und braun gefärbten Batikkopftücher und ihre schwarzen Augen, alles leuchtete und dunkelte auf dem hellen Grasfeld, tauchte unter und tauchte auf, von Gesträuchgruppen verdeckt, die mit purpurgrünem Laub und mit bronzenem Laub tiefviolette Schattenflecken in die Helle der Lichtung malten. Über dem bewegten Bild stand der glasblaue Himmel, durchleuchtet und rein wie eine gegossene blaue Glasscheibe.

So kamen wir über ein letztes leeres, weißes Grasfeld fort an eine tiefe Rinne,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die uns vom Kegel und vom Wald des Kegels breit trennte. Es waren vielleicht fünfzig Fuß Tiefe, die hier steil abfielen vom Feld, auf dem wir standen, und unten stieg drüben auf der andern Seite der Rinne der Smeroe-Wald und der Aschenkegel hoch.

Wir ließen die Liegestühle alle drei nebeneinander ins Feld hier aufstellen, legten uns hin und betrachteten nun in aller Ruhe den Smeroe-Dom vor uns und fragten uns: werden wir diesen Aufstieg, der nun erst vollen Ernstes beginnt, überwinden?

Da Herr S. gestern abend und heute morgen keine Nahrung bei sich behalten hatte und nichts als ein paar rohe Eier gegessen hatte, so riet ich ihm ab. Denn er sprach auch vorher schon von seinem schwachen Herzen. Ich selbst dachte mir, ich werde den Aufstieg auch kaum wagen. Bis zum Waldrand komme ich wohl, aber wo dann der Aschenkegel anfängt, da in der Hitze auf der scharfen Kohle weiterzuklettern, das getraue ich mir hier in den Tropen nicht zu.

Aber während ich das noch sagte, wunderte es mich doch, wie eiskalt die Luft jetzt im späten Morgen (es war neuneinhalb Uhr vormittags) aus dem Wald hinter uns herstrich. Wenn wir nicht mit den Liegestühlen in der Sonne gelegen hätten, wäre es uns im Waldschatten zu kalt gewesen. Dabei hatte ich dicke, europäische Flanellunterkleider und Leibbinde unter meinem starken Kakianzug an.

Der Mandur erklärte uns, daß wir den letzten Aufstieg nicht in der Sonne, sondern bei Nacht, um zweieinhalb Uhr morgens, beginnen und vor Sonnenaufgang oben auf dem Gipfel sein würden. Das ermutigte mich einigermaßen. Vorläufig stand uns heute nur noch eine Kletterei von drei Stunden bevor, bis zur Waldgrenze oben am Aschenkegel, wo das Zelt aufgestellt und Nachtlager gehalten werden sollte.

Der Mandur zeigte uns eine blutrote Gesteinschlucht, die sich vor uns, wie eine offene rote Wunde, mitten im grünen Waldgürtel des Kegels in die Höhe zog. Am Rand dieser Schlucht würden wir jetzt entlang klettern, sagte er, und am Ende dieser Schlucht zur Linken war eine kleine Grasstufe, auf welcher das Zelt unter den letzten Tannenbäumen eben noch guten Platz hatte. Fünf Minuten weiter hinten begann dann die Aschengrenze, ohne Baum und ohne Grashalm.

Die Pferde sollten nun zurückbleiben. Die Pferdejungen sollten sie zum Übernachten und zur Tränke an den See Ranoe-Ramboella zurückführen. Übermorgen früh sieben Uhr sollten sie auf uns hier dann wieder warten, nachdem wir den Smeroe-Aufstieg bewältigt hatten.

So kletterten wir jetzt um zehn Uhr los und kamen um ein Uhr mittag oben am kleinen Lagerplatz unter den letzten Tannen des wildesten, einsamsten Waldes an.

Unterwegs wurde mir so heiß bei der Kletterei, daß ich mein Unterzeug und meine Flanellweste ausziehen mußte. Die Kulis trugen mir meine Sachen und mußten uns stellenweise am Stock den steilen Waldpfad hinaufziehen. Es war ein elender Weg, und er war nur schön, wenn man sich unterwegs ins Gras warf, sich an eine alte Tanne lehnte und zurückschaute zum Bergwald hinaus. Da lag tief unten das große helle Berggrasfeld, die weite Waldlichtung, und der Berg „Ramboella“ stieg gegenüber, dichtbewaldet und dunkelblau beschattet, auf. Ganz silberweiß glänzende Wolken blendeten zwischen den eisengrauen alten Tannenstämmen wie aufgehängte, windgebauschte silberne Seidenlaken. Immer flüsterte und rauschte und bebte einer der eisigen Ätherwinde aus dem nackten Himmelsblau des Mittags. Und wenn die Baumrinde der Tannen auch warm von Sonne wurde, so hingen doch alle langen Nadelmähnen der Tannenzweige voll mit eisgrauen Tautropfen. Diese wurden nicht von der Hitze der Mittagsonne verdunstet, sondern wie Glasperlenschnüre hing der Wald über mir noch im Mittag von Milliarden Tautropfen. Eisgrau war sein Tannenbehang vom Tauperlenglanz. Es war, wie ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Boden sitzend senkrecht über mir in die alten Tannen hinaufsah, als hing da in der Sonne wie lange Silberfransen ein erfrorener Regen in den kohlschwarzen, verwitterten Ästen der uralten Tannengestalten. Es war ein widersinniges Gemisch von eiskaltem Ätherwind und von scharfen Tropensonnenstrahlen, das einem nie klar werden ließ, ob es im Wald heiß war, oder ob es im Wald kalt war: der blaue Mittaghimmel lachte heiß, die blaue Ätherluft lachte kalt. Und dabei war es Mittag und nahe unterm Äquator. Dieses unklare Gefühl machte einem alle Vorstellungen, die schon vom Klettern abgehetzt waren, ganz verwirrt.

Um eineinhalb Uhr wurde oben auf der Grasstufe des Waldes das grüne Reisezelt von den Kulis aufgeschlagen. Bald langten auch Herr und Frau S. an, denen das stundenlange Heraufklettern mit leerem Magen besonders schwer geworden war. Nun ruhten wir alle. Die Kulis hatten zwanzig Schritt bergab im Wald zwei Hütten aus Attap und Bambusstangen und Pferdedecken für ihre eigene Nachtunterkunft errichtet.

Ich ließ eine Blechdose mit Brüsseler Kohl für mich öffnen und aß nichts als das Gemüse und einen Teller Erbsensuppe. Nach Fleisch hatte man keinen Hunger. Herr S. versuchte Erbsensuppe, konnte aber fast nichts genießen. Frau S. aß auch nur wieder rohe Eier mit Zucker und Brandy. — Die Kulis kochten sich ihren Reis. Um vier Uhr verschwanden S.s im Zelt. Und ich saß noch außen am Grasabhang und pfiff und schaute dem Lagerfeuer, der sich in Wolken verkriechenden Sonne und den aschgrauen Tannen zu. Immer sauste hier ein uralter Ätherwind, der so alt und noch älter als die ältesten, verknorzten Baumungeheuer war, die den Berg hier wie ein vergrämtes Volk alter, zerzauster Leute füllten. Manchmal sang ein kleiner Vogel irgendwo. Aber nur kurz. Dann war es wieder kalt und still, und nur der alte eisige Wind erzählte wie eine Quelle, die im Himmel hinfloß zwischen den blendenden Wolken und den schwarzen Baumstämmen. Am Rand unseres Lagerplatzes hatte ich, bergan, zwei winzige, nur fußhohe Götterbilder bemerkt. Zwei Buddhagestalten aus Stein gehauen, in der unscheinbaren Größe der Wandbilder des Burubudurs. Die Javanen hatten auf hohlen, gespaltenen Bambusstäben in den Rinnen des Bambus Räucherwerk gestreut und hatten um die zwei Steinbilder diese Stäbe wagrecht in den erhöhten Bergboden gesteckt und das Räucherwerk angezündet. Und immer hockte nun einer der Kulis dort und zündete an und blies an und opferte neues Räucherwerk für ein glückliches Gelingen des Aufstieges auf den „Smeroe".

Wenn die Javanen in der Natur zu ihren Bergen gehen oder auf Jagden oder aufs Meer, dann reicht ihnen der Islam, dem sie jetzt alle angehören, scheint es, doch nicht aus. Und sie greifen zurück zur Religion der Urväter, der hindogläubigen alten Javanen, die im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die herrlichen, feinen, kleinen Bildwerke der Tempel bauten, die heute nur noch in ihre Ruinen die Fremden aus Europa anlocken und von Betern verlassen sind.

Um sechs Uhr ging ich auch ins Zelt. Ich zog an Stelle des Kakianzuges einen wärmeren europäischen Tuchanzug an. Darunter hatte ich wollenes Unterzeug und einen Flanellschlafanzug. Darüber einen dicken Winterreisemantel, an den Füßen Strümpfe und Hausschuhe. Und mit Reisemütze auf dem Kopf, wickelte ich mich in eine dicke schwedische Reisedecke und in zwei wollene Bettdecken. Man sollte meinen, diese dicke Eskimohülle müsse mich gegen jeden Nachtfrost geschützt haben. Aber es war zu kalt. Und der Zeltvorhang blähte sich, und das Zelt schaukelte im Wind, der sich nachts zehn Uhr zum Sturm erhob, so stark, daß man mit den Zähnen vor Frost klapperte. Man muß bedenken, ein Zelttuch ist kein Dach übern Kopf. Und Zeltvorhänge sind keine Mauern oder Bretter. Die Nachtluft blies überall herein. Und dazu lagen wir im offenen Wald 9000 Fuß hoch auf einem luftigen Berg im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sturmwind. Das Feuer, das zwanzig Schritt vom Zelt für die Kulis brannte, gab keine Wärme für uns. Und ich war froh, daß wir den Gedanken gehabt hatten, drei Liegestühle mitzunehmen. Denn gewöhnlich bekommt jeder nur einen Schlafsack mit, und man muß am Boden schlafen. Am Abend vorher auf dem nassen Grasboden am Seeufer zu schlafen, dabei hätten wir uns alle ein Fieber geholt. Herr S. ließ sich, da er nicht genug Wärme bekam, von seiner Frau noch in einen imprägnierten Wäschesack stopfen. Außerdem trug er einen grünen Filzhut seiner Frau nachts auf dem Kopf und war um die Ohren umwickelt mit einem zarten, lachsfarbenen Seidenschleier. Er sah so sonderbar verkleidet aus, daß ich nicht recht wußte, wenn ich mich umsah, ob nicht zwei Damen aus dem Ehepaar geworden waren. Denn da er den Kopf vom zarten Schleier und Damenhut verdeckt hatte und den Körper bis an die Schultern im rostbraunen Wäschesack, blieb nicht viel mehr von der Männlichkeit des jungen Herrn sichtbar. Er glich einer Tirolerin auf der Alm. Auch in dieser Nacht wärmten wir uns alle paar Stunden mit heißem Tee und mit Brandy und rotem Wein und Portwein. Ich war froh, daß die Vorräte so reichlich bemessen waren, so daß wir uns den Frost vertreiben konnten. Gegen Mitternacht wurde der Sturm so stark, daß das ganze Zelt einzustürzen schien, es wölbte sich der Wind zu allen Wandtüchern flatternd herein. Es brauste der Wald draußen und ächzte in den alten zerrütteten Tannen. Wir fürchteten, Bäume oder große morsche Äste könnten über uns stürzen.

(Schluß folgt.)

Joaquin Miller

Der Dichter der Sierras

Von

Herman George Scheffauer

Es war in Redwood Canyon, in den Hügeln, die San Francisco gegenüber liegen. Was mich aufweckte, war nicht der gewohnte Vogelsang, sondern der Gesang einer tiefen, vollen Menschenstimme. Ich hob meine Zeltbahn hoch und schaute hinaus in die Morgendämmerung. Dort — im fahlen, grauen Licht schritt eine stattliche Patriarchengestalt durch die dunklen Rotholzsäulen des kalifornischen Waldes. Ein schimmerndes, phantastisches Gewand hüllte die seltsame Erscheinung ein, auf deren Haupt munter ein kleiner, grüner Turban saß mit herabbaumelnder, hochroter Troddel. Lange, graue Locken fielen wie eine Mähne über die Schultern des Mannes, und ein wallender, eisgrauer Bart glänzte auf seiner Brust. In einer Art freiem, regellosem Tanz bewegte er sich umher, als ob seine Seele traumbefangen den Körper in Verzückung hin und her warf. Während er sich vorwärts und wieder zurück wandte, äußerte er die fremdartigen rhythmischen Töne, einem alten Druiden gleich, der den Geist des Waldes anruft. Ich kannte den Mann gut. Er war ein Dichter, dessen Name den Dichtern beider Hemisphären bekannt ist. In dieser kalten, grauen Morgendämmerung konnte man sich schwer vorstellen, daß dieselbe Stimme zu Anfang der siebziger Jahre das Entzücken der Londoner Gesellschaft gewesen war, daß diese selbe kernige Gestalt in dem malerischen Kostüm des amerikanischen Westens einst vor Londoner Kaminen posiert hatte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser Herold des frühen Morgens war Joaquin Miller, der frische, ehrwürdige Poet der Sierras. Auf mit der Wiesenlerche, strich er durch Redwood Canyon, nicht weit von seinem Heim in den Oakland Hills, wo ich zurzeit mit mehreren anderen jungen Schriftstellern in den Wäldern kampierte. Joaquin war zu dieser ungemütlich frühen Stunde gekommen, um uns mit seinem wilden Gesang aufzustören. Wir begrüßten ihn, machten Feuer, und bald zog der blaue Rauch mit dem Duft des Kaffees wie Weihrauch durch die Bäume.

Da stand er nun, der verwitterte alte Barde, mit einem Zinnbecher voll dampfenden Kaffees in der Hand. Und sehr malerisch sah er aus in seiner exotischen Tracht, die ihm merkwürdig gut stand. Der lange Silberbart floß ihm vom Kinn und von den roten Backen herab. Der weiße Schnauzbart war fröhlich nach oben gezwirbelt. Seine milden blauen Augen glänzten unter buschigen Brauen hervor. Er lachte wie ein großer Junge und redete mit einfacher, naiver Ungezwungenheit und der unerschöpflichen, überschäumenden Art des Westens. Er glich einem jovialen alten Fabelkönig, einem etwas vergeistigten St. Nikolaus. Die Jahre hatten ihn nicht mehr verändert, als die Rotholzstämme, starke Waldjünglinge von 500 Jahren, die ihn hier umgaben.

Joaquin Miller ist jetzt nicht mehr unter den Lebenden. Er war der Letzte aus jener bedeutsamen Gruppe bodenständiger kalifornischer Schriftsteller, die sich als Erste an der unendlichen Weite und Schönheit des Westens begeisterten, an den Wundern seiner blauen See, seiner Urwälder, die älter sind als die ägyptischen Pyramiden, an seinen unbegangenen Ketten schneebedeckter Berge, an allen seinen majestätischen Bildern, die wie in Szene gesetzt erscheinen für den abenteuerfreudigen Geist einer neuen Menschenrasse. Wir jüngeren Schriftsteller taten rücksichtslos überlegen in unserer Kritik seiner Dichtungen, im Grunde jedoch blieb uns der bejahrte Sänger die unumgängliche und authentische Stimme des westlichen Liedes, die lebende Verkörperung altkalifornischer Romantik, der Tage des Goldes und Glanzes, des Geistes von 49. Als einem Gesandten jener früheren Zeit hatte ihm London seine Türen geöffnet und hatten ihn englische Kritiker als den eben erstandenen Genius des äußersten Westens ausposaunt.

In der literarischen Welt Londons war wohl niemals eine romantischere und zwingendere Persönlichkeit aufgestrahlt als Joaquin Miller, Dichter und Goldgräber, Indianerkämpfer und Freibeuter. Bret Harte war es, der Miller den Weg zum Ruhm geebnet hatte. Die Erzählungen Hartes mit ihrem eigenartigen, faszinierenden Reiz hatten die empfängliche, gespannte Stimmung geschaffen für das Auftreten des Barden. Und Miller, dem der Eifer für alles Dramatische und Malerische angeboren war, packte seine Gelegenheit mit voller Macht beim Schopf. Er war damals auf der Höhe männlicher Kraft und lyrischer Stärke, ein stürmischer Liederheld, der mit seinen leidenschaftlichen Rhythmen auf den Lippen wie ein Wunder aus dem Westen herangezogen war, ein Wesen rauher Art, aber wahrhaft dichterischen Feuers.

Wie der verkünstelte Oskar Wilde einer späteren Zeit, eroberte er sich London durch seine Dichtung und — seinen Anzug. Sein Haar hing in langen, losen Locken herab. Er trug rote Flanellhemden und Schlipse in schreienden Farben, einen großen, weichkrempigen Bergmannshut und Stulpenstiefel. Erst in späteren Jahren konnte er sich die Pracht und die Unbequemlichkeit seines jetzt berühmten Pelzmantels mit Goldklumpen statt Knöpfe leisten, seine hohen, wildledernen Stiefel, die mit goldenen Troddeln behangen waren, und seinen riesigen Diamantring, den ihm ein englischer Verehrer geschenkt hatte. Obgleich er frisch aus dem Goldland kam, war Miller zuerst völlig mittellos. Die Erklärung dafür mag vielleicht sein, daß er sich unterwegs eine Zeitlang in New York aufgehalten hatte, der Stadt, die er selbst „groß"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nennt, was den Bücherreichtum anbetrifft, den er dort fand, und „eine Riesenhöhle voll kleiner Diebe".

Sein Zimmergenosse in Bloomsbury bei London war ein Landsmann aus Kalifornien, der später auch in Deutschland durch seine Schriften berühmt gewordene Prentice Mulford, der Begründer der jetzt in Amerika so weit verbreiteten Lehre des „Neuen Gedankens" (New Thought).

Edmund Gosse, der hervorragende englische Kritiker, erzählte mir, wie er zuerst von dem Dichter des fernen Westens, dem Sänger der Sierras, gehört hatte. Die Dichterin Jean Ingelow, eine alte Jungfer, war eines Tages in höchster Aufregung zu ihm gekommen und hatte ihm mit hochrotem Antlitz und vor Begeisterung hüpfenden Korkzieherlocken von dem wunderbaren Wesen berichtet, das sie entdeckt hatte, von seiner Heldengestalt, seinen Hyperionlocken, seinem blutroten Hemd und seinen Reiterstiefeln.

„Sie müssen ihn gleich aufsuchen, sofort!" Und richtig machte sich unser Kritiker auf nach Bloomsbury, tappte sich eine dunkle Treppe hinauf und klopfte an die bezeichnete Tür. Nach dem „Herein" fand er den Sänger des Goldenen Staates in dürftigstem Aufzug gedankenvoll mit gekreuzten Beinen in der Mitte eines vollkommen leeren Raumes sitzend. An den Wänden entlang war eine Reihe Photographien aufgespießt.

„Da!" rief der Dichter, ohne sich umzudrehen und zu sehen, wer etwa in seiner Tür stehen mochte. „Da!" Mit einer großartigen Handbewegung: „Das sind die Bilder von all den Frauen, die ich geliebt habe."

Viele Geschichten wurden von Millers theatralischen Sonderbarkeiten erzählt.

Einst gab eine Dame der hohen Gesellschaft einen Empfang ihm zu Ehren. Der Dichter hatte sie in einer plötzlichen Anwandlung von Förmlichkeit vorher gebeten, ob er sich nach seiner Weise anziehen und seinen Hut aufbehalten dürfte. Man denke sich am festlichen Abend das Entsetzen des reichbetreßten Dieners an der Tür und dann der Gäste im Empfangszimmer beim Erscheinen Millers in dem rauhen Kostüm der „Neunundvierziger", im Flanellhemd, blauen Leinenhosen (overalls) und ungeschwärzten Schaftstiefeln. Ein riesiger Sombrero bedeckte sein Haupt. Er sah niemanden an und zog sich sofort in einen Winkel zurück, wo er in düsterer Majestät stehen blieb und sich in ein Buch — wahrscheinlich eines seiner eigenen — vertiefte. Als er endlich von der Gastgeberin hervorgeholt wurde, um Lily Langtry vorgestellt zu werden, die er an diesem Abend kennen lernen sollte, wirkte er in doppeltem Sinn überwältigend auf die gefeierte Schönheit. Er ergriff seinen Sombrero mit beiden Händen und schüttete — plötzlich strahlend — einen Regen duftender Rosenblätter über die erstaunte Schöne, während er zugleich eine poetische Ansprache an sie begann.

Aber erst nachdem Miller seinen ersten Band westlicher Gedichte unter dem Titel „Pacific Poems" (Lieder vom Stillen Ozean) veröffentlicht hatte, verkündete ihn London als einen neuen und anerkannten Dichter. Die englische Zeitung „Standard" erklärte ihn zum ersten aller lebenden Dichter und überging damit seelenruhig den sprühenden Swinburne, der damals auf der Höhe seines großen Könnens stand, überging Tennyson mit seiner heiter vollendeten Kunst und Wirksamkeit und Browning, der in aller Mund war. Browning selbst war einer der ersten, die sich für den feurigen Kalifornier interessierten, dessen frischer, überschäumender, herausfordernder Sang wie ein Strom vor ihm her brauste. Es waren sturmvolle Strophen, gefühlvoll, ursprünglich und trotz mancher Rauheiten voll wunderbarster, lyrischer Kraft. Ihr Gegenstand war neu und erfrischend für die Leser der mittelviktorianischen Zeit.

Miller hat in seiner charakteristischen Sprache einige seiner ersten Mühsale in London beschrieben.

„Ich hatte Oregon fast ohne Geld und natürlich ohne Empfehlungen verlassen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In San Francisco hatte mir Bret Harte die versuchsweise Verbindung mit einer Zeitung vermittelt, für die ich Kriegsbriefe über den Deutsch-Französischen Krieg schreiben sollte, der damals im Gange war. Mit dieser unsicheren Aussicht und meinen Versen war ich ausgerückt. Da ich aber niemals Honorar für meine Arbeit erhielt, kam ich schließlich zu der Überzeugung, daß meine Kriegsbriefe ungelesen in den Papierkorb versenkt worden waren, was sich in der Folge auch als richtig herausstellte. Also gab ich mich an die unmögliche Aufgabe, einen Verleger für meine Gedichte zu finden, verpfändete endlich meine Uhr und brachte mit dem Pfandgeld selbst hundert Exemplare meiner „Pacific Poems" heraus. Als die Berichte über meine hundert Gedichtbände herauskamen, hatte ich plötzlich die Auswahl unter den Londoner Verlegern. Zwei gewiegte Vollblut-Oxforder betitelten das neue Buch „Lieder der Sierras" und sahen es für mich durch, da ich an einem alten Augenübel (Schneeblindheit) litt, das ich mir in Idaho zugezogen hatte, und das der Winter mit Londoner Rauch, Hunger, Angst und harter Arbeit verschlimmert hatte. Wohlgemerkt: niemand wußte, daß ich arm war. Meine Armut ging niemandem etwas an, und ich behielt sie für mich. Aber jedenfalls hielt man mich für reich wie alle Amerikaner dort, und nur meine beiden Freunde, die Oxford-Leute, wußten es, ahnten aber auch kaum die Leiden, die mir meine blinden Augen schufen.

Bald nachdem mein neues Buch heraus war, suchten mich diese Freunde auf, wo ich in Dunkelheit und Schmerzen saß, um mir meine Briefe vorzulesen.

„Ihr Glück ist gemacht!" rief der eine. „Hier ist ein Brief vom Dekan Trench, dem Erzbischof von Dublin. Er lädt Sie zu einem Frühstück ein, um Sie mit Browning bekannt zu machen."

Durch Browning traf Miller dann auch mit anderen Berühmtheiten der Zeit zusammen, mit den Rosettis, mit Ford Madox Brown, mit Holman Hunt. Der Glanz dieser Namen vertiefte den seines eigenen Ruhms, als er in seinen Goldenen Staat zurückkehrte, und den Kalifornern schien es nun auch wie vorher den Londonern, als ob er aus einem zauberhaften Land käme und die Lorbeeren einer älteren Kultur mitbrächte.

Joaquin Miller und Walt Whitman sind die beiden bedeutendsten Vertreter der amerikanischen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Beide schrieben aus ihrer freien, einfachen, impulsiven Natur heraus, ohne Regeln, ohne Achtung vor den Überlieferungen englischen Schrifttums. Entgegen einer allzu getreuen Verehrung englischer Meister, die frühere amerikanische Dichter, wie Longfellow, zu sanften Nachklängen begeistert hatten, fand Whitman seine Eingebungen in der weiten, unruhvollen Demokratie Amerikas und entdeckte Miller seinen Genius in Amerikas weiter, stürmischer Natur. Der eine war ein Geschöpf des Ostens und besang seine Massen, der andere war ein Wesen des Westens und sang von den Bergen des Westens. Beide waren durchaus patriotisch und menschenfreundlich in ihren Idealen.

Die wilde, großartige Schönheit Kaliforniens mit ihrer tausend Meilen langen Küste, ihren himmelragenden, schneebedeckten Gipfeln, der ernsten Majestät ihrer Riesenwälder, mit der arkadischen Lieblichkeit ihrer Weingärten, Felder und Obstplantagen, mit der blauen Unendlichkeit des Stillen Ozeans, dem strahlenden Sonnenschein, der unerschöpflichen Fruchtbarkeit eines Landes, in dem „Milch und Honig fließt" und die Blumen alles überwuchern, ließ in Millers Herz eine Überfülle von Bildern und Liedern aufquellen. Er hatte selbst mitten unter den rauhen, waghalsigen Pionieren gelebt, hatte die idyllische Kultur der spanischen Siedler unter dem Vordringen der Amerikaner schwinden sehen. Berauscht von all dem Leben und der Schönheit des Landes, brannte in Millers Seele der glühende Wunsch, in seinen Liedern die Natur wiederzuspiegeln, die er vergötterte. Sie schien sich ihm zu verkörpern, zur Geliebten zu werden, so glühend, so inständig und vertraut redet er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie an. Dem geschulten Ohr und kritischen Sinn mögen viele seiner Strophen ungehobelt, unbeherrscht klingen. Sie enthalten Sprach- und Formfehler und sündigen manchmal gegen den guten Geschmack, aber das Feuer und die Lebendigkeit, das überströmende Gefühl seiner ganzen Dichtung schwemmen diese Mängel in einer unwiderstehlich hinreißenden Bewegung hinweg. Er schreibt auch seine Lieder nicht, er ist ein Dichter, der singt. Das Publikum war gefangen, ähnlich wie von den reicheren und feineren Harmonien Swinburnes. Trotz wechselnden Geschmacks und der Unmöglichkeit, die ursprüngliche Wirkung der jetzt nicht mehr neuen Sänge hervorzurufen, wird man noch heute den Zauber seiner frei dahinrollenden Verse empfinden.

„Sierras! Ewiges Gezelt
Von Schnee, hoch über einer Welt
Von Bergen! Du, mein Sonnenland,
Bin ich nicht treu? Gab unverwandt
Ich nicht für dich mein Alles her,
Mein Sonnenland, mein Land am Meer?
Laß mir zum Lohn nur für mein Zelt
Ein Fleckchen Wald und Rebenfeld,
Wo edlem Wein gleich Tag für Tag
Ich deine Sonne trinken mag."

Oder aus dem „Arizonier":

„Komm ins Land meiner Liebe, ins Sonnenland,
Wo ewig sich Sonne und See verband,
Wo es jubelnd in Palmen und Pinien schwingt,
Das Sängervolk, wo prophetisch es klingt
Aus Rebe und Baum. — Komm mit in mein Land
Und sing' mit dem stürmenden Meer, das entzückt
Seinem kaltweißen Liebchen Handküsse schickt,
Der Mondmaid im blauen Himmelsgewand."

Oder aus einem Gedicht über die kalifornische Wüste:

„Ein wildes, weißes Zauberland
Voll salz'ger Seen, trockner Meere,
Einsamer Quellen, gleich als wäre
Es Palästinas toter Sand,
Nur daß die unbegrenzten Weiten
Rings in die Himmelsebne gleiten —
— Ein Land, aus dessen tiefstem Schoß
Propheten unsrer künft'gen Zeiten
Entwachsen werden, ja, dem groß
Und frisch aus seines Schöpfers Guß
Ein schlichter Mann mit sicherm Fuß
Ersteht —: der Sänger süßester — — —"

Manche Gedichte sind dem Gedanken oder dem Gefühlsinhalt nach durchaus unreif. Miller nimmt oft selbst eine Art heftige Beredsamkeit für poetisches Feuer und echte Begeisterung. Er leidet auch beständig an einer Neigung, sich über Hals und Kopf in Fluten leerer Rhetorik zu stürzen. Diese Naivität wirkt in einer Zeit müder und vergrübelter Poesie erfrischend, ist aber oft nur das Ergebnis einer hinterwäldlerischen Lebensanschauung anstatt des ursprünglichen Ergusses eines wahrhaft kindlichen Geistes. Millers Humorlosigkeit und sein Mangel an Sinn für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das rechte Maß, sowie seine aufdringliche Sentimentalität verführen ihn zu wunderlichen Ausschweifungen. Sein Lieblingstrick, der am meisten stört, ist das häufige Wiederholen eines Wortes oder Satzes. Er fängt seine Phrase ein, ärgert sie, wirft sie in die Luft, läßt sie wieder an ihren Platz fallen, indes die Strophe in atemlosen Sprüngen weitereilt.

Millers erste Werke, besonders die Lieder der Sierras, Lieder des Westmeers, Olivenblätter, das Wüstenschiff, haben Schule gemacht, und eine Anzahl eifriger kalifornischer Dichter finden wie er ihre erste Anregung zum Lied in der Verherrlichung der Natur. Dies ist eine idyllische, patriotische, aber etwas provinzielle Nebenbeschäftigung, denn trotz der Schönheit der unbelebten Natur in dem „Italien Amerikas" bildet doch diese Schilderung Kaliforniens mehr ein Feld für Maler als für Dichter. Die Wunder des großen westlichen Staates, wie sie seine Dichter malen, können der Welt nicht mehr als Offenbarung gegeben werden. Kein kommender Sänger kann hoffen, es Joaquin Miller auf diesem Gebiet je gleichzutun. Die ganze Wirklichkeit aber, Leben und Geist des „Äußersten Westens" harren noch immer ihres Ausdrucks in der Dichtung.

Seinen spanischen Vornamen Joaquin hatte ihm die begabte kalifornische Dichterin Ina Donna Coolbrith nach seiner tapferen Verteidigung des bekannten Joaquin Murietta beigelegt. Murietta war ein Mexikaner, den amerikanische Squatters so ungerecht verfolgt hatten, daß er schließlich Straßenräuber ward und eine erbarmungslose Rache nahm an denen, die sich gegen ihn verschuldet hatten, bis dann ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde und er durch die Kugel eines Hilfsbeamten (Deputy-Sheriff) fiel. Millers voller Name war eigentlich Cincinnatus Heine Miller. Er war kein eigentliches Kind des Staates, dessen Herrlichkeiten er besungen hat. Geboren wurde er in Indiana, von wo seine Eltern nach Oregon zogen, als er noch sehr jung war. In Oregon führte er als der Sohn eines „ranchers" ein wildes, abenteuerliches Leben, wurde später Goldgräber, welchen Beruf er aufgab, um eine kleine Zeitung in Eugene herauszugeben, was nahe der nördlichen Grenze von Kalifornien liegt. Als der Bürgerkrieg ausbrach, blieb er den Quäker-Überlieferungen seiner Familie treu und wurde ein kampflustiger Anwalt des Friedens. Eines Nachts erschien deshalb eine Bande Hinterwäldlerpatrioten, denen seine Ansichten mißfielen, an seiner Arbeitsstätte, zertrümmerten seine Druckerpresse, schlugen die ganze Holzbude in Stücke und warfen die Lettern in den Fluß.

Als ganz junger Mann hatte sich Miller mit den Indianern befreundet, war Mitglied eines ihrer Stämme geworden und hatte ein Weib erhalten. Als aber die Modocs Krieg anfingen, vereinigte er sich — diesmal ganz gegen seine Quäkertheorien — mit „Mountain Joe" und dem Richter Gilson und führte einen Trupp Weißer und befreundeter Indianer gegen den „eigenen" Stamm Wilder, um sie in ihren „Festungen" in den Granitbergen der Castle Crags anzugreifen. Der Dichter hat uns einen lebendigen Bericht dieses Kampfes hinterlassen. Mehrere Leute waren gefallen. „Da rief Gilson: ‚Jungs, wir müssen einen Vorstoß machen durch den Sumpf hier in diesem Engpaß und ihnen den Rest geben Mann gegen Mann. Wer will mit?' Beinah alle drängten sich eifrig an seine Seite, aber er wählte hastig einige wenige, die am besten mit Handwaffen ausgerüstet waren, und stürzte voran durch das hohe, dicke Gras und den unter Wasser stehenden Schlammboden. Joe hatte uns alle ein Loch in unsre Wolldecken schneiden lassen, durch das wir gerade den Kopf stecken konnten. Das war der beste Schild der Welt für uns. Steinpfeile sind an beiden Seiten wie kleine Sägen. Ihre Zähne haken sich in die Wolle und gehen nicht durch.

„Unser Vorstoß war so plötzlich gekommen, daß der Feind keine Zeit hatte, sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu sammeln. Trotzdem wurden wir mit einem wahren Pfeilregen empfangen. Sicher hatte jeder von uns ein Dutzend Pfeile in der Wolldecke hängen, als wir in die Buschfestung eindrangen. Aber wir kamen alle glücklich durch den Sumpf. Bald hielt Gilson eine Hand hoch mit einem Pfeil drin, auch andere wurden durch Hände und Arme getroffen. Aber wir hielten stand, bis wir hörten, daß unsre andern Leute uns durch den Sumpf nachgekommen waren und die Schlacht gewonnen schien.

„Gilson gebot uns gerade Halt, damit wir uns vorsähen und nicht unsre eigenen Leute träfen, als plötzlich eine neue Sintflut von Pfeilen auf uns niederging und ich an seiner Seite fiel. Ich fühlte keinen eigentlichen Schmerz, wie man doch denken sollte, da mir ein Pfeil durch Hals und Gesicht ging, so daß die Spitze an der Rückseite wieder herausdrang. Aber ich war völlig benommen. Mir schien, mein Kopf wäre zerschmettert, und ich entsinne mich, daß ich die Hand hob, um nach dem Kopf zu fühlen. Das kam vielleicht davon, daß der Pfeil so nahe am Gehirn vorbeigeschossen steckte. Weiter erinnere ich dann nichts von diesem Tag, auch nicht viel von dem ganzen nächsten Jahr. — —

„Ein junger Mensch kniete neben mir, während ein andrer meinen Kopf hielt, schnitt die Pfeilspitze ab und zog den Pfeil durch mein Gesicht heraus. Das fühlte ich noch und eine große Erleichterung, als sie Blätter zusammenhäuften und ein Kissen für meinen Kopf machten. Dann hörte ich einige Männer von der Spitze der Festung der Wilden herunterrufen und wußte, daß der Kampf aus war und wir gesiegt hatten.

„Die Schwerverwundeten wurden von gefangenen Weibern Castle Rock heruntergetragen. Die eine, die mich auf ihrem Rücken trug, hatte in der Schlacht ihren Mann und zwei Söhne verloren. Sie banden meinen Kopf fest an ihren, so daß sie ihn mit der Hand halten konnte. Da sprach ich mit ihr in ihrer eigenen Sprache, die ich ziemlich fertig gelernt hatte, von unsern Indianerkindern. Sie erzählte mir darauf von ihrem Kummer und sagte, ich müßte jetzt ihr Sohn sein, statt der zwei getöteten. Als ich nicht antwortete oder vielmehr nicht antworten konnte, sagte sie, wenn ich ihr Sohn sein wollte, wollte sie mich nicht über die Felsen hinunterfallen lassen, wie sie es sonst vorhätte, sobald sie an eine enge Stelle käme, wo nur die Gebirgsschafe hinunterkletterten. Sie legten mich unter einige Zedern drunten beim Sakramentofluß, und die Indianerfrau ist wirklich wie eine Mutter gegen mich gewesen."

Später nahm Miller auch noch teil an einem Freibeuterzug unter Walker in Nikaragua.

Seit seiner Rückkehr aus London ist dann Kalifornien seine ständige Heimat geblieben. Viele Jahre lang gönnte ihm der Staat, dessen Herrlichkeiten er der Welt verkündet hatte, keine rechte Anerkennung. Das bekannte Verhältnis zwischen einem Dichter oder Propheten und seinem eigenen Land war auch in vollem Maße Millers Los, und dieser Zustand wurde dadurch noch bitterer für ihn, daß ihm seine voreingenommenen Landsleute alle Schuld an seinen häuslichen Schwierigkeiten beimaßen. Alle die korrekten, ehrbaren Provinzseelen des Landes rümpften die Nase über ihn als einem Abtrünnigen, einem Charlatan und Poseur. Sie griffen seine Manieriertheit an und verfolgten ihn mit billigem Witz und puritanischer Geringschätzung. Mit den Jahren aber wurden diese Lästerer stiller und weniger, und zuletzt durfte er sich überall besseren Verständnisses und allgemeiner Achtung und Verehrung erfreuen.

Sein reizendes Heim „The Heights" („Die Höhen") in den Vorbergen von Oakland wurde eine Stätte poetischer Pilgerfahrten. Viele Jahre lebte der Dichter dort mit seiner alten Mutter. Nur eine Fahrt nach den Goldfeldern Klondikes und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach den Ölfeldern von Texas unterbrach diese Zeit des Friedens. Mit seinen eigenen Händen pflanzte er den Tannenwald, der sich dunkel in Form eines Riesenkreuzes auf seinem Land erhebt. Drei oder vier kleine Holzhäuser, die jedes nur einen bis zwei Räume enthalten, bilden sein Gesamtheim. Eines davon gleicht einer winzigen Kapelle. Die Rosen überklettern die Häuschen, die Bienen summen, und die Vögel singen um sie herum. Eines von ihnen wurde für den japanischen Dichter Yone Noguchi gebaut, der eine ganze Zeitlang bei dem alten Barden lebte, und von dem Miller stets mit herzlichster Zuneigung sprach. Eine Zeitlang hatte unser Dichter den uneigennützigen Plan, seine „Höhen" zu einem Zufluchtsort heimatloser Wanderer zu machen. Er kündigte dies auch an, nannte sein Besitztum „The Tramps Rest" („Rast des Fahrenden") und fand sich von da an selbst nicht mehr. Die unmöglichen Angewohnheiten dieser besonderen Art „Fahrender" setzte dem menschenfreundlichen Unternehmen bald ein Ziel.

Eines Tages, als ich in Millers kleinem Arbeitszimmer stand, brach er jählings in eine Art Beschwörung aus und schlug wild mit den Armen um sich. Darauf begann es plötzlich laut auf das Zinndach zu regnen. Ich schaute mich bestürzt und verwundert um. Schwere Tropfen wurden an den Fenstern vorbeigefegt, und doch badete sich hinter diesem Regenschleier die ganze Natur im strahlendsten kalifornischen Sonnenschein. Miller murmelte ein anderes und noch ein Wort in fremder Sprache und — der Regen hörte plötzlich wieder auf. Worauf der Dichter mir das Wunder erklärte. Da sich ihm das Geräusch des Regens immer als Hilfe für seine Eingebungen erwiesen hatte, so war er bemüht gewesen, sich diesen günstigen Einfluß künstlich zu verschaffen, um ihn nach eigenem Belieben zur Hand zu haben. Eine Reihe durchlöcherter Wasserrohre auf dem Dach und ein Hahn an der Wand war alles, was dazu nötig war. Übrigens mag es angebracht sein, hier einzufügen, daß der gute alte Herr als ein unentwegter Vertreter der alten heroischen Zeit, als der echte Sohn von „O du mein Rebenland, o du mein Weinland" sich nicht nur auf die „Inspirationshilfe" des Wassers verließ.

Man hat eine wundervolle Aussicht von den „Höhen" über die im Winter grünen, im Sommer gelben Hügelwellen der Vorberge. An ihrem Fuß liegt Oakland mit seiner Umgebung und davor die weite schimmernde Bucht von San Francisco. Grade gegenüber, am westlichen Ufer der Bucht, ragt die Stadt San Francisco auf ihren sieben Hügeln und senkt sich an der einen Seite jäh zur engen Wasserstraße des Goldenen Tores, wo jeden Abend die Sonne versinkt in der wunderbarsten Pracht lodernder Gluten. Durch die Wasserstraße hindurch aber schaut man noch weiter auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Ozeans, der sich in die Unendlichkeit dehnt. Am nördlichen Ufer des Goldenen Tores steigen die massigen purpurnen Bergkämme auf, die im Tamalpais ihren höchsten Gipfel erreichen und oft in die weißen Nebel der See gehüllt sind, wie sie Bret Harte so sehr liebte. Von dem stolzen Tamalpais aus füllte Robert Louis Stevenson gern seine Seele mit Visionen des Westens. Miller war einer der glühendsten Verehrer Stevensons in Kalifornien und besang ihn in „The Lord of Samoa" („Der Herr von Samoa"):

Weit, weit von hier taucht meergewiegt
Aus grenzenloser Wasserflucht
Ein Inselland, wie's Jason sich
Geträumt und Argos einst gesucht.
Und du, Samoas ew'ger Stolz,
Sein ungekrönter König du —
Bring' ich dir duftend Sandelholz?
Bekränz' ich dir die letzte Ruh'

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiten hinein zu verfolgen, die Volksdichter sozusagen bei ihrem Schaffen zu belauschen.

Vor mir liegt ein schmuckes Büchlein des eben genannten Kaarle Krohn, das mit Hilfe einer hochausgebildeten Variantenforschung alte lyrische Volkslieder bestimmten Inhalts auf ihre mutmaßlichen Urformen zurückzuführen sucht: „Muinaisrunoja" („Alte Lieder"), aus der Sammlung „Ruususarja", Verlag von Werner Söderström, Porvoo 1920. Es ist nicht meines Amtes, einen kritischen Maßstab an dieses eigenartige Werk anzulegen. Nur wer das ganze nicht analysierte einschlägige Material bis in die einzelnen Zeilen hinein beherrscht, wäre zuständig, etwa nachzuprüfen, inwieweit es hier gelungen ist, das Ursprüngliche von dem später Hinzugefügten oder durch Kontaminationen aus anderen Liedern Entlehnten zu scheiden. Man kann diese meist acht oder bisweilen weniger, selten mehr als ein Dutzend Verse umfassenden Lieder aber auch lediglich als Kunst genießen, und ich kann mir vorstellen, daß selbst der auf andere Methoden eingeschworene Kritiker dabei die Kritik vergißt und sich unwillkürlich dem Zauber dieser verdichteten lyrischen Stimmungsbilder hingibt.

Die Themen der in der Sammlung berücksichtigten, im altfinnischen Runometrum (vier Trochäen, gebunden durch Stab- und Gedankenreim in reichster Variation ohne strenge Übereinstimmung von Wort- und Versbetonung, von Silbenlänge und Versenkung und ohne Strophenbau) gedichteten und gesungenen Lieder sind: das Singen und Sagen, die Trauer und die Liebe.

Die Macht des Gesanges hat kaum irgendwo so häufigen und so bedeutsamen Ausdruck gefunden wie im finnischen Volkslied. Das Dichterwort schaltet frei zwischen Erde und Himmel, es vermag alles. Aber der Sänger steht mit den Füßen fest auf dem Boden der eigenen, engumgrenzten Heimat, er geht von dem Nächstliegenden in Natur und Leben aus, und auch wenn er hinüberreicht in Welten von phantastischer Weite, verlieren seine Bilder, seine Entzückungen nicht den Zusammenhang mit dieser Natur und diesem Leben. Daher das durchaus Unkonventionelle, Unverbrauchte, oft Elementare finnischer Volkspoesie, das jedem Leser des Kalevala-Epos auch noch aus Übersetzungen bekannt ist. Wie dort ist die künstlerische Veranlagung der Sänger und Sängerinnen der lyrischen Lieder eine sehr verschiedene: hohes Pathos liegt dem einen, sachliches Schildern oder Belehren dem anderen, ein grober Ton diesem, zartes Andeuten jenem, und ein ausgelassener Scherz oder eine feine Ironie gelingt manchem von ihnen. Eine besondere Note gibt den Liedern aber der Ausbruch des Schmerzes, der ja auch den finnischen Volksmelodien ihr für uns so anziehendes Gepräge verleiht. Die Trauer über die Sorgen der Welt, über das schwere Geschick des Einzelnen, die Klage der Waisen und Heimatlosen, der Verfolgten und Geschmähten findet ergreifende Töne, auch hier eben, weil die Gefühle nicht in der Luft verflattern, sondern von Vollmenschen getragen werden und an das Nächste anknüpfen oder sich darauf zurückfinden. Wie dadurch selten ein Hinübergleiten in leere Sentimentalität stattfindet, rettet der Sänger oder die Sängerin der Liebe sich vor der Gefahr des Schwelgens und der Erotik durch eine schlichte Zurückführung des Liedes zum natürlichen Fühlen, durch einen scherzhaften Abschluß oder eine kühne Steigerung der Bilder. Es steckt in der Tat eine Fülle poetischer Gesichte in diesen kurzen Liedlein, die der Forscher hier dem Kunstfreund bietet.

Ich gebe eine Reihe Proben in anspruchsloser Verdeutschung.

Der Sänger spricht:

Ich will rufen, sagt der Kuckuck,
Wenn ich in dem Haine sitze,
In des Waldes weiten Gründen;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1911 war der alte Poet ernstlich krank, doch gelang es seiner aus New York herbeigeeilten Tochter Juanita noch einmal, ihn wieder gesund zu pflegen, und den Besuchern der „Höhen" war es noch eine Weile länger vergönnt, ihn unter seinen Blumen in der Sonne sitzen zu sehen, mit dem Rücken gegen die Berge, den Blick gen West gerichtet auf die unendlichen blauen Weiten des Stillen Ozeans, wie sie durch das Goldene Tor zu ihm herüberschimmerten.

Alte finnische Lieder

Von

Gustav Schmidt

Die Volkspoesie hat den Finnen von jeher sehr nahe am Herzen gelegen. Ihre Einsammlung, die nach der Gründung der Finnischen Literaturgesellschaft 1831 und dem Erscheinen des großen Epos Kalevala in der Redaktion des genialen Elias Lönnrot systematisch in Gang gebracht wurde und noch heute mit unverminderter Ausbeute fortdauert, hat als eine nationale Sache gegolten, und was dabei unter der Beteiligung von hoch und niedrig der Vergessenheit entrissen worden ist, setzt die Angehörigen eines Volkes, denen die nivellierende Kultur die Quellen des Volksgesangs bereits mehr oder weniger verschüttet hat, mit Recht in Erstaunen. Einesteils durch die Menge. Berechnet man doch die Sammlungen folkloristischen Materials im Archiv der Finnischen Literaturgesellschaft zu etwa ½ Million Nummern, in wechselndem, oft achtunggebietendem Umfang aufgezeichnet von mehr als 1400 Volksgenossen. Davon ist nur ein Bruchteil gedruckt: das Kalevala mit etwas über 22 000 Versen, die über 300 Seiten starke Liedersammlung Kanteletar, ein großer Band Sprichwörter, kleinere Sammlungen von Rätseln, Märchen usw. und neuerdings ein für wissenschaftliche Zwecke bestimmter Variantenkorpus alter epischer Lieder und Zaubergesänge mit bereits über 6000 erschienenen (ein Drittel der berechneten) Seiten großen Oktavformats. Und in bezug auf die Art ist in dem gewaltigen Schatz gedruckten und handschriftlichen Materials so ziemlich alles vertreten, was man an Gattungen der Volkspoesie nennen könnte: Märchen und Sagen, Sprichwörter und Rätsel, mythologische und abergläubische Vorstellungen, Lieder epischen, lyrischen und belehrenden Inhalts, Totenklagen und andere an die Stationen des Lebensweges anknüpfende Gesänge und — in ihrem Reichtum einzig dastehend — Zaubersprüche in Versen und Prosa usw. usw.

Des Wertes dieser Äußerungen poetischer Begabung ist man sich immer deutlicher bewußt geworden. Die neuere finnische Dichtkunst hat in ihnen einen, wie es scheint, unausschöpfbaren Born eigenartiger Anregungen gefunden, nicht minder die anderen Künste, vor allem Malerei und Musik. Und auch die Wissenschaft ist nicht abseits stehen geblieben, insbesondere ist die Volksdichtungsforschung, in ihren ersten Regungen zu den Einsammlungen Anstoß gebend, durch diese zu einer eigene Methoden erschließenden Wissenschaft erstarkt (Julius und Kaarle Krohn nebst ihren zahlreichen Schülern). Mit einer Sicherheit, die gegenüber keiner der großen Volksdichtungen anderer Völker erreicht worden, ist es ihr gelungen, das Werden und Wachsen des finnischen Nationalepos nachzuweisen. Und ähnlich gelingt es ihr, den Entwicklungsgang andersartiger Schöpfungen finnischer Volkspoesie bis in Einzel-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wo suchst du die liebe Mutter,
Die mit Schmerzen dich getragen?
Fern im Walde ruft das Rothuhn,
Ferner noch ist deine Mutter;
Weit weg ist der Fisch im Wasser,
Weiter, die dich trug mit Schmerzen.
Mit der Flinte fängst das Huhn du,
Mit dem Netz den Fisch im Wasser;
Find'st mit keinem deine Mutter,
Sie, die einst dich trug mit Schmerzen.

Schon naht mir die Schar der Tadler,
Die mich schmähen, die mich schmälern.
Ach, es schien' mir keine Schande,
Schmähte mich der beste Bursche,
Haßte mich der Held des Dorfes.
Nur das nagt an meinem Herzen,
Dringt mir schneidend in die Därme,
Zieht die Lungen mir zusammen:
Daß mich schmäht der schlechtste Bursche,
Der erbärmlichste im Dorfe.

Wo die Leut' ich lästern höre,
Recke ich mich stolz vor ihnen,
Halte ich das Haupt erhoben,
Strecke ich den Nacken steifer;
Wie ein Hengst mit blanken Hufen
Stampf' ich, wie ein feistes Fohlen.
Wo die Leut' ich loben höre,
Laß den Kopf ich niedersinken.

Lieder der Liebe.

Wenn für mich ein Lieb sich fände,
Eine Feine mit blauen Augen
Und mit frischen, roten Wangen,
Die wollt' ich nicht übel halten.
Auf den Händen wollt' ich sie tragen
Und mit treuem Arme hüten.
Jede Woche neue Wäsche,
Alle Jahre neue Jacke.

Gerne weint' ich um mein Schätzchen,
Wär's nicht schad' um meine Augen;
Mag darum die Mücke weinen!
Mücken haben kleine Augen,
Kleine Augen, langen Stachel,
Daraus triefen nicht viel Tränen.

Drei kurze, finnische Lieder hat kein Geringerer als Goethe, auf dem Umweg über das Französische, in seinem „Finnischen Lied“ (1810) gegen den Schluß der Geselligen Lieder der Werke übertragen (darüber handeln, in finnischer Sprache, Dr. V. Tarkiainen in dem Jahrbuch „Suomi“ 1912 und neuerdings deutsch Pro-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fessor Dr. Kaarle Krohn in einer griechischen Publikation zum Gedächtnis an N. G. Polites). Die erste Zeilengruppe

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Döllig so wie er geschieden usw.,

stellt wohl eines der schönsten, finnischen Volkslieder dar. Die Variante, die Goethe vorgelegen hat, läßt freilich eine Schlußsteigerung vermissen, die Dr. Tarkiainen auf Grund von 55 volkstümlichen Fassungen des Liedes und, wie mir scheint, in noch glücklicherer Gestalt Professor Krohn in dem vorliegenden Büchlein erschließen:

Würd' an seinen Hals mich hängen,
Haftet' auch am Hals der Tod ihm.

Leider hat die Volkspoesie der Finnen nach Goethes kurzer Probe keinen deutschen Bearbeiter gefunden, der der großen Aufgabe auch künstlerisch gewachsen gewesen wäre. Denn die Verdeutschungen des Kalevalaepos durch A. Schiefner (neuer, bereits wieder vergriffener Abdruck durch M. Buber bei Georg Müller, München) und H. Paul und der Kanteletarlieder durch H. Paul können modernen Ansprüchen nicht mehr genügen, so wichtig sie auch für die Vermittlung der alten finnischen Kultur an den Westen Europas gewesen sind. In der Tat ist die Aufgabe, ganz abgesehen von der uns ziemlich fernliegenden Sprache, eine sehr schwierige. Was uns nur als Stilmittel erscheint, der Stab- und Gedankenreim, sind schließlich Prinzipien dichterischen Schaffens, die ein besonderes Einleben in die fremde Anschauungswelt und deren sichere Beherrschung erfordern, sollen nicht auf Schritt und Tritt Entgleisungen in konventionelle Worte stattfinden. Die Aufgabe ist aber auch gerade darum außerordentlich verlockend, und wer so tief in die finnische Volksdichtung eingedrungen ist, daß er sie aufnehmend zu genießen vermag, wünscht wohl den Könner herbei, der sie auch anderen vermittelt. Ein Anfang dazu könnte mit einer Verdeutschung der vorliegenden Sammlung gemacht werden.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Wirkung der Agrargesetze

Nächst der Versorgung der Alten und Kranken ist die Bodenfrage die älteste der sozialen Fragen. Solange es Ackerbau und Privateigentum an Grund und Boden gibt, solange wird auch die Neuverteilung des Ackerbodens nach gerechten Grundsätzen gefordert. Dazu die Entschuldung dort, wo eine Verschuldung überhaupt gesetzlich möglich war. Agrargesetze gab und gibt es bei allen Kulturvölkern, unter allen Klimaten und zu allen Zeiten. Die jüngst vergangene Zeit brachte eine Fülle solcher Gesetze als Folge der modernen internationalen Bodenreformbewegung. Sie ging aus Amerika von Henry George aus, nahm auch in Deutschland einen großen Umfang an und fand viele leidenschaftliche Anhänger, die in ihr die Erlösung ihrer Leiden und der Leiden der Menschheit gefunden zu haben glaubten. Das Bedürfnis sowohl nach religiösem Erlebnis, als auch nach Weltverbesserung, der Hang zum Schwärmen vereinigte sich mit dem Drang des Großstädters nach etwas Grünem, nach einem Stückchen Land, nach Garten und eigener Scholle. Die Wohnungsreform, vor allem die Lösung des groß- und mittelstädtischen Wohnungselends wurde in bodenreformerischen Kreisen in gleicher, ja vielfach sogar in stärkerer Weise angestrebt, als die ursprüngliche Agrarreform, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allein uns hier beschäftigen soll: die gesetzliche Neuverteilung des land- und forstwirtschaftlich genützten Grund und Bodens. Hatte diese Bewegung auch früher nirgendswo völlig geruht, so erhielt sie doch durch den Krieg neuen Anstoß. Ein weit rascheres Tempo wurde angeschlagen, vor allem wurden ihre Methoden radikal.

Rußland begann. Im Februar 1917 hatte die Kerenski-Revolution Demokraten und Sozialisten an die Herrschaft gebracht. Die größte der herrschenden Parteien war die sozial-revolutionäre, welche in der Durchführung des Sozialismus auf dem flachen Lande ihre Hauptaufgabe sah. Ihr schwebte vor, unter Berücksichtigung der Gesamteinwohnerzahl Rußlands, der klimatischen und der Bodengüteverhältnisse den allzugroßen Großgrundbesitz gleichmäßig und gerecht auszuteilen unter Sicherung des Bodens vor Mißbrauch als Handelsware. Eine radikale, aber gleichmäßige Neuverteilung war das Ziel.

Ein solches Unternehmen verlangte umfangreiche und zeitraubende Vorarbeiten, verlangte eine gewisse Stabilität der Verhältnisse und einen mächtigen Staat. Schon deswegen, weil der Großgrundbesitz keineswegs gleichmäßig über Rußland verteilt war; Strecken mit viel Großgrundbesitz wechselten mit solchen, in denen vorwiegend Bauern wohnten. Dazu kam es jedoch nicht. Die Wirren der Revolution, die Fortdauer des Krieges und die Zersetzung des Verwaltungsapparates verhinderten eine rasche Befriedigung der Wünsche der heimkehrenden Soldaten, denen schon die Zarenregierung das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatte. So gelang es der kleinsten, aber radikalsten der sozialistischen Gruppen, den Maximalisten oder Bolschewiki, die Massen der Arbeiter und zurückströmenden Soldaten dadurch auf ihre Seite zu bekommen, daß sie verkündeten: es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß mit ausgeklügelter Peinlichkeit sofort ganz gleichmäßig verteilt wird, als daß sofort verteilt und damit der Not gesteuert wird. Später kann man das Geschehene überprüfen und Ausgleiche schaffen. Dieses „sofort" zündete. Es leuchtete den Massen ein. Im Herbst 1917 errangen Trotzki und Lenin die Macht und dekretierten die sofortige Aufteilung des Großgrundbesitzes. Dies vollzog sich außerordentlich rasch. Die Bauern okkupierten einfach die in ihrer nächsten Nähe liegenden größeren Grundbesitze und teilten sie radikal auf: Land, lebendes und totes Inventar, Gebäude, Gärten, Bäume usw. Diese Aufteilung ist vielfach in erstaunlich geordneten äußeren Formen, aber unter völliger Zerstörung der Produktionsmittel des größeren und mittleren Grundbesitzes vor sich gegangen. Gebäude und Scheunen wurden nicht nur den Eigentümern genommen, sondern vielfach auch abgetragen und als Baumaterial aufgeteilt, Gartenbäume, soweit sie sich verpflanzen ließen, wurden in die Bauerngärten gebracht, der Rest umgehauen. Ich habe selbst in der Ukraine die Standorte von Gütern mit der Karte in der Hand gesucht und sie, besonders wenn Schnee lag, nur mit Mühe aufgefunden, und zwar an Baumstümpfen und den Resten der Ziehbrunnen, die sogar ihrer Holzverkleidung beraubt waren.

Diese bolschewistische Bodenreform oder, wie wir es vielleicht besser nennen werden, der Bodenraub erfolgte ohne Entschädigung für die Enteigneten, die ja nach der eben zur Herrschaft gelangten Staats- und Wirtschaftsauffassung selbst nur „Expropriateure" gewesen waren. Er vernichtete eine ganze Klasse, die Existenz aller, die mehr als die große Masse besessen hatten. Sie fielen einer sozialen Theorie zum Opfer, welche gleichmachen wollte. Soziale Erwägungen, Theorien und der Wunsch, die „Bourgeoisie" zu vernichten, waren maßgebend. Daß auch in Rußland damit vielfach Angehörige eines andern Volkes als des russischen Staatsvolkes ihres Bodens beraubt wurden, spielte bei den Gründen keine Rolle. Das war nur eine Folgeerscheinung, die man im russischen West- und Südwestgebiete, wo Macht und Reichtum des polnischen Großgrundbesitzes groß gewesen waren, gern mit hinnahm. Aber der Grund und Boden wurde auch fremdvölkischen Kleinbauern, besonders im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

östlichen und uralischen Rußland, gegeben. Man kann, ohne fehlzugehen, getrost behaupten, daß die nationale Dimension bei diesen Vorgängen fehlte.

Ähnlich lag es in Bulgarien. Der Krieg war unglücklich ausgegangen, und die Kleinbauernpartei — der Bauer ist wohl stets ein guter Soldat, aber im großen und ganzen doch ein Gegner jeglicher Kriegführung — war ans Ruder gekommen. Obwohl Bulgarien im 19. Jahrhundert zwei ziemlich radikale Bodenreformen erlebt hatte, die eine noch zu türkischer Zeit und die andere kurz nach der Befreiung, obwohl Großgrundbesitz fast überhaupt nicht und mittlerer nur in geringem Umfange vorhanden war, setzte doch eine höchst radikale Bodenreformbewegung ein. Sie enteigneten alle, die Besitz über ein Mindestmaß hatten, vor allem jene, die diesen nicht selbst oder ihn nur nebenher bewirtschafteten. Der Umfang des Landes, das auf diese Weise zur Neuverteilung kam, war gering. Es handelte sich hier weniger um Landgewinnung als um Enteignung einer Klasse, der die derzeitige Regierung feindlich gesinnt war. Zur Türkenzeit hatte es in Bulgarien außer einigen Kaufleuten und Wucherern und dem türkischen Privat- und dem Religionsfondsbesitz nur bulgarische Kleinbauern gegeben. Die beiden ersten Bodenreformen hatten nur noch ein rein bäuerliches Bulgarien übriggelassen. Aus diesem bildete sich eine neue städtische und Intelligenzschicht: die Träger des bulgarischen Staatsgedankens, seiner neuen Kultur, seiner Freiheits- und Expansionsbestrebungen. Diese neue Oberschicht war aber 1918 noch keineswegs so weit von ihrer bäuerlichen Vergangenheit entfernt, wie dies in Ländern alter Kultur üblich ist; fast jeder Minister, jeder Rechtsanwalt, überhaupt jeder Intellektuelle war noch irgendwo ein Bauer und besaß ein Stück Land, welches seine wirtschaftliche Existenz vor Zufällen sicherte. Diese Schicht sollte getroffen werden. Sie galt es zu vernichten. Diese Vernichtung dürfte im wesentlichen gelungen sein.

Der bulgarische Ministerpräsident Stambuliisky, der seit 1918 als Vertreter der Kleinbauernpartei die Schicksale seines Vaterlandes leitet, sagte kürzlich in Lausanne: „Die Agrarier üben die Herrschaft fast unbeschränkt aus. Bulgarien ist nicht der Staat der Großgrundbesitzer, sondern der kleinen Landwirte; es gibt heute keine Gutsbesitzer, die mehr als 30 Hektar ihr Eigen nennen. In drei Jahren wird auch der ganze bulgarische Handel in Händen der Agrarier sein. Die Bourgeoisie dagegen ist in Bulgarien verhaßt als das kriegerische Element, das Bulgariens Unglück verursacht hat."

* * *

Die bulgarische und die russische Bodenreform, die zu den radikalsten gehören, sind also nahe verwandt. Sie verfolgten nur soziale oder parteipolitische Ziele. Die Fülle von Agrargesetzgebungen dagegen in den Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns und Rußlands bauen sich wohl auf den Gedankengängen der bolschewistischen Dekrete auf, aber sie sind fast ausnahmslos weniger vom sozialistischen als vom nationalistischen Geiste erfüllt. Die Ausnahmen seien gleich vorweggenommen: Deutschösterreich, das ja keine nennenswerten Minoritäten mit Grundbesitz hat, vor allen Dingen keinen Großgrundbesitz in der Hand Volksfremder, hielt seine Agrargesetzgebung von chauvinistischen Tendenzen ebenso frei wie Rest-Ungarn. Man hat Ungarn vielfach vorgeworfen, es habe sowohl in alter wie in neuerer Zeit versucht, die Rechte seiner Minderheiten, obwohl diese auf dem Papier durch das Nationalitätengesetz von 1869 geschützt waren, auf dem Verwaltungswege zu mindern und die Nationalitäten zu magyarisieren. Mag dem sein, wie es wolle. Sicher ist, daß auf wirtschaftlichem Gebiete Ungarn sich nichts zuschulden kommen ließ. Auch die moderne Agrargesetzgebung Ungarns kennt nationalistische Tendenzen nicht. Bei allen anderen Staaten walten sie vor, von Finnland, gegen dessen verhältnismäßig

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahme Agrargesetzgebung die Schweden protestierten, angefangen bis zu jenen Ländern, deren Gesetze nichts anderes bedeuten wie einen verschleierten Bodenraub. Estland, Lettland, Litauen, Polen, die Tschechei, Großrumänien und Südslawien haben Gesetze oder doch vorläufige Verordnungen erlassen, die sich mehr oder weniger bewußt an die radikalen Bodengesetze Rußlands anlehnten, ohne jedoch völlig auf maximalistischem Boden zu stehen. Die sozialpolitischen Tendenzen wurden zurückgedrängt gegenüber den nationalpolitischen. „Es ist selten", so schrieb einmal F. H. Reimesch über die Agrarreform in Großrumänien, „mit einer vom erhebendsten sozialen Verbesserungswillen getragenen Idee ärger Schindlunder getrieben worden wie mit der Bodenreform." Und das gilt nicht nur für diesen Staat, sondern für alle vorgenannten. Eins kennzeichnet Gesetzgebung und Verwaltungspraxis aller dieser Länder. Unter der Vorgabe, den Grund und Boden gerechter zu verteilen, ist vorwiegend der Grund und Boden der Minderheiten teils ohne, teils mit einer lächerlich geringen Entschädigung fortgenommen und an die landlosen oder landarmen Angehörigen des Staatsvolkes gegeben worden.

Alle vorgenannten Staaten gehören zu jener breiten Zone nationaler Mischgebiete, die am Finnischen und Bottnischen Meerbusen beginnt und an der Adria, dem Ägäischen und dem Schwarzen Meer endet. Hier schufen die „Friedens"-Macher der Pariser Vororte neue Reiche nach absonderlichen Grundsätzen und bestimmten einzelne von ihnen bevorzugte kleine Nationen zu „Staatsvölkern". In keinem dieser Staaten erreicht das Staatsvolk auch 90 vom Hundert der Gesamteinwohnerschaft. In den meisten bildet es nur 40 bis 60 Prozent. Erschwerend wirkt, daß in diesen neuen oder neu hergerichteten Staaten die Minderheitsvölker oder wenigstens ein Teil derselben das Kulturelement bilden, welches dank seiner überragenden wirtschaftlichen Tüchtigkeit und Intelligenz reicher als das „Staatsvolk" ist. Die Gesamtzahl der von den Staatsvölkern geknechteten Minderheiten im Mischsiedlungsgürtel Europas beträgt, wenn man noch die angrenzenden Sowjetgebiete hinzurechnet, rund 20 Millionen Menschen. Sie verteilen sich auf etwa zehn Völker. Fast die Hälfte von diesen, d. h. etwa nicht ganz 10 Millionen, sind Deutsche. Sie und die Ungarn sind nahezu überall die reichste und fleißigste grundbesitzende Schicht, ganz gleich, ob es sich um kleine, mittlere oder Großgrundbesitzer handelt. Ihnen verdanken jene Landstriche ihren wirtschaftlichen Aufschwung. Diesen Bevölkerungsteil, zum mindesten die größeren und mittleren Grundbesitzer, von ihrem Boden zu vertreiben und an ihre Stelle Angehörige des Staatsvolkes zu setzen, die Sicherheit der unsinnig gezogenen Staatsgrenzen und -formen zu gewährleisten, war das Ziel der Agrargesetzgebungen.

In den baltischen Staaten Estland und Lettland stellten die Deutschen den Großgrundbesitz und sicherten die Volksernährung durch rationelle Erzeugung. Sie wurden fast entschädigungslos enteignet. So gibt es heute in Estland überhaupt nur noch drei größere Güter, und diese blieben auch nur darum erhalten, weil sie mit landwirtschaftlichen Schulen verbunden sind. Man kann also, zumal da noch andere Bedingungen an ihrer Erhaltung geknüpft wurden, von einer restlosen Vernichtung des fremdvölkischen Besitzes sprechen, nachdem noch dazu der Waldbesitz völlig vom Staate in Anspruch genommen wurde. Der estnische oberste Gerichtshof in Reval hat in einem Urteil ausdrücklich festgelegt, der Zweck der Agrarenteignung sei: das Land in den Besitz der estnischen Ureinwohner (!!) zurückzuführen.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, steht es in Lettland und in Litauen. Der Abgeordnete Baron Fircks wies in der lettländischen verfassunggebenden Landesversammlung in diesem Frühjahr bei der Beratung des Haushalts des Landwirtschaftsministeriums auf den Geist der lettischen Bodenreform hin. Dort hat man in Mitau bei der Durchführung des Landaufteilungsgesetzes 20 Kolonisten aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Landanwärterliste gestrichen mit der ausdrücklichen Bemerkung: weil sie deutscher Nationalität sind. Das lettische Landwirtschaftsministerium in Riga stimmte diesem Vorschlage zu, trotzdem zwölf dieser Kolonisten im lettischen Heere standen und zum Teil noch während der Streichung dienten. Dies ist um so bemerkenswerter, weil nach dem lettischen Landaufteilungsgesetz die Soldaten des lettischen Staates berücksichtigt werden sollen.

In Litauen, wo der Großgrundbesitz teils in polnischen, teils in russischen, teils in deutsch-baltischen Händen war, werden Waldflächen, Moore, Torfstiche und Gewässer ihren privaten Besitzern ohne Entschädigung genommen. Äcker und Wiesen werden enteignet, jedoch darf sich der Besitzer wenigstens ein Restgut von 80 Hektar aus seinem bisherigen Besitze auswählen und 25 Hektar Wald hinzunehmen. Tatsächlich werden jedoch nach anderen Bestimmungen 150 oder gar 200 Hektar dem Privateigentümer unter Umständen belassen. Wer jedoch das Unglück hat, 201 Hektar zu besitzen, verliert alles bis auf die vorgenannten achtzig. Aller Besitz über 800 Hektar wird entschädigungslos genommen. Für Flächen zwischen 200 und 800 Hektar wird die Hälfte des Friedenspreises (!) abzüglich 30 vom Hundert, für die Flächen von 80 bis 200 Hektar der Friedenspreis abzüglich 50 vom Hundert bezahlt, und zwar in dreiprozentiger Staatsrente. Diese Bestimmungen müssen immerhin noch als gemäßigt im Vergleich mit den Gesetzgebungen der Nachbarstaaten gelten. Besonders weil niemand aus der eigenen Wohnung vertrieben wird.

In Großrumänien hat man sich nicht gescheut, für die einzelnen Teile dieses durch den Kriegsausgang ja unverhältnismäßig stark gewachsenen Landes ganz verschiedene Gesetze zu machen, deren nationalistische Tendenzen unzweifelhaft sind. Nach einer Meldung des „Pester Lloyd" gab dies der rumänische Minister Garoflid in seiner Begründung eines Gesetzentwurfs offen zu, als er sagte: „Der Grund und Boden, der sich in den Händen der ungarischen Mittelgrundbesitzer befindet, muß ihnen weggenommen und den rumänischen Bauern gegeben werden, selbst wenn sie schon genug Ackerland haben. Der (Weiter-)Verkauf des so erlangten Besitzes ist zu ermöglichen, damit sich eine neue Klasse rumänischer Mittelgrundbesitzer bilden kann." In dem Bodenreformgesetz für Altrumänien, dem Lande der Latifundien, werden die Güter so enteignet, daß ein Restgut übrig bleibt. Altrumänien kennt nämlich nur Privateigentum an landwirtschaftlich genütztem Boden für Nationalrumänen. Es gibt keine fremdvölkischen Grundbesitzer. In dem Bodenreformgesetz für den siebenbürgischen Landesteil dagegen wird die Hektarzahl dieser sämtlichen Liegenschaften zusammengezählt und ihnen das alles fortgenommen, was über die Maximalzahl geht. Hier gibt es starken Grundbesitz von Minderheiten, die ausgeplündert werden sollen. Hat z. B. ein Besitzer in Altrumänien 3 Güter von 1000 Hektar, so verbleiben ihm 3 Restgüter von 200 Hektar = 600 Hektar. In Siebenbürgen dagegen werden in einem gleichen Falle von diesen 3000 Hektar 2800 enteignet, und er behält nur noch 200 Hektar. Warum das? Natürlich nur, weil in Altrumänien sämtliche Großgrundbesitzer Rumänen sind, während in Siebenbürgen sämtliche Großgrundbesitzer Ungarn und die Mittelgrundbesitzer Deutsche oder Ungarn sind. Man geht aber noch weiter und verletzt sogar die eigentlichsten Grundsätze der Bodenreform zugunsten nationalistischer Tendenzen. In Altrumänien werden Wald und Weide nicht angetastet, wenn sie Gemeinde- oder kirchliches Eigentum sind. Die Bedeutung des Gemeindebesitzes, besonders an Weide, ist von allen Bodenreformern anerkannt worden. In Siebenbürgen wird dagegen auch der Ackerboden der juristischen Personen enteignet und noch dazu der Wald, obwohl er für Besiedlung selbst gar nicht in Frage kommt. Hiervon sind besonders stark die Siebenbürger Sachsen betroffen, die ihre Kirchen und Schulen zum Teil aus dem Gemeindebesitz erhalten und in jahrhundertelanger Arbeit ihren Landesteil zu dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kultiviertesten gemacht haben. Sie hatten vor 800 Jahren das alte deutsche Bodenrecht nach Siebenbürgen mitgebracht, und so waren ihre Gemeinden von Anfang an mit Kommunalbesitz, mit der Almende bedacht. 1784 war ein Teil dieses Besitzes unter dem „deutschen" Kaiser Josef den Sachsen zugunsten rumänischer Bauern fortgenommen worden. Seither hatten die Gemeinden durch Kauf, Schenkungen usw. neuen Almendebesitz erworben, der keineswegs ohne weiteres als Besitz der toten Hand zu verdammen ist, da der sächsische Kirchengrund Gemeingut aller Deutschen war und Kirche und Schule, die vom Staate kaum Unterstützung erhielten, durch ihn ernährt wurden. Der Zweck der rumänischen Bodenreform ist auch hier unzweideutig: den Sachsen sollte der Grundbesitz, den sie ihrer Kirche und Schule geschenkt hatten, genommen werden, um ihrem Volkstum durch Verlust ihrer Lehrer und Geistlichen die stärksten Stützen zu nehmen. Das für das rumänische Banat geltende Agrargesetz bestimmt, daß die Parzellen der nach dem 1. Jänner 1885 angesetzten Kleinsiedler bis zum Ausmaße von 7 (in Worten sieben) Joch enteignet werden. Ein Joch ist etwa ½ Hektar. Dies Wüten sogar gegen den Kleinbesitz trifft nicht nur die Ungarn, welche dort als Kolonisten angesiedelt wurden, sondern auch die Deutschen, welche deren Siedlungsstellen später kauften. Also auch hierin wurden die Grundsätze einer gesunden Bodenreform verlassen. Mit Absicht hat man neuerlich den aufgeteilten Besitz der Minderheiten den neuen Eigentümern, vor allem ausgedienten Soldaten, zu freiem Eigentum ohne die selbstverständliche Bodenbindung gegeben. Auch sie dürfen frei damit handeln.

Im südslawischen Banat steht es nicht anders. „Die großen Güter kamen in die Hand der Dobrovoljci (Freiwilligen) und von diesen in den Besitz wucherischer Konsortien. Von den 700 Freiwilligen, die in Groszlámos bei Groß-Becskérek eingesetzt wurden, sind nur noch 40 vorhanden. Die anderen verkauften ihren Anteil und verschwanden, vermutlich, um anderswo wieder aufzutauchen und neue Bodenzuweisungen zu verlangen. Die landwirtschaftlichen Maschinen wurden verschleudert, hochwertige Zuchttiere, wie Merinoschafe, zum Schlächter geführt. Die früher von zahlreichen Wassergenossenschaften durchgeführten Instandhaltungen verfallen." Diese Schilderung, die der Verfasser nur etwas gekürzt hat, gibt in einem Anfall von Offenherzigkeit die Belgrader „Politika", ein Organ der Regierungskoalition in Südslawien. Dieser Großstaat hat es bisher noch nicht nötig gefunden, ein Agrarreformgesetz durch das Parlament annehmen zu lassen. Alles, was auf diesem Gebiete bisher geschehen ist, wurde durch ministerielle „Verordnungen" ge„recht"fertigt. Ein balkanischer Zustand der Willkür, der nicht einmal europäische Formen vorschützt. Praktisch ist es ja auch in Großrumänien, Polen usw. nicht besser, da Verordnungen und Verwaltungsmaßnahmen die Gesetze, welche selbst brutal und unzivilisiert sind, nach Bedarf und von Fall zu Fall zurechtstutzen.

Da die Ausschreitungen der polnischen Bodenreform und die Vertreibung der deutschen Pächter und Kleinsiedler in Deutschland verhältnismäßig gut bekannt sind, so sei, um den Leser nicht durch einförmige Aufzählungen zu ermüden, nur noch etwas über die tschechische hinzugefügt. Hier handelt es sich nicht wie in allen vorgenannten Fällen um Insel-Deutsche und Insel-Ungarn, sondern der größte Teil des Deutschtums und des Magyarentums in der Tschechei grenzt an das geschlossene deutsche und magyarische Sprachgebiet. Teile des kompakten Volkskörpers wurden durch die törichte Grenzziehung der sogenannten Friedensverträge der tschechischen Nation unterworfen. Ein Hauptziel der tschechischen Bodenreform besteht darin, die geschlossenen Siedlungsgebiete der unterworfenen und ausgesogenen Völker, die nicht etwa Minderheiten, nicht bloß Mehrheiten, sondern alleinige Bewohner ihrer Gebiete sind, zu zerstücken und große Teile des Bodens in tschechischen Privatbesitz zu überführen. Das berüchtigte Revolutionsparlament der Tschechei, dem die Minder-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiten bekanntlich nicht angehörten, beschloß nicht nur die Verfassung dieses Staates, zu einer Zeit, als dessen Grenzen durch Verträge noch nicht feststanden, sondern es hat auch durch ein Bodengesetz allen Besitz beschlagnahmt, der mehr als 150 Hektar Feld und 250 Hektar Waldboden umfaßt. Dieser soll in erster Reihe „verläßlichen Patrioten", besonders ehemaligen Legionären, zugewiesen werden. Obwohl die Tschechen in diesem Staate in der Minderheit sind und die Deutschen ein Viertel der Bevölkerung ausmachen, steht das „Bodenamt", das den Boden zuweist, unter rein tschechischer Leitung. Kein Deutscher, kein Ungar hat Land erhalten, mag er noch so landbedürftig sein. Verstaatlicht werden ferner 285 000 Hektar Wald aus dem Privatbesitz von 30 Deutschen und sage und schreibe 2 Tschechen! Ohne Entschädigung wird dieser Besitz sowohl feindlichen Staatsangehörigen als auch Inländern, wenn sie sich im Weltkriege gegen die „tschechischslowakische Nation gröblich vergangen haben", genommen. Im übrigen werden Friedenspreise bezahlt. Dabei werden Papierkronen und Goldkronen gleichgesetzt, jedoch nur für einen Besitz unter 1001 Hektar. Von da ab werden nur 40 Prozent bezahlt. Besonders bemerkenswert sind die Ausnahmebestimmungen für die Grenzwälder, welche aus Gründen der militärischen Sicherheit restlos enteignet werden. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, einzusehen, daß die militärische Sicherheit nur der vorgeschobene Grund ist. Man will in Wirklichkeit die von anderen Völkern bewohnten Grenzgebiete mit Angehörigen des Staatsvolkes durchsetzen: Gebiete, die, wenn die Grenzen nur halbwegs vernünftig gezogen wären, eben niemals zur Tschechei gelangt wären. Aber diese Gesetzgebung erzwingt nicht nur die Verdrängung einer Großbesitzerklasse, deren Deutschtum vielfach recht fragwürdig war und deren Schicksal uns kalt lassen könnte, sondern sie bringt auch die Verdrängung der zahlreichen wirklich deutschen Angestellten in Land- und Forstwirtschaft mit sich und ihre Ersetzung durch Tschechen. Die Durchsetzung des deutschen Gebietes mit Legionären, mit tschechischer Industrie, mit tschechischen Schulen. Die eingesessene deutsche Bevölkerung wird damit von einem tschechischen Personal abhängig. Altgewohnte Gerechtsame, das Sammeln von Beeren und Waldstreu, das Recht, den Wald überhaupt zu betreten, die Einstellung forst- und landwirtschaftlicher Arbeiter usw., all das wird in die Hand fanatischer Tschechen gelegt. Der deutsche Abgeordnete in der tschechischen Nationalversammlung, Dr. v. Lodgeman, hat errechnet, daß durch diese Bodenreform rund 700 000 Personen betroffen werden, welche jenen Familien angehören, die bisher auf dem enteigneten Grundbesitz Verdienst und Arbeit gefunden haben. Daß darüber hinaus die gesamte Holz- und Waldverwertung und die damit zusammenhängenden Industrien in tschechische Hände gespielt werden, ist eine weitere Folge.

* * *

Nicht nur Unrecht ist geschehen gegenüber den Minoritäten in der europäischen Mischzone, auch eine volks- und weltwirtschaftliche Dummheit von größter Tragweite. Denn dadurch, daß landwirtschaftlich gut genützter, hoch in der Kultur stehender Boden denen genommen wurde, die diese Erträgnisse dauernd steigerten, dadurch, daß die Existenz der volkswirtschaftlich wichtigsten Teile der Bevölkerung vom eigenen Staate untergraben wurden, sind Steuererträgnis und Produktion in allen jenen Ländern jäh abgefallen. Man gab den Boden an Menschen, die fast durchweg nicht imstande waren, ihn auf der gleichen Höhe zu halten, im besten Falle noch kulturarmen landwirtschaftlichen Arbeitern und Kleinbauern, vielfach aber solchen, die nur ein Handelsgeschäft damit treiben wollten oder nicht imstande waren, sich auf diesem Boden zu halten, der andern eine reichliche Nahrung gewährt hatte. Wucherern und Schiebern sind große Teile der mittel- und osteuropäischen Flächen ausgeliefert worden. Genau das Gegenteil von dem, was eine gesunde Bodenreform

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erstrebt, wurde erzielt. Die Produktion Estlands, eines schon sowieso sehr armen Landes, sank auf ein Minimum. Aber selbst so reiche Kornländer wie das jugoslawische Banat wurden einfuhrbedürftig. Sogar in Restungarn, wo eine durchaus gemäßigte Bodenreform durchgeführt wird, ist in den letzten Jahren teilweise wohl auch wegen der ungünstigen Ernten eine Ausfuhr nicht mehr möglich gewesen. Europa ist durch die Bodenreform vielleicht stärker verarmt als durch den Weltkrieg. Alle diese Vorgänge sind in der Geschichte der modernen, zivilisierten Menschheit ohne Beispiel. Und doch spricht fast niemand davon. Die politische und kulturelle Vergewaltigung von Minderheiten wird in der ganzen Welt öffentlich gemißbilligt. Die hier geschilderte wirtschaftliche Erwürgung und Beraubung durch die neuen Staaten hingegen bleibt fast unbemerkt. Die Großmächte lassen sie geschehen; keine Regierung tut etwas Durchgreifendes. Der Völkerbund ist wohl auch nicht dazu gewillt oder fähig. Die öffentliche Meinung schweigt.

Damaschke hat wohl die Agrargesetze der baltischen Staaten als Bodenraub bezeichnet, aber von flammenden Protesten der deutschen Bodenreformer und ihrer Gesinnungsgenossen in der ganzen zivilisierten Welt hört man nichts. Jede Zusammenkunft von Bodenreformern, gleichviel welcher Nationalität, müßte mit Protesten beginnen und mit Protesten schließen: Wenn man schon nicht das Ungeheuerliche fühlt, das im Mißbrauch einer idealistischen Bewegung für soziale Gerechtigkeit als Deckmantel nationalistischer Ungerechtigkeit liegt — — — so aus Klugheit. Um nämlich zu verhindern, daß der Fluch von Millionen vergewaltigter Menschen an den Begriff „Bodenreform" schlechthin gehängt wird. Vielleicht ist die Zeit schon versäumt, ist es zu spät. Die Bodenreformbewegung ist bereits im Grenz- und Auslanddeutschtum in Verruf geraten. Weil sie zu theoretisch, zu doktrinär war. Weil sie hilflos dem Einbrechen chauvinistischer Tendenzen in ihren ach so rein gepflegten Garten weltverbessernder Theorien gegenüber stand. Wenn man von bodenreformerischer Seite pharisäisch sagen will: wir mißbilligen die chauvinistischen Auswüchse, wir haben das schon öfters erklärt, wir sind daher unschuldig an all dem Elend, denn es gibt eine echte, wahre, soziale Lehre und eine befleckte, unechte Praxis, die nichts mit ihr zu tun hat — so ist das nur formal wahr und im Sinne einer höheren Wahrheit falsch. Denn es gibt keine abstrakte soziale Lehre, die wahr ist, wenn sie wie die bodenreformerische der letzten 30 Jahre die nationale Dimension vernachlässigte. Wenn Staats- und Volksgrenzen überall in der Welt sich decken würden, so wäre dieser Standpunkt berechtigt gewesen. Da das aber nicht der Fall war und — zur Gänze — niemals sein wird, so ist eine die völkischen Verhältnisse nicht berücksichtigende Lehre für die Menschheit ebenso Gift, wie chemisch reines Wasser für den Körper des Einzelnen. Hier liegt die Schuld durch Unterlassung, die schuldhafte Versäumnis derer, welche die Lehre ausdachten und allen Völkern predigten.

War es schon kurzsichtig, für das Deutsche Reich oder die westlichen, *vorwiegend* einheitlich bevölkerten Länder, die völkische Dimension unberücksichtigt zu lassen, so durfte das für die Landstriche mit ausgesprochener völkischer Gemenglage keinesfalls geschehen. Man hätte das, was kam, bis zum gewissen Grade wenigstens voraussehen müssen. Man hätte, unbeschadet der großen Schwierigkeiten, wie sie z. B. die Verhältnisse im Baltikum und den nördlichen ukrainischen Gouvernements bieten, versuchen müssen, die völkischen Verhältnisse mit hineinzubeziehen, Regeln aufzustellen, Vorbeugungsmaßnahmen zu empfehlen, kurz: Hemmungen zu schaffen gegen den schrankenlosen nationalistischen Mißbrauch der „Lehre". Man hat das unterlassen, sei es, weil man die Gefahren nicht sah, oder sei es, weil man sie aus Ängstlichkeit nicht sehen wollte. „Der Staat", nicht nur der der übernationalistischen Neugründungen seit 1918, sondern auch der doch wesentlich vornehmere und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerechtere der Vorkriegszeit hat — wie ein Chronist mit geschärftem Gewissen in bezug auf Minderheitenschutz heute feststellen wird — gewißlich auch gesündigt. Und die Bodenreformer haben damals ebenso geschwiegen. Wenigstens die große Masse.

Übergehen wir die Verhältnisse im ehemaligen Zarenreiche und in Österreich-Ungarn. Kehren wir vor der eigenen Tür. Der preußische Staat erließ auch ein Enteignungsgesetz, um Boden für Siedler in der Ostmark zu gewinnen. Dies Gesetz ist — Irrtum vorbehalten — nur in einem einzigen Falle angewendet worden. Es gibt wohl heute keinen ernsthaft politischdenkenden Deutschen, der dies Gesetz nicht bedauert. Der Schaden, den es anrichtete, ist, wenn man daran denkt, daß es nur in geringstem Umfange angewendet wurde, klein — wenn man aber in Betracht zieht, daß es ein Vorläufer der Agrargesetzgebung der neuen Staaten war, sehr groß. Betrachtet man die allgemeinen Zusammenhänge, so tritt die Frage, ob eine reichliche Entschädigung gegeben oder zu knapp oder gar nicht entschädigt wird, zurück. Mag sie noch so bedeutsam für die Moral des Staates, für die Stärke des allgemeinen Rechtsgefühls, für die Fortexistenz der enteigneten Minderheit sein — die Grundfrage ist es nicht. Diese lautet vielmehr: Hat ein Staat eine Berechtigung, einem Staatsbürger, nur weil er der Staatsnation nicht angehört, seinen ererbten oder sonst einwandfrei erworbenen, gut bewirtschafteten Boden zu nehmen? Nimmt der Staat aus allgemeinen sozialen Erwägungen den Boden dessen, der „zuviel" besitzt; darf er ihn dann nach freiem Ermessen verteilen? An besonders „Verdiente" der herrschenden Nation, die hier zu Klasse wird? Zu deren Bereicherung? Zur Schwächung der Minderheiten? Dort, wo ein Staat Stücke geschlossenen fremden Volksbodens besitzt, wird jeder diese Fragen verneinen. Tschechen oder Rumänen dort einzusprengen, wo deutscher Groß- oder Mittelbesitz aufgeteilt wird, während landarme Deutsche leer ausgehen, ist sicher ein Verbrechen. Wo dagegen eine Gemenglage vorhanden ist, ist die Frage weniger einfach zu beantworten: man mag immerhin sagen: wenn landarme Konnationale im Staate (oder auch außerhalb desselben?) vorhanden sind, soll der aufgeteilte Boden der Nationalität folgen. Schwierig wird die Praxis erst, wenn die Oberschicht fremdvölkisch ist und ein Mißverhältnis zwischen Anteil am Gesamtbodenbesitz und der Gesamtbevölkerung besteht, wie im Ostteil der Mischzone. Doch genug davon. Es kann nicht die Aufgabe eines Aufsatzes sein, der nur eine Übersicht bieten soll, erschöpfende Vorschläge zu machen und jene Probleme durchzudenken, an denen schuldhafterweise die Bodenreformer Deutschlands vorübergegangen sind. Das sollte aber gründlich und sofort nachgeholt werden. Warum schweigt man bis heute? Warum steht das nicht längst auf der Tagesordnung der bodenreformerischen Kongresse? Warum werden keine Preisaufgaben ausgeschrieben? Vorschläge für internationale Bodengesetze braucht die Menschheit zum mindesten in Europas Mischzone.

Fragen wir uns nun, warum wohl gerade die deutsche Bodenreformbewegung, der diese Probleme doch nahe genug liegen mußten, versagte, so gibt es nur eine Antwort: Wir waren im Rationalismus versunken, einem abstrakten großstädtischen Denken verfallen, wir waren der natürlichsten Instinkte eines gesunden Volkstums verlustig gegangen. Für diese Erschöpfungserscheinung gibt es noch andere Anzeichen. Trotz der Heimstättenbewegung, trotz der Impulse durch Krieg, Zusammenbruch und rückströmende Grenz-, Kolonial- und Auslanddeutsche ist die Bodenaufteilung und Bauernsiedlung im Reiche nicht recht in Fluß gekommen. Erst mußte Korfanty mit der polnischen Agrargesetzgebung im abstimmenden Oberschlesien die Massen an sich ziehen, ehe etwas von deutscher Seite geschah. Und wieviel war das?

Vor dem Kriege gab es eine preußische Grenzsiedlung im Osten, eine staatliche Sache, aus Sicherungsgründen staatlicher Überlegung entstanden und eigentlich nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus völkischen Bedürfnissen, aus innerem Zwange und Wunsche des Volkes. Gleichzeitig gab es eine letzten Endes doch vorwiegend aus sozialen Erwägungen und vielleicht aus Gründen innerer Volksgesundung gespeiste Bodenreformbewegung. Nicht der Trieb zu Pflug und Sense, zum Bauerntum, geschweige denn zum nationalen Grenzbauerntum drückte die Massen in diese Bewegung, sondern die Negation der großstädtischen Steinhöhlen. Nur so ist zu erklären, daß die staatliche Ansiedlung im Osten und die idealistische Bodenreformbewegung trotz aller Bindeglieder in der Hauptsache doch nebeneinander hergingen. So kam es, daß mit dem Verluste Posens und Westpreußens die Ostansiedlungsbewegung auch ihr tatsächliches Ende erreichte und keineswegs — weder gedanklich noch tatsächlich — von der Bodenreformbewegung, obwohl sie zahlenmäßig immer mehr anwuchs, übernommen wurde. Dabei sind alle Vorbedingungen, alle treibenden Erwägungen für eine Grenzansiedlungsbewegung noch in Gültigkeit. Kongreßpolen links der Weichsel, dies Land, auf das Nationale und Internationale in Deutschland mit Verachtung blicken zu dürfen glauben, hat noch immer eine doppelt so dichte Bevölkerung als die meisten Ostprovinzen Preußens. Ein Menschenreservoir, aus dem die polnische Nation Bauern nach ihren Westprovinzen pumpt und Siedler auf den Boden setzt, den Deutsche eben verließen. Unfreiwillig und teilweise auch freiwillig. Diese Bewegung wird noch lange andauern. Der slawische Marsch nach Westen, so langsam er auch vor sich geht, ist stetig. Auf die Dauer stellt er eine weitere Bedrohung der offenen Flanke des heutigen Rumpfdeutschlands dar. Schon kaufen Polen auf dem Reichsgebiet einen Hof nach dem anderen, die Tschechen tun das gleiche. Und was geschieht auf deutscher Seite?

Wir haben wohl ein Heimstättengesetz. Wir haben Landlieferungsverbände. Wir haben Gesellschaften für innere Kolonisation. Einiges wird aufgeteilt, meist an Anlieger. Einige neue Höfe entstehen. Weitaus das meiste geschieht aber im städtischen und halbstädtischen Siedlungswesen. Das ist gewiß nicht schlecht und gewiß nötig. Aber es ist, wenn wir die Dinge mit den allerfeinsten Wagen messen, wenn wir nationalpolitische Maßstäbe unter Berücksichtigung unserer offenen Ostflanke anlegen, wenn wir an das Grenzdeutschtum denken, nicht das, was das Nötigste ist. Es ist nicht die Verteidigungsmaßregel, die wir dringend gebrauchen. Denn wir haben noch immer auf unsern Groß- und Mittelgütern slawische Wanderarbeiter aus dem Auslande, noch immer ungenügend dicht besiedelte Grenzstriche. Gerade heute, wo das Reich nicht das nötige Verteidigungsheer besitzt, braucht es dicht wohnende Menschen an der Ost- und Südostgrenze. Es darf dort kein überschießendes, von fremdvölkischen Wanderarbeitern beackertes Land geben. Während Hunderttausende nach Übersee auswandern möchten und bereit wären, sich draußen ungeschützt durch das Reich unter den unsichersten Bedingungen und bei größten Entbehrungen eine Lebensmöglichkeit aufzubauen. Warum sind diese Leute bereit, in Patagonien jahrelang in elenden Hütten aus Rasensoden zu hausen? Warum erscheint es sogar früheren Offizieren und Intellektuellen lockend, dort Schafe auf gepachtetem Lande zu hüten und dabei Schiffsbrot mit Hammeltalg zu essen, während in Deutschland noch Boden freigemacht werden kann und muß? Sie würden gern bleiben, wenn die Bodenfrage gelöst würde.

Auf diese erteilen uns Fachleute, aber gewiß nicht nur im guten Glauben, sondern sogar völlig zutreffend folgende Antwort: Es fehle vielfach doch an Boden, denn die Landlieferungsverbände arbeiteten zu langsam und gelegentlich unwillig. Der schlechteste Boden sei auch nicht das Wahre für Siedler. Dann sei das Siedeln zu teuer. Bauten, lebendes und totes Inventar seien unerschwinglich für den Ansiedler, Kredit fehle und ebenso sonstige Zuschüsse zur Erstellung des Notwendigsten. Auch bewege sich die amtliche Maschinerie viel zu langsam, die Zahl der befaßten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behörden sei zu groß, sie arbeiteten vielfach gegeneinander. Endlich fehle es trotz allem Drängen nach Auswanderung, trotz der zahlreichen Flüchtlinge an wirklich geeignetem Siedlermaterial.

Die Bodenbeschaffung und die sonstigen Widerstände wären zu überwinden, wenn in den maßgebenden Parlaments- und Regierungskreisen, und was noch wichtiger ist, in den tragenden Schichten unserer Öffentlichkeit der Wille vorhanden wäre, wenn die Notwendigkeit eingesehen würde. Das ist zurzeit nicht der Fall: ein Verfallszeichen erster Ordnung. Trifft hier jemanden die „Schuld"? Ist hier noch von „Schuld" zu reden oder ist das nicht ein Schicksal, dem unser Volk verfallen ist? Wenn dem so wäre, wenn ein dahin gerichtetes Wollen nicht mehr erzielt werden könnte, wenn der Kampf um die Macht im Staate keine Zeit für die einfachsten Überlegungen zum Schutze desselben mehr läßt, so wäre das Ende nicht mehr fern.

Ein anderes aber ist es mit der Geld-, Material- und Siedlerfrage. Zunächst wird diese Gruppierung scheinbar so verschiedenartiger Teilfragen befremden. Im Grunde hängen sie aufs engste zusammen. Die Ostvölker können trotz ihrer schlechten Finanzlage noch bauen und siedeln. Vor Jahrhunderten konnte es noch das deutsche Volk, das die größten Kolonisationsleistungen in verschiedenen Epochen und Erdteilen oft mit erstaunlich geringen Kapitalien fertiggebracht hat. Damals lieferte man den Siedlern freilich keine „schlüsselfertigen" Siedlungsgebäude, fertige und mit Inventar versehene Gehöfte, so wenig es die Ostvölker heute tun können. Vor 700 Jahren baute, rodete und säete der Siedler mit Hilfe des Lokators; er wuchs und verwuchs mit seinem Werk auf seiner Scholle. Ihn, den einfachen Mann, trieben nicht nationalpolitische Erwägungen, sondern Landnot zu Hause, Abenteuerdrang und Schaffenslust. Außer Kuh, Pflug und Beil nahm er Schwert und Schild nach Osten mit. Dies Menschenmaterial steht — trotz verfehlter Schul- und Versicherungspolitik — heute noch in gewissem Sinne zur Verfügung. Noch immer gibt es im großen deutschen Sprachgebiete genug jüngere Bauernsöhne, die ebensogut in Ostdeutschland wie über See auch unter harten Verhältnissen siedeln würden, wenn man ihnen ähnliche Bedingungen gäbe, wie drüben: Möglichkeit der Selbsthilfe, kein Aufzwingen falschen Komforts, zunächst noch keine Kulturlasten von Schule und Kirche, dafür aber die Romantik eines freieren Lebens und eine Idee, die groß, aber leicht faßlich ist: die Verteidigung der Grenze, das Gesicht nach dem verlorenen Osten, das Ziel für ihre Söhne und jüngeren Brüder. Gewiß sind die Schwierigkeiten auch dann noch groß; besonders die Frauenfrage würde ernsteste Sorgen machen. Aber der Weg wäre frei: mit Bedenken ist noch nie eine Leistung vollbracht, aber mehr als eine Blüte geknickt worden. Unsere intellektuelle Jugend auch aus der Großstadt würde einzumischen sein. Die jüngeren Brüder derer, die bei Langemark starben, die Menschen der Jugendbewegung — mit ihnen sollte man es auch versuchen. Den Geist echter Kameradschaft, der in ihnen lebt, brauchen wir. Dazu nach sorgfältigster Siebung auch „Vertriebene" aus den Grenzgebieten. Aber keine Entwurzelten, von der Großstadt Verseuchten. Vorbedingung wäre aber, daß man nicht wie heute wahllos irgendwo in Deutschland, wo gerade nach dem Landlieferungsgesetze Boden frei wird, diese Siedler ansetzte. Wir brauchen Ortsbestimmung nach geopolitischen Gesichtspunkten und Zweckbestimmung nach nationalpolitischen. Soziale Erwägungen mögen treiben: sie aber müssen die Richtung geben. So war es im Athen des Peisistratos, im Sparta des Agis und im Rom der Gracchen.

Es muß ein Grenzgürtel im Osten und Südosten geschaffen werden, in dem es keinen dünn besiedelten Boden, keinen Boden als Handelsware, keinen mit fluktuierenden Wanderarbeitern wirtschaftenden Großgrundbesitz gibt. Dem volks-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirtschaftlich und ernährungspolitisch wertvollen Großunternehmer aus diesem Grenzgürtel mag man Güter im Hinterlande geben, die bisher schlecht bewirtschaftet waren und als Handelsware dienten. Im Grenzgürtel selbst dürfen neben den bisherigen Kleingrundbesitzern nur Grenzbauern siedeln, denen als Entgelt die Verteidigung der Volksgrenze auferlegt wird. Dort draußen wird dann eine unproletarische, kameradschaftliche Gleichheit der Gesinnung, ein wirklicher Kolonisten- und Grenzergeist entstehen. Entweder wird unser Jungvolk im Osten selbst Bäume fällen, Hütten bauen, das Feld bestellen und harte Kinder aufziehen oder in einigen Jahrzehnten der Slawe. Das Grenzdeutschtum aber, welches deutsche Kultur und deutsche Scholle jenseits der Reichsgrenze gegen einen vergewaltigenden Staat verteidigt, würde jede Rückendeckung verlieren, wenn diesseits der Grenze eine Position nach der andern verloren geht, wenn das inländische Deutschtum kraftlos in sich zusammenbricht. Sylvanus.

Literarische Rundschau

Um Goethe

Bei der diesjährigen Tagung der Goethe-Gesellschaft in Weimar trat ein Herr auf und legte ein Buch auf den Tisch des Hauses nieder, eine Ehrung, die unseres Wissens keiner der treuen Diener am Goethe-Wort in Anspruch genommen hat. Es war Professor Adolf Trendelenburg, der somit der Versammlung ausführliche Gelegenheit bot, Kenntnis von seinem Faust-Kommentar zu nehmen. Das Buch liegt zweibändig vor (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger). Da uns Goethe näher steht als Trendelenburg, so kann uns die Ehrfurcht vor dem hohen Alter des Kommentators noch auch die Achtung vor seinem gewiß nicht geringen Fleiß hindern, auf das entschiedenste zu erklären: Der Beifall, den die Goethe-Gesellschaft und ihr Präsident dem Anwalt seiner selbst spendete, war ein Vorschuß auf Lorbeeren, den dieser Faust-Kommentar nicht im entferntesten zurückzuzahlen imstande ist. Wer die Werke von Gräf, Pniower, die Kommentare von Minor, Schmidt und Witkowsky kennt, dem bringt das Buch nichts Neues. Aber gut, warum sollte nicht aus diesen und noch anderen Schriften ein fleißiger Kompilator schließlich noch ein letztes, gemeinsames Werk zusammenstellen, das dem Laien nützlich sein kann und ihm mancherlei sagt, an Suchen und Nachschlagen verschwendete Zeit erspart! Es macht jedoch höchst unmutig, wenn Trendelenburg die Originalforschungen anderer nicht als solche verzeichnet; so verschweigt er die Namen von Suphan, Kuno Fischer, Benda, um nur einige zu nennen. Wenn aber Trendelenburg (Bd. II, S. 206 zu Vers 79) schreibt: „Schamlos erscheinen Mephisto die Sphinxe wegen ihrer völligen [ein seltsames Adjektiv, wir nennen einen Löwen schließlich nicht nackt] Nacktheit. Der nordische Teufel liebt sich was auszukleiden, wenn er lieben soll", ohne Paralipomenon 119 zu erwähnen, so muß er zufrieden sein, daß wir nur in ein schallendes Gelächter ausbrechen.

Unangenehm ist das Verhältnis zu dem Kommentar Erich Schmidts in der Jubiläumsausgabe, den wir gewiß nicht für das Ideal einer Faust-Deutung halten, in dem jedoch eine Fülle von Arbeit niedergelegt ist. Trendelenburg polemisiert, mitunter recht hoffärtig, gegen Schmidt. So wetzt er sich an Schmidts Text; was sein gutes Recht ist, allein dann müßte der seinige denn doch über allem Tadel erhaben sein. Das ist er keineswegs. Ich habe nicht verglichen, es sind mir beim

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oberflächlichen Lesen nur folgende Willkürlichkeiten aufgefallen: Nicht irdisch ist des Toren Trank u n d Speise; Ein Reiter [statt Reuter] kommt herangetrabt; Du zogst sie [des Kaisers Unterschrift] 'rein [statt rein]. Und in der Interpunktion erlaubt sich Trendelenburg Goethe zu schulmeistern, was wir uns verbitten. Trotzdem nützt Trendelenburg den Schmidtschen Kommentar rechtschaffen aus, was gewißlich sein gutes Recht ist, jedoch häufig ohne ihn zu nennen. Er nimmt sich jedoch nicht die Mühe, Schmidt nach den Quellen zu kontrollieren, er nimmt nicht einmal den alten Hederich zur Hand. Zu V. 7365 schreibt Schmidt: „Chirons Beziehung zu ihnen [den Argonauten] ist erfunden." Trendelenburg berichtet (Bd. II S. 223 zu V. 335): „Die Verbindung Chirons mit der Argonautensage ist freie Erfindung G.s." Ein Blick in das lexicon mythologicum auf die Artikel Argonauten, Chiron und Jason hätte Trendelenburg belehrt, daß Hederich bereits G. diese Erfindung — übrigens nach weit älteren Quellen — vorweggenommen hat.

Allein dies und noch mehr, wie die leidige Verszählung mag die Fachgelehrten erhitzen; fragen wir, was ein unbefangener Leser sich von diesem Buch zu erwarten hat. Die Antwort ist trübe. Eine unerträgliche Breite macht eine Lektüre recht sauer, zum Teil über Dinge, die an den Haaren herbeigezogen sind, so die Ableitung des Wortes baccalaureus, die über eine Seite einnimmt. Wiederholungen sind nicht selten. Daß Goethe mit dem oberen Peneios eigentlich den Enipeus und Apidanos zu meinen hätte, bekommen wir mehrfach zu hören, müssen aber der leisesten Andeutung, wie sich der Peneios zum Ilmtal verhält, entbehren. Mit den Charakteristiken, die jedem Akt vorangehen, ist niemandem gedient, sie streifen mitunter an die Eselsbrücke und erinnern an Aufsatzthemata. Es heißt denn doch von der Geduld des Lesers etwas zu viel verlangt, wenn Valentin mit folgenden Worten charakterisiert werden soll: „Valentin, Gretchens Bruder, Soldat, ist lediglich Episodenfigur. Sie hat keinen andern Zweck als das Einst und Jetzt in Gretchens Leben kurz vor der Katastrophe noch einmal scharf zu beleuchten." Sie hat keinen andern Zweck; es hat auch keinen Zweck, zu rechten, denn schließlich haben die Naumburger Stifterfiguren auch keinen andern Zweck, als den Dom hübsch zu machen. Trendelenburg darf froh sein, daß Friedrich Theodor Vischer die weisen Augen längst geschlossen hat. Es wird noch böser: „Lieschen ist ein Kleinstadtkind, ungefähr von der Art, wie es Gretchen vor ihrem Falle war, nur etwas neidischer, hämischer, neugieriger und gesprächiger." Ungefähr und nur etwas. Das heißt denn doch diesen Embryo der grandiosen Bestie Martha, für die übrigens Trendelenburg auch eine Lanze bricht, völlig mißverstehen. Das heißt denn doch, diesen Gestalten das Blut abzapfen, das heißt denn doch, da solche Sätze sich als Charakteristiken erkühnen, den gutgläubigen Leser in die Irre führen, ihn auf eine Ebene hinunterdrücken, auf der von goethischem Sein und Schaffen nicht mehr ernsthaft gesprochen werden kann. Man hat mir erzählt, daß Trendelenburg früher einmal die Siegesallee mit der Akropolis in Parallele gesetzt hat. Ich vermag dies nicht nachzuprüfen, nach diesen Erfahrungen scheint es glaubhaft.

Auch vor den Erklärungen der einzelnen Verse ist zu warnen. Ich hebe einige Beispiele hervor. Bd. II S. 214 zu V. 193/94:

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteren hat Herkules erschlagen.

„Übelangebrachte Gelehrsamkeit will für hinauf hinab schreiben, weil die ägyptische Sphinx lange vor dem trojanischen Kriege existierte. In der Klassischen Walpurgisnacht aber handelt es sich nicht um die ägyptische, sondern um die griechische Sphinx, und diese reicht als Schöpfung der Tragiker nicht hinauf in die Zeit des homerischen Epos." Es handelt sich nicht um die ägyptische Sphinx; die Sphinxe irren sich also gründlich, wenn sie wenig drauf dröhnen: Wir, von Ägypten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

her; da bekanntlich Griechenland von Pyramiden nur so strotzt, können sie mit größerem Recht aussagen: Sitzend vor den Pyramiden. Herkules, der die letzteften Erfindungen der griechischen Tragiker erschlug — wir erfahren es auf diesem ungewöhnlichen Wege wohl angebrachter Gelehrsamkeit — ist hiermit als nachhomerisch endgültig festgelegt. — Auch in den Anmerkungen wiederholen sich jene fatalen Stellen, die uns beweisen, daß Trendelenburg nicht zu den Quellen gestiegen ist: Vom Tanzlied im Osterspaziergang heißt es, daß es „also 1795 oder früher gedichtet" ist. Wir dürfen doch wohl von einem Faust-Kommentator erwarten, daß er von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung etwas eingehender Kenntnis nimmt. — Es ist nicht möglich, hier das ganze Konvolut abzudrucken, das ich mir aus derartig fragwürdigen Stellen zusammenstellte. Wen es gelüstet, der mag sich selbst die Mühe machen. Sehe er nach der Ausdeutung des Verses „Du darfst auch da nur frei erscheinen". Er wird erfahren, daß in der Gartenszene „sich Gretchens Liebe mit erstaunlich folgerichtiger Steigerung" erfüllt, er erquicke sich an dem Bilde: „So spielt das Kaninchen auf der Schlange, die es verschlingen soll." Das Kaninchen ist Gretchen. Nicht finden wird er weitere Ausschau, wie tief der Humor der zweiten Studierzimmerszene, die allerdings meines Wissens nur Josef Kainz richtig kommentierte. Nicht lüften wird sich ihm das letzte Geheimnis um den Doktor Marianus, hinter dessen so dünne Maske zu schauen der Deutsche sich noch immer mannhaft wehrt. Da wollen sie nun an allen Ecken und Enden herausgeheimnissen und spüren nicht das weise Lächeln Goethes, der seinen Kindern allerlei zu suchen gab, das tiefste und letzte Geschenk aber vor ihre Augen mitten auf den Tisch legte. Und, richtig, sie sahen es denn auch nicht.

Aber „Freyheit! Freyheit! Himmlische Luft" umatmet uns, wenn wir zum Ersten Bande des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg greifen. Das ist eine Lust! Und wir senden einen stürmischen Dankesgruß hinüber zu dem „tätigen Manne" in Leipzig, dessen Sammlerglück und Sammlerverdienst sich aufs innigste verketten. Mit schmetterndsten Fanfaren hebt es an, mit jenen hinreißenden Briefen des jungen Winkelmann, nach denen Carl Justi leider vergeblich ausschaute. Unheimlich gegenwärtig hebt sich Goethes Stimme aus weimarschen Tagebüchern, so schlecht der Aufnahmeapparat an sich sein mag. Unveröffentlichte Briefe des Geheimrats machen uns jauchzen, denn so klein der Inhalt, wie kostbar ist er gefaßt, wie unendlich tiefe Güte spricht aus dem heiteren Hochzeitskonsens für Kräuter. Das höchst ergötzliche Tagebuch der Schauspielerin Engels deutet Köster mit jener Feinheit, die wir zwar längst gewohnt sind, die aber immer wieder durch ihre Frische und die Lebendigkeit, wie sie aus halben Tönen volle Akkorde aufschwellen läßt, erstaunt und entzückt. Kippenberg selbst steuert einen höchst anziehenden Aufsatz über die Technik der Silhouette bei, legt uns Faustsplitter als Nachtrag zu Tille vor. Ein ähnliches Kolumbus-Ei serviert Hünich, indem er alle Werther-Gedichte zusammenstellt. Damit wir aber nicht nur vor Freude und Seligkeit lachen, daß in deutschen Landen in solchen miserablen Tagen derart gesammelt und getan wird, erheitert uns Max Hecker höchstlichst mit seinem bezaubernden Aufsatz „Sturm im Wasserglase". Hier handelt es sich um eine Parodie auf das Dankgedicht: „Meinen feyerlich bewegten", die zu den hitzigsten, schier diplomatischen Verwicklungen führt. (Damit der Kritiker doch etwas auszusetzen hat, erkläre ich, daß es mir völlig unverständlich ist, wenn dieser treffliche Gelehrte von dem Vierzeiler sagt: „Würde ist zu Leblosigkeit erstarrt, wortkarger Ernst hat sich in prosaische Unbeholfenheit . . . verholzt." Verehrter Max Hecker! Ich glaube, es steht uns solches Urteil von oder gar über Goethe nicht zu. Schelten Sie mich einen Goethe-Pfaffen, ich erkläre feierlich bewegt, das Gefühl, das diese Verse erregen, schließt mir den Mund. Orgel und Paukenwirbel, aber nicht leblos, noch weniger verholzt.) Kurz, man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlage diesen Band auf, wo man will, er wird auf keiner Seite enttäuschen. Nehmt und lest. Viele — alle.

Hiernach ist in weitem Abstand das schmale Heftchen der Chronik des Wiener Goethe-Vereins (33. Band) zu erwähnen. Doch bringt er manches, was wir gern hören, gewiß nichts, was wir entbehren könnten oder möchten. Sehr seltsam ist ein bisher unbekanntes Goethebildnis, das Tischbein vielleicht gemalt hat, wahrscheinlich, ohne sein Modell von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Es ist aber merkwürdig eindringlich; wir hätten, stimmen Payer von Thurns kluge Mutmaßungen, hier einen ähnlichen Fall, wie bei dem Audienzbild aus den Memoiren des Satans. Darum sei auch dieses Büchlein den Goethefreunden herzlich empfohlen. (Es erschien im Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.) Wolfgang Goetz.

Nachtrag zur Weihnachtsrundschau

Einige Bücher, die zu spät eingingen, um noch im Dezember angezeigt werden zu können, seien hier kurz hervorgehoben:

Von Schillers Werken, herausgegeben von L. Bellermann im Verein mit Petsch, Leitzmann und Stammler (Leipzig, Bibliographisches Institut), konnte die 2. Auflage erscheinen, ein erfreuliches Zeichen, daß diese textkritisch sorgfältige, sachkundig eingeleitete und erläuterte große Ausgabe in 14 Bänden die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat. — Mit Freude begrüßen wir den 2. Band der „Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten“ (Leipzig, Insel-Verlag), der in glänzender Ausstattung zum ersten Male den arabischen Urtext nach der Kalkuttaer Ausgabe von 1839 in der Übertragung von Enno Littmann bringt. Die Ausgabe ist auf 6 Bände berechnet, den 1. Band zeigten wir im letzten Jahre an. — Sehr hübsch ist eine Auswahl von Eichendorffs Gedichten und Liedern „O Täler weit, o Höhen!“ (Kempten, J. Kösel), herausgegeben von Karl Frhrn. von Eichendorff, mit 26 sehr stimmungsvollen Federzeichnungen von M. Taschemacher. — Die fleißige und geschickte Arbeit des Rheinland-Verlags (Köln) erweist erneut die Herausgabe von Hermann Beckers gesammelten Schriften, deren 1. Band „Köln vor 60 Jahren“ und „Altkölnische Wirtshäuser“ enthält. — Gleichfalls dem Rhein gilt das sehr gut und mit reichem Bildmaterial ausgestattete Werk „Die Rheinlande“ von L. Mathar (Köln, J. P. Bachem); als 1. Band erschien „Der Niederrhein“, in jeder Weise geeignet, die unauslöschliche Liebe zu dem deutschesten Strom zu vertiefen. — Die 13. Auflage von Jacob Burckhardts „Die Kultur der Renaissance in Italien“ bedarf keiner Empfehlung. Der Neudruck der Urausgabe des einzigen Werkes ist von W. Goetz veranstaltet (Leipzig, A. Kröner). — „Häuser und Menschen im alten Berlin“ nennt H. Mackowsky eine Sammlung von Aufsätzen, die der heimlichen Schönheit seiner Vaterstadt gelten. Das Buch ist mit seinen vielen Bildbeigaben in der vorbildlichen Ausstattung hochwillkommen, die der Verlag Bruno Cassirer (Berlin) seinen Veröffentlichungen zu geben pflegt. — Ein interessantes Buch ist Anton Faistauers „Neue Malerei in Österreich“; ein Maler über Maler, von denen er gescheit und klar, überall bis zur Problematik vorstoßend, zu reden weiß (Zürich, Amalthea-Verlag). — Karl Storcks „Klassisches“ und „Modernes Opernbuch“ (Stuttgart, Muthsche Verlagsbuchhandlung), liegen im 82. Tausend vor und werden viele neue Freunde gewinnen, die sich willig der Führung der kundigen, zu früh erkalteten Hand anvertrauen werden. — In der „Jedermanns Bücherei“ (Breslau, F. Hirt) ist als neuer Band erschienen:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutsches Theater von F. Michael. Auch diese Theatergeschichte bewährt die Vorzüge der hier laut gerühmten Sammlung. — Niederdeutsche „Sagen und Lieder ut öler Welt", gesammelt und aufgezeichnet von Wilhelm Busch, herausgegeben von O. Nöldeke (Leipzig, L. Joachim) erscheinen als ein letzter Gruß der Heimatliebe des deutschen Humoristen. — Eine „wiederentdeckte" Nachlaßerzählung des Grafen Gobineau „Ermeline Firnis" (Basel, Rhein-Verlag) führt gleichsam in die Schieberwelt unserer Zeit. Sie überwältigt nicht gerade, aber ist reizvoll zu lesen, was wirksam durch die Zeichnungen von L. Kainer unterstützt wird. — P. J. Arnold, der den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Fremder mehr ist, hat eine feinsinnige Geschichte aus dem Orient geschrieben: Das Juwel (Regensburg, F. L. Habbel), die der Liebe Allüberwinderkraft verherrlicht. Glänzend geschrieben, eignet sich das Büchlein mit den 6 Bildern von W. A. Renzing besonders gut zu Geschenkzwecken. — Gute, gesunde Kost an Erzählungen bringt der Verlag Quelle & Meyer (Leipzig), von denen wir besonders empfehlen: H. Dittmer, Annenhof, und K. Gjellerup, Romulus. — Der Reichskalender für das Jahr 1923 (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft) bringt Beiträge von E. Marcks, W. Schäfer, Harnack, Ludo Hartmann, Paul Löbe. Die Absicht ist zweifellos eine gute: man will den Gedanken der Schicksals- und Notgemeinschaft zum Ausdruck bringen. Glaubhaft wird er nach den trüben Erfahrungen mit den parteigebundenen Männern nicht. Daran ändern auch Gerhart Hauptmanns wohlmeinende Trivialitäten im Eingang nichts. Größere Zurückhaltung in der Empfehlung der neuen Reichsfarben und des jammervollen Wappentiers wäre am Platze gewesen. — Von der angekündigten Gesamtausgabe von Zolas Werken ist als 1. Band „Nana" in einer sehr guten Übersetzung durch Lucy von Jacobi erschienen (München, Kurt Wolff). Wenn doch die Verleger auch für deutsche Autoren so viel und so gutes Papier zur Verfügung stellen würden!

*

Wenn ein Werk mit der Absicht auf den Plan tritt, dem deutschen Volk in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung auf Grund fachmännischer Darstellung ins Bewußtsein zu rufen, daß es allen Grund hat, auf die Leistungen stolz zu sein, die es in seiner Gesamtheit in den vier Kriegsjahren der ganzen Welt und ihrem Vernichtungswillen entgegenstellte, und aus diesem Stolze Zuversicht zu erwerben für die Zukunft, darf es unserer stärksten Unterstützung gewiß sein. Das Werk „Der große Krieg 1914—1918" erfüllt diese Voraussetzungen (im gemeinsamen Verlag verschiedener großer deutscher Verlage). Ein solches Werk ist im deutschen Interesse eine Notwendigkeit, es herauszubringen ein opfervolles Beginnen, das Dank verdient. Das Werk ist auf 10 Bände berechnet. Herausgeber ist Generalleutnant Schwarte, der einen großen Stab erster Autoritäten zu geschlossener Mitarbeit geführt hat. Erschienen sind bisher vier Bände: Der deutsche Landkrieg: vom Kriegsbeginn bis Frühjahr 1915; Seekrieg, Kolonialkrieg, Türkischer Krieg, Luftkrieg, Gaskrieg; Österreichisch-ungarischer Landkrieg; Die Organisationen der Kriegführung. Wir kommen ausführlich auf dieses Werk zurück, verweisen aber jetzt schon nachdrücklich auf seine ungemeine Bedeutung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politische Rundschau

Das weltpolitische Interesse galt in den letzten vier Wochen vornehmlich dem Verlaufe der Konferenz in Lausanne. Ihrer Vorbereitung durch die Engländer ist es gelungen, die Franzosen im Hintergrunde und dem Anscheine nach auch im wesentlichen an der Seite Englands zu halten. Mehr Schwierigkeiten als die Franzosen haben bisher die Italiener der englischen Führung der Konferenz bereitet. Die Türken sind bei ihrer ruhigen, in der Form versöhnlichen und in der Sache bestimmten Haltung geblieben. Gegenstand der Beratungen waren vor allen Dingen die Meerengenfrage, mit der die Frage nach dem Schicksal der den Dardanellen vorgelagerten Inseln eng verknüpft ist, die thrazische Frage, die Frage des Schicksals der nationalen Minderheiten in der Türkei, die Frage der Aufhebung und des Ersatzes der Kapitulationen, die Staatsschuldfrage und die Frage der Mandate. Schritt für Schritt ist England den Türken entgegengekommen, die bei allen Fragen gleichmäßig die Forderung vertraten, daß die staatliche Unabhängigkeit der Türkei sichergestellt werden müsse. Die Engländer haben während des bisherigen Verlaufes der Konferenz vorgezogen, Konstantinopel schon zu räumen und die Herrschaft über die Stadt türkischen Truppen zu überlassen. Gleich in den ersten Tagen der Konferenz trat der amerikanische Beauftragte bemerkenswert in den Vordergrund. Dadurch schien der Schwerpunkt der Verhandlungen vom Politischen ins Wirtschaftliche hinübergerückt zu werden. Der Amerikaner verwandte sich für die offene Türe in der Türkei für alle Handel treibenden Mächte und für die Verkündigung des Grundsatzes der wirtschaftlichen Gleichberechtigung aller. Es zeigte sich aber bald, daß das amerikanische Vorgehen durch Verhandlungen mit den Engländern in London vorbereitet worden war, und daß sich die Türkei seiner nicht allzusehr freuen dürfte. In der Hauptsache geht es den Amerikaner hier wie überall um den Anteil an den Ölquellen. Das Ringen der wenigen großen Petroleumgesellschaften miteinander stellt sich uns immer mehr als das gewaltigste Ringen dar, von dem bisher die Weltwirtschaft weiß. Lebhafte Verwunderung erregte, daß die päpstliche Kurie, ohne die Ergebnisse der Beratung abzuwarten, die Konferenz auf die Bedrückung der christlichen Bevölkerung durch die Türken aufmerksam machen zu müssen glaubte. Es kann kaum anders sein, als daß wir es hier mit einem neuen Belege für den englischen Einfluß beim Vatikan zu tun haben, der sich schon 1917 und wieder auf der Konferenz zu Genua zeigte. Die Russen trafen in Lausanne erst ein, als die Amerikaner bereits in die Verhandlungen eingegriffen hatten. Der Schriftenaustausch, den sie seither mit den Westmächten wegen ihres Ausspruches auf die Hinzuziehung zu allen Beratungen führen, ist besonders bemerkenswert durch die Berufung der bolschewistischen Sprecher des heutigen Rußlands auf die Grundsätze und Gepflogenheiten der europäischen Diplomatie in der Vergangenheit. Die Russen führen sich in Lausanne durchaus als Nachfolger des zaristischen Rußlands auf. Sie unterstützen die türkischen Ansprüche durchweg und versteifen sich sogar auf das gute Recht der Türken noch kräftiger als diese selbst. Die Engländer wollten die Konferenz vor Weihnachten zu Ende bringen, um bei den bevorstehenden Verhandlungen über unsere Reparationen diplomatisch ein klares Feld zu haben. Daran ist nicht mehr zu denken.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unermüdlich wurden während der Konferenz die diplomatischen Befestigungsarbeiten fortgeführt, die sowohl England wie die Türkei im Orient zum Ausbau ihrer Stellung als wünschenswert ansehen. Die Türken haben Fühlung mit den Albanesen genommen. Sie sind daran, den tausendjährigen konfessionellen Gegensatz zu den Persern zu überbrücken. Wieweit der Wechsel, der im Dezember in der Besetzung des ägyptischen Ministeriums stattgefunden hat, eine Stärkung für sie bedeutet, muß sich noch ausweisen. Es ist aber anzunehmen, daß das neue Ministerium eher als das alte versuchen wird, im türkischen Sinne zu wirken. Für die Engländer arbeitet Belgrad an der Aufrichtung des Balkanblockes, bestehend aus Jugoslawien, Griechenland, Bulgarien und Rumänien. Bulgarien hat sich, da es noch ganz in den Händen der Bauern ist, verhältnismäßig mühelos in den Block eingliedern lassen. Sein Ministerpräsident Stambulijski hat nicht nur aller bulgarischen Überlieferung entgegen den Verzicht auf Mazedonien ausgesprochen, sondern sich auch schon von der Forderung auf den Hafen Dedeagatsch abdrängen lassen. Bulgarien dürfte kaum besser abgefunden werden als die Engländer von vornherein für die Bulgaren in Aussicht nahmen. Ein Versuch der Auflehnung gegen die Politik des Bauernführers ist im Keime erstickt worden. Mehr Schwierigkeiten als bei den Bulgaren fand die Belgrader Regierung bei ihren eigenen kroatischen Untertanen. Um ihrer Herr zu werden, hat sie sich zu erheblichen Zugeständnissen an die Kroaten entschlossen, deren Hauptziel der Wiedereintritt der Kroaten in den Landtag ist. Darüber ist der alte Paschitsch von der Leitung des Ministeriums zurückgetreten. Bis zur Stunde ist aber noch kein neues Ministerium gebildet worden. Von Belgrad aus wird auch an der Einbeziehung Griechenlands und Polens in den kleinen Verband gearbeitet. Die Tschechoslowakei ist darüber immer mehr hinter Jugoslawien zurückgetreten. Zum Teil liegt das an der schweren wirtschaftlichen Not, die in der Tschechoslowakei herrscht und die dem tschechischen Außenminister Ende November Worte bitterer Angst vor der Weiterentwicklung in Mitteleuropa abpreßte. Vorläufig aber ist der Vorsprung Belgrads vor Prag darin begründet, daß durch die orientalische Krisis das Gesicht Südosteuropas wieder von Mitteleuropa fort und zum Orient hin gewendet wurde. In der Flanke der Türken und der Engländer schaffen die Russen an der Befestigung ihrer Stellung. Sie haben am 1. Dezember eine Abrüstungskonferenz in Moskau eröffnet, auf der sie mit den Randstaaten überlegen, wie man dem ewigen Frieden näherkommen kann. Rumänien blieb wegen seines gespannten Verhältnisses zu Rußland der Konferenz fern. Polen übernahm seine Vertretung. Mittlerweile ist es aber auch schon zu einer Reibung zwischen den Russen und den Polen gekommen. Die Russen werfen den Polen vor, daß sie die Abrüstungsvorschläge sabotierten. Polen selbst befindet sich im Zustande immer weiter fortschreitender Zerrüttung. Die Wahlen hatten, soviel auf das demokratische Mehrheitsprinzip ankam, das entscheidende Gewicht der polnischen Politik den Minderheiten zugeschoben. Daraufhin näherten sich zuerst die Rechten und die Linken in der gemeinsamen Überzeugung, daß Polen von den Polen regiert werden müsse. Die Aussichten der nationalistisch gesinnten Rechten verbesserten sich wieder. Der ihr verhaßte Staatspräsident Pilsudski hielt es unter diesen Umständen für richtig, für den ihm erneut angebotenen Posten als Staatspräsident wiederum zu kandidieren. Als zur Wahl geschritten wurde, fiel sie dennoch nicht auf einen Mann der Rechten, sondern auf den Pilsudski und dem Sozialismus nahestehenden Professor Naturowicz. Die erste wichtigere Handlung des neuen Staatspräsidenten war die Entsetzung des nationalistischen Generals Haller. Nach Deutschland kamen Nachrichten, als wenn sich Polen unter der neuen Führung auf seine natürlichen Beziehungen zu uns zurückbesinnen werde. Indessen schon nach acht Tagen wurde Naturowicz ermordet. Es ist ganz unklar, welche Richtung die polnische Politik

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nunmehr einschlagen wird. Einstweilen hat Polen gewagt, uns trotz Oberschlesien mit einer großen Forderung von Reparationskohlen zu kommen. In Genf und Lausanne ist man eifrig daran, ihm Memel endlich und endgültig auszuliefern. Je schwächer Polen wird, desto mehr Einfluß dürfte Rußland auf die übrigen Randstaaten erlangen und desto freier wird es für eine tatkräftige Politik in Vorder- und Mittel-Asien eintreten. Gegenüber Einwendungen aus dem eigenen Lager hat Tschitscherin auf seiner Durchreise durch Berlin Ende November ausdrücklich betont, daß Rußland zur Türkei stehe, obwohl die türkische Erhebung vom Bürgertum ausgehe. Für eine Unterstützung der Türkei scheint allerdings der Umstand recht ungeeignet zu sein, daß sich die Russen mit den Persern überworfen haben.

In Deutschland hat sich inzwischen die von Hause aus durchaus wurzelschwache Stellung des Ministeriums Cuno soweit gefestigt, daß sie außenpolitisch aktiv werden konnte. Als die leitenden Staatsmänner der Westmächte vom 9. bis 11. Dezember in London zur Vorbesprechung der Brüsseler Konferenz zusammentraten, ließ Cuno dort eigene deutsche Vorschläge zur Reparationsfrage überreichen. Die Vorschläge sind einmütig als unzureichend abgelehnt worden. Sie erstrebten eine sogenannte Zwischenlösung. Ganz in der Richtung der Wirthschen Erfüllungspolitik war ihr Hauptziel die Aufnahme einer inneren und äußeren Goldanleihe und dafür die Gewährung eines langfristigen Zahlungsaufschubes. Die Vorschläge waren mithin rein wirtschaftlich eingestellt. Einige Tage lang schien es ihren Urhebern und leider auch wieder einmal der gesamten so leicht zu betörenden öffentlichen Meinung, als wenn sie nach ihrer Ablehnung in London um so entschiedenere Unterstützung von den Vereinigten Staaten erhalten würden. Ohne Zweifel ist die Neigung, sich in die Dinge der alten Welt einzumischen, in den Vereinigten Staaten neuerdings wieder lebhafter geworden. Wir sollten uns aber nicht darüber täuschen, daß die Antriebe dazu lediglich geschäftlicher Natur sind. Die Vereinigten Staaten überlegen den Eingriff in die deutschen Verhältnisse unter denselben Gesichtspunkten, aus denen sie nach Lausanne gingen. Der Fortgang der seit Monaten geführten Verhandlungen unserer großen Ölgesellschaften und der mit ihnen in Interessengemeinschaft lebenden deutschen Banken mit den Unterhändlern der Vereinigten Staaten wirft ein hinreichend helles Licht auf die Absichten Amerikas. Man will uns wirtschaftlich in die Hand bekommen und dadurch in einem Maße in Abhängigkeit von den Interessen der amerikanischen Wirtschaft auch in politischer und pazifistischer Hinsicht bringen, daß es einer Entmannung völlig gleichkommt. Daran, uns zu helfen, denkt drüben niemand, und deshalb zog sich die Regierung der Vereinigten Staaten auch sofort wieder zurück, als wir laut und lärmend in ihr den Befreier begrüßten. Wem die amerikanische Öltrustpolitik nicht die Wege weist, den sollte wenigstens der neue amerikanische Zolltarif warnen, der durchaus auf Fernhaltung der deutschen Industrie berechnet ist. Wir können verstehen, wenn im Hinblick auf die einstweilige Beruhigung der österreichischen Wirtschaft durch das taktisch überaus gewandte und dabei doch bestimmte Vorgehen Seipels bei Erledigung des Wiederaufbaugesetzes die Führer unserer Politik und unserer Wirtschaft auch gern einmal eine auswärtige Kredithilfe bekämen. Aber die Dinge liegen nun einmal für eine wirtschaftliche und politische Großmacht wie Deutschland wesentlich anders als für das kleine Österreich.

So geht denn der Handel zwischen London und Paris nach der Ablehnung der deutschen Vorschläge und der Vertagung der Konferenz bis zum 2. Januar weiter. So geht auch der Handel zwischen der Londoner und unserer Regierung und der Handel zwischen den französischen und unseren Führern weiter und weiter. Kein Mensch weiß, ob er überhaupt schließlich ein Ergebnis haben wird, und was dieses Ergebnis sein wird. Unbedingt stehen die Franzosen dabei nach wie vor in verhältnismäßig

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

günstiger Stellung. Es ist ihnen plötzlich geglückt, in Spanien die ihnen befreundete Richtung ans Ruder zu bringen. Das konservative Ministerium dort suchte sich zunächst, als der Prozeß wegen des Versagens der spanischen Kriegführung im vorjährigen marokkanischen Feldzuge seinen Gegnern wieder Oberwasser gab, durch die Aufnahme eines franzosenfreundlichen Außenministers in seinen Kreisen zu retten. Gleich darauf mußte es jedoch die Zügel der Regierung den Liberalen überlassen. Allerdings bleibt noch abzuwarten, ob nicht die fascistische Erregung, die durch den Prozeß mächtig angeschwollen ist, der spanischen Politik in Zukunft eine ganz andere Wendung gibt. Daß Frankreich bei der Reparationsfrage noch das Übergewicht über England behauptet, läßt sich vielleicht auch daraus erschließen, daß bis zu der Londoner Konferenz regelmäßig von den Ansprüchen Frankreichs auf Pfänder im Rhein- und Ruhrgebiet die Rede war, daß dagegen jetzt nur noch der Streit um das Ruhrgebiet geht und auch die Engländer vom Rhein vollständig schweigen. Je stärker der Einspruch ist, den die rheinische Bevölkerung eben jetzt noch einmal gegen die französischen Absichten erhebt, desto auffälliger ist das Schweigen, das im französischen Lager über den Rhein herrscht. England hat ähnlich wie Amerika offensichtlich den Wunsch, auf dem europäischen Festlande nicht auch noch das Ruhrgebiet unter die Aufsicht Frankreichs geraten zu lassen. Der Rhein hat für England und Amerika nicht das gleiche Interesse. Trotzdem läßt sich nichts darüber weissagen, ob die Franzosen im neuen Jahr durchstoßen werden. Wir haben in den vergangenen Monaten wiederholt darauf hingewiesen, daß auch der französischen Politik bei der allgemeinen Verwirrung, die in Europa herrscht, die Sicherheit abhanden gekommen ist. Poincaré gehört außerdem nicht weniger als Lloyd George zu den Zeitgenossen unseres letzten Kaisers, zu dem Geschlechte von 1888. Vom Säbelgerassel bis zum Entschluß zur Tat ist auch bei ihm noch immer ein weiter Weg gewesen. Seine alte Gegnerschaft zu Millerand, die Nebenbuhlerschaft Loucheurs, die Unberechenbarkeiten Tardieus und des eben aus Amerika zurückkehrenden Clemenceau können ihn heute oder morgen nach einjähriger Ministerschaft von der Spitze der Regierung wegdrängen. Auch das Ministerium seines belgischen Kollegen Theunis steht nicht mehr sicher. Dort ist es der schon Menschenalter sich hinziehende Kampf um die militärische Dienstpflicht und außerdem die Gegnerschaft der Vlamen, was den Bestand der Regierung gefährdet.

Pertinacior.

Kurt Hassert: Die Vereinigten Staaten von Amerika als politische und wirtschaftliche Weltmacht geographisch betrachtet. Tübingen 1922, J. C. B. Mohr.

Ein Standwerk über den ersten Erdteil, der sich hegemonisch unter Ausschaltung der kraftverzehrenden Zwischengrenzen immer mehr organisiert hat, der das unabhängig von Europa, ja im Gegensatz zu ihm besorgt: Die Vereinigten Staaten von Amerika! Es kann keine bloß enzyklopädische Arbeit sein; Werturteile und Wagnisse auf künftige Entwicklungen, Prophetisches — und damit natürlich auch ein gewisses Recht auf Irrtumsmöglichkeiten müssen wir ihm zubilligen, wenn es uns nicht wieder nur, wie so viele frühere, Vergangnes und Wiederholtes bringen soll, wofür Prophezeien keine Gefahr mehr hat, sondern geopolitische Gegenwart zeigen, womöglich: Zukunft enthüllen! Viel zu unbekannt war uns doch immer das Gebiet der Vereinigten Staaten — trotz Ratzel, der es uns so nahe zu bringen suchte — das Gebiet, das uns so sehr zum Schicksalsland wurde, viel zu unbekannt ist es vor allem heute noch den das mitteleuropäische Schicksal so kläglich engräumig bestimmenden Massen. Vor allem in drei Richtungen wird der, als zweiter nach Australien, politisch einheitlich sich aufbauende Erdteil scharf beleuchtet (Hassert betont es mit Recht, daß man den Riesenraum der 49 Staaten immer mit der europäischen Halbinsel als Ganzes vergleichen muß, nicht mit einem einzelnen kleinräumigen Gebilde Europas, das sonst notwendig dabei zu kurz kommt): in seinem eisenharten wirtschaftlichen Imperialismus (Kap. 2), in seinem furchtbaren Raubbau gegenüber dem weiten, ihm anvertrauten Raum und in seinem natürlichen Gegensatz zum West- und Ostrand von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eurasien, wie dem in seinen tropischen Teilen schon so fest wirtschaftlich umklammerten Südamerika — aber auch die Selbsttäuschung der Amerikaner darüber im Wort — nicht in der Tat. Wie im Kapitel 2 für den Kundigen lückenlos, vielleicht aber — wohl um amerikanische Stimmungen zu sehr zu schonen — zu milde und sachlich verhüllt, das Umsichgreifen des jungen Riesen im Raume geschildert ist, das ist meisterhaft!

Es ist nur vielleicht für das schwerfällige geopolitische Verständnis des deutschen Durchschnittslesers zu schonend, zu wenig angreifisch ausgedrückt, um ihm klar zu machen, wie sehr alles das Erlangte durch erbarmungslosen wirtschaftlichen und politischen Druck und Zugriff, freilich auch zuweilen durch erzwungenen Kauf erreicht wurde, durch „Anakonda-Methoden", gar nicht pazifistisch und auf dem Wege der Selbstbestimmung. Vielleicht wäre auch ein Wink — auf den Seegewalt-Imperialismus von Mahan, auf Brooks Adams frühes wirtschaftliches Erzieherwerk an der Union zum Lahmlegen der kontinentalen Organisationsversuche Eurasiens hinweisend — erforderlich gewesen, um zu zeigen, wie schonungslos die transatlantische Lebensform Unglück und Zwangslagen von möglichen Wettbewerbern nützt, und wessen man sich darin von ihr versehen muß.

Solche Standwerke müßte ein Volk, das auf dauernde Richtigkeit seines Weltbildes hält, von allen wichtigen und ihm gefährlichen Reichen der Erde bei jeder großen politischen und Wirtschaftswendung, auch bei völkerpsychologischen Stimmungsveränderungen zur Hand haben. Wie stark solche Bücher auf beiden Seiten wirken k ö n n e n, das zeigt das berühmte angelsächsische Standwerk über die Vereinigten Staaten von Lord Bryce, aus dem das ganze, heute Politik machende, d. h. die Erlangung, Erhaltung und Umschichtung der Macht wahrnehmende Geschlecht in beiden Angelsachsenreichen sein Bild von ihrer Kulturgemeinschaft schöpfte. Ehe es wirkte, war es ein Lieblingssport der U. S., „to knipe the Lions tail". Nachdem es, zusammen mit der klug beeinflußten Encyclopaedia britannica jahrelang gewirkt hatte, kamen Gold und Waffen, zuletzt die Jungmannschaft, und zwar auch die der Bindestrich-Amerikaner, in Massen über den großen Teich, um die mit so viel Voraussicht neu begründete Kulturgemeinschaft zu „retten", deren Stärke man bei uns weit unterschätzte — und den schärfsten Konkurrenten außer Gefecht zu setzen. Auch so feine Literaturhilfe, wie Kiplings Home-Call, hat dabei nicht vergebens gearbeitet. Alle Register mußten wirken! Von diesem feinen Zusammenspiel der angelsächsischen Welt, von der scharfen Erkenntnis auch, warum man in Deutschland den einzigen möglichen Organisator und Träger einer eurasiatischen Überlandpolitik (Deutschland—Rußland—China—Japan) tödlich treffen wollte, wie ihn Brooks Adams den Staaten gezeigt hatte, der Erbe des Staatssekretärs von Monroe: davon hätten wir noch gern mehr als die zu leisen, über das Buch verstreuten Anmerkungen gehört. Aber sonst lehrt uns das Buch Hasserts wieder die Vereinigten Staaten als geopolitische Persönlichkeit auf ihrem neuesten Stande kennen, so, wie wir sie hätten kennen müssen, aber zur rechten Zeit, als „Massengrab deutschen Volkstums" und Totengräber unserer Zukunft! — ehe sie das letzte werden konnten, nachdem sie das andere schon lange waren! Es ist das wundeste Kapitel im Buch, das über die Deutschamerikaner geschrieben ist. Aber es ist nötig und wahr, so wie es geschrieben wurde, wie es nötig ist, der träumenden deutschen Erinnerung im Gedächtnis zu halten, daß es nicht das alternde Europa, sondern ein organisierter Weltteil von 49 Staaten war, der die deutsche Lebensform entscheidend zum Krüppel schlug.

K. H a u s h o f e r.

B a r t h o l o m ä u s v o n C a r n e r i s B r i e f w e c h s e l m i t E r n s t H a e c k e l u n d F r i e d r i c h J o d l 1870—1908. Leipzig 1922, K. F. Koehler.

Es hat einen eigenen Reiz, sich in Zeiten zu vertiefen, die kurz vor uns liegen und doch unserem Verstehen fast völlig entrückt sind.

Es gab eine Zeit, da man wirklich glaubte, das Welträtsel sei gelöst. Durch planloses Zusammenwirken physikalischer und chemischer Kräfte war die Welt entstanden. Nun erging der Ruf an die Menschheit: sie solle den Glauben an die Planmäßigkeit der Natur, an die Schöpfung der Welt und an die Unsterblichkeit der Seele fallen lassen, dann würde sie befreit von Jenseitsorgen ein schönes, reines und sittlich erhabenes Dasein führen.

Die Ereignisse haben diese Lehre so furchtbar Lügen gestraft, daß viele von uns nur mit Groll und Ingrimm an die Verkünder dieser Lehre denken können. Da kommt der Briefwechsel dreier der bedeutendsten Rufer im Streit, um den Groll in menschliches Verstehen zu verwandeln.

Im Mittelpunkt steht C a r n e r i, dessen Briefe von einer derart bestrickenden Liebenswürdigkeit sind, daß man diesen edelen, reinen Menschen und standhaften Dulder nicht nur bewundern, sondern auch lieben muß. Und gerade dieser ebenso liebenswürdige wie liebebedürftige Mann, dem Verehren und Bewundern ein Herzensbedürfnis ist, hegt einen bitteren Haß nicht nur gegen Kirchen und Dogmen, sondern gegen alles, was

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Glauben" genannt werden kann. Dies kann nur als ein Rückschlag einer schwärmerischen, aber schwer enttäuschten Liebe zu Gott gedeutet werden. Man liest zwischen den Zeilen, daß der Gott, der ihm Gattin und Sohn entrissen hatte, nur ein böser Dämon sein konnte. So ist es ihm eine wahre Erlösung, die göttliche Vorsehung überhaupt leugnen zu können.

Haeckel erscheint ihm als der gesegnete Befreier, weil er ihm den wissenschaftlichen Beweis entgegenbringt, daß es nichts Übernatürliches gibt.

Auf dem harten Boden physikalisch-mechanischer Notwendigkeit, aus dem die natürliche Entwicklung so herrliche Blüten hervorgezaubert, will Carneri die neue Sittlichkeit aufbauen, die dem modernen Menschen den wahren Adel verleihen wird.

Haeckel, der sich anfangs etwas zurückhaltend gegen die schwärmerische Freundschaft Carneris verhält, erkennt doch bald, welch wertvollen Bundesgenossen und welch idealen Freund er gewonnen.

Aber Haeckel reicht weder an philosophischer Bildung noch an Lebenserfahrung an Carneri heran. Auch ist Haeckels dogmatische Sicherheit viel zu groß, als daß es zu einem befruchtenden Gedankenaustausch kommen könnte. So bleibt ihr Briefwechsel, obwohl persönlich warm, doch etwas inhaltsarm.

Reich entschädigt wird man dafür durch den Briefwechsel mit Jodl. Jodl versteht als Philosoph und Ethiker die hohen Qualitäten seines alten Freundes wohl zu würdigen. Auch ist er bei aller Gelehrsamkeit im Grunde ebenso ein Schwärmer wie Carneri.

Schwärmer für die Menschheit sind sie alle drei. Nichts von allem, was sie glaubten, ist übrig geblieben. Die planlose Entwicklung der Natur hat sich als Wahn erwiesen, und die Menschheit hat sich schauerlich enthüllt. Trotzdem bleibt es ein erlesener und lehrreicher Genuß, die Welt im Spiegel dieser drei Schwärmerseelen zu betrachten, für den wir der Herausgeberin nicht genug danken können. J. von Uexküll.

Ferdinand Avenarius, Die Mache in Weltwahn, Schriften für echten Frieden. Propaganda aus Wahrheit. 1. Die photographischen Dokumente. Doppelheft 1/2. Berlin, Reimar Hobbing.

Jedes Buch, das uns die Rezepte der feindlichen Propaganda enthüllt, ist willkommen. Wenn ein Mann vom Schwergewicht eines Ferdinand Avenarius uns an Beispielen die Kunst, mit einem Bilde propagandistisch zu wirken, erläutert, so haben wir erst recht hinzuhören. Er zeigt uns, wie die Gegner der Mittelmächte im Weltkriege mit dem Bilde und mit entsprechenden Unterschriften gegen uns gearbeitet haben und welche Wirkungen sie — oft mit sehr einfachen Mitteln — erzielten. Diese Mittel sind freilich keineswegs einwandfrei gewesen. Künstlich wurde das Bild des deutschen Volkes verfälscht. Avenarius zeigt, wie die Welt durch einen Wust von Lügen über die wahren Zustände getäuscht wird. Er nennt dies Weltwahn und sagt: „Ein Weltwahn ist schädlich für alle Völker." Nur wenn der Weltwahn zerstört ist, kann ein „echter Friede" entstehen. Er widmet dies neue Buch, wie auch seine früheren, das „Bild als Narr" und das „Bild als Verleumder", der Verständigung.

Die Methoden, mit denen der „Suggerierkrieg" geführt wird, sind verschieden, die Vorbedingung ist jedoch stets die gleiche: Propaganda braucht eine „günstige Atmosphäre". Befangenheit des zu Beeinflussenden muß da sein oder erzeugt werden, seine Urteilskraft muß unternormal sein. Avenarius unterscheidet vier Arten der illegalen Bilderpropaganda: Die primitivste ist die der Unterschriftenfälschung. Irgendeinem Bilde, das meist ein völlig abliegendes Ereignis darstellt, wird durch seine Unterschrift ein propagandistischer Charakter gegeben. Zum Beispiel wurden jene grausigen Bilder, die 1905 zur Zeit der Judenpogrome in Rußland aufgenommen und in Amerika verbreitet wurden, um Mitleid für die Ostjuden zu erwecken, mit deutschfeindlichen Unterschriften versehen. Die jüdischen Opfer von 1905 wurden also in der ententistischen und der neutralen Presse als Opfer der Blutgier der Deutschen von 1914 dargestellt. Avenarius stellt die Originalbilder mit ihren ursprünglichen Texten den mit falschen Unterschriften versehenen gegenüber und erzielt so eine große, aufklärende Wirkung.

Den zweiten Typus nennt er Verdächtigerbilder, den dritten Verleumderbilder; die Grenze zwischen beiden ist oft nicht scharf. Die Verdächtigerbilder sprechen nicht geradezu Unwahrheiten aus, aber sie setzen den Herabzusetzenden in eine falsche Beleuchtung und bewirken, daß der Leser einen falschen Schluß zieht. Höchst beliebt ist es, die Deutschen als Diebe hinzustellen. So stellte „The Graphic" im Juli 1915 unter der Spitzmarke „Des Helden Heimkehr" das Bild eines deutschen Soldaten, der einen Sack trägt, um eine propagandistische Wirkung zu erzielen, neben das Bild eines verwundeten englischen Soldaten (ohne Gepäck). Der Beschauer sollte daraus folgern, daß der Engländer verwundet, aber „leer", der Deutsche dagegen mit gestohlenem Gute aus dem Felde heimkehrt. Verleumderbilder enthalten unmittelbare Beschuldigungen. Zum Beispiel wird

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Engländer dargestellt, der das Gepäck von Deutschen untersucht und gerade im Moment der Photographie einen Kleiderklopfer in der Hand hat. Die Unterschrift besagt, daß irische Schützen diese Gegenstände erbeuteten: „Die Anwesenheit der Peitsche ist ein bemerkenswertes Kennzeichen." Bilder von der Plünderung der Reichsbanknebenstelle in Saarburg durch französisches Militär werden als Beweis für die Plünderung einer Bank durch die Deutschen ausgegeben. Ein Bild aus dem „Lokalanzeiger" vom 9. Juni 1914, das drei Rennreiter mit Ehrenpreisen in den Händen zeigt, wird mit der Überschrift: „Die deutschen Räuber vor Warschau" in der russischen Zeitschrift „Wes Mir" wiedergegeben.

Das vierte Verfahren ist das der Verfälschung der Bilder durch Umtuschen. Durch Entfernen oder Hineinzeichnen von Details wird dem Bilde ein veränderter Charakter gegeben. So wird ein Bild, das Wäscherinnen am fließenden Wasser in der französischen Stadt, welchen drei müßige deutsche Soldaten zuschauen, zeigt, dadurch gefälscht, daß einem Soldaten ein Gewehr in die Hand gezeichnet wird. Das soll die lügnerische Überschrift: „Die Zwangsarbeit in einer Stadt im Norden" (La Tribune de Lausanne) rechtfertigen.

Diese Umzeichnungen haben den Typ des „Boche" erst geschaffen, der dem nichtdeutschen Europa in erschrecklicher Brutalität vorgeführt wurde. Der Kaiser, der Kronprinz, Hindenburg, Ludendorff, Falkenhayn, Offiziere und gewöhnliche Soldaten, sie alle werden entstellt. Die Leistungen der feindlichen Propaganda, die Avenarius hier aufdeckt, sind erstaunlich nach ihrer Masse und ihrer Vielseitigkeit.

Es ist kein Wunder, daß Avenarius, als er der feindlichen Propaganda nachspürte, den Franzosen auf die Nerven ging. Daher ließ die französische Regierung gegen sein „Bild als Verleumder" als Gegenschrift „L'imposture par l'image" natürlich auch in Lausanne erscheinen. Avenarius erklärt ihren Inhalt für Schwindel und machte schon vor Jahren folgenden Vorschlag:

„Meine Herren Gegner und ich, wir verpflichten uns, jeder in seinem Buche den andern ohne jede Beschränkung mit Wort und Bild zu sagen, was er will, indem jeder von uns dem andern je sechzehn Seiten „weißes Papier" zur Verfügung stellt. Ich verpflichte mich, eine vom Verfasser und Verleger von „L'imposture par l'image" mir fertig gelieferte Gegenschrift gegen das „Bild als Verleumder" im Umfange von sechzehn Seiten dieser meiner Schrift selber als zugehörigen und im Titel und Vorwort benannten Teil beiheften zu lassen, und meine Herren Gegner verpflichten sich, eine von mir fertig zu liefernde Gegenschrift von gleichfalls sechzehn Seiten mit „L'imposture par l'image" eingeheftet ebenso als Teil des Ganzen zu verbreiten. Jeder Teil verbürgt, daß die Zensur seines Landes Text wie Bild der Entgegnung unbehindert läßt." Ich setze dazu: „Nimmt man meinen Vorschlag an, so kann hüben wie drüben Rede mit Gegenrede und Bild mit Gegenbild unmittelbar verglichen werden, und so dienen wir der Wahrheit beide. Lehnt man ihn aber ab — so gibt das auch Bescheid."

Dresden-Blasewitz. Ferd. Avenarius."

Seine Gegner haben sich gehütet, auf diesen Vorschlag einzugehen. So dürfen wir wohl annehmen, daß sie gegen die Echtheit der Avenariusschen Beweisführung nichts vorbringen können.

Avenarius und der Verlag Reimar Hobbing haben sich durch dies Buch ein großes Verdienst erworben. Es ist ein Musterbild deutscher Gründlichkeit und Sachlichkeit: es verlangt aber auch ein eingehendes und sorgfältiges Studium. Dazu haben nicht alle Menschen Zeit und Lust, besonders nicht unsere Gegner. Ich möchte beiden daher zu erwägen geben, ob man nicht auf ein Zehntel des Umfanges verkürzte und von einem volkstümlichen Text begleitete Massenausgaben in fremden Sprachen machen könnte, die rasch den Leser fesseln, ihn nach mehr verlangen lassen und zum Studium der größeren Arbeiten hinführen.

Auch für unsere Arbeiterschaft wäre ein volkstümlicher Text ohne ironische Wendungen, die leicht mißverstanden werden, erwünscht. Karl C. von Loesch.

Die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875. Von Hans Herzfeld. (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. 3. Heft.) Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Lange Zeit hindurch nahm die Darstellung und Erläuterung der sogen. „Kriegsgefahr von 1875" in der deutschen Geschichtsschreibung nur einen sehr kleinen Raum ein, während man in Frankreich und vor allem in England dies „Zwischenspiel" gern als die erste Vorstufe zur künftigen, entscheidenden Umgruppierung der europäischen Großmächte wertete. Die vorliegende Studie, die der Schule Richard Fosters alle Ehre macht, weiß nun geschickt die weit zerstreuten Einzelzeugnisse zu großer geschichtlicher Würdigung zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammenzufassen, die dem Ernst der Frage durchaus Rechnung trägt. Außer der neuen Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes sind amerikanische und britische Vorarbeiten und Quellen benutzt, die dem gewöhnlichen Sterblichen bei uns längst nicht mehr zugänglich sind. Ich selbst konnte inzwischen die Untersuchung in einer Artikelreihe der „Kölnischen Zeitung" 1922, Nr. 751 ff. dahin ergänzen, daß ein Vertrauter Bismarcks selbst, der Staatsrechtler Ludwig Aegidi, damals den ersten Warnungsruf in die Öffentlichkeit brachte, und daß sich dadurch die Bewertung der ganzen Preßkampagne ganz wesentlich verschiebt. Paul Wentzcke.

Die Bäuerin auf der Dogeltann. Ein Tiroler Bauernroman von Hans Schrott-Fiechtl, illustriert von Rieder-Schwarz. Karlsruhe, „Badenia", A.-G. für Verlag und Druckerei.

Lessing schrieb einmal an Eva König: „Die Schwermut sei eine mutwillige Krankheit!" Aus diesem schwermütig-mutwilligen Sinn heraus muß man Schrott-Fiechtls Buch beurteilen. Er hat darin das Landwirteproblem, an dem unsere Zukunft hängt, mit einem Optimismus gelöst, den man wirklich „mutwillig" heißen möchte, und dabei ist dieses Landwirteproblem, dieser Kampf ums Dasein zwischen Städter und Bauer, ein so furchtbar ernstes, schwermütiges und schwerblütiges Thema, daß sich die klügsten Menschen dran ihre Köpfe zerbrechen. Nur die hübsche Bäuerin Marie in dem Dogeltannicht, die weiß Bescheid, die kann arbeiten und predigen und Nationalökonomie treiben und den Bauern mit List und Gewalt Kultur beibringen, daß es eine Art hat. Die Kriegszeit, während der sie anstatt des im Felde stehenden Mannes das Hausregiment führt, gibt ihr Gelegenheit, ihre Talente zu entfalten, und sie geht den ländlichen Vorurteilen mutig zuleibe. Ob freilich der Salontiroler, der neben dem Kuhstall ein Badezimmer haben soll und statt dem verräucherten Stübl ein elegant und künstlerisch eingerichtetes „Appartement", darin seine Frische und Naivität behalten wird, das ist eine Frage, die Schrott-Fiechtl nicht beantwortet. Wie denn überhaupt viele Fragen, ernste und schwere Fragen, in dem heitern Büchlein unbeantwortet bleiben. Lilly von Brandis.

Der Mittlersche Verlag hat neuerdings mehrere Schriften von allgemeinem Interesse herausgegeben. Veranlaßt durch die stark angeschwollene französische und englische Kriegsliteratur, erweitert General von Kuhl seine in 1. und 2. Auflage in den Beiheften des „Militärwochenblattes" veröffentlichte „Französisch-englische Kritik des Weltkrieges" unter dem Titel „Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde" zu einem Buch. Aus ihm ergibt sich unzweifelhaft, daß wir mehrfach dem Enderfolge sehr nahe waren, und daß wir das Urteil der Gegner in keiner Weise zu scheuen brauchen. So wenig die auf unserer Seite begangenen Fehler verschwiegen werden sollen, fällt es im ganzen durchaus zu unseren Gunsten aus. Auch ergibt sich, daß wir am Schluß des Krieges sehr wohl in der Lage waren, länger Widerstand zu leisten, daß unsere Feinde, deren Verbindungen zum Teil völlig versagten, ihn gefürchtet haben. Den Besserwissern und Nörglern, die bei uns nicht abnehmen wollen, sei diese Schrift dringend empfohlen. — Der niederländische Oberst van den Belt behandelt „Die ersten Wochen des großen Krieges" in einer lehrreichen Studie, die von großer Belesenheit, vor allem auch in der Literatur unserer Gegner zeugt. Die Schrift ist durchaus sachlich gehalten. Die Ansicht des Verfassers, daß wir uns zu Beginn des Krieges mit unseren Hauptkräften gegen Rußland hätten wenden sollen, überrascht freilich bei einem sonst so urteilsfähigen Soldaten. Der niederländische Oberst ist bemüht, seine neutrale Linie stets innezuhalten. Daß sein Herz für unsere Sache schlägt, bleibt trotzdem unverkennbar und tritt am Schluß des Buches in schöner Weise hervor. — Archivrat Wilhelm Kretzschmann, im Kriege Major im Generalstabe des Chefs des Feldeisenbahnwesens, schildert „Die Wiederherstellung der Eisenbahnen auf dem westlichen Kriegsschauplatz" bei aller Gründlichkeit in so lichtvoller Weise, daß auch der nicht technisch Gebildete einen vollen Einblick gewinnt. Die an den Bauten beteiligt gewesenen großen deutschen Firmen haben eine reiche und schöne Ausstattung des Bandes mit Abbildungen ermöglicht. Es ist ein ruhmvolles Stück ihrer eigenen Geschichte, wie nicht minder der deutschen Eisenbahntruppen, das uns hier geboten wird. Der Weitblick und die Anpassungsgabe an die operativen Notwendigkeiten, wie sie dem General Gröner eigen waren, treten klar hervor. — Im 3. Heft der Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv schildert Hans Herzfeld „Die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875". Die klare Art, wie er uns geschickt durch die diplomatischen Wirren der Jahre 1874 und 1875 führt, läßt erkennen, daß der Weltkrieg nicht aus einer Augenblickskonstellation entstanden ist, sondern nur der Ausbruch einer Krisis war, deren Anfänge bis in jene Jahre zurückreichen. Frhr. v. F.-L.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Oberkommando von A. von Cramon, Generalleutnant a. D. Zweite, durchgesehene Auflage, 7. bis 8. Tausend. Mit 5 Skizzen im Text. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das in weiten Kreisen verbreitete Interesse an den Zusammenhängen des großen Krieges, daß ein Buch wie dieses nach knapp zwei Jahren eine zweite Auflage erleben konnte. Hierbei spricht einmal der Reiz der Erzählung in ihrer Lebendigkeit und gleichzeitigen ruhigen Objektivität mit und sodann der Umstand, daß wir bisher keine zuverlässige Darstellung über das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland während des Weltkrieges besitzen. General von Cramon hat die neue Auflage durch ihm inzwischen zugegangenes Material vervollständigt, im übrigen aber sein Urteil überall aufrechterhalten, vor allem über den unglücklichen, früh verstorbenen Kaiser Karl. Der Sixtusbrief und die sich an ihn knüpfenden unangenehmen Vorfälle stehen im Mittelpunkt des Interesses. Mit Recht verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß es in seiner Absicht gelegen habe, den letzten Habsburger auf dem Thron völlig unmöglich zu machen, so sehr er es begreife, daß überzeugte österreichische Monarchisten seiner Schilderung der Persönlichkeit Kaiser Karls widersprächen. Nach Katastrophen, wie sie über die Mittelmächte hereingebrochen sind, erscheinen derartige Rücksichtnahmen in der Tat nicht angebracht. Die Ursachen müssen schonungslos aufgedeckt werden, auch vor dem Grabe darf die Kritik nicht scheuen, vorausgesetzt, daß sie sich in den Grenzen guter Formen hält und streng sachlich bleibt, und das trifft beim General von Cramon in jeder Hinsicht zu. Er ist ein warmer Anhänger des Anschlusses Deutschösterreichs an das Deutsche Reich. Darin ist ihm durchaus beizupflichten. Der Anschluß muß und wird sich mit der Zeit vollziehen. Frhr. v. F.-L.

Heinrich von Plate. Von Eduard von der Hellen. Stuttgart 1921, J. G. Cotta.

In den neunziger Jahren waren hübsche, bunte Bilder häufig zu sehen, die zwar keine besondere Farbenleidenschaft zeigten, aber sauber gemalt waren und in denen sich angenehm spazieren ließ. An diese Bilder gemahnt dieser Roman. Auch er ist reinlich, bisweilen allzu reinlich, durchaus alte Schule, was an sich kein Nachteil ist, aber darum doch nur historisch interessant. So wird es noch als Tat vorurteilsloser Menschen schier gerühmt, daß zwei junge Liebende sich gegenseitig ohne Begleitung besuchen. Es mag viel Autobiographisches in diesem Dichtwerk des verdienstvollen Herausgebers der goetheschen Jubiläumsausgabe stecken; Zahlen und die dünnen Masken der handelnden Personen verraten manches: die Nebenfiguren, von Professor Schieler mit seinen nur vom bayrischen Ludwig noch übertroffenen Hosen bis hinauf zum feinen, schnurrigen Herzog Karl Anton, dessen Residenz im Westen sich der Wettersberg vorlagert. Wer also in diese unsere heißgeliebte Stadt einkehren will und sich umsehen mag, wie sie sich in den achtziger Jahren darstellte, der wird nicht enttäuscht werden, wenn er dies Buch zur Hand nimmt. Der Hauptheld und seine Gegenspielerin aber sind blaß. Der Dichter muß von einer höheren Schamlosigkeit besessen sein. Hier spricht ein Philolog, der nicht bekennt, sondern erklärt, der Ursache und Wirkung sauber verknüpft, in dem nicht das Gesetz braust, nach dem er angetreten. Zum Schluß gar verläuft der Handel im Sande.

Wolfgang Goetz.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Alfred Freiherr Menst von Klarbach, München. — Dr. **Heinz Brauweiler, Düsseldorf-Oberkassel.** — **Josef Maria Frank, Berlin.** — **Legationssekretär a. D. Kuno Tiemann, Berlin.** — **Legationsrat Dr. O. G. von Wesendonk, Berlin.** — **Max Dauthendey †.** — **Herman George Scheffauer, Berlin-Grunewald.** — Dr. **Gustav Schmidt, Helsingfors.**

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Kronprinz Wilhelm. — Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf. 372 S. Berlin 1923, E. S. Mittler & Sohn.

Krueger. — Der Verkehr. Eine psychologisch-moralische Betrachtung von Felix Krueger. 36 S. (Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Dr. Hans Gerber.) Hamburg 1922. Hanseatische Verlagsanstalt. (25 M.)

Künzelmann. — Die Legende vom Ring am Finger Unserer Lieben Frau. Von Ferdinand Künzelmann. 152 S. Mainz 1922, Kirchheim & Co.

Lábán. — Ungarn in seiner Dichtung. Mit lyrischen und epischen Übertragungen u. 15 Abbildungen. Von Anton Lábán. 165 S. Wien 1922, Amalthea-Verlag. (1150 M., gbd. 1600 M.)

Lambinet. — Zwischen zwei Welten. Erzählung von Joseph Lambinet. 148 S. Mainz 1922, Pirchheim & Co.

Lawrence. — Der Regenbogen. Von D. H. Lawrence. Übertragen von F. Franzius. 664 S. Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Leisegang. — Die Grundlagen der Anthroposophie. Eine Kritik der Schriften Rudolf Steiners von Dr. Hans Leisegang. 105 S. (Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Hans Gerber.) Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt. (50 M.)

Lukács. — Fort mit den Friedensverträgen (von Versailles, Trianon, Neuilly, St. Germain, Sèvres). Von Géza Lukács unter Mitarbeit von Dr. W. Radoslawoff und H. Baron v. Rosen. 125 S. Berlin 1922, Hans Robert Engelmann.

Luschan. — Völker — Rassen — Sprachen. Von Felix v. Luschan. 192 S. mit 16 Bildtafeln. Berlin 1922, Welt-Verlag.

Mackowsky. — Häuser und Menschen im alten Berlin. Von Hans Mackowsky. 214 S. 32 Abb. auf Tafeln. Berlin 1923, Bruno Cassirer. (Z. Z. gbd. 4500 M.)

Marcks. — Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte. Von Erich Marcks. 16.—19. Tausend. (6. umgestaltete Auflage.) I. Band 426 S. II. Band 430 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Merbach. — Wilhelms I. Briefe an seinen Vater König Friedrich Wilhelm III. (1827—1839). Herausgegeben von Paul Alfred Merbach. 144 S. Berlin 1922, Karl Curtius. (200 M., gbd. 320 M.)

Metternich-Sándor. — Éclairs du Passé (1859 bis 1870). Par Princesse Pauline de Metternich-Sándor. 200 S. Wien, Amalthea-Verlag. (Z. Z. 3400 M., gbd. 4400 M.)

Molo. — Die Liebes-Symphonie. Die kleinen Romane. Von Walter von Molo. 235 S. München 1922, Albert Langen. (Z. Z. 300 M., Leinen 600 M.)

Morel. — Das Gift, das zerstört. Die Mär von dem deutschen Kriegsanschlag. Von E. D. Morel (Herausgeber von „Foreign Affairs"). 80 S. Frankfurt a. M. 1922, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Mortier. — Faust de Goethe. Essai d'adaptation scénique intégrale précédé d'une étude critique et d'une bibliographie dramatique par Alfred Mortier. 254 S. Paris 1922, R. Chiberre.

Nacht. — Pflugschar und Flugsame. Aphorismen und die Aphoristik. Der Neue Stil. Von Johannes Nacht. Mit Vorrede von Walter von Hauff. Berlin 1922, Concordia Deutsche Verlag-Anstalt.

Netto. — Herbst. Roman von Hadrian Maria Netto. 222 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Poincaré. — Introduction aux Tableaux d'Histoire de Guillaume II par Charles Appuhn & Pierre Renouvin. Avant-propos de Raymond Poincaré. XCIX Seiten. Paris 1923, Alfred Costes.

Rosen. — Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes von Erwin Rosen. 284 S. Stuttgart 1922, Robert Lutz.

Schaffner. — Johannes. Roman einer Jugend von Jakob Schaffner. 1. Bd. 270 S. 2. Bd. 285 S. Stuttgart 1922, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Scheidewin. — Rheinische Besatzungsnot auf Grund der Denkschriften des Reichsschatzministeriums. Dargestellt von Dr. Wolfg. Scheidewin. Mit Vorwort von Dr. Arthur von Gwinner. 43 S. Potsdam 1922, Verlag Rheinischer Beobachter.

Schmidt. — August Strindberg und seine besten Bühnenwerke. Eine Einführung von Dr. Franz Werner Schmidt. 213 S. Berlin 1922, Franz Schneider.

Schmidt. — Fritz Behn als Tierplastiker. Mit 73 Abbildungen herausgegeben von Hugo Schmidt. 86 S. München, Hugo Schmidt. (z. Zt. gbd. 800 M.)

Shou. — Die Kette des großen Wollens. Die vier logischen Grundirrtümer der materialistisch-monistischen Weltauffassung. Von Peryt Shou. 156 S. Berlin 1922, Pyramidenverlag, Dr. Schwarz & Co. („Werdende Wissenschaft", Band 1.)

Sinzheimer. — Die geistigen Arbeiter. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik 152. Band). 1. Teil: Freies Schriftstellertum und Literaturverlag. Herausgegeben von Ludwig Sinzheimer. 480 S. 2. Teil: Journalisten und bildende Künstler. Herausgegeben von Ernst Francke u. Walther Lotz. 175 S. München 1922, Duncker & Humblot. (I. 600 M., II. 240 M. freibleib.)

Spielmann. — Okkultismus — eine Wissenschaft? Grundsätzliches und Besinnliches. Von Dr. Dietherr Spielmann. 92 S. Berlin 1922, Pyramidenverlag Dr. Schwarz & Co. („Werdende Wissenschaft", Band 3.)

Trubetzkoy. — Europa und die Menschheit. Von Fürst M. S. Trubetzkoy. Aus dem Russischen übersetzt von Jacobsohn u. Schlömer. Mit Vorwort von Otto Hoetzsch. 107 S. München 1922, Drei-Masken-Verlag.

Wasserzieher. — Sprachgeschichtliche Plaudereien von Dr. Ernst Wasserzieher. 288 S. Berlin 1922, Ferd. Dümmler.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. – Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Weichsel – eine gefährdete Wirtschaftsstraße

Von

Karl Haushofer

Die kleinräumige Zersetzung, der Europa ausgeliefert worden ist, und zwar vor allem durch die Unfähigkeit zu großen ausbauenden Perspektiven, durch den Mangel an „Vision" (wie die Angelsachsen sagen) der alten Staatsmänner, die den Vertrag von Versailles zusammengekleistert haben — sie kommt nirgends erschütternder an den Tag als in dem mitteleuropäischen Problem der drei Ströme. Schon als es noch ein Europa der großen Raumorganisation wenigstens im Osten gab, hat in einem monumentalen geopolitischen Fresko Rudolf Kjellén im Mai 1917 seine Tragik an die Wand gemalt. Man findet es in seinen „Studien zur Weltkrise" (übersetzt von Felix Stieve, München 1917, Bruckmann), die leider viel weniger bekannt geworden sind als seine anderen Werke. Wenig binnenländische Betrachtungen gibt es, die so wie diese zum großräumigen Denken anregen, fast dazu zwingen; aber es wird darin über Europas Räume in einem dem deutschen Spießbürger ganz fremden Stil gedacht. Der Schwede sieht sie etwa so, wie der Fernostrusse den Amur, der Amerikaner den Mississippi sieht, der Inder Indus und Ganges, der Chinese Hoangho und Yangtse und der Japaner seine Binnen- und Randmeere — so wie der denkende Arbeiter einer großen Fabrikzentrale deren lautlos gehende Schwungräder sehen sollte oder die stummen Kraftströme, die doch Lebensverteiler und -wecker sind für alle die außen um sein Gehäuse surrenden und lärmenden Kraft- und Arbeitsmaschinen.

So sieht nur geopolitisch geschulter Weitblick in einem Landraum wie dem Mitteleuropa von heute die Lebensader, den Talweg, die Kraft und den Verkehr eines seiner großen Stromsysteme und erkennt über seine Wasserscheiden hinaus ihr Zusammenspiel.

Wie aber soll ein Wirtschaftskörper arbeiten, wie soll er gar Zerstörtes und Zerrissenes neu erzeugen, wenn man seine Hauptaderstämme, seine Lebensnerven herausreißt oder, wo man dazu unfähig ist, sie doch unterbindet, durch künstliche, untereinander hadernde Korporationen mattsetzt, deren Mitglieder in der Mehrheit nicht unmittelbar an ihrem Pulsschlag, eher an dessen Verhinderung interessiert sind, wo man ihre natürliche Verkehrsverrichtung, ihre verbindende Wirkung hemmt? Das aber ist das Los Mitteleuropas! Eine Narrenwelt hat Nansen die unsere genannt, in der hier Millionen verhungern, während dort das Getreide verheizt wird, wo hier nur die Maschinen fehlen, um Brot aus unerschöpflichen Böden zu holen, dort die Arbeiter zu Millionen feiern, die sie herstellen könnten, wo „idle ships and empty dockyards" („Manchester Guardian") für die mangelhafte Organisation unserer Wirtschaft Zeugnis ablegen. . . . Eine der letzten Ursachen dieses tollhauswürdigen Zustandes ist, daß man die Wasserstraßen unterbindet, auf denen all dies künstlich Getrennte in fruchtbare Verbindung gelangen könnte.

Diese frevelhafte Abwürgung des natürlichen Verkehrs ist schon eine schwere Schuld bei Rhein und Donau; aber bei beiden kann zugegeben werden, daß sich an

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Ufern solch tödlicher Haß, so viel Unausgleichbares und Unversöhnbares in gesteigerter Überreizung gegenübersteht, daß bei solcher Zuspitzung der Gegensätze vorerst alles lieber verblutet, was eigentlich zusammenarbeiten müßte, als diesen Haß zu vergessen. Wenn aber auch die dritte der großen, geopolitisch belasteten Lebensadern des mitteleuropäischen Systems ihre Schuldigkeit nicht mehr tut, wenn auch die Weichsel ein in Völkerwanderungszustände zurücksinkender, verwildernder Strom wird, dann liegt die Schuld daran vor einer einzigen Türe: vor der P o l e n s, das sich eines hohen Kulturguts bemächtigte, nachdem es ein Kulturvolk davon verdrängte, um es dann verderben zu lassen.

Noch zu jener Zeit, als Rußland, Osteuropas Steppengroßmacht mit ihren weiten, unbezwungenen, dünn bevölkerten und verwahrlosten Räumen, statt ihre noch auf Jahrtausende Raum bietenden Kulturaufgaben zu erfüllen, unersättlich immer noch nach fremden Lebensräumen griff, da schrieb der neutrale Schwede Kjellén, von wahrer Gerechtigkeit bestimmt: „Es ist bekannt, daß sich Rußland in seiner Pflege des Flusses einer förmlichen Sabotage schuldig gemacht hatte, durch die die Arbeit der Teilhaber sowohl am oberen, wie vor allem am unteren Flußlauf beträchtlichen Schaden erlitten hat. Mehr als anderswo hat sich also hier die Erfahrung bestätigt, daß die Teilung des Flusses für dessen Organisation und die Interessenten an dieser Organisation schädlich war."

Die Interessenten aber an dieser Organisation, das sind nicht nur die Anlieger, das sind ebensosehr die Träger des Welthandels, die Besitzer der „idle ships and empty dockyards", aber auch die Arbeitslosen in England und Amerika!

Solange sie auch nur ein Fußbreit Rechtes am Weichselufer hatte, ist die ganze Geschichte der deutschen Kolonisation im Ostlande auch zugleich eine Geschichte des Ringens gegen den gewaltigen Tieflandstrom gewesen, an dem die Marienburg, das Wahrzeichen des deutschen Ordens, aufgebaut war, dessen Bewässerungspolitik die Nogatmündung und die Deiche des Werders geschaffen hat, dessen Erben den Strom gebändigt haben von Thorn bis ans Meer.

Es ist wahrlich nicht deutsche Schuld, wenn nicht auch heute auf einer wohlgepflegten Weltverkehrsstraße amerikanische Baumwolle mit billiger Wasserfracht weichselaufwärts fährt in die Textilfabriken Mährens und durch die natürliche Kanalsenke bis Wien, daß nicht Holz, Öl und Salz der Karpathen, die Kohle Oberschlesiens in ununterbrochenem Schiffszug zur Ostsee gelangt, statt wie jetzt mit wilder, zeitvertrödelnder Gelegenheitsfahrt auf verwahrlosten und deshalb unberechenbaren Wasserrinnen.

Noch 1917 sah Kjellén — mit der Möglichkeit eines deutschen Erfolges im Osten — auch die Notwendigkeit einer völkerrechtlichen Verbindung zwischen den Anliegern des Oberlaufs, den heutigen Erben der österreichischen Ländermasse, des Mittellaufs, und denen, die den Unterlauf zu einem Kulturwerkzeug umgewandelt hatten, die gleichzeitig an diesem Strom eine Seuchenwache für den Westen geschaffen hatten und einen Filter zwischen Barbarei und Gesittung. „Die Umschöpfung Warschaus zu einem großen Hafen, seitdem nun auch der Mittelabschnitt des Flusses wirklicher Kultur erschlossen wurde", das sah der schwedische Geopolitiker als versöhnendes Ziel. Ginge aber heute jemand mit ähnlichen Gedanken vom Warschauer Steilrand hinab zu jenem großen Stromhafen und erinnerte sich dabei an das Rheinufer von Mannheim oder Duisburg, so könnte ihm angst und bange werden angesichts der Werke des Völkerbundes und der Erzieher Neupolens zur Kultur.

Kurze Zeit während des Krieges ist der Gedanke ihrer Einheit und damit verbunden einer möglichen enormen Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit über den drei großen Wasserstraßen Mitteleuropas aufgeleuchtet. Nie mehr vergißt den Eindruck, wer um 1917 die verkehrserfüllte Donau, etwa in der Preßburger Gegend, in vollem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verkehrspulsschlag gesehen hat, mit den riesigen Lastenzügen an ihren Ufern, den endlosen Petroleumtankreihen für das Herz Europas, und dagegen den verstümmelten Verkehr von heute hält, mit sechs Paßschranken und engherzigem Formelkram verbaut, von prassender Fremdkontrolle abgeschnürt. Ebensowenig kann man vergessen, wie es heute den einstigen Bändigern der unteren Weichsel zumute ist angesichts ihres 1917 fast vollendeten Werks, in dem 120 Millionen deutscher Goldmark stecken, und seiner nun gehemmten Fortentwicklung. Es ist noch nicht ganz so, wie wenn Irokesen in die Prachtbauten von Quebeck und Montreal einzögen, und wenn Kanoe und Wigwam an Stelle der Dampfer und Kraftwerke am Lorenzstrom träten — aber es hat etwas vom gleichen Beigeschmack. Die Verbindung aber von Weichsel und Donau, deren Scheitern unter Österreichs weitsichtigstem Ministerpräsidenten, Körber, ein Symptom der Arterienverkalkung und der Unfähigkeit zur Selbstrettung war, sie steht heute weiter von der Erfüllung als je in dem noch mehr verfeindeten Völkergemisch an dem alten Ostweg der Nordgermanen.

Der „Flußpatron" im nördlichen Teil dieses Ostweges ist aber nun Polen. Es hat ein Recht gefordert; dieses wandelt sich aber jetzt zur Pflicht. Rußland, aus tausend wirtschaftlichen Wunden blutend, hat es dennoch fertiggebracht, einen deutschen Hochseeschlepper auf Wasserwegen von den deutschen Hansestädten über Petersburg nach Enseli an der persischen Küste zu geleiten. Niemand aber kann wissen, ob das gleiche Schiff auf der Weichsel auch nur über Danzigs Weichbild oder gar über Thorn mit Sicherheit hinauskäme. „Let France explain" betitelte jüngst ein Angelsachse ein anklagendes Buch über alles das, was Frankreich nicht erklären kann. So laßt doch auch Polen erklären, warum es nach einer Hochstraße des Weltverkehrs griff, warum ihm eine solche als einzigem Bevorzugten so ausschließlich anvertraut wurde, wie weder Rumänien noch Ungarn, noch der Tschechoslowakei oder Südslawien ein Stück der Donau, wie nicht einmal Frankreich ein Stück des vergewaltigten Rheins (von dem seiner Wasserwege, bald wohl noch seiner Brunnen und Quellen beraubten Deutschland ganz abgesehen) — — um sie dann verkommen zu lassen?

Das Beste, wie ein guter Holzschnitt wirkende, knapp und scharf umrissene deutsche Porträt des Weichselstromes in wasserbautechnischer Übersicht stammt vom Strombaudirektor Niese in Danzig und findet sich in dem Werk des Hobbing-Verlags, einem prachtvollen Doppelband über „Die Wasserwirtschaft Deutschlands und ihre neuen Aufgaben". Der Aufsatz fußt zwar noch auf dem alten politischen Besitzstande, liefert aber gerade durch seine einwandfreie Sachlichkeit der Geopolitik ausgezeichnetes Rüstzeug. Er zeigt uns, wie einst der Handel Danzigs auf dem damals zwar der Natur überlassenen, aber wenigstens nicht planmäßig vernachlässigten Strom aufwärts drang bis Sandomir und Krakau, Przemysl, Lublin und Lemberg, Cholm und Brest-Litowsk. Es enthüllt, wie seit dem 14. Jahrhundert die deutschen Siedler unermüdlich im Mündungsgebiet gegen die von oben andringenden Eis- und Hochwasserkatastrophen kämpfen, deren nicht weniger als 310 größere überliefert sind, wie früh dort die genaue Strombeobachtung begann, obwohl sie aus dem mittleren Stromgebiet und den Nebenflüssen in Polen so gut wie gar nicht unterstützt wurde.

Nun ist der Stromzutritt der Deutschen, der im Artikel 97 des Verknechtungsvertrags, ebenso wie Polens ausschließliches Strombaurecht verbürgt wurde, zu Hohn und Spott geworden, und Polen trägt die alleinige Verantwortung für den mächtigen Strom. Wo sind aber nun die früher so schnell bereiten Richter über die Unterlassungssünden an dem gemeinsamen Gut, der Lebensader für alle? Wehe Siam, wenn es den Menam, oder China, wenn es den Yangtse in solchen Zustand

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brächte, in den Rußland die Weichsel durch planmäßige Sabotage zurückstieß, und in dem Polen sie läßt! Von „atrocities" spräche man am oberen Amazonas, wenn einem Briten begegnete, was der deutsche Anlieger und Schiffer an der Weichsel täglich erleben kann! Wo ist hier der Grundsatz der Internationalisierung der Wasserstraßen geblieben?

Weil es immer noch auf deutschem Boden Narren gibt, die von dem Lügenwort „open door and equal opportunity for all" praktische Anwendung hoffen, seien über die Geopolitik der Wasserstraßen der Erde einige völkerrechtliche Tatsachen einander gegenübergestellt. Das deutsche Volk hat auf keiner der großen Wasserstraßen seines Lebensraumes, die ihn durchziehen, und bei deren Vernachlässigung seine Siedler nach Tausenden ertrinken können, eine Mehrheit in den sogenannten Überwachungskommissionen, durch die es verderbliche Zustände und Ansinnen abwenden und Schutzmaßregeln beschließen könnte. Selbst über die Elbe sitzen nur vier deutsche Stimmen gegen zwei Tschechoslowaken und vier feindliche Vertreter zu Rat! Man male sich nur aus, es wollten Fremde, sechs, gegen vier Einheimische, darüber beschließen, ob Hochwasserschutz am Mississippi oder Columbia, am Hudson oder Lorenzstrom zu treffen sei, den Vereinigten Staaten gegenüber, die schon die Fahrt Manila—Juan-da-Fuca-Straße—Panama—New York, also um die halbe Erde herum, als amerikanische Küstenfahrt erklären und vom allgemeinen Betrieb ausschließen. Undenkbar wäre auch auf dem Amursystem Nordostasiens mit 6000 Kilometern Wasserstraßen eine andere als die chinesische, japanische oder russische Flagge. So sieht in Wirklichkeit das gleiche Recht und die offene Tür für alle auf der Erde aus!

Aber nicht nur für den Mächtigen, auch für den Machtlosen, wenn er nur Willen und Einigkeit des passiven Widerstandes hat, ergibt sich besseres Recht! Ähnlich wie die deutschen Flüsse wollten Fremde auch den oberen Yangtse vergewaltigen. Zu diesem Zweck lagen in Itschang schon 18 Kriegsschiffe unter zwei Admiralen bereit, aber ein zäher Streik aller der am Flußverkehr Beteiligten zwang sie schließlich, sich den Bedingungen der Anlieger und der chinesischen Gilden zu fügen. Wenn keine Hand sich findet, die ein feindliches Schiff entlädt, keine Firma, die ihm Ware anvertraut, kein Lotse, der es führt — dann, ja dann gibt der Fremde nach . . . . . in China. Wege also zur Erringung ihres geopolitischen Naturrechts haben auch die Schwachen. Aber freilich müssen sie wollen und müssen einig vorgehen. Denn es gibt ein unverlierbares Naturrecht der großen Ströme, das sie mit den Söhnen ihrer Ufer verbindet.

Dieses geopolitische Naturrecht der Weichsel, worauf gründet es sich, und was bedeutet es dem Deutschen? Das weite Einzugsgebiet des 1068 Kilometer langen Stromes von etwa 200 000 Quadratkilometern ist zu der Zeit, als es Tacitus als erster beschrieb und das Völkerleben schilderte, das es damals erfüllte, ein Hauptsiedlungsraum unserer Ahnen gewesen. Ein Sohn der Berge, 1125 Meter hoch, unweit des Jablunkapasses, in den Beskiden entsprungen, wird der heute sarmatische Wasserfaden dann schnell zum typischen Tieflandstrom, der aber einen großen Niederschlagsammelraum entwässert, indem er 35 Prozent der dort fallenden Niederschläge zum Meere führt, in sehr wechselndem Wasserspiel, mit durchschnittlich drei Hochwasserperioden, und reichlich soviel Verderben wie Nutzen stiftend. Ein Glück ist es, daß in der Regel die Hochflutwelle im Hauptwasserfaden schon vorüber ist, wenn die des Dunajec und San hineinschlägt; ein Unglück aber, daß die Stromverwilderung in Polen die großen Geschiebemengen liefert, die das Strombett so veränderlich machen und jede Weichselkatastrophe so sehr verschlimmern.

Wäre der schicksalsreiche Strom in einheitlicher, ihn pflegender Hand, statt die umstrittene Kulturgrenze zwischen Ost- und Mitteleuropa mäandernd zu durch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlängeln, so könnte er heute Rhein und Donau mit dem ältesten Ostweg der Nordgermanen vom Peipussee nach dem Pontus verbinden, und darüber hinaus mit Wolga, Kaspischem und Schwarzem Meer, also alle diese Gebiete in wirtschaftsgeographischen Austausch bringen, statt wie jetzt, vorwiegend im Raubbau gewonnenes Holz zu Tal zu flößen.

Rückwandernd und dabei vornehmlich den Tiefenlinien folgend, wie einst den leichter kolonisierbaren Rücken, hat der deutsche Siedlerrückstrom auf seinem Weg nach den verlassenen Ursitzen an drei Stellen mit drei weit vorspringenden Zungen den Nord-Süd-Wasserweg von Weichsel zu March wieder erreicht, ohne ihn sich doch dauernd öffnen zu können: mit der bayrisch-österreichischen Siedlungszunge längs der Donau, mit der schlesischen bei Bielitz und Teschen, mit der niedersächsischen längs der Seenplatte und der preußischen Ostwasserwege, hier allein über diesen alten Nordsüdweg hinausdringend. Zwischen diese Zungen aber schob sich im Norden der polnische, im Süden der tschechische Keil: damit ist längs der Weichsel eine Verzahnung geschaffen, die heute an den deutschen Machtzusammenhängen mit dem Strom gewaltsam zerbrochen und zurückgeschnitten ist, die aber nicht vergessen werden kann und werden darf, aber viel zu wenig in ihrer Schicksalsmäßigkeit vor der deutschen Seele stand.

So ist zwar das geopolitische Naturrecht der Weichsel auf ihre verkehrsgeographische Einheit gestellt, wie auf die Notwendigkeit, den durch Gebiete so wechselnder Niederschlagsmengen nach Norden zu in längerdauernde Eisbedeckung gedrängten Strom mindestens von seinem Eintritt in den Saugschwamm der Sarmatenebene an zu verbauen und für alle Anlieger gleich sorglich zu verwalten, wenn er nicht mehr vernichten als Segen spenden soll. Aber die politische Verteilung an feindliche und sich doch ergänzende Kulturkreise und Völker macht das unmöglich. Wäre das Wort wahr: Die Wirtschaft ist das Schicksal!, dann fände sich gerade durch die Daseinsnotwendigkeiten des Weichselgebiets der Weg zu Naumanns utopischem Mitteleuropa von selbst, wenigstens zwischen Czernowitz—Wien—Breslau —Danzig—Memel—Brest-Litowsk. Dann würde der Mittellauf der Weichsel, der Zustand der Fahrrinne von Krakau und Warschau nach Thorn eine für Polen und Rußland so vernichtende Sprache reden, daß der Vermessenste nicht gewagt hätte, das Schicksal der Weichselniederung, des Werder, zum zweiten Mal ohne internationale Kontrolle in die Hände zu legen, die es schon einmal so herrlich weit mit einem solchen Wertpfand gebracht hatten.

Aber *nicht* die Wirtschaft ist das Schicksal, sondern der kluge und beharrliche, wenn auch verschleierte Wille zur Macht; ein Volk mit Herrencharakter wird von ihm geführt, ein willenloses gezogen! Der Wille überwindet schließlich auch spröde wirtschaftliche Machthemmungen. Den willenlosen und charakterschwachen, politisch zerfahrenen, wenn auch wirtschaftlich und technisch noch so hoch entwickelten Menschenhaufen aber zwingt schließlich der willensstarke Barbar, ihm mit all seiner Kunst und seinem Schweiß, mit Kopf und Faust zu frönen.

Diese Tatsache hat 1918 — wenn wir das Geschehen auf seine letzte Formel bringen — das ganze, aus primitiven Kräften und hochentwickelten kulturellen Leistungen wunderlich zusammengefügte Triebwerk der Weichsel in Sarmatenhand gebracht, wie das Gefüge Oberschlesiens zerrissen. Nur eine umbrandete deutsche Inselkolonie, freilich die charakterhärteste und am meisten sturmerprobte unseres Volkes, ist jenseits der Weichsel aufrecht geblieben.

Aber in dem mangelnden Hochhalten des Zusammenhangs über die Weichsel hinweg durch das ganze Volk liegt eine furchtbare Unterlassungssünde der deutschen Öffentlichkeit und Wissenschaft. Da ist 1920 ein Buch erschienen „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte", ein Buch, das wir schätzen, das gewiß vielen viel zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben vermag. Aber in diesem Buch wird eine solche Unterlassungssünde offenbar, denn der Verfasser hat es fertiggebracht, von der Weichsel einmal flüchtig, von Ostpreußen aber gar nicht zu sprechen. Wenn es in anderen Werken geschah, so schloß sich die Erwähnung meist an die dammbeschützte Weichselniederung und das alte Danzig, die vielleicht wegen dieses stärkeren bewußten Durchdringens auch nicht ganz in fremde Hand und Gewalt geglitten sind. Der große Zusammenhang aber vom Donauland über die Mährische Wanderpforte zum Weichseloberlauf und längs der Sprachinseln zum Preußen- und Baltenlande, der blieb fast immer vergessen! Wie hätte ein anderes Volk wohl, härter und zäher als wir, wenigstens kulturgeographisch und wirtschaftspolitisch, den Fuß beim Mal gehalten, sich nicht abdrängen lassen von der ältesten, nachweisbaren Machtachse seiner mehr als zweitausendjährigen Geschichte! Wie läßt das deutsche Träumervolk die Fäden entschlüpfen, sich aus der Hand reißen, spielen und lügen!

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte! Darf man so ein Buch überschreiben, in dem der große Oststrom der alten Germanenwelt fehlt, an dem der Reihe nach die Buren, Vandalen, Helisier, Micniner, Lemovier, Nannarvalen, Helvaeonen, Rugier und Gotonen saßen: lauter Germanenstämme, die Tacitus erwähnt, und die so wenig spurlos vergingen oder entwanderten wie die Germanen der böhmischen Lande?

Breit und stark untermalt ist den Deutschen das Bild des Zusammenstoßes von germanischer Frühkultur und römisch-helleniſtischer Vollkultur und Überreife an Rhein und Donau. Spärliches Licht fällt auf das gleiche Ringen am Ostweg, so durch die Arbeit von A. Meitzen: Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker nördlich der Alpen: Abt. I, Siedlung und Agrarwesen der Ostgermanen, oder in N. v. Sadowski: „Handelsstraßen der Griechen und Römer durch das Flußgebiet der Oder und Weichsel" (deutsch von A. Kohn, Jena, 1877).

„Gesamtgermanien wird . . . . . gegen die Sarmaten und Daker durch gegenseitige Furcht oder durch Gebirge abgegrenzt", sagt Tacitus in der Germania. Da im Weichselland die Gebirgsgrenzen fehlen, ist also der Zustand gegenseitiger Furcht eine alte und wohl dauernde Einrichtung der deutsch-slawischen Kulturgrenze an der Weichsel. Aber beim Eintreten der Weichsel in das Blickfeld unserer Geschichte sind die zweifelhaften Bastarner vom Weichseloberlauf östlich durch Galizien gegen die Donaumündung gestreift, wo sie 202 v. Chr. erscheinen und 150 v. Chr. von Polybios als Germanen bezeichnet werden. Veneder (Wenden?), Fennen und Sarmaten sind östlich des Stromes bezeugt, der Strombogen aber und seine Mündung sind germanisch.

Warum wir so alte Dinge in moderner Geopolitik berühren? Weil uns das Beispiel der zähen Energie der Tschechen gezeigt hat, wie sehr sie dazu beitragen können, das Selbstbestimmungsbewußtsein eines Volkes durch schwere Zeiten hindurch wachzuhalten — sogar, wenn es, wie dort, oft auf Fälschungen beruht und nicht, wie in unserem Fall, auf des größten römischen Historikers Zeugnis.

Es war also uraltes Wandergebiet der Germanen, das Mackensens Vorstoß über Dunajec und San, die gewaltigen vor- und zurückwogenden Heerwanderungen Hindenburgs an der Weichsel selbst auf einige Jahre wieder als eine strombeherrschte und verkehrsgeographisch erschlossene Einheit unter deutscher Führung erweckten und öffneten. Und sie fanden darin, und zwar überall als Träger von Gesittung und Kultur, wenn auch oft in dünner, umbrandeter Vereinzelung, die deutsche Zwischensiedlung in solcher Stärke, wie sie in weiten Räumen seiner neugefügten großen Lebensform der herrschende Stamm der Tschechoslowakei nicht aufweist. Schade aber, daß es gerade ein deutscher Darsteller sein muß, der dieses Gebiet, näm-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich Böhmens geopolitische Stärke, am eindringlichsten und deutlichsten zeichnet in demselben Werk, in dem er die deutsche Weichsellandschaft vergißt.

Nun sind die Erben der einstigen Herren am Ober- und Unterlauf der Weichsel auf Minderheitsrecht gestellt, und in der ersten Bestürzung haben viele, allzuviele, das Feld geräumt — weniger zäh als die am Boden haftenden Slawen. Die neue Statistik des Weichsellandes spricht darin mit furchtbarer Deutlichkeit, und ganz können solche Zahlen nicht aus der Luft gegriffen sein, wenn wir auch nur zu gut wissen, was Polen und Tschechen schon an statistischer Taschenspielerei geleistet haben. Wie immer man aber das widerspruchsvolle Zahlenbild deuten möge, fest steht die Abwanderung von 503 973 Einwohnern aus Posen, 225 725 aus Pommerellen vom 1. Dezember 1918 bis 30. Juni 1921 — das sind also nahezu ¾ Millionen Deutsche, denen eine etwas größere Zuwanderung von Polen her entspricht, „für immer", wie es in dem Bericht heißt. Daneben steht eine große Zahl Mitläufer, meist „Briefträger, Eisenbahnbeamte . . ." usw., „die früher Deutsch als ihre Muttersprache angaben, heute sich als Polen eintragen lassen", wie berichtet wird: die Zahlen der Charakterlosigkeit.

Dürfte man der polnischen Statistik trauen, was man aber nach vielen bisherigen Erfahrungen mit polnischer Wissenschaft nicht ohne weiteres darf, so wäre die Umkehrung in Polnisch-Posen und Westpreußen in der Zeit von 1910 bis zum 30. September 1922 von 47,9 Prozent Deutschen und 50,1 Prozent Polen samt einem kleinen Trümmerrest auf 84,6 Prozent Polen und 15,4 Prozent Deutsche ein schlimmes Vorzeichen. Es wäre freilich auch ein Selbstzeugnis der Intoleranz, Verfolgung und Bedrückung und Verjagung, die der siegreiche Slawenstaat — nicht zum ersten Male — anwandte, um „für immer" Herr des Stromlandes zu bleiben. „Für immer" aber scheint gerade das Wort zu sein, das die Geopolitik der Weichsel nicht verträgt, und zwar um so weniger, je mehr diejenigen, die das Wort mißbrauchen, den eigenwilligen Strom für ihre Zwecke monopolisieren wollen.

Es ist eine seltsame Tatsache, daß die ersten Siedler aus dem damals schon überfüllten deutschen Lebensraum zur Verstärkung der wahrscheinlich auch im Weichselgebiet nie ganz ausgewanderten deutschen Ursiedler gerade von den Polen als Schutz gegen den Druck von Osten gerufen worden sind, und daß im Zeichen der Toleranz eine erste Blüte gemischter Kultur, damals unter polnischer, aber föderativer Führung, gedieh, unter dem Rückschlag imperialistischer Unduldsamkeit aber der Verfall kam (Thorner Mord).

Es ist ein warnender Finger an der Wand für das neue Polen, daß heute schon wieder die Vertreter der durch polnische Herrschsucht aus ihrer natürlichen Uneinigkeit zusammengeballten Minderheiten das Zünglein an der Wage sind, und daß dabei noch in Warschau selbst genau bekannt ist, durch welche Künste diese Vertreter der Minderheit auf das Mindestmaß zurückgedrängt wurden, daß sie also mit der wachsenden Rechtssicherheit nicht abnehmen, sondern wachsen werden, und daß gegenwärtig in dem neuen Weichselstaat eine maßlosere Zwangsgewalt ausgeübt wird, als jemals im Deutschen Reich oder gar in Österreich. Man könnte gerade in Polen wissen, welche unheimliche geopolitische Erscheinung die Unterwanderung ist, eben weil Polen sie an einzelnen Teilen des deutschen Lebensraums mit soviel Geschick geübt hat. Für diese Erscheinung ist das Stromgebiet der Weichsel offener als irgendein anderes, und die Unterdrückten aus Ost und West können sich auf diesem Wege wieder die Hände reichen.

Für Erkenntnisse auf diesem Gebiet ist es nötig, das Heranschieben der unterdrückten, ihres Minderheitsrechtes beraubten Volksbestandteile des Weichselbeckens an die vitalen Teile der Verkehrsader zu prüfen: ein die deutsche Instinktlosigkeit schmerzlich offenbarendes, aber lehrreiches Bemühen! Es zeigt vor allem, daß nie-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mals von Deutschland aus in großem Stil geopolitisch kolonisiert worden ist, daß alle dahingehenden slawischen Behauptungen haltlos sind. Wäre planmäßige Kolonisierung beabsichtigt gewesen, dann hätten Sprachinseln angelegt und Verbindungen zwischen ihnen in der Richtung auf lebenswichtige, hochwertige Räume des Stromsystems gesucht, geschaffen und erhalten werden müssen. Hingegen ist es sehr schwer, überhaupt gegenüber dem eigenwilligen und eigenbrötlerischen Gesamtcharakter der germanischen Rückkolonisation auch nur einige Züge leitenden Instinkts zu erkennen; ihr Folgen längs der Tiefenlinien, Kanalverbindungen und Wasserstraßen wäre allenfalls als solche aufzufassen. Viel instinktsicherer ist die litauische, ukrainische und weißrussische Randsiedlung und Unterwanderung vorgegangen. Die deutsche scheint es geradezu auf die Herstellung einer Diaspora angelegt zu haben, die wie Wassertropfen auf einer heißen Herdplatte verdampfen mußte, wo nicht ganz ungewöhnliche Verhältnisse sie schützten. Nicht einmal ihre vorteilhafte Darstellung auf dem Papier hat sie fertiggebracht, zu einer Zeit, wo ihr der amtliche Apparat des Ober- und Unterlaufes freundlich war, ganz im Gegensatz zu der polnischen Kolonisation, die eigene Siedlungsleere in dünner besiedelten Räumen meisterhaft zu verschleiern und den bescheidensten Polenprozentsatz zwischen andersstämmigen Mehrheiten zur Geltung zu bringen verstand.

So ist das Weichselgebiet als Siedlungsraum, als Ausgleicher zwischen verschiedenem Volksdruck, ein einziges zusammenhängendes Denkmal germanischer geopolitischer Instinktlosigkeit geworden. Die Quittung dafür erteilt nicht nur dem deutschen Wirtschaftsraum, sondern dem ganzen mitteleuropäischen, die im Ausgleich ihrer langen, säkularen Perioden gerechte Wirtschaftsgeschichte: durch die aussichtsreichste Möglichkeit einer Wasserstraßenverbindung Mitteleuropas, deren großer Nordauslaß das Weichselnetz ist, zieht sich immer noch eine der bemerkenswertesten europäischen Wasserscheiden. Man kann mit einem Schiff voll Ware von Prag über die norddeutsche Tiefebene, durch Nord- und Mittelrußland, durch Europas größte Breite nach Enseli an der persischen Küste fahren, aber nicht von Oberschlesien nach dem nahen Wien, oder von Warschau nach Preßburg. Die geopolitische Sabotage Rußlands an der Weichsel während seiner ganzen Gewaltvormundschaft über Polen zeigt sich darin, aber auch die Divide-et-impera-Politik des Hauses Habsburg an seinen Ländern. Viel zu spät, und nur von einzelnen, unzulänglich unterstützten Wirtschaftsführern ist hier begriffen worden, was die Kanalverbindung von der Weichsel und Oder zu dem Herzen des Donaustaats für seine Erhaltung und seine künftige Einfügung in ein mitteleuropäisches Wirtschaftssystem hätte bedeuten können. Wer ohne Selbsttäuschung den geopolitischen Wirklichkeiten ins Auge sieht, der muß gestehen, daß zurzeit die einzigen Köpfe, die konstruktiv genug denken, um Macht- und Wirtschaftsziele an dieser wichtigen Wasserverkehrslinie zu erfassen und auch den Willen aufbringen, sie zu verfolgen, in Prag sitzen. Wie weit sie das Problem schon sehen, wie weit sie die Möglichkeit haben, die für eine deutsche Beteiligung als Voraussetzung zu schaffenden Grundlagen eines deutschen Minderheitsrechts gegenüber dem jungtschechischen Chauvinismus in ihrem Gewaltbereich durchzusetzen, das ist heute noch nicht zu sagen. Was Polen bisher geleistet hat, läßt nicht vermuten, daß es die mitteleuropäischen Zusammenhänge über seiner augenblicklichen Raubwirtschaft in dem von fremder Hand geschaffenen Kulturgebiet jemals erkennt. Noch mehr als das ganze, an sinnlose Mißhandlung durch Jahrhunderte gewöhnte, offenbar nicht ganz zu verderbende Rhein- und Donaugebiet fordert das dritte der mitteleuropäischen Stromprobleme, das der Weichsel, eine große Synthese, statt kleinräumiger Zersetzung und Absperrung und einer Saat von Haß in den Herzen der vereinigten Unterdrückten, denen sich dereinst wohl Helfer zugesellen werden in einem früher oder später wieder zur Macht erstehenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußland und in einem endlich doch durch Leiden und Haß wieder geeinten Deutschland.

Hat man in Böhmen so schnell vergessen, daß einer der Führer zu der heutigen Tschechoslowakei vor wenig mehr als hundert Jahren gesagt hat: „Wenn dieser Plafond einfällt, ist die tschechische Nation tot!" So wenig Männer haben damals die Idee der tschechischen Nation getragen! Der deutsch-russische Korridor ist verschüttet, durch den Weichselstaat Zusammenstrebendes getrennt. Aber der „polnische Korridor", der Ausschluß von der Weichsel nach Ost und West, hat weder die russische noch die deutsche Idee erdrosseln können.

Gerade von der Weichsel können die Polen lernen, daß auch unter der Eisdecke Wellen zum Meere drängen, und daß ein Eisgang Kräfte frei macht, die weithin Verderben über Fluren schütten, ganz unerwartete Stromversetzungen herbeiführen und neue Mündungen öffnen können.

Die kapitalistischen Großmächte der Erde aber könnten grausam darüber belehrt werden, wie gefährlich es ist, ihr Gold hier einem Boden anzuvertrauen, gegen den zugleich ungebändigte Ströme aus noch ungezwungener Natur und allzu gezwungenen Völkern anwuchten. Schwer drückt ein Strom, Völker drücken noch schwerer, besonders solche Völker, denen ihre tägliche Erfahrung mit den ihnen entrissenen, nun untergehenden Wirtschaftsstraßen, auf denen ihr Lebensblut abgezapft wird, den Wunsch einhämmert — wie ihn vor drei Jahrhunderten sein zerrissener Lebensraum dem Großen Kurfürsten abpreßte — jenes „Exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor"! Finden sie keine Gerechtigkeit, auf deren Verheißung hin sie töricht genug sich entwaffneten, so werden sie notgedrungen — auch wenn sie es nicht wollten — Kinder und Enkel zu Haß und Rache erziehen, bis sich endlich doch die Gelegenheit dazu findet, gleichgültig um welchen Preis und mit Hilfe welcher von Blut und Gewalttat befleckter Hand, die sie am Ufer des wieder geöffneten Stromwegs zu drücken haben!

Papst Pius IX. und die Polen 1847

Von

Manfred Laubert

Das in fast ganz Europa herrschende Mitgefühl für die 1847 in Moabit dem Urteilsspruch entgegenharrenden Polen brachte auch Pius IX. dadurch zum Ausdruck, daß er auf außergewöhnlichem Wege Ende September ein eigenhändiges französisches Schreiben an Friedrich Wilhelm IV. richtete und ihm den Teil seiner Herde empfahl, der, die Wohltaten der preußischen Regierung mißachtend, damals die Strenge der Gesetze durch den Versuch zu offener Empörung auf sich geladen hatte. Diese seine erste Bitte wagte der Kirchenfürst an den Landesherrn zu stellen, weil er überzeugt war, daß dessen zum Guten geneigtes Herz unter den Schuldigen die herausfinden werde, denen es väterlich völlige Begnadigung gewähren konnte. Dann gab er bei dieser Gelegenheit seiner tiefen Betrübnis darüber Ausdruck, daß Preußen im Begriff stand, nach einer mit dem verstorbenen Fürstbischof Dr. Knauer im März 1844 geschlossenen Konvention eine Anzahl von Parochien der Breslauer Diözese für erloschen zu erklären und einzuziehen. Pius hatte dem nunmehrigen Fürstbischof Frhrn. v. Diepenbrock

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mitgeteilt, daß er jene Übereinkunft, als den der katholischen Kirche gegebenen Zusicherungen und den kanonischen Gesetzen widersprechend, nicht anerkennen könne und hoffte vertrauensvoll, daß des Monarchen Gerechtigkeit nicht auf der Ausführung bestehen werde. Dafür versprach er, eine etwa notwendige neue Zirkumskription der fraglichen Kirchspiele mit aller Sorgfalt nach den Regeln seiner Lehre ausführen zu wollen. In dieser Erwartung flehte er Gottes Segen auf den König und sein Land herab.

Der Generaladjutant v. Thile schlug vor, dem Papst auf seine weltliche Bitte eine heilige Antwort zu geben, d. h. ihm zu bedeuten, daß die Liebe Gottes sich in Strafen wie im Erbarmen manifestiere und die Liebe der Könige zu ihren Völkern nichts besseres tun könne, als diesem Beispiel zu folgen. Da das Erbarmen den bußfertigen, die Strafe den durch hartnäckiges Leugnen der Sünde sich unbußfertig erweisenden Verbrechern gebühre, hätten die verhafteten Polen nur auf letztere Anspruch, und eine unzeitige Nachsicht bedürfe eher der Absolution als der Aufmunterung.

In dem vom Minister des Auswärtigen selbst verfaßten Entwurf eines Antwortschreibens war aber mit Vermeidung jeder Ironie nur die Freude des Königs über das ihm geschenkte Vertrauen ausgedrückt, und mit der vollen Freimütigkeit, die in der von der Vorsehung dem Monarchen anvertrauten Stellung eine unverletzliche Pflicht gegen jedermann war, darauf verwiesen, daß die Verhafteten sich des Hochverrats schuldig gemacht hatten, den kein geordneter Staat ungestraft lassen konnte. Der Papst täuschte sich nicht in der Annahme von der Geneigtheit des Königs zur Milde, obwohl ein unwürdiges Lügensystem die Mehrzahl der Angeklagten beschmutzt hatte, während ein reumütiges Geständnis deren Anwendung erleichtert haben würde. Um so mehr konnte das schönste Vorrecht der Krone erst nach dem Urteil sich betätigen. Bei dem zweiten Punkt mußte eine ruhige Prüfung Pius davon überzeugen, daß es sich keineswegs darum handelte, die Rechte der Kirche zu verkürzen (d'empiéter les droits de l'Eglise), sondern um eine seit langem notwendige Reform, und daß nichts von den Gütern der toten Hand ihr entfremdet, vielmehr den Bedürfnissen der Gläubigen nur durch deren zweckmäßigere Nutzbarmachung im Einvernehmen mit dem Fürstbischof besser genügt werden sollte. Eine erläuternde Denkschrift betonte, daß schon das Allg. Landrecht der Staatsgewalt die Befugnis eingeräumt hatte, in gewissen Fällen eine Parochie, gleichviel welcher Religionspartei, für erloschen zu erklären und die betreffende Kirche mit ihrem Vermögen an sich zu ziehen. Freiwillig hatte die weltliche Obrigkeit durch das Gesetz vom 13. Mai 1833 [1]) sich der uneingeschränkten Verfügung über das freiwerdende Vermögen durch die Bestimmung begeben, daß es zugunsten der betreffenden Religionsgemeinschaft zu verwenden sei. Die Folgen waren hauptsächlich in Schlesien fühlbar geworden, da hier viele Gemeinden im 16. Jahrhundert zum Augsburger Bekenntnis übergetreten waren und ihm treu blieben, auch als im 17. kaiserliche Behörden in ihren Gotteshäusern den katholischen Kultus wiederherstellten. Deshalb bestand bei solchen Kirchen oft nur eine winzige Gemeinde, und es wurde nicht einmal regelmäßig Gottesdienst gehalten. Der Staat machte mithin von seinem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch, wenn er den Evangelischen die ihnen einst mit Gewalt geraubten, den Katholiken bisher ruhig belassenen Kirchengebäude wieder zuwies, ohne bei auftretendem Bedürfnis die Mitbenutzung durch letztere auszuschließen, und den Fürstbischof zu Verhandlungen über die Verwertung der disponibel gewordenen Mittel an anderen, einer Vermehrung der seelsorgerischen Einrichtungen bedürftigen Orten einlud. Deshalb hatte Knauer an einer zweckmäßigeren Zirkumskription der Pfarrsprengel und Ausnutzung des verfügbaren Vermögens mitgewirkt, obwohl er vom

[1]) Ges. über erloschene Parochien und über die Behandlung des Vermögens derselben. Gesetz-Sammlung S. 51 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kirchlichen Standpunkt aus im Prinzip dem Verfahren nicht zustimmen konnte, und sein Nachfolger erkannte dies als billig an. Man durfte also den beiden aufeinanderfolgenden Diözesanbischöfen vertrauen, daß sie mit ihren übereinstimmenden Vorschlägen aus der genauen Kenntnis der kirchlichen Verhältnisse ihrer Provinz den einzigen vorhandenen Pfad beschritten hatten, um das wirkliche Wohl der Katholiken wahrzunehmen und einem auf keine andere Weise zu befriedigenden Bedürfnis abzuhelfen, wie andererseits der Staat seine Maßnahme rückgängig zu machen nicht in der Lage war.

So weit die nach späteren Angaben des Ministers nur fragmentarisch in seiner Kanzlei erhaltenen, erst nach längerer Zeit wieder aufgefundenen Akten erkennen ließen, war, da dieser Entwurf anscheinend nicht die Billigung des Königs fand, die Sache bei den folgenden Wirren eingeschlafen. Erst ein chiffriertes Schreiben des Geschäftsträgers bei der römischen Kurie, Frhrn. v. Canitz, vom 8. Juni 1848 weckte sie zu neuem Leben. Nachdem dieser tags zuvor die Thronrede Friedrich Wilhelms dem neuen Staatssekretär, Kardinal Soglia, übergeben hatte, teilte ihm dieser mit, daß der Papst ihn gern am 8. in Privataudienz empfangen würde. Ein Mißverständnis voraussetzend oder eines Auftrags für seinen Souverän gewärtig, fand er sich ein. Nach huldvollem Empfang sagte der Papst unter anderem: „Ich kann die Art, wie die Polen sich benehmen, nicht billigen; ich war bisher auch ein Pole und bin es zum Teil noch; aber wenn das wahr ist, was man mir von dem Benehmen der Polen in Posen erzählt, so verdient die politische Partei unter ihnen keine Sympathie. Ich habe seinerzeit an den König geschrieben, um ihm die Sache der Polen innerhalb gewisser Grenzen zu empfehlen und zugleich die Dotationssache des polnischen Klerus [2]) zur Sprache gebracht; ich habe erwartet, eine Antwort darauf zu erhalten und habe dies auch Herrn von Usedom [3]) gesagt." Canitz vertröstete auf einen von ihm erwarteten Kurier, der wohl die Antwort bringen werde, und machte darauf aufmerksam, daß vor etwa drei Jahren Gregor XVI. einen abmahnenden Hirtenbrief an die polnischen Erzbischöfe erlassen habe, also möglicherweise jetzt ein ähnlicher Antrag an den Heiligen Stuhl gelangen würde. Dies erklärte Pius unter den gegenwärtigen Umständen für einen „delikaten Gegenstand", bei dem viel auf die Art der Antragstellung ankäme, so daß er keine bestimmte Zusicherung geben könne.

Die bisher nicht einmal vertraulich an die Kurie erfolgte Mitteilung von der schon Anfang Mai vor sich gegangenen Übernahme des Gesandtschaftspostens am Bundestag durch Usedom bewog, wiewohl sie in der ungewöhnlichen Lage der Dinge in Deutschland ihre Erklärung fand, Canitz damals zu starker Zurückhaltung. Er kam bei dem Versuch, über die infolge eines „noch nicht vollkommen aufgeklärten Mißverständnisses" ihm gewordene Audienz und den wahren Sinn und Zweck der päpstlichen Andeutungen Klarheit zu gewinnen, nicht über Vermutungen hinaus, bis ihm die durch die Rückreise des bisherigen Gesandtschaftspredigers Thiele gebotene Gelegenheit zu einem für die Post zu heiklen Bericht an seinen Chef einen Vorwand, eine Einladung Soglias einen Anknüpfungspunkt gewährte, um aus einer unter amtlichem Gesichtsfeld als zuverlässig zu betrachtenden Quelle, nämlich aus dessen Mund, sich Aufschluß zu verschaffen. Er erbot sich bei der intimen Aussprache im Hinblick auf die sichere Beförderungsmöglichkeit zur Entgegennahme etwaiger Erläuterungen der päpstlichen Worte, zumal es ihm höchst unwahrscheinlich vorkam, daß der König das Schreiben eines von ihm so hoch geschätzten Souveräns monatelang unbeantwortet gelassen haben sollte,

[2]) Dieser dem Papst wie später Soglia unterlaufende Irrtum legt die Vermutung nahe, daß die Polen ihm die schlesische Frage denunziert und als Schädigung ihrer Interessen geschildert haben.
[3]) Vorgänger v. Canitz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn nicht dessen Inhalt selbst die Verzögerung bedingte. Die Bitte um Auskunft über die Zusendungsart des Schreibens und seinen Inhalt, wenn nicht Gründe der Diskretion diese Mitteilung verboten, nahm der Kardinal sehr freundlich auf und verhieß Canitz eine neue Unterredung für den nächsten Tag nach vorheriger Rücksprache mit dem Papst. Hierbei äußerte er dann: Er glaube, man habe den Brief durch eine besondere Gelegenheit geschickt, was auch das von Canitz betonte Schweigen Usedoms in der Sache rechtfertigen würde, und hinsichtlich des Inhalts habe Pius „den Wunsch", daß der Freiherr „nicht weiter darauf zurückkommen möchte (che lo lasciamo andare)". Die Art dieser Erklärung hinterließ bei Canitz den Eindruck: „der Papst hat sich durch polnische Einflüsse zu einem Schritt verleiten lassen, den er jetzt lieber ungeschehen machen möchte, und dem Kardinal gesagt, es möchte wohl am besten sein, die Sache der Vergessenheit zu übergeben" (Ber. v. Canitz 3. Juli).

Das Ministerium erteilte darauf Canitz am 12. August die für alle Fälle notwendigen Informationen mit der Ermächtigung, sofern er es für wünschenswert halte, Soglia als Grund der Nichtbeantwortung die inzwischen erfolgte Befreiung der Polen, also die Beseitigung des Hauptmotivs, zu bezeichnen, jedoch ohne die schlesische Frage, bei welcher der Irrtum des Papstes unterstrichen wurde, irgendwie in Anregung zu bringen. Mit einem Bericht an den König (23. August) war die Sache dann erledigt.

In der Gegenwart ist die vergessene Episode geeignet, die jetzt von den Anhängern der unheilvollen oberschlesischen Autonomie verfochtene angebliche Mißachtung der Rechte des Katholizismus daselbst durch den Staat zu widerlegen, und zu zeigen, wie Pius IX. in menschlich begreiflichem Mitleid sich übereilt zu einer Einmischung für die polnischen Aufrührer gebrauchen ließ, was er nach Erkenntnis der wirklichen Sachlage später selbst bereute. Dieser Vorgang sollte auch jetzt alle die Mächte zu Vorsicht und Ernüchterung veranlassen, die sich als Schutzherren der Sarmaten berufen fühlen, damit sie nicht einem gleichen Irrtum ausgesetzt werden, wenn einmal die Wahrheit über die oberschlesischen und sonstigen Untaten der Polen und das Deutschland im Osten angetane Unrecht zum Siege gelangt.

Sterne der Heimkehr

Roman

von

Ina Seidel

I

Aage

Das letzte Lebenszeichen, das Wolfgang ten Maan seiner Mutter und seinen Stiefgeschwistern gegeben hatte, war jener Brief mit dem Poststempel Hamburg gewesen, der nichts enthielt als die Mitteilung, daß der damals seit vier Jahren völlig Verschollene und Totgeglaubte wieder in Deutschland wäre und in Deutschland bleiben wollte, daß er aber Hamburg schon verlassen haben würde, wenn die Mutter dies läse, und die Beschwörung, noch eine Zeitlang Geduld zu üben und nicht nach ihm zu forschen. Er würde nach Hause kommen, sobald es ihm innerlich möglich sein würde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage wußte als Einziger von diesem Brief, den die Mutter damals ihm allein und weder Detlev noch Erika gezeigt hatte, in der Gewißheit, daß nur Aage ihren Entschluß, den Wunsch des Verschwundenen zu achten und mit äußerster Selbstüberwindung zu erfüllen, billigen würde.

Das war im Dezember nach dem Friedensschluß gewesen — fünf Jahre nach dem Verschwinden Wolfgangs und anderthalb Jahre vor diesem heutigen Tage, an dem der Student Aage von Rungström in der sonderbar blauen Helle des Juniabends durch den feierlichen Korridor der fast menschenleeren Karlstraße eilte.

Er hielt die Augen auf die Gestalt eines etwa hundert Schritte vor ihm hergehenden Mannes gerichtet, und, indem er sich wechselnd der Gangart des Verfolgten anpaßte, der bald schlenderte, bald vor Schaufenstern verweilte, bald wieder vorwärts stürmte, dachte er bei sich: „Es wird damit enden, daß mich dieser oder irgendein anderer wegen fortgesetzter Belästigung zur Rede stellt oder festnehmen läßt. — Es wird damit enden, daß ich den Rest meiner Tage in einer gesicherten Anstalt verbringe, ein liebenswürdiger, harmloser Kranker ohne Zweifel, aber mit dem unheilbaren Drang, sich männlichen Erscheinungen von einem bestimmten Habitus an die Sohlen zu heften und ihnen zuzumuten, sein Bruder Wolfgang zu sein . . .“ Da jener Unbekannte vor ihm in diesem Augenblick stehen blieb, um die Anschläge an einer Litfaßsäule in der Nähe der Universität zu lesen, verweilte Aage an der Mündung der Schlegelstraße und starrte mit dem Ausdruck eines Analphabeten zur Turmuhr der Sebastianskirche dort drüben empor, deren Portalseite, in einer Linie mit der Häuserfront der Straße verlaufend, und rechts und links durch Arkaden von den Bauten der Staatsbibliothek und des Priesterseminars getrennt, hier ihre breiten Stufen den weltlichen Wanderern einladend fast unter die Füße schob. Er zog seine Taschenuhr, blickte wieder empor, dachte: „Wird denn der Mensch nicht weitergehen?“ und mechanisch: „Schon dreiviertel neun und noch so hell . . .“ und nahm mit einer behutsamen Wendung des Kopfes gerade noch zur rechten Zeit wahr, daß jener, der Mensch dort eben, der nicht weitergehen wollte, Schritte machte, der Mitte der Straße, dem Schienengleise zu, daß mithin sein Aufenthalt weniger der Litfaßsäule, als der Haltestelle der Trambahn gegolten hatte, daß er Absichten auf den dort herantosenden blaulackierten Wagen der Linie Drei hatte, daß er — o Himmel! — nun f a h r e n wollte, und nicht etwa weiter in der Richtung seines bisherigen Weges, sondern zurück, die Strecke, die er gekommen, zurück! Daß er also — wahrscheinlich! — die Verfolgung bemerkt hatte und sich ihr entziehen wollte, oder daß er von einer Laune überfallen worden war, oder daß er eben nur einen Spaziergang bis hierher unternommen hatte — sinnloser Weise! — und sich nun nach Hause zurückbegab! Aage, für ein paar Augenblicke gelähmt von der Enttäuschung über das drohende Fehlschlagen seiner Absicht, die Wohnung des Fremden heute abend unter allen Umständen auszukundschaften, raffte sich plötzlich mit einem Ruck auf, machte kehrt, und während der Trambahnwagen hinter ihm kreischend bremste, hielt, und sich läutend wieder in Bewegung setzte, überrannte dieser junge Herr im lichtgrauen Sommeranzug mit dem lila Schlips bei seinem Bestreben, die nächste Haltestelle an der Ecke der Sibyllenstraße zu erreichen, fast eine kleine dunkelhaarige Dame im bastseidenen Straßenkleid, die sich in unentschlossener Weise zaudernd, wartend, vielleicht auch die Turmuhr studierend, nicht allzu weit entfernt, hinter ihm aufgehalten hatte. Diese Dame, vor der er nachträglich, mit einem erschrockenen Blick über die Schulter zurück den Hut abriß, während er weiterrannte, schien bei seinem so unerwarteten und gänzlich unaufhaltsamen Ausfall nach rückwärts, ihre Haltung einzubüßen. Sie klopfte nicht nur mit ihrem — ebenfalls mit Bastseide überzogenen — Sonnenschirm, sondern auch mit dem Absatz ihres rechten Schuhs auf den Asphalt und rief einigermaßen leidenschaftlich hinter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Enteilenden drein: „Aber Herr von Rungström! Dies ist doch unerhört! Und dies ist ganz ungezogen! Ich gehe Ihnen nach, um Sie zu sprechen, und Sie . . .“ —

„Manchmal habe selbst ich Glück!“ dachte Aage atemlos, auf der vorderen Plattform des Anhängewagens lehnend, den Panama in der Linken und sein erhitztes Gesicht abtupfend. Mit einer vorsichtigen Windung seiner schlanken Gestalt spähte er um die Ecke des Wagens, gewahrte aber unter den wenigen Fußgängern der grauen Straßenbreite keine Dame von wohlbekannten Umrissen mehr. Ein Auto raste in hitzigem Ehrgeiz von fern durch das Königstor heran, eine sommermüde Droschke, die Aage vorher schon bemerkt hatte, zuckelte im Kielwasser des Trambahnwagens. Aage zog befriedigt den Kopf zurück. Der Schaffner kam, Aage sagte: „Gradaus!“, gleichmütig wie ein Eingeborener, und gab hundert Prozent Trinkgeld in dem Bedürfnis, Hekatomben zu opfern.

„Sie wird die Schlegelstraße genommen haben. Oder sie ist in die Kirche gegangen, weiß Gott, das sieht ihr ähnlich — aber, o heiliger Sebastian, bitte doch diesmal nicht für sie!“ dachte er inbrünstig.

Der Wagen hielt. Aage bewachte die Ausgänge mit den Augen. „Ich bin ein Narr“, dachte er dann beim Weiterfahren und rechnete nach. „Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Wolfgang würde eben zwanzig sein. Wann trägt ein Zwanzigjähriger einen Vollbart, wie mein Verfolgter? Bernhardine freilich meint, gerade, daß er einen Vollbart trüge, wäre ein Zeichen, daß es Wolf sei . . .“

Aage fühlte, wie sein Herz in dem Bemühen, sich nach der Anstrengung zu beruhigen, mühsame, krampfhafte Flügelschläge tat, atmete ein paarmal erschrocken tief auf, erholte sich, dachte: „Ach, diese beständigen Aufregungen . . .“ und hielt noch einmal unruhig Ausguck nach rückwärts. Da war diese Droschke — aber, nicht wahr, sie war doch leer? Es ließ sich nicht erkennen. Wenn sie einen Insassen hatte, so verbarg er sich hinter der Gestalt des Kutschers. „Ich bin der verfolgte Verfolger,“ dachte Aage — „verfolgend das lichte, verfolgt von dem dunklen Prinzip.“ Augenblicklich durch seine Aufgabe zerstreut, da der Wagen wieder hielt, ohne daß indes der Fremde vorne abstieg, murmelte er vor sich hin: „Wohin will der Mensch denn heut abend noch?“ und streifte mit den Blicken in unbewußter Dankbarkeit die edlen Gebäude des Schlosses, der Gedächtnishalle und der Minoritenkirche, deren Türme, Kuppeln und Dächer sich scharf umrissen in der grünlichen Klarheit der Luft abhoben. Der Venusstern stand silbern strahlend über dem schönsten der Plätze. Ja, wohin wollte der andere noch? Bernhardine Peters, die Freundin aus Kindheitstagen, die seit Ostern Aages Kommilitonin an dieser süddeutschen Universität war — sie studierte Mathematik, unbegreiflicherweise — war überzeugt, daß der Unbekannte, den sie für Wolf hielt, in der Nähe der Akademie wohnte, in der Gegend also, die mit jeder Sekunde weiter zurücklag. Nie hatten Bernhardine und Aage jenen Menschen gesehen, wenn sie zusammen waren. Bernhardine pflegte von Zeit zu Zeit aufgeregt zu berichten, sie habe den vermeintlichen Wolf wieder gesehen, sei ihm nachgegangen, habe ihn sich wieder entkommen lassen. Hatte sie nicht sogar versucht, ihn anzureden? Jedoch sie tat es nicht mehr, nachdem sie einmal eine ausnehmend schnöde Antwort von ihm bekommen hatte, und zwar auf Holländisch, wie sie schwur. „O, daß es eine Gemeinheit war, das merkte man schon am Ton, Aage, und es waren Wolfs unverschämteste Augen dazu!“ hatte sie auf alle seine Zweifel bemerkt. Ja, aber meinten denn Bernhardine und er auch ein und denselben? Aage, jetzt am Dürer-Denkmal hastig abspringend, da sein Mann den Wagen vorne verlassen hatte, und ihm folgend, beim Prinzenpalais, das fast unsichtbar im schwarzen Schatten seines Kastaniengartens dalag, in die Frankenstraße einbiegend, Aage dachte jetzt auf einmal entmutigt an die unzähligen Gestalten in den verschiedenen Orten der Schweiz, Italiens und Deutschlands, in denen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er Wolfgang zu erkennen geglaubt hatte, oft nur für die Dauer einer ihrer Bewegungen, einer von ihnen vorübergehend eingenommenen Haltung. Er entsann sich des jungen Engländers in Arosa, der ihm nach einigen Tagen voller vergeblicher Anknüpfungsversuche einen Boxkampf anbot. Er entsann sich des Matrosen im Hafen von Genua, dem er durch ein Gewirr von Gassen gefolgt war und fast zu spät bemerkt hatte, wohin er geführt werden sollte. . . . Nun, was gab ihm ein Recht, jetzt so sicher anzunehmen, daß jener untersetzte Mensch dort mit dem flaumigen Bart um Kinn und Wangen diesmal Wolfgang sei und diesmal ganz bestimmt?

„Es wird damit enden, daß ich verrückt werde!" dachte er wiederum bekümmert, indem er dem Beispiel des Fremden nachkommend, in der Vorhalle der „Musiksäle" eine Stehplatzkarte löste. Russische Konzertgesellschaft und Tänzer — nun ja, warum auch nicht! Die Vorstellung war natürlich ihrem Ende näher als dem Anfang — aber es war doch alles gleich. Der Unbekannte war längst unter den Zuhörern verschwunden, als Aage mit gesenktem Kopf langsam die breite Treppe hinaufgestiegen war. „Dies und die Sache mit Coulou — es ist zuviel auf einmal," dachte er, wieder ganz von Ratlosigkeit erdrückt. Er betrat den Saal im letzten Augenblick einer Pause und fand einen Platz an einem Seitenpfeiler. Und dann vergaß er sofort völlig, wie und warum er hierher gekommen war. Die Deckenbeleuchtung erlosch, und er starrte gebannt auf das erhellte Podium.

Eine Musikantengruppe saß im Hintergrunde. Die Spieler trugen ihre Nationaltracht mit einem Stich ins Phantastische; zu den hohen Schaftstiefeln und pludrigen schwarzen Hosen gegürtete und gestickte Blusen in den reinsten stärksten Farben. Aage dachte kindlich entzückt: „Wer doch auch einmal so angezogen gehen könnte!" Er ertappte sich dabei, daß er in dem einen, Safranfarbenen, Ähnlichkeit mit Wolfgang zu entdecken glaubte, hatte aber kaum Zeit, sich dessen bewußt zu werden, denn zu der zart schwirrenden Musik der Balalaiken, die auf- und abschwoll wie Melodie des Windes in Birkenzweigen, dröhnte der Boden plötzlich unter stampfenden Sohlen, schollen kurze rauhe Schreie, flog dort oben der Tänzer auf die Bühne, eine Vision zunächst in Pfauenblau und Silber und von in die Luft geschleuderten Blitzen seiner hohen roten Juchtenstiefel — Stiefelchen übrigens, an kleinen unerhört bodenflüchtigen Füßen, an langen, stählernen geschmeidigen Beinen, deren weiße Pluderhosen nicht gemacht waren, die Schlankheit der Hüften zu verbergen. In diesen Hüften federte der ganze Körper des Tanzenden. Er warf sich nach rückwärts mit erhobenen Armen, verschlungenen Händen, in eine Beterhaltung rasender Ekstase, er fiel in Fechterstellungen, er sank in Kniebeugen, er hockte, er stand auf einem Bein, auf der äußersten Spitze der Zehen und verharrte vibrierend beim Gesurr der Saiten wie ein in der Luft stehender Nachtschmetterling über einer Blüte, die Arme und Hände, ja die einzelnen Finger und den Kopf auf dem seitlich gebogenen Halse in der Haltung einer unbegreiflichen keuschen Verworfenheit erstarrt. Er wirbelte wiederum in den großen Kreisen einer Körper gewordenen Naturkraft, geriet völlig außer sich, schrie, riß die Spielenden hin zu einem unerhörten Aufbrausen ihrer winzigen Instrumente, die in aller Vervollkommnung die einfältigen alten Formen ihres jahrtausendfernen Entstehungstages bewahrt hatten, hölzerne Dreiecke waren, Melonen glichen oder Flaschenkürbissen. Und zuletzt machte er das Unerhörte möglich, daß er von den Füßen auf die Hände fallend und wieder zurück und endlich immer von rechter Hand auf linken Fuß und von linker Hand auf rechten Fuß, den Körper steil gereckt um die Bühne kreiste wie das vierspeichige Sonnenrad, daß er in einem letzten Auflodern der Raserei durch seine zum Reif gebogenen, an den äußersten Fingergliedern scheinbar vernieteten Arme sprang — und stand dann da, vom Beifall umtost, in der Haltung eines leise Verwunderten, ein wenig mit den langen schmalen Augen blinzelnd und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lächelnd, den Kapellmeister heranwinkend, als der Beifall nicht nachließ, damit der ihn tragen helfe, ihr seine Last ein wenig abnehme . . .

Ja, ihr! Denn dieser Tänzer war eine Frau, eine Frau, die in Verzicht auf die letzte Maske ihr sonderbar weißblondes Haar tief an den Schläfen heruntergescheitelt und es flach um den länglichen Kopf herum aufgesteckt trug. Aage hatte es vom ersten Blick an gewußt, ohne ein Programm nötig gehabt zu haben: dieser wundervolle pfauenblaue Steppenknabe war die Tänzerin Tatjana Lund, und während er sich jetzt von dem heißen Strom der hinausdrängenden Menge mitführen ließ, dachte er in gänzlicher Vergessenheit des Zweckes, der ihn hierhergeführt hatte: „Manchmal habe selbst ich Glück — manchmal habe doch selbst ich Glück . . .“

Er schlenderte die Frankenstraße hinauf, den Hut in der Hand, das Gesicht zu den Sternen erhoben, die im schwimmenden Glast der Mondnacht schwach und milchig schimmerten. Die Luft, die durch sein Haar strich, war Güte, kühl und süß, war wie eine Hand, die eben weiter keinen Anspruch machte, als den, sanft streicheln zu dürfen. Linden blühten. Er wußte es auf einmal, ohne sich zu erinnern, schon eine blühen gesehen zu haben. Korn blühte. Wiesen blühten. Und auf den weiten unendlichen Steppen des Ostens, über denen Tatjana tanzte — tanzte — tanzte immerzu — wölkte nun von ihren Füßen aufgerührt der Blütenstaub des wogenden Grases, das seiden und silbrig im Monde glänzte, in diesem selben feierlichen stillen Monde, den er hier über sich schweben sah. Tatjana aber schwang sich um Mond und Horizont, und die tausend Balalaiken der Steppenvölker summten, und Schreie stiegen auf, und Hufe trappelten, Karawanen schwankten, und Lagerfeuer glommen — Tatjana war im Wind und im Duft und im Rauch, im Geschrei, in der Buntheit, im Blut — Tatjana war der Geist der Steppe, der ewig ruhelose, der Geist der kreisenden, heimatlosen, seligen Völkerschaften . . .

Aage lächelte verzückt. Dies weiß kein Mensch als ich, dachte er. Dies weiß kein Mensch als ich, und ich werde es in Versen sagen — ah, in Versen . . .

Er war in die Schlegelstraße eingebogen und ging auf die Sebastianskirche zu. Schritte waren hinter ihm, er hatte sie schon seit einer Weile gehört, aber jetzt erst, im Angesicht der Kirche — ja, im Angesicht dieser Kirche, vor der er vor kaum einer Stunde wartend gestanden hatte, wurde er sich dieser Schritte bewußt. Warum störten diese Schritte — harte, kleine Frauenschritte — seine wunderschönen Gedanken, warum klapperten sie so aufdringlich, daß ihr Rhythmus Tatjanas Schweben um Mond und Horizont zu durchbrechen vermochte? Aage ging schneller.

„Ins Geschrei der Steppenvölker . . .“

dachte er verzweifelnd —

„Ins Geschrei der Steppenvölker
Taucht er wirbelnd vom Zenith . . .“

Oh, wundervoll, ja wundervoll, aber wie soll ich es je vollenden, wie soll ich es je vollenden? Der Steppentänzer war verschwunden. Die Luft war nicht mehr kühl und gut. Aage fühlte seine Haut feucht werden. Die Straße war unbarmherzig, steinern, glatt und hart, kein Wurm würde irgendwo eine Fuge finden können, um sich zu verkriechen. Alle Haustüren waren verschlossen. Hier hinter dieser guten stillen Gartenmauer blühte es, aber es waren nicht Linden, es war Jasmin, es waren Akazien. Bäume sollten sich doch nicht parfümieren, dachte Aage sinnlos. Er rannte. Hinter ihm lief es. Plötzlich blieb er stehen, drehte sich um, verbeugte sich, am Straßenrande stehend, tief, den Hut in der Hand, als machte er Front vor einer Fürstlichkeit, und sagte atemlos, aber eiskalt — oh, eiskalt und überlegen, selbstverständlich:

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

„Wie du mich heute immer erschrickst mit deinem plötzlichen Herumfahren!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum hast du denn nicht gewartet, wenn du wußtest, daß ich hinter dir war? Warum liefst du denn jetzt eben so?"

„Ich dachte, die Tram käme", log Hage und blickte traurig nach der Karlstraße, wo in der Tat eben ein erleuchteter Wagen vorüberbrauste, läutend und sorglosen Übermutes voll. Er blieb so stehen, den Kopf seitwärts abgewandt und ein wenig gesenkt, einen bösen hilflosen Zug um Auge und Mund. Strähnen seines hellen Haares fielen ihm in die Stirn. Coulou Binz reckte sich auf die Fußspitzen und strich sie mit der Hand zurück, Hage blickte finster auf sie nieder, ohne sich zu rühren.

„Jede Droschke holt jede Tram ein", sagte Coulou und lachte ein sonderbares Lachen, das tief in der Kehle gurrte. „Kleiner Hage, weißt du nicht, daß es nichts nutzt, mir davonzulaufen? Komm! Wir nehmen ein Auto!"

„Wozu!"

„Wozu? Wie er fragt! Kleiner Hage! Komm! Ich hab' etwas Schönes für dich."

„Ich bin nicht Ihr kleiner Hage!" Und, indem er sich wandte, den Hut aufstülpte, lange verzweifelte Schritte tat, der Karlstraße zu, auf die Sebastianskirche los, stieß er Worte hervor:

„Muß man Ihnen denn alles ganz deutlich sagen? Merken Sie denn nie etwas von selber? Wollen Sie mich denn ins Wasser treiben? Oder ins Irrenhaus?"

Er blieb mitten vor der Stufenflucht der Kirche stehen. Er sah erbittert auf Coulou hinunter, die sehr eilig mit kurzen klappernden Schritten neben ihm hergelaufen war, und wußte willenlos, daß im Hintergrund seines Denkens die Vorstellung aufstieg, sie sei eine kleine zärtliche Japanerin auf schnellen hölzernen Sandalen, die mit der bezaubernden Rhythmik des Xylophons musizierten — wußte, daß er an einen roten Kimono aus Foulardseide dachte, den sie besaß, irgendwo, in einem ganz und gar mit weichen, zarten, bunten Kissen gefüllten Zimmer unter einer goldgelb verhüllten Lampe, deren Licht jene Wärme und jenen Duft hatte — ach ja, jenen Duft, nicht wie nach Lindenblüten oder frischem Heu oder stäubendem Roggen, aber nach Jasmin, nach Akazien, nach Nelken vielleicht . . . Er wußte dies alles und schrie mit letzter Empörungskraft in das zu ihm erhobene kleine, flache, bräunliche Gesicht, in diese glänzenden schwimmenden Augen, dieses unbeirrbare Lächeln hinein:

„Herrgott! Haben Sie denn gar kein Gefühl für Distanz?"

Hierauf ließ er sich auf die steinernen Stufen nieder, einem körperlichen Schwächegefühl nachgebend. Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte vor sich nieder. Coulou sagte: „Du bist heute abend brutal. Wolltest du in die Kirche? Du bist doch gar nicht katholisch. Außerdem ist sie zu. Was soll nun eigentlich werden?"

Hage murmelte:

„Ich und brutal — mein Gott!" lachte kränklich und schüttelte ratlos den Kopf. Dann sagte er:

„Begreifen Sie doch! Es muß ein Ende haben."

„Wieso? Und was?"

„Unsere — na, unsere Beziehungen."

„Unsere — was? Da hört sich doch alles auf!"

„Ja, eben!"

„Herr von Rungström! Ich muß doch dringend um einen andern Ton bitten!"

„Wenn man doch einmal wieder ein vernünftiges Wort mit dir sprechen könnte! Im Anfang war das doch möglich. Ich kann eben nicht so weiter leben. Begreife doch!"

„Du bist zum Schreien!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage zuckte zusammen.

„Ach so. Mit dir kann man eben nicht natürlich reden, weißt du. Also dann: du bist zum Lachen. Zum Totlachen! Was weißt du denn vom Leben? Ich bin eine gereifte Frau. Wir haben ja noch gar nicht gelebt."

„Ich will nicht mehr meine ganze Zeiteinteilung von dir bestimmen lassen. Ich will nicht schon am Montag früh wissen, daß ich Dienstag mit dir in die Kunstausstellung soll, und Mittwoch zu deinem jour, und dich Donnerstag bei Hofmüllers treffen und Freitag — undsoweiter. Und dann unverweigerlich jeden und jeden Abend mit dir sein! Ich will nicht ewig und ewig das Gefühl haben, daß du dasitzest und auf mich wartest . . ."

Loulou, die Hände auf der Krücke ihres Sonnenschirms, sonderbar neugierig auf ihn niederblickend, sagte: „Ich habe keine Worte mehr. Ich bin sprachlos! Bitte, willst du nicht fortfahren? Wo bleibt denn da die Dankbarkeit? Und überhaupt — hast du alles vergessen?"

Aage jedoch, ohne auf sie zu achten, sprach, sich überstürzend, weiter: „Du promenierst schon morgens vor meiner Wohnung. Ich weiß nicht mehr, bei welchem Ausgang ich die Universität verlassen soll. Du lauerst mir an Straßenecken auf, wenn ich an nichts Böses denke — immer bist du plötzlich da. Du sollst mir nicht immerzu Geschenke schicken . . ."

„Ach," sagte Loulou, „dann schick' mir doch den kleinen Korb zurück, von gestern den, wenn du keine Verwendung dafür hast!"

Aage starrte sie an.

„Ach so. Es hat ganz gut geschmeckt, nicht wahr? Ich hatte es auch alles selbst ausgesucht." Sie lachte, sie beugte sich über ihn. Aage wandte sich fort, atmete einen Augenblick beängstigt in dem Duft, den sie ausströmte, stöhnte, sagte unterdrückt: „Ich habe keine Waffen gegen dich, aber ich will nicht mehr — ich will nicht mehr — du weißt es jetzt!" und schob sie mit dem Arm von sich, sich mit der rechten Hand auf die Stufen stützend und von dem unbeteiligten Zuschauer in seinem Innern als Unterschrift zu dieser Lage die Worte vernehmend: Der Kampf der Tugend mit der Versuchung, oder vielmehr: Die Tugend flüchtet zur Kirche, um sich zu retten, oder . . . Über ihnen räusperten sich die alten Türme und sangen dann mit klaren Stimmen, daß es elf Uhr sei.

„Nimm dich in acht — diesmal bin ich endgültig nicht mehr zu Hause, wenn du deine Laune geändert hast!" sagte Loulou.

„Sie wird sich diesmal nicht ändern. Herrgott, du kannst dies nicht verstehen."

„So? Nun, dann erkläre doch bitte, erkläre doch bitte! Wenn ich nicht zu dumm dafür bin . . ."

Aage blickte sie finster und ratlos an.

„Du willst es dir überlegen", sagte Loulou. „Oh, ich habe Zeit. Meine Geduld ist groß. Überlege es dir ruhig. Ich gehe hier auf und ab . . ."

Sie ging hier auf und ab. In die grausilberne Durchsichtigkeit der Mondnacht strömten die Bogenlampen böses kaltes Licht. Dies war die Straße der Schulen, der Bibliothek, des Priesterseminars, steinern, ebenmäßig, ungemein. Es gab hier keine Profanbauten. Hinter den stummen spiegelnden Fensterreihen lagen die Säle der Wissenschaft, die Hallen der Bücher, die Kammern der Meditation. Es war die Tempelstraße des Geistes, an der Aage auf den Kirchenstufen saß, von Loulou bewacht, und er dachte pathetisch, dies sei der Ort in der Hölle, wohin die Jammervollen verbannt würden, die immer gesagt hatten, der Geist sei willig, aber das Fleisch nun einmal schwach.

Übrigens dachte er nicht viel. Er war ganz unmäßig müde. Die Nachwirkung seiner Krankheitsjahre, diese Müdigkeit, der er bisweilen frönte, wie einem Laster,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war über ihn gekommen, und er gab sich ihr völlig hin, die Arme auf die Knie gelegt und den Kopf darauf. Er wußte es, dies würde seinen Abschluß in einer Droschke oder in einem Auto finden, in dem er neben Loulou saß und in ein Nachtlokal fuhr oder in ihre Wohnung. Er gab sich widerwillig zu, hungrig zu sein. Aber er wünschte, nicht zu denken, und er gab sich der Dämmerung hin und jener schrecklich süßen, fließenden, körperlichen Angst . . .

Irgendwo fiel unablässig Wasser in Wasser, es silberte kühl und weiß im Ohr: die beiden Brunnen dort in dem großen Quadrat von den Flügeln der Universität, des Seminars und des Clarissenklosters, das von der Straße durchschnitten wurde, sangen sich den Überfluß ihrer Schalen zu. Bäume rauschten in den Gärten hinter den Bogengängen. Die Türme über ihm wechselten ein Wort, durch die Nacht kam Widerhall und Gruß, und Aage unterschied die ferne Stimme von St. Agnes, die im Dreiklang sang. „Erst ein Viertel!" dachte er, ohne sich zu rühren. Er hörte Loulou nicht mehr auf und ab gehen, aber sie war noch da, er fühlte es. Vorsichtig den Kopf ein wenig drehend, sah er sie am äußersten Ende der breiten Treppe sitzen, sie trommelte ganz leise mit dem Sonnenschirm, sie schien zufrieden, und ihre Haltung drückte unbedingtes Beharrungsvermögen aus.

Aage dachte: Wenn ich es noch humoristisch nehmen könnte — fühlte sich aber augenblicklich wieder kalt von Angst überspült. Es war dieselbe Angst, die ihn jetzt immer morgens überfiel, noch ehe er ganz erwacht war; es war die unentrinnbare Angst hilflos durchwachter Nachtstunden, in denen er über sein Verhältnis zu dieser Frau nachgrübelte, um zu keinem andern Schluß zu gelangen als zu dem, daß ihn nichts mehr mit ihr verband als das zufällige gemeinsame Behagen seltener Stunden, und daß er doch unlösbar, unentwirrbar mit ihr verstrickt war.

Ein Schritt kam näherhallend durch die Nacht.

Aage dachte: „Ein Schutzmann!" Und „Mon dieu, wenn ich nun in diesem Augenblick davonliefe, sie wäre imstande, mich festnehmen zu lassen! Oder wie wäre es, wenn ich sie . . . Wegen dauernder Belästigung . . ."

Er schämte sich.

„Aber was ist sie denn Besseres?" dachte er gleich darauf grollend. Verlieh der Witwenstand, und sei es der doppelt betrübliche Stand einer Kriegerswitwe, das Recht, die persönliche Freiheit eines andern aufzuheben? Gab Einsamkeit das Recht, andere durch handgreifliche Methoden eben Einsamkeit als das köstlichste Gut erkennen zu lassen? Hier saßen sie, wie Bettler auf der Treppe zur Peterskirche in Rom. Ach, es war ekelhaft! Konnten sie nicht Fremde sein, Fremde, in der Dunkelheit verirrt? Wohl, er würde den Schutzmann, falls es denn einer war, der dort kam, und falls er sich um sie kümmern sollte, nach der nächsten Droschkenhaltestelle fragen, oder nach dem Hotel zu den zwölf Monaten, oder nach dem Weg zum Bahnhof, gleichviel. Er würde die Situation retten, und dann würde Loulou mit ihm abziehen. Einstweilen blieb er sitzen. Das alles war wie Phantasien im Halbschlaf. Ach, der Steppentänzer! Ach, die bunten Balalaiken! Plötzlich raffte Aage sich zusammen und fuhr auf. Jener Schritt hatte aufgehört zu hallen. Die dunkle Gestalt eines Mannes stand dort vor Loulou und blickte auf sie hin; Loulou lehnte sich ein wenig zurück und erwiderte den Blick. Aage erhob sich. Der Mann, der ihn jetzt erst zu bemerken schien, ging weiter, er trug den Hut in der Hand und sah zu Aage auf, der dort, ein wenig vornübergebeugt, noch auf den Stufen stand. Es war nur einen Atemzug, einen Herzschlag lang, daß der Fremde bei Aages Anblick stockte, weiterzugehen. Es war ein kaum wahrnehmbares, ein ganz und gar absichtsloses Zaudern in seinem Schritt, ein — ja, ein fast unmerkliches Zusammenzucken der Schultern bei diesem mittelgroßen, breiten Menschen mit dem unbändigen dichten Haar und dem altmodischen, runden, lockigen Bart um Kinn und Wangen, als er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage erblickte, der dort lang, schlank, lichtgrau gekleidet, das schimmernd blonde Haupt forschend und kummervoll gesenkt wie ein vom Heiligtum ausgeschlossener Erzengel, vor St. Sebastian stand — aber dies kleine, dies winzige Zögern, es hatte auf Aage gewirkt wie ein Wink, wie ein Anruf, wie ein lange erwartetes Zeichen. Er stürzte die Stufen hinunter, er stand vor dem Fremden, er stammelte: „Du bist es! Du hast mich eben erkannt! Du . . .“ und da der andere mit einem halb unterdrückten unwilligen Ausruf einen Schritt zur Seite tat, um ihm auszuweichen, legte er ihm die Hand auf den Arm, sagte flehend: „Du bist es! Du mußt es sein!“ und blickte gleichzeitig erschrocken zu Coulou, die aufgestanden war und nun — langsam — näher kam. Dann, die Beschämung und Enttäuschung bei der ablehnenden Haltung des Fremden durch eine ihn selbst überraschende Eingebung überwindend, flüsterte er hastig: „Ich bitte um Verzeihung — tausendmal! Spielen Sie ein wenig Komödie! Ich muß diese Dame loswerden!“ hörte zu seinem eigenen Erstaunen über diesen Erfolg den Fremden bereitwillig ausrufen: „Donnerwetter! Du bist es! Das ist ja reizend!“ fühlte seinen Arm ergriffen und sich mitgezogen in der Richtung dem Königstor zu, während sein Retter in einer fremden Sprache eine Reihe von Sätzen vor sich hinredete, unmäßig lachte und Aage losließ, nachdem sie das Tor durchschritten hatten und er sich mit einem Blick über die Schulter zurück überzeugt hatte, daß keinerlei Verfolgung stattfand. Er ging neben dem andern her, erhitzt, verwirrt, dankbar und in völliger Fassungslosigkeit darüber, daß dieser Mann, dem er seit vier Wochen nachspürte, in der Annahme, er müsse Wolfgang sein, nun hier an seiner Seite war, daß er ihm mit lachender Selbstverständlichkeit einen Freundschaftsdienst erwiesen, daß er — Aage — nun eine Beziehung zu ihm hatte. . . .

„Sie werden die ganze Sache nicht begreifen,“ begann er verlegen, „ich weiß selbst nicht, wie ich dazu kam, Sie um Ihren Beistand zu bitten. Ich war in einer Zwickmühle, verstehen Sie — ich hatte diesen Einfall, ich hatte diese Erleuchtung . . .“

„Oh, erklären Sie weiter nicht! Ich verstehe ganz gut. Das sind so Lebenslagen. Man kommt dazu wie im Schlaf.“

„Oh! Kennen Sie das auch?“ sagte Aage erfreut. Er blickte vorsichtig zurück. Sein Begleiter machte eine Gebärde, aus der zu entnehmen war, daß ihm solche Erlebnisse bis zum Überdruß vertraut seien. Er war an der Ecke der Brentanostraße stehen geblieben, in der offenbaren Absicht, hier abzubiegen. Es lag kein Grund vor, sich nicht voneinander zu verabschieden. Aage sagte schnell und wie ihm voll bewußt war, ganz unnötigerweise: „Sie kommt nicht. Sie traut sich wirklich nicht.“ Er sah den andern durchaus nicht an. „Denken Sie,“ sagte er mit einem zitternden Lachen, „daß ich nicht gewagt hätte, Sie anzureden, wenn ich Sie nicht längst vom Sehen gekannt hätte. Sie erinnern mich an jemand. Sie erinnern mich so fabelhaft an jemand . . .“

„Ich bin Architekt“, sagte der Fremde. „Ich bin Holländer. Ich heiße Pieter Steenbock und stamme aus Edam. Ich stamme aus Edam, hören Sie, und heiße Pieter Steenbock.“

„Ich danke Ihnen!“ Ein wenig überwältigt von dieser umfangreichen Vorstellung meinte Aage, auch ein übriges tun zu müssen. „Sehr angenehm! Ich heiße Rungström. Aage von Rungström. Student, wissen Sie. Aus Marlin. Marlin in Mecklenburg.“

„Ich kenne Sie auch vom Sehen“, sagte Pieter Steenbock gleichmütig. Er ging mit gesenktem Kopf die Brentanostraße hinauf. Aage blieb an seiner Seite. „Es wäre für mich nicht gut anders möglich, als Sie zu kennen — vom Sehen. Sie waren heut abend auch bei den Russen?“ Er blickte zu Aage auf, indem er ein Auge zukniff und die Brauen hochzog.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage rief stürmisch:

„Herr Steenbock, ich bin Ihnen Erklärungen schuldig . . ."

„Oh, bitte — erklären Sie doch nicht!"

„Ich sagte Ihnen, daß Sie mich an jemand erinnern. Ich habe einen Stiefbruder, der seit sechs Jahren verschollen ist. Wir wissen nur, daß er lebt. Sie haben mich an ihn erinnert vom ersten Male an, daß ich Ihnen begegnete. Jetzt freilich sehe ich . . ." Er hielt inne, starrte betroffen in die Augen des andern, wandte den Blick wieder ab, murmelte: „Sie sind doch — Sie heißen . . ."

„Ich heiße Pieter Steenbock und bin es auch."

„Mein Bruder war ein vierzehnjähriger Junge, als ich ihn das letzte Mal sah," redete Aage wie für sich selbst, „er hatte ein Kindergesicht, er hatte nicht diesen Ausdruck, keinen Bart. Sonst" — er sprach es beklommen — „sonst ist die Ähnlichkeit mit Ihnen unfaßlich, Herr Steenbock."

Sie waren unter einer Laterne. Sie blieben stehen. Der andere sagte zum dritten Male sehr langsam, sehr eindringlich: „Ich bedauere, Herr von Rungström. Ich heiße Pieter Steenbock — und b i n Pieter Steenbock!" Aage sah in zwei grünlich-blaue Augen, die sich mit drohendem Ausdruck in seine bohrten, mit dem Ausdruck fanatischer Willensausstrahlung. Er meinte, sein Herz einen Takt lang stillstehen zu fühlen. Nun hämmerte es wie rasend. Er stammelte: „Ich verstehe . . ." und wandte sich ab, die Hand an der Stirne. Er wiederholte: „Ich verstehe . . ." und noch einmal: „Ich verstehe . . ." und es klang fassungslos, klang jubelnd — klang schluchzend.

„Rungström!" sagte der andere mit rauher Stimme, „die Nacht ist einmal angebrochen. Oder vielmehr der neue Tag." Er hob die Hand. Die erzenen Stimmen der Stadt redeten durcheinander. Es war zwölf.

„Oder vielmehr der neue Tag . . ." murmelte Aage in leidenschaftlicher Ergriffenheit.

„Rungström! Sie sind sentimental wie ein Backfisch. Es liegt kein Anlaß vor, meines Wissens. Ich wollte sagen, daß ich nicht schlafen gehen mag. Meine Wohnung ist in der Nähe. Aber lassen Sie uns noch ein wenig im Freien bleiben . . ."

„Ja doch!" Aage war zu allem bereit. Er lachte zum Himmel auf. Er sah den andern nicht an. Er schob seinen Arm in Pieter Steenbocks Arm.

„In den Augarten, was meinen Sie? Der Mond scheint. Die Sonne wird da sein, noch ehe er untergegangen ist. Jawohl, wir sind im Zeichen des Steinbocks. Die Tage wachsen noch. Oh, Pieter Steenbock! Hier gibt es keine Nachtigallen. Zu Hause singen sie jetzt die ganze Nacht."

„Zu Hause in — wie sagten Sie doch? — in Marlin. Zu Hause in Ihrem Marlin . . ." murmelte Pieter Steenbock.

„In Marlin!" rief Aage, und seine Stimme klang, als sänge er. „Sie haben es behalten, ganz richtig, Steenbock — in Marlin. Und in Lohme, im Garten von Lohme!"

Der andere schwieg. Er ging schneller. Aage fühlte, daß dieser Mensch, der seinen Arm hart, hölzern und unbeteiligt in seinem duldete, zitterte. Er hörte ihn keuchend atmen. Oh, aber er hütete sich wohl! Er sagte, so ruhig er es vermochte: „Lohme ist das Sommerhaus meiner Kindheit, wissen Sie."

Eine kleine Brücke hallte unter ihren Füßen. Sie überschritten den Kanal und betraten den Augarten. Hier unter den Rüstern war es sehr dunkel. Der bläuliche Glast der Nacht stand hoch jenseits der alten Wipfel, und zwischen den Stämmen zuckten die grünen Funken der Glühwürmer hin und her. Sie blieben stehen und blickten auf das geisterhafte Spiel, Steenbock befreite seinen Arm und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagte mit rauher Stimme: „Das haben Sie nicht bei sich zu Hause, vermutlich. Ein Ausgleich also für die fehlenden Nachtigallen — ein auch ganz poetisches Vieh!"

Er lachte heftig. Er holte Zigaretten aus der Tasche und bot Hage an. Hage bediente sich hastig. Beim Schein des aufflammenden Streichholzes dachte er verwirrt: „Oh Gott, und meine nassen Augen!" um erleichtert zu bemerken, daß der andere finster an ihm vorübersah. Sie schlenderten weiter. Es war so still, daß der ferne Fluß zu hören war, wie er in seinem Kieselbett rollte und rauschte, mit dem ewigen Brausen großer Reise.

„Ich denke mir Edam immer rot und rund", hob Hage behutsam wieder an.

„Unsinn!" sagte Pieter Steenbock zerstreut. Dann fuhr er fort: „Sie haben ein Sommerhaus? Nun ja — nicht übel!" Wieder lachte er etwas krampfhaft. Hage warf die Zigarette weg, schob die Hände in die Hosentaschen und, der verhaltenen Spannung da an seiner Seite in möglichst arglosester Haltung unbefangen begegnend, redete er in die Luft hinein: „Lieber Gott — Sommerhaus! Das klingt so protzig, nicht wahr? Es ist ein kleines Gut, dies Lohme, verstehn Sie, es gehört meinem ältesten Bruder, es ist ein Familienbesitz und jetzt, da mein Stiefvater tot ist, unsere einzige Heimat. Aber das langweilt Sie ja."

Eine Weile waren beide still. Dann sagte Pieter Steenbock grob: „Ihr Schweigen ist kaum interessanter." Und — als richtete er einen verzweifelten Angriff auf Hage — schrie er auf einmal, stehenbleibend: „Ihre Eltern sind also tot, nicht wahr?!"

„Oh, nein doch! Steenbock, nein!" rief Hage erschrocken, jetzt erst begreifend, „meine Mutter lebt! Meine Mutter lebt und ist gesund!" Er hatte den andern bei den Schultern gepackt, fühlte sich selbst bei den Oberarmen ergriffen und geschüttelt, wieder losgelassen und hörte Steenbock keuchend auflachen und dann mit einer Stimme, die vor Langeweile kaum noch Klang hatte, sagen: „Diese Familiengespräche sind unerträglich! — Was war das eigentlich vorher mit dem Frauenzimmer — oder — na — Dame? Was hatte sie mit Ihnen vor?"

Sie gingen am Bachsee entlang. Hier stand eine Bank am Wege. Steenbock schwenkte darauf zu, Hage mit sich ziehend. Hage sah diesen Menschen an seiner Seite in einer Art von aufgeregter Lustigkeit, als knisterte seine Haut und als sprühten Funken um sein jünglingsbärtiges Haupt. Steenbock sagte:

„Als wir uns das letzte Mal begegneten, Rungström — oh, ich bitte Sie, wir sind uns sicher schon hundertmal begegnet, wissen Sie nichts von Seelenwanderung?"

Hage murmelte schwach: „Seit wann glauben Sie denn daran?" sich dessen dunkel bewußt, daß er das Sie in diesem Satz als lächerlich empfand. Steenbock, die Hände zwischen den Knien, vornübergebeugt, wandte ihm den Oberkörper zu und sagte mit rauher Flüsterstimme:

„Nicht mehr unter jenem Namen
Komm' ich auf die Erde wieder —
Andre Augen — andre Glieder —
Altes Bild in neuem Rahmen. . . .

Rungström, ich bin Pieter Steenbock — vergessen Sie das nicht! Bin ich's nicht, so heiß' ich doch so — heiß' ich so, so bin ich's auch! Haha! Mensch, starren Sie mich nicht so an, es ist zu dunkel, um zu unterscheiden, ob ich betrunken bin. Ich bin es, wahrscheinlich, vermutlich, selbstverständlich! Sehen Sie das Wasser, Rungström, es sieht aus wie schwarzes Silber, und nun zieht der Schwan darüber hin von Insel zu Insel, die Bäume atmen, und es riecht so unglaublich schön. Wer hält denn das aus?" Allem Anschein nach weinte er. Hage rührte sich nicht.

„Rungström", flüsterte Steenbock flehend und tastete nach seiner Schulter. „Ich heiße nun einmal Steenbock. In diesem Leben. Verstehen Sie! Aber ich bin

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht betrunken. Gewiß nicht! Ich bin nur so schrecklich vergnügt darüber — daß Sie ein Sommerhaus haben — und — daß Ihre Mutter noch lebt . . ."

Hierauf suchte er in allen seinen Taschen, fand eine kurze Pfeife, stopfte sie und setzte sie in Brand.

Aage sagte in verzweifelter Unruhe: „Um Gotteswillen, Steenbock, ist denn da nichts zu machen, wenn man Steenbock heißt? Haben Sie den — vorigen Namen vergessen? Können Sie nicht zurück . . ."

Steenbock antwortete: „Es wird sich entscheiden — es wird sich entscheiden. Vielleicht bald. Fragen Sie nicht mehr, wenn ich bei Ihnen bleiben soll . . ."

„Bleiben Sie! Um Gottes willen! Ich schweige ja schon! Was fragten Sie doch vorhin — was wollten Sie wissen? Jene Dame — ach ja . . ."

Aage war sehr erschöpft. Seine Hände zitterten. Er trocknete sich Stirn und Gesicht. Dann hörte er sich sprechen. Jene Dame, sagte seine Stimme, sei eine geschiedene Frau, sie heiße Loulou Binz, und er habe sie im vergangenen Winter auf einem Künstlerfest kennengelernt. Sie habe sich seiner angenommen.

„Jawohl", wiederholte er mit einiger Heftigkeit, da er Steenbock lachen zu hören glaubte, oder doch jedenfalls einen Ton der Belustigung ausstoßen — kurz, Steenbock hatte ein kleines Schnaufen vernehmen lassen, wie man weiß, die phonetische Begleitung eines Grinsens — jawohl, und er sei auch dessen bedürftig gewesen, daß ein Mensch sich seiner annahm, gänzlich fremd, wie er war, und wirklich sehr unerfahren. . . .

„Sagte s i e das?" fragte Steenbock angelegentlich.

Das habe ihr weiblich-mütterlicher Instinkt sofort herausgefühlt, gab Aage nicht ohne Würde zurück. Steenbock möge nur bedenken, sie habe das Übergewicht ihres Alters, ihrer Erfahrung, sie sei vier Jahre älter als er selber, mithin sechsundzwanzigjährig. . . .

„Die?" rief Steenbock, „ausgeschlossen! Mindestens neunundzwanzig!"

„Unsinn! Wie wollen Sie das wissen? Sie hat es mir doch selber gesagt! Ich stehe ihr nahe . . ."

„Und ich habe meine Augen! Haha! Und i ch habe einige Erfahrung, kann ich Ihnen versichern! Neunundzwanzig! Wollen wir wetten?"

„Ach nein — gleichviel!" Aage wehrte müde ab. Er stand ihr also nahe, wie schon gesagt. Er habe sie besuchen, mit ihr spazieren gehen, ihr vorlesen dürfen.

„Eigene Gedichte, nicht wahr?" fragte Steenbock.

Auch das. Es hätten sich sodann, sagte er leise und geheimnisvoll, Beziehungen zwischen ihnen gebildet — nun eben Beziehungen — Steenbock würde wohl verstehen. Frau Binz habe etwas an ihm gefunden, sie habe ihn schließlich allen ihren andern Bekannten vorgezogen. Es sei nämlich der Fall gewesen, erzählte Aage, nun völlig schamhaft vor sich hinmurmelnd, daß er der erste Mann von innerer und äußerer Reinheit gewesen sei, der ihr begegnet wäre.

„Und half sie dem dann ab?" fragte Steenbock aufmunternd.

Aage überhörte diesen Einwurf. Er sagte, er wäre zuerst sehr glücklich gewesen. Sie sei ihm ein Erlebnis jenseits von Gut und Böse gewesen. Da dieser Ausdruck eine Eingebung des Augenblicks war, wiederholte er ihn erfreut, und fügte hinzu, er habe in jenen vier Wochen jenseits von Gut und Böse wundervolle Erschütterungen erlebt und Erkenntnisse gehabt, die ihm bis dahin verschlossen gewesen wären.

Aage seufzte tief und verstummte. Steenbock murmelte: „Ja, ja!" und klopfte seine Pfeife aus. Die Beleuchtung hatte sich geändert, der Mond war fort, die Sterne funkelten inbrünstig hernieder, als wollten sie die Erde in der kurzen Frist, die ihnen blieb, noch berücken. Kühle Wellen klarer, scharfer Luft rührten das Laub

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf, von Osten kommend und verrauschend. Irgendwo schlug ein Vogel an, sehr tief und süß, und ward wieder still. Steenbock stand auf und reckte sich.

„Wir wollen gehen," sagte er — „erzählen Sie weiter!"

„Es ist alles vorüber," sagte Aage verzweifelt — „ich verstehe es nicht, aber es ist so. Nur zuweilen noch — ganz, ganz selten . . ."

„Und sie läßt nicht los, wie mir scheint?"

Aage stöhnte. „Um Gottes willen, was soll ich nur tun?" sprach er wie zu sich selbst. „Nein — sie läßt nicht los . . ."

Und sie fühle es nicht! Sie fahre fort, ihn zu erwarten, des Morgens, des Mittags, des Abends! Sie fahre fort, ihn mit Geschenken zu überhäufen, nun ja, und er sei schwach, er hätte sie bisher immer angenommen, hätte — bekannte er betrübt — immer alles aufgegessen, sie schicke ihm Süßigkeiten und Zigaretten und kleine Körbe mit Delikatessen, es sei rein zum Verzweifeln, was sollte er denn damit tun!? Wenn er die Verabredungen nicht einhielte, lauere sie ihm auf, ja, sie liefe ihm nach, sie . . . „Sie wird mich nie loslassen, Steenbock, oh Gott — nun will sie gar mit mir reisen, und ich, ach, ich liebe sie doch gar nicht mehr. Ich kann sie doch nicht heiraten . . ."

Steenbock lachte laut auf.

„Entschuldigen Sie, bitte," sagte er dann, „aber das erwartet sie auch wohl kaum."

Aage erwiderte finster und grüblerisch: „Wenn sie doch immer davon spricht, daß wir bis jetzt noch gar nicht zusammen gelebt hätten . . ."

„Das meint sie ganz und gar anders!"

„Und das will ich nicht!" sagte Aage schnell und bestimmt. Er blieb stehen und sagte leise: „Steenbock! Das Furchtbare ist, daß ich sie nicht liebe und doch nicht von ihr loskann. Daß ich sie fliehe und immer an sie denke. Daß ich sie hasse und mich nach ihr verzehre. Ach — Steenbock . . ." Er lehnte die Stirn an die Mauer eines Hauses. „Die Welt war früher so anders. Ich will nach Hause . . ."

„Man ist so entsetzlich allein," fuhr er stockend fort — „und dann kommt so etwas!"

Steenbock murmelte betreten: „Es könnte schlimmer sein . . ." Dann fragte er: „Müssen Sie täglich mit ihr zusammen sein?"

„Alle Tage. Sie spürt mich auf. Sie findet mich überall. Und wenn sie mich nicht findet — sie zwingt mich, zu kommen — mit Gedanken — was weiß ich. Ich komme dann."

Steenbock nickte.

„Riesenspinne und Kolibri, Schlange und Kaninchen", sagte er beiläufig und blickte zum Himmel. Es dämmerte. Glorreich stand dort der Venusstern. Überglückliche Amseln sangen.

„Rungström!" rief Steenbock laut und ergriff den andern am Arm, ihn mit sich ziehend, „ich fahre heute aufs Land. Ich fahre an den Riedsee, nach Wiesbach, zu meinem alten Lehrer. Sie kommen mit!"

„So mitten im Semester . . ."

„Unsinn! Als ob Sie bis jetzt nur gearbeitet hätten! Sie müssen einmal vollkommen verschwinden. Acht Tage genügen. Die Dame wird sich trösten. Ich glaube nämlich," sagte dieser junge Zyniker verschmitzt, „sie kann nicht lange allein sein."

„Sie kennen sie nicht!" sagte Aage emphatisch.

„Oh lala! Die Frage ist nur: haben Sie Geld? Sie müßten im Gasthof wohnen. Ich komme bei meinem Meister unter . . ."

„Geld?" murmelte Aage zögernd, „oh ja, das schon." Geld, wußte er plötzlich, ja, das war eine Frage für Pieter Steenbock. Erschrocken erinnerte er sich an die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unendlichen Sorgen, mit denen die Mutter sechs Jahre lang den unbekannten Punkt des Alls umkreist hatte, an dem sich ihr jüngster Sohn vor ihr verbarg. Erschrocken dachte Aage an unerschöpfliche quälende Erwägungen, ob Wolf wohl Obdach und Kleidung, ob er wenigstens zu essen habe . . . Mit diesen Gedanken, er wußte es, lag Brigitte jetzt wach in der klingenden Morgenfrühe; diese Gedanken saßen mit ihr zu Tisch; diese Gedanken erwarteten sie nachts auf ihrem Kopfkissen. Geld — nun ja, es war eine Frage für diesen Steenbock; indes, es schien keine Sorge. Er war leidlich gekleidet, so wie ein Mensch, der nicht viel an seine äußere Erscheinung denkt, jedoch über ihre vorteilhafte Wirkung nie im Zweifel ist. Er trug einen dunkelgrünen Lodenanzug und einen Schlips, dessen hübsches Bordeauxrot Aages Anerkennung fand. Daß sein Hemd einen weichen Kragen hatte, das mochte ebensowohl persönlicher Geschmack als Sparsamkeit sein, außerdem kleidete es ihn gut. Er sah nicht unterernährt aus, oh, nein. Er glich einem jungen Matrosen, einem Waldarbeiter, der viel und derb ißt, gut schläft und den Tag über alle Sehnen und Muskeln seines Körpers in großer freier Luft bei einer ihm gemäßen Arbeit spielen läßt. Seine gebräunten Hände hatten den Ausdruck von Intelligenz und Reife mehr noch als sein Gesicht, dieses bärtige Knabengesicht voll unbewußter Kraft, mit dem gelassenen ziellos schweifenden Blick. Nein — er sah nicht nach Entbehrungen aus, dieser — Holländer. Hatte er dergleichen durchgemacht, so war es in Gesundheit überstanden. Jetzt hob er die Augen zu Aage, lächelnd, so daß dieser eine aufgestiegene Bitterkeit sogleich wieder schwinden fühlte in der durchdringenden Süße seines Glücks, und fragte: „Also?"

„Also, ich komme mit!" rief Aage begeistert. „Sie haben recht! Ich komme mit! Lieber Himmel — dies ist vielleicht eine Rettung."

Der Morgen war so wunderschön, der Himmel so unendlich leicht und licht, von ätherischer Bläue. Schwalben schossen hin und her, wie das Federballspiel seliger Unsichtbarer dort oben. Die Dächer glänzten still in den ersten Sonnenstrahlen. Alles war neu, war kühl und rein, das Leben hatte sich eben erst aufgetan, wie eine über Nacht erblühte Blume — ach, und es war noch nichts vertan. Aage zitterte ein wenig vor Übermüdung und Glückseligkeit. Der Steppentänzer, dachte er — oh ja, ich werde ihn dennoch schreiben und vieles, vieles andere . . .

Steenbock war stehen geblieben, sie waren in der Brentanostraße. „Hier wohne ich", sagte er und lächelte wieder.

„Steenbock," sagte Aage fast bettelnd, „wenn ich an meine Mutter schreibe . . ."

„So werden Sie ihr nichts dergleichen schreiben!" unterbrach ihn der andere und machte wilde Augen. „Sie werden ihr schreiben, liebe Mutter, ich fahre mit einem Bekannten aufs Land, er heißt Steenbock und — wartet eine Entscheidung ab. Geduldet euch doch, geduldet euch doch!"

Auf einmal sah Aage: dies Gesicht da vor ihm war gezeichnet. Verzweiflung sah er, Verlassenheit, Reue, Gram. Er hob die Arme, er tat einen Schritt auf den andern zu. Aber Steenbock stand schon an seiner Haustür und stieß den Schlüssel ins Schloß: „Zwei Uhr fünfundfünfzig!" rief er, „auf dem Bahnhof! Kommen Sie nicht zu spät!" und war verschwunden. —

II

Aage war über die Maßen vergnügt. Er hatte seinen Wanderanzug aus naturfarbenem Leinen an, in der Tasche die saubere braune Fahrkarte nach Wiesbach am Riedsee, im Rucksack eine wunderschöne himmelblaue Bauernjacke, und so stand er auf dem Sommerbahnhof an der Bahnsteigsperre und wartete auf Pieter Steenbock. In ununterbrochenem Zuge schob sich eine reisefreudige Menge an ihm vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über, Leute mit Bergstöcken, mit Schlafdecken, blankem Kochgeschirr, buntbebänderten Lauten bepackt, Leute mit braunroten Hälsen und nackten Knien. Viele kleine Mädchen in geblümten und weißen Kleidern, Schulkinder, die in die Vororte nach Hause wollten, und andere Schulkinder, die einen Klassenausflug machten, von aufgeregten Lehrerinnen befehligt und zusammengehalten. Familien — norddeutsche Familien, Sachsen zumeist — die mit ungeheuer viel Gepäck in die Berge reisten. Leute mit Badezeug unter dem Arm, die sich augenscheinlich die Wonne eines Untertauchens in klarem Gewässer und angesichts des blauen kühlen Gebirges eine Bahnfahrt kosten ließen. Bauern, die Geschäfte in der Stadt gehabt hatten und wieder heimfuhren, und eilige Herren, die Zeitung in der Tasche, die ihre Kontore in der Stadt, ihre Wohnung aber draußen im Freien hatten. Junge Männer im Segelanzug mit weißen Hosen und kleidsamen Schirmmützen. Nonnen, schwarzweiß wie die Elstern, aber feierlich und in sich gekehrt, von einem dicken Kaplan begleitet. Und mitten dazwischen — mein Gott, mein Gott! — Tatjana! Tatjana Lund und nichts weniger wie ein Steppentänzer aussehend, sondern in der Erscheinung einer jungen hüftenschlanken Dame in einem modefarbenen Straßenanzug, einen kleinen, vertrackt eleganten Strohhut auf den tief in die Schläfen hineingescheitelten, unwahrscheinlich hellen Haaren, einen weißen Schleier vor dem Gesicht, das eben durchaus nicht nach halbasiatisch-dionysischem Taumel aussah. Dem beglückten Aage stammelten nur einige unzureichende Bezeichnungen durchs Gehirn, wie „pikant“ und „mondän“ und „aber doch wieder ein ganz anderer Typ wie Loulou!“ Aage dachte: „die Frauen sind unbegreiflich verschieden“, während er beseligt einen saphirblauen Blick einheimste, der ihm hinter dem Gitter des weißen Schleiers hervor zugeflogen war, ihm, der hier stand, ohne es zu wissen, in seiner ganzen Haltung das Glück dieser Überraschung ausdrückend, fast ebenso silberblond und meerblauäugig wie die Vorüberwandelnde, die Lippen leicht geöffnet und den Hut vor die Brust gepreßt. Ah, dies war Tatjana, die da den Bahnsteig hinunterschritt, völlig gebändigter Rhythmus in jeder Bewegung, und übrigens eine ältere Dame zur Seite, einen stattlichen Herrn von solider Eleganz im Gefolge und unter Vorantritt eines Trägers mit einer Last braungelber Hutschachteln und Ledertaschen. Tatjana, die denselben Zug benutzte wie er, nun ja, es waren gesegnete Tage, diese letzten im Zeichen des Steinbocks! Wo blieb aber nur Pieter Steenbock? Der Strom der Fahrgäste begann dünner zu werden, die, welche jetzt kamen, hatten alle einen gewissen eilfertigen Tritt, Aage blickte empor, es waren nur noch fünf Minuten bis zum Abgang des Zuges. Auf einmal, von Unruhe ergriffen, merkte Aage, daß er soeben den ersten einigermaßen nüchternen Augenblick seit den Erregungen der vergangenen Nacht hatte. Hier stand er, hergeeilt aus der Dämmerung eines seltsamen traumreichen Schlummers, sich plötzlich nicht recht klar darüber, warum er dieser Verabredung mit einem Unbekannten nach einer phantastischen Nacht so fest vertraut hatte, um sie durch die Tat zu besiegeln. Denn er *war* ein Phantast, er wußte es wohl, und, da war ja kein Zweifel, jener Steenbock und sein Mysterium, sie waren ein Schattenspiel seines Hirnes gewesen, Arabesken um einen gutmütigen Fremden, der ihm aus einer peinlichen Lage geholfen, ihn am Ende für einen harmlos Verrückten gehalten hatte, auf seine lächerlichen Mondscheingrillen eingegangen war . . . Aage wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Leute, die noch kamen, machten alle entsetzlich lange Beine und rannten, und er stand hier, er stand hier . . . Er trat von einem Fuß auf den andern, nach dem Ausgang des Schalterraumes starrend.

„Da bist du ja!“ sagte plötzlich eine ruhige Stimme neben ihm, „nun aber Trab!“ Und plötzlich merkte er, daß er rannte, daß er hastig und voll tiefen Gefühls „Danke!“ zu dem langsamen Mann sagte, der seine Fahrkarte abknipste, daß er den Bahnsteig ent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lang lief, hinter einer untersetzten breitschultrigen Mannsperson im dunkelgrünen Lodenanzug her, die einen Rucksack trug wie er selber, und aufregenderweise nicht etwa auf den letzten Wagen des Zuges aufsprang, sondern unbekümmert um die Zurufe von Schaffner und Zugführer weiter eilte bis in die Mitte des langen Zuges, wo er sich auf eine Plattform schwang, gerade in dem Augenblick, als die Lokomotive anruckte und die Wagenkette sich mit leisem Erklirren zitternd in Bewegung setzte.

„Ich komme immer gerade zur rechten Zeit!" bemerkte Pieter Steenbock befriedigt über die Schulter zurück zu Aage, der atemlos hinter ihm stand. Der Zug war überfüllt, und selbst auf diesem kleinen eisernen Balkon vor der Tür des langen durchgehenden Wagens dritter Klasse drängten sich die Menschen. Aage sagte: „Na, immerhin — du kamst noch zu richtiger Zeit!" sich durchaus keiner andern Tatsache bewußt, als der, daß Pieter zu ihm, und er zu Pieter Du sagte, und daß ihn das unverhältnismäßig befriedigte, so erstaunlich leicht es ihm über die Lippen ging. Der Zug glitt aus dem kühlen Schatten der Halle in die weiße Helle des Sommernachmittags hinein, er hatte ein blankes eisernes Lächeln, er war ein gebändigter Drache, er trug eine dämonische fragwürdige Gutmütigkeit zur Schau, wie er da mit verteufelter Anmut die Weichen nahm und die gleißenden Gleise glatt entwirrte, als hätte er sich nicht lieber mit unflätigem Gewieher aus ihren Bahnen gestürzt, mit der Stirn gegen ein Streckenhäuschen oder gegen den Pfeiler einer der Brücken, die die Strecke hier überspannten, oder sich an den Rückseiten der Gebäude gescheuert, die den Bahnhof einfaßten und auf ihren schwärzlich angerauchten Mauerflächen in fußhohen Buchstaben die Namen der großen Brauereien trugen — ja, als hätte er nicht lieber seine Brust gegen die Brust anderer Maschinen krachen lassen, oder mit geschleuderten Hüften die unschuldig im Sonnenlicht ausruhenden braunen Schlaf- und Speisewagen angerempelt. Aage klammerte sich mühsam fest, um seinen Stand zu behaupten, blickte dabei, von köstlicher Erregung durchzittert nach allen Seiten, sah andere Züge ausfahren und sich entgegenkommen, alle mit diesem Ausdruck zweideutiger Unterwürfigkeit, roch ihren wilden rauchigen Atem, nahm von ringsumher den ganzen Aufwand zur Zähmung und Unterjochung der Feuerbestien in sich auf, diesen ganzen eisernen Park der Signalmaste und Krane und halbkreisförmiger Hallen mit den einstrahlenden Schienen, den unbegreiflichen gewichtigen Hebeln und ernsten grauen Metallsäulen mit den sonderbaren kleinen Hüten und den weißen Porzellanohren. Er fühlte sich, auf der dünnen Eisenplatte stehend, allmählich jagend durchschüttert von dem steigenden Rhythmus der Schnelligkeit und faßte seine Eindrücke — Eindrücke, die sich ihm beim Beginn jeder Eisenbahnfahrt erneuerten — zusammen in den anerkennenden Seufzer: „Lokomotiven sind Biester!" was Steenbock, ohne sich umzublicken, ernsthaft nickend bestätigte. Es dauerte nicht lange, so lag das Weichbild der Stadt hinter ihnen, so war auch das Bereich der Fabrikschornsteine versunken, so sammelten sich die Schienenstränge zu drei, vier und bald zu nur zwei nebeneinander herlaufenden Gleisen, es gab liebe grüne und blumenbunte Dämme zu beiden Seiten, eine pappelbestandene Landstraße zur Linken, weiße Parkmauern zur Rechten und dort auf einmal eine Öffnung und durch einen Schacht dunkelgrüner Sommerbäume hindurch den Blick auf ein lustiges gelbes Schlößchen mit steilem Schieferdach hinter einer spiegelnden Wasserfläche. Das Land tat sich auf, weit, eben, von Korn durchwogt, Inseln der Gehölze, Küsten der Waldungen lagen darin, in der glänzenden Bläue des Himmels zog durchsichtig seidiges Gewölk. Pieter Steenbock hob die Hand und deutete nach Süden — ach, da tauchte selig aus der tieferen Farbe der Luft hervorgeboren die Gebirgskette auf wie ein Gebilde des Äthers. Aage hätte Pieter Steenbock gern umarmt, er räusperte sich, sagte: „Ein klarer Tag!" und nahm seinen Hut ab. Steenbock hatte es von Anfang an getan, so daß der Wind ihm das Haar aus der Stirn trieb und sein Gesicht anders erscheinen ließ, jünger — kindlicher — froher.

Vororte und Landhauskolonien, mit der Heiterkeit ihrer weißen und braunen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Häuser und blühender Gärten bis an die Bahn heranreichend, ließen den Zug nun immer wieder halten und nahmen Ströme aussteigender Menschen auf. Nach einer halben Stunde machte Aage den Versuch, Sitzplätze für sich und den Gefährten zu finden, betrat den Gang des doppelseitigen Wagens, blieb stehen, winkte Pieter hastig und beschwörend herbei, entledigte sich des Rucksacks, des Hutes, ließ sich nieder, strahlte Pieter an, der langsam seinem Beispiel folgte, und murmelte ihm zu: „Mensch, haben wir aber Glück!"

Pieter, gleichmütig die Fahrtgenossen in der nächsten Umgebung musternd, fragte vernehmlich: „Wieso denn Glück? — Ach so!" und während Aage nun krampfhaft aus dem Fenster starrte und errötend etwas von herrlichem Wetter stammelte, ließ Pieter harmlos seine Blicke auf Tatjana Lund ruhen, die schräg vor ihm an der andern Seite des Ganges am Fenster saß, den mit solider Eleganz Gekleideten neben sich und die alte Dame gegenüber — einstweilen übrigens in keiner Weise Notiz weder von Aage, Pieter, noch sonst jemand nehmend, auch nicht von der Landschaft draußen, sondern entschieden mit offenen Augen eines Schlafzustandes genießend, vielleicht auch nur nach Art der Pflanzen unbewußt in Schönheit daseiend, erschlossen und sogar duftend. Der solid Elegante rauchte und las eine Zeitung, wobei er zuweilen ächzend schnaufte; er war nicht ganz schlank, und die Wärme schien ihm zuzusetzen. Die alte Dame sah mit ungemeiner Anteilnahme zum Fenster hinaus, ebenso wie es der Herr tat, der Aage und Pieter unmittelbar gegenübersaß. Er war in eine Art Khakizeug gekleidet, braunäugig, blond und tief von der Sonne verbrannt, war endlich von der angenehmen körperlichen Beschaffenheit eines Mannes, der seine Beschäftigung zumeist im Freien hat, und gefiel Aage durch seine kleinen, eng anliegenden Ohren, durch seine kräftigen Hände, durch den knabenhaft fröhlichen Ausdruck seines fast bartlosen Gesichtes. Aage nämlich wagte es wieder, um sich zu sehen, nachdem er festgestellt hatte, Tatjana Lund habe es nicht vernommen, daß er ihre Anwesenheit als Glück bezeichnet hatte. Er nahm auf einem Silberschildchen am Koffer des Fremden die Anfangsbuchstaben W. O. wahr, flüsterte Pieter, in der Annahme, dieser sei seinem Blick gefolgt, „Wo?" zu, hörte diesen mit Entsetzen wieder laut: „Was?" fragen und fühlte sich gerettet durch den Fremden, der plötzlich aufsprang und ausrief: „Ach, meine Herren, ach, meine Herrschaften! Das Mühltal! Gleich kommt das Mühltal! Sehen Sie nur!" wobei er sich begeistert aus dem Fenster beugte, so daß kein anderer außer ihm etwas von einer etwaigen Aussicht erblicken konnte, und die alte Dame, die ganz eilig hatte herüberkommen wollen, sich entsagungsvoll wieder auf ihren Sitz zurückzog. Der Herr mit den Initialen W. O. kam mit Kopf und Schultern wieder herein, setzte sich und sagte begeistert: „Ach, alles noch wie früher! Man sieht fast gar nichts. Aber es ist nun einmal das Mühltal — wenn ich als Knabe mit meinen Eltern diese Strecke fuhr, verlangte meine Mutter von meinem Vater und mir immer, daß wir diesen Blick in uns aufnähmen — und wahrhaftig, er wäre wunderschön, wenn man nur mehr sähe!" Die alte Dame nickte vorwurfsvoll und betrübt; sie hatte ja nicht einmal das Wenige sehen dürfen. Der solid Elegante hatte die Zigarre aus dem Munde genommen und achtungsvoll zugehört. Jetzt tat er die Lippen voneinander, sagte: „Ah, sehr interessant!" und las dann weiter. Tatjana gähnte. Pieter, krumm dasitzend, pfiff leise: „In einem kühlen Grunde . . ." Herr Wo lächelte Aage, der ihn teilnahmsvoll betrachtete, ein wenig verlegen an, murmelte etwas wie: „Wenn man so nach beinah zehn Jahren . . ." und hatte dann plötzlich auch ein Buch, in dem er las. Der Zug rollte nun bergab, er war jetzt eitel guter Wille und Freudigkeit, Aage hatte Vertrauen zu ihm. Er fühlte sich golden durchglüht von Dankbarkeit und Weltliebe. Dort blühten wilde Rosen, dort standen große, rundkupplige Lindenbäume, weißgelb schimmernd in den stillen Buchten der Waldwiesen, dort war die ganze unsägliche selige Buntheit der Junimatten, es hügelte das Land sich so sanft, und Kruzifixe standen rührend an den Feldwegen, von Birken beschützt. Nun lag ein See zur Linken, Aage ging auf die Plattform hinaus und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blickte auf die spiegelnd blaue Fläche, auf der schneeweiße Segel standen, und die ein rotgoldenes Dampfschiff durchquerte, er sah die heitern Ufer drüben, die weißen Schlösser und Landhäuser im dunkeln Grün und fern dahinter, blau und silberlich erglänzend, Mauerkrone nun, vor den Horizont gelegt, nicht mehr Traum und Gewölk: die Berge! Aage dachte:

„Ich komme aus den Nebeln Thules her,
Ich bin der Sohn von Ebene und Meer . . ."

Aage dachte:

„Sterne und Berge, alter Sehnsucht Ziel . . ."

Er sang zum Takte der Räder — ach, hier fuhr er nun in den Sommer, in die Schönheit, in die Freiheit, eines Gefährten Gefährte, war erlöst, sich selber heimgegeben. Jener heiße, dunkle Blutstrom irgendwo in der Welt hinter ihm hatte nicht mehr Macht, ihn zu zwingen. Dann dachte er plötzlich, ganz brüderlich, wie ihn dünkte, Tatjana sollte wirklich nicht immer nur schlafen! Und er ging durch den jetzt fast ganz leeren Wagen zurück und überzeugte sich: nein, Tatjana schlief nun auch nicht mehr. Sie hatte augenscheinlich Teilnahme für jenes ausgedehnte Gewässer an den Tag gelegt. Und der solid Elegante hielt Vortrag. Dies sei mit nichten der Riedsee, erklärte er, die Hände ungezwungen auf seiner hellen, von einer wohlgepflegten Körperlichkeit stattlich unterpolsterten Tuchweste ruhen lassend, deren lichtgraue Farbe der seiner Gamaschen entsprach. Er trug nämlich Gamaschen über den ganz und gar tadellosen Stiefeln, wie Aage andächtig feststellte. Coulou, dachte er, würde einverstanden sein mit der Erscheinung dieses Herrn, und kein Wunder, daß er um Tatjana sein durfte! Er hatte so grünblaue, kugelige Knöpfchen an dieser Weste und eine lange, dünne, goldene Uhrkette, sein Schlips war sommerlich saftgrün und sein Reiseanzug dunkelblau. Nichts ist geeigneter, dem menschlichen Antlitz den Stempel geistiger Bedeutung aufzuprägen — falls man denn darauf verzichtet, dies durch innere Mittel zu erreichen — als eine Hornbrille! Dieser Herr hatte eine Hornbrille. Die einzelnen Züge seines Gesichtes gerieten in Nebensächlichkeit unter dem beherrschenden Glanz seiner Gläser; es ließ sich höchstens noch feststellen, daß er eine durch zurückweichenden Haarwuchs erhöhte Stirn, feiste Wangen, ein rundliches Kinn und Lippen hatte, die gewichtig waren, um sie nicht als ein wenig wulstig zu bezeichnen. Diese Lippen nun tat der Solide in einer etwas zähen Sprechweise voneinander, die nicht verfehlte, seinen bedachtsamen Worten den Schein der Kostbarkeit zu verleihen, als er nun wiederholte, nein, mit nichten sei dies der Riedsee.

Es sei vielmehr der Bruder des Riedsees, sein heiterer Zwilling, der Sternsee. Er entrate bei seinen vielen Vorzügen völlig des melancholisch-malerischen Reizes des Riedsees, der tiefer in der vorgebirglichen Hochmoorlandschaft läge.

Nein, es sei dort deswegen weder zum Schwermütigwerden noch zum Rheumatismuskriegen, bemerkte er seitlich über die alte Dame hinweg, auf eine ängstliche kleine Frage hin, ob es denn da nicht sehr niederdrückend und feucht sei. Unter Umständen würden ja sogar Moorbäder gegen Rheumatismus verordnet, wie doch bekannt sei! Allerdings sei Wiesbach kein Badeort, freilich, ganz richtig — indessen besitze es dafür den großen Vorzug, nicht von Ausflüglern und Sommerfrischlern überflutet zu sein, wie die Dörfer am Sternsee samt und sonders. Es entspräche in jeder Beziehung den Wünschen der Dame Tatjana, sagte der Bebrillte nicht ohne einen Anflug beleidigter Majestät und mildem Sarkasmus. Diese Wünsche seien wahrhaftig nicht ganz einfach zu erfüllen gewesen, da sie einen Ort zum Ausruhen befohlen habe, von der Stadt nicht weiter entfernt als vier Stunden, jedoch auf keinen Fall in einer Gegend, die irgendjemand mit Fug als wildromantisch hätte ansprechen können.

Hier lächelte der Solide dem aufhorchenden Aage gütig zu und zeigte stattliche Gold-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plomben. Er war scherzhaft gewesen, es war klar. Aage lächelte auch. Tatjana zuckte mit den Achseln. Sie sagte — jetzt mit etwas erhobener Stimme und gar nicht mehr allein zu ihrem Reisemarschall gewandt, sondern auch mit einer kaum angedeuteten Richtung, einem ganz kleinen auffordernden Lächeln zu Aage und Herrn Wo hin:

„Wird es denn nie ein Mensch hier unten begreifen, daß Berge unerträglich sind und so ein Tal mit einem aufgeregten Gebirgsfluß erst recht? Ausruhen kann man doch nur in der Ebene!"

„Ebene und stilles, verschilftes Gewässer! In dieser Gegend — du lieber Gott!" bemerkte ihr Nachbar mitleidig, Herrn Wo anblickend, bei dessen reiferen Jahren er augenscheinlich mehr Verständnis für die ihm zugemutete Mühsal erhoffte als bei Aage, der nun auch ausrief:

„Oh, aber natürlich! Die Wolgalandschaft, nicht wahr?" worauf er stark errötete und hinzufügte: „Entschuldigen Sie, bitte, ich denke mir das so."

Tatjana war belustigt. Sie beugte sich ein wenig vor und sagte mit einem Lächeln: „Sie sind aus Schweden — ja? — Nicht? Ach — sonderbar."

Augenblicklich wieder ermüdet, wandte sie sich dem Fenster zu. Aage, unglücklich, daß er sich diese gebotene Gelegenheit zu einem Gesprächsanfang hatte entgehen lassen, grübelte darüber nach, ob es wohl statthaft gewesen wäre, seinen Namen zu nennen und im Anschluß daran von seiner dänischen Herkunft zu erzählen. Er blinzelte zu Pieter Steenbock hinüber, aber Pieter Steenbock schien halb zu schlafen. Herr Wo blickte mit rätselhafter Inbrunst auf vorübergleitende Landschaftsbilder. Tatjana erhob sich, entledigte sich ihres Hutes, sagte: „Nun — wollen Sie nicht so gut sein?" zu dem phlegmatisch sich erhebenden Goldplombierten und setzte in unartigem Ton hinzu, daß sie ihre Reisetasche brauche, und es eigentlich unglaublich fände, daß dieser Zug nur Wagen dritter Klasse führe! Sie kramte dann beträchtlich in der schönen Tasche aus glattem Schweinsleder, in der, wie der mit diskreter Neugier zusehende Aage bemerkte, ein entzückendes Durcheinander von bunten seidenen und blanken silbernen Gegenständen herrschte, bediente sich ausgiebig und unter Seufzern mit Eau de Lawande, versah die alte Dame, die so freundlich umherblickte wie ein zahmer Kanarienvogel, mit einem kleinen dunkelblauen Kissen, bot ihr Schokolade an, hatte plötzlich ein Zigarettenetui aus gemasertem Birkenholz in der Hand, ließ das Schloß der Tasche einschnappen, gab sie dem Phlegmatischen, achtlos, mit den Worten: „Ich danke . . ." und: „Sie haben doch Feuer?" und beugte sich dann plötzlich, die brennende Zigarette in der einen, das geöffnete Etui in der andern Hand, völlig zu Aage hinüber und sagte: „Nun, so nehmen Sie doch auch — die kommen fast von der Wolga, wo ich freilich nie gewesen bin, so wenig wie Sie also in Schweden!", lächelte, die länglich geschnittenen Augen ein wenig zusammenkneifend, und Aage, gleich darauf wieder völlig sich selbst überlassen, arbeitete an dem Eindruck der unglaublichen Bläue dieser Augen und wußte schließlich nicht mehr, ob seine Vorstellung nicht im Grunde von dem großen Saphirring an der braunen geschmeidigen Hand herrührte, die ihm die Zigarette gereicht hatte, während er ganz benommen feststellte, die Zigarette, die er da rauchte, sei fabelhaft gut, und, ohne aufzusehen, zu fühlen glaubte, daß der Goldplombierte und Herr Wo sich zulächelten, was nun aber durchaus nicht der Fall war. Die starke Sonne des späten Nachmittags durchglühte goldbraun die Vorhänge an der Seite, wo Tatjana saß. Der Zug murmelte schläfrig dahin, unter endgültigem Verzicht auf alle Dämonie.

Wiesbach, hob der Solide wiederum an, habe indessen nicht nur den landschaftlichen Reiz und den Vorzug der Abseitigkeit — Reize, wie schon erwähnt, melancholisch-malerischer Natur und Vorzüge touristenfremden Charakters — nein, zu alle diesem besitze Wiesbach noch das Interessante einer historischen Vergangenheit. Jawohl.

Da er, um sich blickend, die Augen der Reisenden mit einiger Anteilnahme auf seine Brillengläser gerichtet fand — bis auf die von Tatjana und Pieter Steenbock, die, jeder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in seiner Fensterecke, taten, als seien sie für sich allein — aber voll Höflichkeit die der alten Dame, voll ernster Aufmerksamkeit die des rauchenden Aage, voll sonderbarer Spannung die des Herrn namens W. O. — so fuhr er denn mit dem Behagen des vortrefflich Unterrichteten fort.

Wer in der Memoirenliteratur des achtzehnten Jahrhunderts bewandert sei, sagte er und räusperte sich gelinde mit einem Blick ins Wesenlose, der andeuten mochte, er sei in der Tat bewandert — dem sei es wohl bekannt, daß Rokokofürsten gemeinhin sonderbaren Kaprizen gehuldigt hätten. Er lächelte seine Zuhörer nacheinander innig an. Rokokofürsten, erläuterte er, seien zuweilen der Spielball eigener Passionen, zuweilen der der Launen ihrer Damen, zuweilen der von herrschenden geistigen Strömungen gewesen — und zuweilen auch der Spielball aller dieser drei Mächte zusammen. Er sah vor sich nieder, selbstzufriedener Verschmitztheit voll. So der letzte Herzog aus dem Hause Peißenberg, ehe diese Linie mit dem Königsstamm verschmolzen sei — der Herzog Conrad Melchior.

„Conrad Caspar Melchior", sagte Herr Wo leise, nachdrücklich und im Tone eines Verliebten vor sich hin, wurde indessen völlig überhört. Der Herzog Conrad Melchior also, der in der Stadt Peißenberg residiert habe, die man alsbald erreicht haben würde, und wo man umsteigen müßte — er blickte auf die Uhr — dieser brave Herzog sei völlig untertan gewesen den Einfällen und Wünschen seiner reizenden Gemahlin, die ihrerseits wiederum wehrlos ihren jeweiligen geistigen Liebhabereien hingegeben gewesen sei, und bald einem Rousseauschwärmer gefolgt sei, bald einem düstern Beichtvater. — Denn sie sei ein kleiner Schöngeist gewesen, ja, ja, diese Herzogin Sibylle, und da habe sie denn in Wiesbach ihr Schäferschlößchen gebaut, ihr kleines Marly, um dort pastorale Idyllen zu leben, aber gleichzeitig habe sie im Park die Eremitage anlegen lassen, eine Borkenhütte, in der eine harte Bank, eine Schütte Stroh das einzige Lager, ein irdener Krug das Trinkgefäß gewesen sei; dort habe sie dann unter dem Einfluß irgendeines asketischen Pfaffen — eines Jesuiten natürlich! — tagelang gefastet und sich sogar gegeißelt . . .

Immerhin, fügte der Kenner des Rokoko hinzu, im Besitz jenes Zynismus, der nun einmal die Folge eines ungetrübten Blickes in diesen Dingen ist, immerhin würde sich die lustige Dame wohl in den Zwischenzeiten jedesmal ausgiebig erholt und Anlaß zu neuen Bußübungen geschaffen haben. Die am Ende auch ganz plaisierlich gewesen wären. Ja — man möge sagen, was man wolle, aber das käme vor! Das käme vor!

Er blickte, gewichtig nickend und brillenfunkelnd, um sich, und es wurde Aage gerade bei dieser Gelegenheit, aus unerklärlichen Gründen klar, daß der Wohlunterrichtete und vor keiner Einsicht Zurückschaudernde, zwar einen sehr stattlichen Oberkörper, aber ganz kurze Beine besaß. Er bewegte jedoch zustimmend sein Haupt und versetzte mit gebührender Düsterkeit, jawohl, er habe auch schon dergleichen gehört oder gelesen.

„Sehen Sie — Krafft-Ebing sagt . . ." Tatjanas Beschützer beugte sich etwas zu Aage hinüber und schien nicht übel Lust zu haben, psychologisch tiefschürfend zu werden.

„Verzeihung, mein Herr!" unterbrach ihn hier plötzlich Herr Wo, Heiterkeit in dem schönen, gesunden Gesicht. „Ach, Sie müssen es einem Landeskind, dessen Vorfahren Untertanen des weiland Conrad Caspar Melchior waren, schon verzeihen, wenn er für die Ehre dieses Herrscherhauses seine Lanze einlegt! Also nochmals Verzeihung, Wertester — aber wo haben Sie sich denn belehren lassen?" Er lachte, gutmütiger Belustigung voll. Die Brillengläser waren starr und blank auf ihn gerichtet. Dann sagte die zu ihnen gehörige Stimme:

„Palmer!"

„Wie sagten Sie? Oh — ach so! Gewiß, jawohl! Oberhof! Mein Name ist Oberhof! Ich habe doch wohl einige europäische Gewohnheiten eingebüßt. Aber was ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagen wollte: die Herzogin Sibylle war nichts weniger als eine exzentrische Dame! Sie muß, gerade herausgesagt, ein wenig einfältig gewesen sein, und dem guten Conrad Caspar Melchior war es eigentlich nicht zu verdenken . . ."

Er lachte von neuem und sah zu Tatjana hinüber, die plötzlich zuzuhören schien.

„Na jedenfalls — er war auch kein starker August oder sonst ein barocker Unband, er hatte nur allerlei Auffassung für eine gute Küche, schöne Pferde — hatte Sinn fürs Repräsentative, hielt sich einen Korrespondenten in Paris,— baute gern, legte Gärten an — alles in den Grenzen eines braven Hausvaters und wackern Landesfürsten. Sibylle schenkte ihm sieben Prinzessinnen, und es soll bei Hofe zeitweise etwas ledern zugegangen sein. Aber es gab eben noch eine andere Sibylle. Sie soll eine schlesische Gräfin gewesen sein, ich weiß nicht, wie sie ausgerechnet ins Herzogtum Peißenberg geriet und dort hängen blieb. Nun — der gute, dicke Melchior baute ihr in Wiesbach das Schlößchen Joie d'été, sehr zum Mißvergnügen der Insassinnen des dortigen Herz-Jesu-Klosters. Die Gräfin brachte die heitere Jahreszeit in Wiesbach zu, hatte ihren kleinen Hofstaat um sich und erhielt ab und an Besuche Seiner Hoheit. Im Winter hatte sie ihre Freiheit — sie soll meist in Prag gewesen sein, und gestorben ist sie zu Rom. Denn gegen Ende ihres Lebens war sie in Ungnade oder vielmehr, die andere Sibylle hatte Oberwasser bekommen — kurz und gut, man ließ ihr zwar Joie d'été, aber ihre Umgebung bestand ausschließlich aus der notwendigsten Dienerschaft, die herzoglichen Besuche blieben aus, und Joie d'été ward zur Eremitage. Ja, in dieser Zeit baute sie nämlich die Magdalenenkapelle — und sie hatte einen Beichtvater — allerdings."

Herr Oberhof sah vor sich nieder, wie in die Schwärmerei persönlichster Erinnerung versunken. Herr Palmer, im Umkreis seiner Brillengläser etwas angeschwollen und rötlich angelaufen, wie es Aage schien, stieß ein gekränktes: „So!" aus, das er mit sehr scharfem Sz und ganz kurzem o sprach.

Hierauf sagte er in die Luftschicht über Herrn Oberhofs Haupt hinauf: „Ich bin nun zwar von einem Ortsansässigen — belehrt — worden, der zweifellos a u c h Akademiker war . . ."

„Ach bitte, w e r war das denn? Am Ende der Doktor?" Herr Oberhof war herzlich interessiert. Herr Palmer sagte majestätisch:

„Es war der Ortsgeistliche. Ich verbrachte einen angenehmen Abend im Gasthof mit ihm, als ich Quartier für Fräulein Lund und ihre Frau Mutter machte."

Herr Oberhof beliebte es, diese nicht ohne Pomp ausgesprochene Namennennung der Damen für eine Vorstellung zu nehmen. Er erhob sich und machte zwei tiefe Verbeugungen, erst vor der alten Dame, sodann vor Tatjana. Tatjana sagte lächelnd:

„Erzählen Sie uns doch noch mehr von der büßenden Sibylle — und ihrem Beichtvater!"

„Aber gern, meine Gnädige! Der gute Pfarrer Eckerle — er war es doch, nicht wahr? — dem werden diese alten Geschichten nun freilich den Kopf nie warm gemacht haben, und er suchte in seinem Gedächtnis halt allerhand Namen und Daten zusammen, um den wißbegierigen Fremden zu befriedigen. Ach, lieber Gott, nein — er hat nie eine Tragödie geschrieben mit dem Titel „Der Fluch des Gelübdes", er hat auch wohl nie im Peißenberger Stadtarchiv in alten Akten gestöbert und sich diese ganze unseligselige Geschichte, die sich da anno 44 — 1744, meine Herrschaften! — im Joie d'été abgespielt hat, rekonstruiert . . ."

„Und Sie haben das alles getan? Sie haben eine Tragödie geschrieben? Erzählen Sie!" Tatjana war elektrisiert. Sie sagte: „Tauschen Sie einmal Platz mit mir, Palmer, ich kann hier nicht gut hören!" und setzte sich Herrn Oberhof und Aage auf den Eckplatz schräg gegenüber, tat dann noch einen Schritt weiter und saß nun neben Pieter Steenbock, der sie, ohne sich zu rühren, von der Seite betrachtete und ein wenig schnupperte, wie ein witterndes Tier. Herr Oberhof, vorgeneigt und verlegen lachend,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagte: „Ich bitte Sie! Da war ich sechzehn Jahre alt, als ich diese Tragödie schrieb, und ging in Peißenberg aufs Gymnasium, das sich in Caspar Melchiors ehemaligem Schloß befindet. Ich bin nämlich auch ein ortsansässiger Wiesbacher und mehr noch, sogar ein eingeborener — ein eingeborener, der nach zehn Wanderjahren wieder nach Hause kommt! Wissen Sie, und das ist wunderschön!"

„Ist das so wunderschön?"

Tatjana war bereits wieder etwas gelangweilt.

„Ja — es ist wunderschön", sagte Herr Oberhof halblaut vor sich hin. „Es ist wunderschön. — Aber Sie wollten von der Gräfin Sibylle hören. Joie d'été also war ihr Eigentum, und sie fuhr fort, es zu bewohnen, auch als der Herzog die Beziehungen zu ihr abgebrochen hatte. Damals hatte das Herz-Jesu-Kloster eine größere Bedeutung als heute, die Äbtissin war meist eine Dame des Hochadels, und in die Erziehungsanstalt wurden ausschließlich junge Mädchen aus den Kreisen der Aristokratie aufgenommen. Die schöne Klosterkirche — heiterer deutscher Spätbarock — ist eine Stiftung der frommen Mama unseres Caspar Melchior. Dieser ganzen Haltung entsprechend setzte man auch als Ortspfarrer, der zugleich Beichtvater der Nonnen war, nicht gerade einen braven Bauernkaplan nach Wiesbach, wie den guten, dicken Eckerle — er ist doch noch so dick? — nun und in der Ära der Gräfin Sibylle gab es dort oben den Pater Simplizius —"

„Simplizius? Ausgerechnet?"

„Der früher Bonaventura geheißen hatte — und gewesen war."

„Ein Jesuitenpater?"

„Vermutlich. Da der Orden noch nicht aufgehoben war. Ich weiß nichts über diesen Willkommenen, der zum Einfältigen wurde, und den seine Oberen in die Verbannung nach Wiesbach schickten. Weiß eben nur dies, daß er vorher an irgendeinem süddeutschen Hof eine Rolle gespielt haben soll — die Einzelheiten sind mir nun auch mit den Jahren entfallen — daß er jung war, daß der Übergang aus jener Stellung zum Pfarrer von Wiesbach auf eine Strafversetzung, der Namenswechsel auf eine Sinnesänderung schließen läßt."

„Und da machten ihn die klugen Obern zum Beichtvater junger Nonnen?"

Oberhof lächelte.

„Prüfung, meine Gnädige — Prüfung und Vertrauensbeweis zugleich! Und es waren ja schließlich auch nicht die Nonnen, die die neuerworbene Einfalt verwirrten."

„Sondern die Gräfin Sibylle!"

„Sondern die Gräfin Sibylle. Aber da sind wir nun fast gänzlich auf unsere Phantasie angewiesen, und historisch sind nur die beiden Tatsachen, daß die Gräfin 1747 zu Rom gestorben ist — zwei Jahre, nachdem der Pater eines Tages auf rätselhafte Weise im See ertrunken war."

„Schreiben Sie immer noch Tragödien? Ach nein, nicht wahr?" Tatjana hatte eine neue Zigarette angezündet. Sie blinzelte und war in bester Laune. „Aber Sie machen Gedichte — selbstverständlich!" sagte sie zu Aage, der tief errötend murmelte: „Aber ich bitte Sie . . .", während Herr Oberhof auch dies mit einer gewissen höflichen Gründlichkeit beantwortete.

„Nein, Sie haben recht, ich schreibe keine Tragödien mehr. Ich habe mir in literarischer Beziehung schon vor Jahren die Hörner abgelaufen — seit dem Augenblick nämlich, daß ich einen Dichter — einen ganz und gar von Dichtung getragenen Menschen kennen lernte. Da sah ich ein . . ."

Er blickte irgendwie geheimnisvoll, verschämt und glücklich vor sich nieder und dann in die Gesichter von Aage und Tatjana, als bäte er um Entschuldigung, daß gerade er eines solchen Wunders teilhaftig geworden sei.

„Wissen Sie, es war nämlich Roubroucq", erklärte er halblaut.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Roubroucq!“ rief Aage im Tone einer Huldigung.

„Ach was — Sie kennen Roubroucq! Das ist ja interessant!“ mischte sich Herr Palmer gemessen ein. Augenscheinlich wollte er nun nicht mehr schmollen, aber sich deswegen doch nichts vergeben. „Ich bin nämlich auch vom Fach“, sagte er beiläufig vertraulich. „Pal—mer, wissen Sie.“ Als Oberhof ihn höflich erwartungsvoll anblickte, sagte er verzeihend: „Nun ja — Sie sind eben lange im Ausland gewesen und haben keine deutschen Zeitungen gelesen.“

„Lieber Gott — Palmerchen!“ fügte Tatjana ein und sah Aage an, ihn auffordernd, sich ein wenig mit zu amüsieren.

„Ich bin Journalist,“ erklärte Herr Palmer, „Amateur-Journalist — ja. Auch der Journalismus ist Kunst — sollte es sein! Meine Mittel erlauben es mir glücklicherweise, die Kunst nicht zur milchenden Kuh werden zu lassen. Was ich sagen wollte — also Sie kennen Roubroucq! Da sind Sie ja wahrhaftig der erste Mensch, der mir das von sich erzählt! Soll ja ein — ganz doller Kunde sein — stimmt das?“

Herrn Oberhofs Augen suchten wieder die von Aage und Tatjana, als er in gedämpftem Tone antwortete: „Mein Freund Roubroucq ist in der Tat ein ungewöhnlicher Mensch.“

Tatjana fragte sorglos:

„Roubroucq? — Wer ist das eigentlich?“ und warf den Rest ihrer Zigarette an Pieter Steenbock vorbei zum Fenster hinaus.

Aage sagte voll Inbrunst:

„Ein ungewöhnlicher Mensch! Das läßt sich denken.“

„Sie sollten sich nicht derartige Blößen geben, teuerste Tatjana,“ sprach Palmer, „Roubroucq muß man kennen.“

„Muß man? Wer ist denn das „man“? Sie wissen doch, ich lese nie etwas.“ Und zu Oberhof gewandt, mit dem Ausdruck eines Gassenbuben und von einer Rauchwolke gefolgt, kam die Mitteilung:

„Ich bin nämlich Tänzerin!“

„Sie ist eine Künstlerin — eine ganz große Künstlerin, mein Herr!“ sagte die alte Dame aus ihrer Ecke hervor in klagendem baltischen Tonfall. „Oh, aber sie liebt es, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen!“

Tatjana wippte auf ihrem Sitz, den Mund vergnügt in die Breite gezogen. Aage meinte wahrzunehmen, sie strampele auch ein wenig mit den Beinen, doch stellte er staunend fest, daß dieser Eindruck lediglich durch die Mimik des Oberkörpers erreicht wurde. Tatjana hatte eine milchige Haut, über ihre kurze, breite Nase liefen ein paar blasse Sommersprossen, und die weißblonden Brauen trafen sich. Dieser breite, schwach eingeknickte Bogen wiederholte sich in der Form der schwachroten Oberlippe. Aage sagte, von einer seltsamen Atemlosigkeit überfallen:

„Ich — sah Sie gestern abend.“

Plötzlich sagte auch Pieter Steenbock etwas, und zwar mit einer ganz tiefen Stimme. Tatjana sah sich nach ihm um, als bemerke sie sein Vorhandensein jetzt erst, und betrachtete ihn blinzelnd. Dann wieder Aage anlächelnd, sagte sie behaglich: „Wie hübsch von Ihnen!“

Pieter Steenbock hatte nämlich gesagt: „Ich auch!“ —

Der Zug, der aus dem Ufergelände des Sternsees in endlose Wälder eingebrochen war, fortwährend Höhen hatte erklimmen müssen und sich in fauchendem Unmut vorwärtsgefressen hatte, rollte nun unbehindert und gleichsam gelangweilt in eine weite, himmelsüberkuppelte, von dunkelblauer Bergmauer begrenzte Ebene hinaus. Palmer sagte unzufrieden: „Ein schöner Unsinn war das gestern abend!“ schnaufte durch die Nase und sah, vergeblich Zustimmung heischend, zu der alten Dame hinüber, die mit den Blicken zärtlicher und kindlicher Bewunderung an Tatjana hing. Tatjana ging plötzlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu ihr hinüber und streichelte sie, wozu sie zweimal: „Ach, mein Mütterchen!" sagte, mit einem Ausdruck von Leidenschaft, Ratlosigkeit und Reue, der Aage unbegreiflich rührte. Er wandte sich ab, er sagte: „Ist Roubroucq — jetzt in Deutschland?" und bemerkte es kaum, daß Oberhof, wieder ganz an das Landschaftsbild verloren, die Antwort schuldig blieb. Palmer räusperte sich und sagte vorwurfsvoll gegen eine unsichtbare Enttäuschung gewandt: „Dann können S i e uns vielleicht erklären, wie dieser Franzose dazu kommt, deutsche Bücher zu schreiben?"

Oberhof drehte sich ihm zu, sein Gesicht war von innen durchleuchtet, und er lächelte. Er sagte sanft: „Mein Freund Roubroucq ist nicht Franzose", und fuhr fort, in gänzlich hingenommener Weise aus dem Fenster zu sehen. Ja, seine Augen hingen an einer Baumgruppe, einem Bahnwärterhäuschen, einem Heuschuppen, so lange sie nur sichtbar waren. Dann, mit einiger Belebtheit, als käme es ihm zum Bewußtsein, ungenügend geantwortet zu haben, wandte er sich ins Abteil zurück und sagte: „Nein, kein Franzose. Sondern belgischer, flämischer Herkunft. Daher der Name. Übrigens ist er von jeher ohne Vaterland."

Herr Palmer sagte: „Szo."

„Roubroucq", sagte Oberhof gedämpft zu Aage, „ist der Sohn eines Missionars. Er ist irgendwo in Tibet geboren und in Basel, in einem Erziehungsheim, aufgewachsen. Kennen gelernt habe ich ihn in Ostafrika. Wir gingen beide als Begleiter einer Expedition mit ins Kongogebiet." Er stand auf, griff an alle die zahlreichen Taschen seines Tropenanzugs und dann nach seinem Hut im Gepäcknetz. „Jetzt kommt Peißenberg!" sagte er eifrig und entzückt — „Peißenberg kommt!"

Die ersten, halb ländlichen Bauten einer kleinen Stadt tauchten draußen auf, bunte, kleine Gärten, Sommerhäuschen, Lauben. Wäsche flatterte im Sommerwind, Kinder spielten, standen an Zäunen, winkten, jauchzten. Kleine Hunde gaben sich haltlos ihrer Erregung über den vorüberfahrenden Zug hin. Oberhof kam mit dem Kopf, den er hinausgebeugt hatte, wieder herein. Seine Augen waren feucht, er lachte. „Ach Gott," sagte er, „lieber Gott!" und tastete wieder an seinen Taschen herum. Pieter Steenbock, der ihn von unten herauf ernsthaft beobachtet hatte, stand jetzt auf, warf seinen Rucksack über die Schultern und sagte: „Sie haben zu viel Gepäck. Ich darf Ihnen wohl helfen. Träger gibt es hier doch nie."

„Immer noch nicht?" fragte Oberhof in unverändert entzücktem Tone. „Fahren Sie denn auch nach Wiesbach? Fahren Sie alle nach Wiesbach? Dann müssen Sie zur Kleinbahn hinüber, ich werde Sie führen, ich . . ."

„Besten Dank!" sagte Herr Palmer steif, „ich kenne die Strecke, wie ich bereits erwähnte. Daß es keine Träger gibt, ist allerdings äußerst fatal."

Aber Aage hatte sich bereits mit so viel von Tatjanas eleganten Besitztümern beladen, daß den zwei wildledernen Händen nichts zu tragen blieb, als die wunderschöne Handtasche aus Schweinsleder, eine Last, dazu angetan, ihren Besitzer zu adeln.

Aage, ganz unter dem Eindruck, daß Steenbock während des Umsteigens Zeit gefunden hatte, ihm zuzuraunen, Palmer sei „ein Jude und außerdem so ein europäisches intellektuelles Schwein und überhaupt — dieser Obereunuche!" machte es sich alsdann in der gelben hölzernen Schachtel des mit genauer Not erreichten Kleinbahnzuges, die sie alle aufgenommen hatte, klar, daß Oberhof jedenfalls germanisch genug aussah — etwa, schlug sein, noch den äußersten Gegensatz des eigenen Typs innerhalb der gleichen Rasse suchendes Bedürfnis vor: — etwa so wie ein Tiroler! Sogleich stellte sich ein spitzes grünes Hütchen (ein „greans Hüetl") mit einer Spielhahnfeder, eine Zither, Kuhglocken und ein herzhafter Jodler in seiner Vorstellung ein, sowie die Gestalt eines gewissen Maxl, welcher sang: „Wo a kloans Hüttl steht, liegt a kloans Guetl." Er schob diese aufdringlichen Verknüpfungsbilder sanft beiseite — ja ja, sie stammten aus dem einstmals so geliebten „Tagebuch dreier Kinder" von A. Stein und aus den Erzählungen der

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsterblichen Tante Susanne. Wolf, dachte er und sah zu Pieter Steenbock hinüber, hat solche Bücher nie lesen mögen, ist also unbeschwert von diesem liebenswürdigen Ballast. Die Tyroler außerdem — ach, erst der mit y geschriebene Tyroler ist der wahre Tyroler; wußte denn das neunzehnte Jahrhundert ganz, was es tat, als das y überall verstieß, das arme, herzinnige y? — die Tyroler sind lustig, die Tyroler sind froh! So sangen die Kinder der Ebene, nicht wahr? „Es ist zum Verzweifeln mit meiner Konzentrationsunfähigkeit!" dachte Aage. Herr Oberhof also hat die starke runde Kopfform, das etwas lockige, rötlich-blonde Haar, die gemäßigte Adlernase, die goldbraunen Augen und die im ganzen Ausdruck, in der ganzen Körperhaltung liegende Kühnheit, Sorglosigkeit und bei aller Kraft diesen Zug von Weichheit, wie ihn der beste Bauernschlag dieser Gegend manchmal hat, und wie er bei diesem Manne durch Kultur hindurchgegangen ist. Aage, zufrieden mit sich selbst, gestattete sich eine Zigarette, da auch Tatjana ununterbrochen rauchte. Der Blick schärft sich allmählich doch, dachte er, und er ließ es sich, die besonderen Merkmale guten Herkommens bei jenem Manne einzeln zu verzeichnen, denn wenn er nicht von Anbeginn an halb unbewußt Oberhofs runde, enganliegende und schön geformte Ohren und seine Hände bemerkt hätte, die, gebräunt und arbeitsgewohnt, wie sie nun einmal erschienen, und mit winzigen schimmernden Härchen bestanden, von einer auffallend edlen und schlanken Form waren, so hätte er den Fremden der Beobachtung nicht gewürdigt. Aage war noch in dem Alter, wo uns nur das Artverwandte anzieht und in seiner Wesenheit blitzähnlich erhellt uns aufgeht. Aage lehnte Gegensätzliches einstweilen noch ab, es lohnte ihm noch nicht, es zu durchdringen. Und mit Bezug auf Herrn Oberhof dachte er jetzt noch, ihm selbst unerklärlicherweise: „wenn er nur nicht einmal anfängt zu trinken!" riß hierauf erstaunt über sich selbst die Augen weit auf und hörte die alte Dame sagen, die Gegend scheine nun wirklich lieblich zu werden und ganz das, was Tatjana sich gewünscht habe. Worauf Tatjana sagte, es sei ihr nun schon alles ganz gleich! Und jetzt käme noch eine Wagenfahrt?!

„Ach schaun Sie — schaun Sie nur, die Wiesen!" Herr Oberhof blickte um sich, sein Gesicht voll der Heiterkeit des späten goldenen Nachmittags, wie er draußen über den sanft gewellten blühenden Breiten lag. Dann tröstete er, es sei ja nur eine Viertelstunde Fahrt von der Bahnstation nach Wiesbach. Eine Fahrt am Seeufer entlang! sagte er strahlend als verliehe er ein Königreich. Und ob er den Damen nicht seinen Wagen anbieten dürfe — er selbst, ach, er würde ganz gern zu Fuß die alten Wege gehen, denn es sei seltsam, sehr seltsam sei es, heim zu kommen, von niemand mehr erwartet, als von ein paar alten Dienstboten . . .

So sprach Oberhof. Aage fühlte, daß dieser Mensch unter dem Druck von Wehmut und Erregung sprechen mußte und keine Antwort erwartete. Die alte Dame, unter einem glockenförmigen schwarzen Hütchen mit ihrem freundlichen kleinen Vogelgesicht zu ihm hinblickend, sang sanft auf Kurländisch: „Sie haben einen Besitz in dieser bevorzugten Gegend, mein Herr? Wie schön!" Palmer bemerkte streng, einen Wagen für die Damen habe er selbstverständlich längst bestellt. Sie wurden beide überhört, indessen räusperte sich jetzt Pieter Steenbock und sagte:

„Sie sind doch wohl der Besitzer vom Johannishof? Na, dann ist doch noch jemand in Wiesbach, der Sie erwartet."

Oberhof sah ihn lächelnd an: „Mein Bester," sagte er, „nun ja, da sind allerlei Leute, die sich an mich erinnern werden. Wer mich erwarten könnte, tut es in einigermaßen passiver Weise — auf dem Friedhof nämlich." Er setzte beiläufig hinzu: „Meine Mutter starb während meiner Abwesenheit. Sie sind bekannt in Wiesbach?"

Pieter Steenbock fuhr schwerfällig fort und ließ die Augen zwischen Oberhof und Aage hin- und hergehen.

„Wenn Sie der Besitzer vom Johannishof sind — na, dann ist doch jetzt in Wiesbach eine Verwandte von Ihnen, eine Dame — sie sagte mir, Sie würden in diesem Sommer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl nach Hause kommen. . .“ Er hielt inne, und Aage fühlte sich jetzt zu seiner Verwunderung allein von Pieter Steenbock ins Auge gefaßt.

„Eine Dame,“ sagte er langsam, „eine Malerin — ein Fräulein Mackens.“

„Mathilde Mackens!?“

„Thilda?!“

„Mathilde Mackens!“ wiederholte Oberhof, der den ersten Ausruf getan hatte.

„Mathilde Mackens!“ Er war heftig errötet. „Ist es möglich,“ murmelte er, „ist es möglich! Und Sie kennen Sie auch?“ wandte er sich an Aage. „Ja doch — Sie nannten ihren alten Kindernamen.“

Aage sah Steenbock immer noch fassungslos an.

„Und das sagst du jetzt erst?“ stieß er hervor.

„Wie soll ich denn ahnen, daß du sie kennst?“ sagte Pieter herausfordernd. „Bedenke doch gefälligst die Dauer unsrer Bekanntschaft!“

„Allerdings!“ Aage dachte geärgert: dies geht zu weit! Aber war es nicht einfach folgerichtig? Er lachte Steenbock an und sagte: „Natürlich, woher solltest du auch wissen?“ Dann zu Oberhof gewandt: „Ich habe Fräulein Mackens seit sieben Jahren nicht gesehen — wenn sie denn dieselbe Malerin ist, die einmal Sommerwochen lang im Hause meiner Eltern war, um einem einer Brüder Zeichenunterricht zu geben. Aber da auch der Vorname stimmt . . .“

„Lieber Gott — ich sah sie seit zehn Jahren nicht und hörte kaum von ihr. Ich sah sie seit zehn Jahren nicht, und jetzt ist sie in Wiesbach!“ und plötzlich, sich Haltung gebend: „So so! Die Thilda Mackens ist also in Wiesbach.“

„Sie wohnt im Herzogsschild“, erklärte Steenbock. „Da wirst du auch wohnen“, sagte er gönnerhaft zu Aage.

„Mensch, das hättest du nun aber doch andeuten können! Du hättest ja so nebenbei von der netten Gesellschaft im Gasthof erzählen können!“

„Du schienst mir nicht empfänglich für Detailschilderung heute Nacht.“

„Nein! Daß Sie beide aber nicht Brüder sind!“ klagte die alte Dame zwischen Pieter und Aage hin- und hersehend, die rot wurden und sich nun gegenseitig fast feindselig musterten.

„Wieso eigentlich?“ fragte Pieter unhöflich, „wir sehen uns doch keine Spur ähnlich.“

„Gott, ich sag'! Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Ich dachte es.“

„Sie reden so wenig miteinander, wie nur Verwandte es tun,“ sagte Tatjana, „daher kommt es, Mütterchen, nicht wahr? Was hat diese Lokomotive nur so aufgeregt zu bimmeln. Ich habe nun wirklich bald genug.“

„Wir sind gleich da!“ Pieter Steenbock zerrte seinen Rucksack unter der Bank hervor — „Rungström, wir gehen zu Fuß!“

„Ich nehme Sie in meinem Wagen mit,“ sagte Oberhof, „ich fahre Sie bis vors Herzogsschild, ich . . .“ wieder kam das nervöse Abtasten sämtlicher Taschen. Aage vollendete innerlich: Ich — muß Mathilde Mackens heut abend noch sehen. Er begriff. Palmer hatte eine Brieftasche gezogen und überreichte Oberhof majestätisch eine Karte. „Regen Sie Ihren Freund Roubroucq an, mir seine Bücher zuzuschicken. Es stehen mir allerlei Blätter offen, hm — Blätter von mehr als provinzieller Verbreitung.“

„Danke, danke“, Oberhof schob die Karte ziemlich achtlos ein. „Roubroucq“, sagte er, „wird mich in Wiesbach besuchen — wann, das wissen freilich die Götter. Ich weiß nicht einmal, wo er sich jetzt herumtreibt — sein letztes Buch kam aus Finnland.“ — „Ich werde es sehr still haben im Johannishof“, fuhr er fort, Steenbock ansehend, als den einen, der vorher einige Bekanntschaft mit dieser Heimat, diesem Johannishof, geäußert hatte. „Besuchen Sie mich doch einmal, wenn Sie mögen, Sie und Ihr Freund.“

„Damen wage ich in meine Junggesellenwirtschaft freilich kaum zu bitten,“ setzte er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit verlegener Liebenswürdigkeit hinzu — „aber wenn Sie sich denn einmal langweilen sollten, oder die Hitze ist sehr groß — da ist es ganz schön im Garten bei mir. Ein alter Garten, gnädige Frau. Jawohl. — Ich werde es sehr still haben zuerst, sehr still. . ."

Seine Augenlider waren sonderbar gerötet, seine Hände unruhig. „Wir sind da", sagte er heiser. „Ach Gott — nun sind wir schon da. . ."

Während der kleine leichte Wagen auf der glatten weißen Landstraße am Seeufer entlang dem schwerfälligen Gefährt voranrollte, das Tatjana samt Gefolge aufgenommen hatte, drehte sich der eigenhändig kutschierende Oberhof zuweilen um, und Aage und Pieter vernahmen, mit den Augen dem deutenden Peitschenstiel folgend, dieser Kleeacker dort, jene Wiesen, dies Kartoffelland, das alles gehörte schon zum Johannishof. Im übrigen redete Oberhof viel und schnell auf den alten Kutscher an seiner Seite ein, der immer nickte und: „Ja ja, dees glaab i scho'!" sagte, obgleich er offensichtlich etwas taub war und nur zwei Drittel von allem verstand. Aage war in einer gelinden Erschöpfung, er atmete zuweilen tief seufzend und meinte zu fühlen, daß diese Luft sehr weich und feucht sei und sein nervöses Asthma begünstige.

Steenbock sah ihn von der Seite an. „Hast du das immer noch?" fragte er gedankenlos.

„Was? Diese Atemnot? Die hab' ich allerdings nun bald zehn Jahre. Wie kannst du das aber wissen? Bedenke doch, bitte, die Dauer unsrer Bekanntschaft!" Aage war verstimmt. Welch sinnlose Maskerade! dachte er. Ach, hier waren Wiesen, golden überblüht von Arnika, von Ringelblumen gestirnt, von einer unsäglich vielfältigen, tiefen, innigen Buntheit und bräunlich überschleiert von den Rispen der Gräser. Hier blühten wilde Rosen am Weg wie daheim. Zur Linken stieg das Land ganz sanft, mit einem großen, zärtlichen und weichen Schwung umfing es die Bucht und das Dorf, und oben, jenseits des Hügelrandes, wellte es sich den Bergen zu. Alles lächelte. Das Schilf wogte, als bewegte es ein Geheimnis, die langgestreckte stille Wasserfläche lag wie ein himmelsseliger Spiegel zwischen ihren sommerlichen Ufern. Fischer arbeiteten draußen in großen flachen Kähnen, tief in der nördlichen Ferne stand ein Segel. Die Blätter der kleinen Ahornbäume am Wege waren wie von Blut durchpulst. Nun überholte man Vieh, große, träge, rote Kühe, die schweifschlagend, mit schweren Eutern, nach Hause wandelten — der Hütejunge schwenkte grinsend den Filz, ein freudiger Hund ergriff die Gelegenheit zur Raserei. Oberhof wies auf ein Gebäude, das in einiger Entfernung von der Straße weiß durch die Büsche seines Gartens schimmerte, eine blauweiße Fahne flatterte vom Dach, Stallungen, Wirtschaftsgebäude schlossen sich an. Oberhof knallte scharf mit der Peitsche, er richtete sich gerade auf und stieß einen unterdrückten Ruf aus. Der kleine Traber vor dem Wagen legte sich enttäuscht noch einmal ins Zeug, rechts und links nahmen Grasgärten die Straße zwischen Hecken auf, die ersten vereinzelten Bauernhäuser kamen, Fachwerkbauten mit braunen, hölzernen Altanen, von roten Nelken glühend überhangen und mit prächtigen viereckigen Düngerhaufen vor der Tür. Eine Tafel tauchte auf: „Gemeinde Wiesbach, Kreis Peißenberg . . ." las Aage. Er griff lachend nach Strohhalmen, die in den Zweigen einer alten Linde hingen, sagte zu Steenbock: „Herrgott — ein Dorf! Wie schön!" Und da rasselte Pflaster unter den Rädern, es gab einen Ruck, und sie hielten vor einem langen, weinumrankten Gebäude, über dessen Eingang ein altfränkisches Greifenwappen prangte mit der Umschrift „Zum Herzogsschild". Unter der Tür aber — ja, unter der Tür des Gasthofs „Zum Herzogsschild" stand eine Frau in weißem Kleid — hier stand Mathilde Mackens.

Aage kletterte vom Wagen, ein Gefühl elender Schwäche in seinen Knien. Er vergaß Pieter Steenbock vollständig. Er stand beiseite, den Hut gegen die Brust gepreßt, abwartend, daß Mathilde ihn sehen möge. Aber Mathilde stand neben dem Wagen, zu Oberhof aufblickend, der sonderbarerweise nicht abstieg, sondern, sitzen bleibend, auf sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

niedersah und mit schwankender Stimme sagte: „Wahrhaftig! Du bist hier! Du bist es also, Mathilde!“

„Ja — ich bin hier, Wendelin.“ Das war Thildas Stimme von einst. Aage rührte sich nicht. Oberhof ließ die Peitschenschnur in lächelnder Versunkenheit auf dem Rücken des Pferdes spielen. „Es ist hier nicht der Platz . . .“, sagte er. Dann bestimmter: „Ich will nun nach Hause. Ich brachte zwei Reisegefährten her.“ Er wandte sich um: „Meinten Sie nicht, Fräulein Mackens von früher zu kennen?“

„Aage!“ rief Mathilde betroffen aus, „das ist Aage — Aage ten Maan! Nein doch, nein doch, ich weiß ja, ten Maan war Ihr Stiefvater! Aber Sie heißen . . .“

Auf einmal bemerkte sie Steenbock, und ihre Augen weiteten sich.

„Sie heißen — von Rungström und sind jetzt gekommen mit diesem — diesem —, der sich Steenbock — nennt. Also hatte ich doch recht! Also sind Sie natürlich . . .“

Pieter Steenbock hatte die Breite der Landstraße zwischen sich und das „Herzogsschild“ gelegt. Pieter Steenbock winkte hinüber und rief, enteilend: „Ich muß zum Meister, scharfsinnige Meisterin! Nehmen Sie sich dieses Jünglings an, der ortsfremd ist! Ich bin Pieter Steenbock — Steenbock — Steenbock!“ Er lief, er schlug nach hinten aus, er lachte wie ein Waldschratt. Mathilde blickte Aage an: „Das ist doch Wolf!“ rief sie. Aage machte eine ratlose Bewegung. Oberhof sagte: „Hier scheint es Geheimnisse zu geben — aber ich will jetzt nach Hause. Mathilde, wann darf ich dich wiedersehen?“

Sie lächelte: „Aber — morgen doch!“ als gäbe es keine andere Antwort. Auch Oberhof lächelte. „Auf morgen denn — morgen und alle Tage . . .“

Er grüßte, wandte sein Gefährt und fuhr die Straße zurück, gerade als der Landauer des Herrn Palmer um die Linde herumgerasselt kam.

III

„Wiedersehen — ist oft so seltsam . . .“ hatte Mathilde zu Aage gesagt, als Wendelin Oberhofs Wagen verschwunden war. Aage hatte nicht den Eindruck gehabt, daß sich diese Betrachtung auf ihn bezöge. Indes empfand er sie für seine Person als eine mehr als berechtigte Feststellung der Erfahrungen, die er seit vierundzwanzig Stunden machte. Er durchsuchte seine Erinnerung und fand sich bestätigt in der Gewißheit, daß keine Begegnung dermaßen von ihm erhofft und ersehnt gewesen war, wie die mit der verschwundenen Geliebten jenes Knabensommers, und die mit dem Verlorenen, dem Gefährten des Kindheitsgartens, dem Schlafgenossen versunkener sorgloser Nächte.

Aage, zweiundzwanzigjährig, und satt von dem ersten Becher der Erfüllung, den das Leben geboten hatte, mit dem Geschmack jener reizvollen Bitterkeit der Enttäuschung auf der Zunge, die uns in jenen Zeiten noch so wundervoll empfänglich macht — Aage lehnte am Fenster des kleinen Zimmers, das man ihm angewiesen hatte, und dachte schwermütig: „Suchen wir — suchen wir nicht hinter jeder Erfüllung die — erste Geliebte — und — den ersten Freund?“ — Die Spannung des Erlebnisses von gestern abend ließ nach. Er sah sich auf einmal im Besitze eines Ziels, das er noch im Nebel unabsehbarer Ferne geglaubt hatte. Der Bruder — die Frau, die er beide unablässig im Wirbel der Welt wiederzufinden und zu erkennen sich gemüht hatte, sie beide hatte ihm der gleiche Schicksalstag mit einer großen Gebärde geschenkt. Er aber voll unzufriedener Wehmut fühlte staunend, daß er den Durst, die Sehnsucht und die süße Ruhelosigkeit der Suche heimlich zurückwünschte.

Ein sanftes Geräusch füllte sein Ohr, er blickte hinunter und sah, daß dort unter der schattenden Platane, deren breite Krone in sein Giebelfenster hinein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dunkelte, der starke silberne Strahl eines Röhrenbrunnens unaufhörlich in eine lange hölzerne Mulde fiel. Er sah feierliches Hornvieh unter leisem Anschlagen seines Geläuts nacheinander hinzutreten, die schweren Häupter senken und trinken, sah das Getümmel von Hühnern und Enten, das abendliche Hin und Her von Knechten und Mägden mit blanken Zinneimern voll Milch, mit Forken und Futterkiepen. Er spürte bis zu sich hinauf den scharfen, süßlichen Dunst der Ställe — er fühlte das alles heimatlich und friedevoll und sich selber entrückt, so weit entrückt der Atmosphäre des roten Kimono, der bunten Kissen, des goldgelben Lampenschirms. Er dachte: „Nun, nach dieser Seite hin wird Tatjana wohl schwerlich untergebracht sein" — und: „wo wohnt wohl Mathilde?" — Dann, dem Fallen des Brunnens wieder Raum in seinem Bewußtsein gebend, fragte er sich: „etwa darum ‚Bachgemurmel'?" Denn die Wirtin hatte vorhin zu der Magd, die ihm sein Zimmer anweisen sollte, die rätselhaften Worte gesagt: „Bringen Sie den Herrn ins ‚Bachgemurmel'." Er begann zerstreut seinen Rucksack auszupacken, die geliebte himmelblaue Joppe, an der er deutliche Spuren des Zusammenknautschens bemerkte, kummervoll glatt zu streichen. Achtlos verstaute er ein paar Wäschestücke in der Waschtischschublade, ordnete einige Bücher liebevollst auf dem kleinen wackeligen Tisch, von dessen gebeizter Platte er eine rot und weiß gewürfelte Decke entfernte, und den er aus seinem Versteck neben der Tür im Hintergrunde des Zimmers ans Fenster trug. Sah sich dann um, stellte fest, daß er ein Bett mit einem ungeheueren gebirgigen Deckbett besaß, auch ein dunkelrotes Ripssofa, eingesessen und hügelig, aber ein Sofa schlechthin; daß das Zimmer im übrigen mit dem schon erwähnten Tisch, zwei Stühlen und sieben Haken an der Wand ausgestattet war; daß über dem Bett das Bild eines Christus hing, der in aufgerissener Brust ein blutendes Herz zeigte, in der Ofenecke das einer Madonna mit sehr großen Tränen in den Augenwinkeln. Blickte mit dem kleinen fremden Schauer des Menschen, der die Symbolgläubigkeit der Kindheit abgestreift und damit das Symbol für immer abgetan zu haben meint, auf die armen blanken Öldrucke und fühlte doch die süße, dunkle Anziehung, die der katholische Kult von je für ihn besaß. Warf sich endlich auf das gebrechliche kleine Sofa, gähnte, rieb sich die Augen, starrte unwillig auf das Zifferblatt seiner Uhr und ergab sich in Erwartung der Abendbrotzeit noch einmal der Betrachtung seiner letzten Erlebnisse.

Dieser Steenbock mochte hundert Gründe haben, seine Identität mit einem bis dato völlig Unbekannten zu wahren — diese höchst verdächtige, unwahrscheinliche Identität mit einem backenbärtigen Holländer. Es blieb diesem Pieter Steenbock unbenommen, seine Rolle mit den dürftigen Mitteln einer simplen Behauptung, er sei nun einmal dieser und kein anderer, und unter völligem Verzicht auf jegliche Verstellung durchzuführen. Wenn er es wünschte, mit dem Bewußtsein, von Aage durchschaut zu sein, noch eine Weile zu leben, als befände Wolfgang ten Maan sich auf der anderen Seite der Erde — gut, warum auch nicht! Aage war nicht unempfänglich für den phantastischen Reiz eines Wiederfindens unter solchen Bedingungen. Was ihn indessen verstimmte — was ihm das Gefühl eines Verlustes gab, der Einbuße einer übergroßen Hoffnung, einer seligen Zukunftsgewißheit, das war die überaus, die nahezu grotesk nüchterne Art, mit der Steenbock sich in seine neue Lage schickte, die fatale Selbstverständlichkeit, mit der er die Führung der Angelegenheit an sich genommen hatte, und in der durchaus nichts von der Gemütsverfassung des verlorenen Sohnes und Bruders zu spüren war. Gestern freilich war etwas wie Erschütterung an ihm wahrzunehmen gewesen — nichts aber von der schwindelnden fassungslosen überwältigten Trunkenheit, die Aage sich in unzähligen Träumen von dem Augenblick eines Wiedersehens versprochen hatte, und die er nun an sich selbst auch nur erlebt hatte, wie einen Abglanz aus eben jenen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Träumen und mit der bösen skeptischen Frage im Hinterhalt: Ist das alles? Immerhin fragte er sich nun auch mit einiger Beschämung, ob er dem andern nicht unrecht tue. Wolfgang, so völlig aus seinem Bereich entrückt und in seiner Vorstellung heimlich mit dem Glanz des Abenteuerlichen und Heldenhaften umgeben, hatte gleich anfangs in seiner Phantasie — der Phantasie eines kranken, ängstlich gehüteten Knaben — seine Züge verändert und hatte sich dementsprechend, mit Hages Entwicklung Schritt haltend, für ihn gewandelt: seit sechs Jahren begriff Hage unter dem Namen des Bruders immer sein jeweiliges Freundesideal und hatte ein seltsam gesteigertes geistiges Verhältnis zu dieser wirklich-unwirklichen Gestalt gehabt. Der ihm da gestern entgegengetreten war, hatte jene Gestalt mit einemmal sich in Nebel auflösen und den Wolfgang wieder ins Leben treten lassen, den bei aller Greifbarkeit ständig eine dünne Luftschicht von Fremdheit und Undurchdringlichkeit umgeben und von einem getrennt hatte. Oh, Wolf war nicht der Überschwängliche, den Hage immer wieder dort gefunden, wohin kein Sterblicher ihn bisher begleitet hatte, in den gleichermaßen verlockenden Abgründen der Begeisterung und der Verzweiflung. Dies nämlich waren die Pole des Gefühls, zwischen denen der blonde Hage sich mit erstaunlicher Übergangslosigkeit hin und her bewegte. Den er da wiedergefunden hatte, das war eben Wolf, der Wolf von einst und ehedem, der Eltern und Geschwister mit kühler Selbstverständlichkeit nahm, der unbekümmert um die Gefühle der andern seine eigenen Pläne verfolgte, die graugrünen Augen voll zielsicherer Gelassenheit, unbeirrbar in seinen starken Instinkten und draufgängerisch wie ein junges Raubtier. Es war Wolf in der alten unheimlichen Besessenheit, die sich jetzt eben in der Marotte, noch unerkannt bleiben zu wollen, äußerte, Wolf, der hinter dieser ganzen unberührbaren Haltung eine sonderbare und erschütternde Hilflosigkeit barg — die Hilflosigkeit des Schlafwandlers auf schmalem Grat, der mit jeder Bewegung unbewußt darum fleht, nicht angerufen zu werden. Es war — oh ja, und Gott sei gelobt! — es war der Verlorene, der Totgeglaubte, wahr und wahrhaftig, es war endlich, endlich Wolf! Dennoch — dennoch . . . Hage saß an dem wackeligen kleinen Tisch und schrieb in sein Notizbuch, schrieb erst in Absätzen und dann fließend, als folgte seine Hand der Stimme eines Unsichtbaren:

Den Bruder, den von Gott mit mir gezeugten,
Aus einem Schicksalsschoß mit mir geboren,
Von Ewigkeit mir heilig zugeschworen,
Mit gleichem Wein zu gleichem Rausch gesäugten —

Den Bruder, den von Gram gleich mir gebeugten,
Der sich wie ich den h a r t e n Weg erkoren,
Den ich im Irrsal, wie er mich, verloren,
Von dessen Dasein mir doch Sterne zeugten —

Den suchend hab' ich mich an dich verschwendet, —
Doch du willst meine Sprache nicht verstehn,
Und bist es nicht, an dem mein Herz vollendet,

Und läßt mich einsam in den Abend gehn,
Und hast mir keinen Dämon nachgesendet,
Mich für die Nacht mit Fassung zu versehn . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Oder sollte Thilda jenen Dämon darstellen? dachte Hage eine Weile später, als er die Treppen hinunterging, aller Schwermut ledig und voll unbändiger Neugier

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den Inhalt der nächsten Stunden. Große Schränke in einem lustigen, bunten Bauernbarock, blau und rot bemalt, standen auf dem breiten Flur des ersten Stocks, der balkendurchzogene geweißte Wände, eine niedrige Decke und ausgetretene, ungestrichene Dielen hatte. „Wanderers Rast" las Aage über einer der braunen, schiefhängenden Gastzimmertüren, ging erheitert weiter und fand, worauf er bei seinem eigenen Zimmer noch nicht geachtet hatte, daß jeder Raum des „Herzogsschildes" seinen eigenen Namen trug. Da gab es „Morgensonne", „Seeblick", „Wiesenlust", „Lindenduft" und auch ein „Petri Heil", das Nächte voll guter Vorbedeutung für den Aufenthalt von Liebhaberfischern umschließen mochte. „Ich wohne im „Bachgemurmel"," sagte Aage tief befriedigt zu Mathilde, als er ihr im Garten am Seeufer jenseits der Straße gegenübersaß, in seiner glücklich erregten Stimmung noch gesteigert dadurch, daß nicht weit von ihnen Tatjana mit ihrer Umgebung sich niedergelassen hatte — „sagen Sie mir doch, haben Sie auch so eine Villa für sich? Lieber Gott, Thilda — früher hießen Sie doch Thilda, darf ich noch so zu Ihnen sagen? Ach, Thilda, überhaupt, sagen Sie mir . . ."

„Ich bin passenderweise im „Malerwinkel" untergebracht. Lieber Aage, ich rate Ihnen, nun erst einmal etwas zu essen zu bestellen. Ich esse einen Kaiserschmarren."

„Bringen Sie mir das auch! Einen Kaiserschmarren!" sagte Aage begeistert zu der am Tisch bereits harrenden Weißbeschürzten, die mit träumerischen roten Fingern ihre Ledertasche auf- und zuknipste, die Serviette unter den Arm gepreßt und voller Wohlwollen auf Aage niederblickend. „Wünschen der Herr mit oder ohne Kompott? Und trinken? Jetz is das Fräulein doch nimmer gar so allein, geltens, Fräulein Mathilde?"

„Lassen Sie nur das Kompott beiseite, Theres, das sind doch wieder die ewigen sauren Johannisbeeren, die nur aus Haut und Kernen bestehen. Und der Herr trinkt ein Glas Milch, wie ich."

„Kein Bier?"

„Milch! Selbstverständlich Milch! Nein, Thilda," sagte er, selbstvergessen in das Gesicht der Freundin blickend, als die Theres nun enteilte, „nein, Sie haben wirklich nichts Dämonisches!"

„Dämonisches? Aber, bester Aage, hatten Sie mich denn so in Erinnerung? Dämonisch? Nun wahrhaftig . . ."

„Oh, oh, Sie mißverstehen mich! Es gibt ein Gedicht, wissen Sie, es gibt ein Gedicht, darin heißt es: „. . . und hast mir keinen Dämon nachgesendet, mich für die Nacht mit Fassung zu versehen . . ." Da ist der Dämon gemeint im Sinn der heilsamen Naturkraft, des Wohltätigen, Schützenden. In diesem Sinne — in diesem Sinne — in diesem Sinne haben Sie natürlich doch etwas Dämonisches", schloß er hilflos. „Ach, verehrte Thilda, verzeihen Sie mir! Ich bin so konfus heute abend. Ich habe die ganze letzte Nacht nicht geschlafen. Und nun sehe ich Sie plötzlich wieder . . ."

„Was haben Sie denn getrieben die ganze Nacht? Ach, Aage, wo fangen wir nur an? Ich fühle mich nämlich auch ein wenig fassungslos, o ja! Ich stehe ahnungslos vorm „Herzogsschild", und da kommt ein Wagen, und auf dem Bock sitzt Wendelin Oberhof, den ich zuletzt sah, als wir beide sehr jung waren . . ." — Sie stockte. Aage blickte in ihr Gesicht, das, wie ihr schöner starker Hals, zart von der Sonne gebräunt war. Er dachte, von seltsamer Erkenntnis überkommen: Als du sehr jung warst? Und was bist du denn jetzt? Du bist alterslos wie ein See . . .

„Sehr jung," fuhr Mathilde fort, an Aage vorbeisehend und etwas errötend, „es ist zehn Jahre her. Und aus dem Wagen steigen Sie — den ich sieben Jahre nicht sah . . ."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ihre Augen sind immer noch so — so wolkig blau, wie deutscher Lapislazuli mit kleinen goldenen Funken," dachte Aage, und: „dann kannte sie ihn also schon, diesen Oberhof, damals . . ." Laut sagte er, ernsthaft, unruhig: „Ich war die ganze letzte Nacht mit diesem Pieter Steenbock zusammen."

„Um Gottes willen! Was ist das für eine Komödie! Das ist doch Ihr Bruder Wolf. Ich hab' ihn erkannt, als ich ihn vor sechs Wochen zum ersten Male sah, und bin nur wieder irre geworden, weil er hoch und heilig beteuerte, es nicht zu sein. Nun kommt er mit Ihnen hier angefahren. . . . Ich war nur vorher so zerstreut — durch Wendelin Oberhof, sonst hätte ich gleich . . ."

„Oh, Thilda! lassen Sie sich erzählen!" sagte Aage tief atmend und legte sich mit den Ellbogen auf den Tisch.

„Warten Sie, da kommt unser Essen! So, Theres, stellen Sie nur her!"

Theres war eitel Schalkhaftigkeit. „Ich weiß nicht, der Herr kommt mir aber jünger vor als das Fräulein! Das macht, er is halt gar so blond."

„Ja, ja, Theres. Schon gut. Ich bin seine Tante."

„Geh!"

„Theres — der alte Herr dort drüben möchte etwas von Ihnen! — So, Aage! Ja, erzählen Sie!"

„Ach, Thilda! Und das ist also Kaiserschmarren! Eine Eierspeise, nicht wahr? Ich hatte als Kind ein Märchenbuch, ich liebte es schwärmerisch, es hieß „Elfenreigen". Darin standen auch viele Geschichten aus den Alpen, ja, und diese Älpler, sie aßen des Abends immer „eine Eierspeise". Das war natürlich auch Kaiserschmarren, nicht wahr? — Entschuldigen Sie doch, Thilda — es schmeckt übrigens großartig — ich kann mich gar nicht sammeln."

„Wie geht es Ihren Eltern, Aage?"

Aage senkte die Augen.

„Mein Stiefvater ist tot", sagte er leise.

„Ach, Aage, verzeihen Sie mir! Ich erinnere mich jetzt. Ich las davon in einer deutschen Zeitung — ich war in Monte Oliveto bei Florenz — war es nicht im Winter, nachdem ich bei Ihnen gewesen war? War es nicht eine lange, traurige Geschichte? Oh, verzeihen Sie mir — ich erinnere mich jetzt so gut und fühle wieder mein Schuldbewußtsein von damals, daß ich nicht an Ihre Mutter schrieb."

„Er nahm sich das Leben", sagte Aage, gequält und unter dem inneren Zwange, dies alles aussprechen zu müssen. „Der Marliner Stadtklatsch hatte ihm angehängt, er habe Detlevs und mein — seiner Stiefsöhne — Vermögen für seine Leidenschaft, zu sammeln, aufgeopfert, und seine zarte Natur erlag dem Schmutz."

„Herr ten Maan", sagte Mathilde nach einem Schweigen zögernd, „schien mir schon damals im Sommer von einer nicht gesunden Gespanntheit der Nerven zu sein, Aage. War es nicht so? Ach, Aage, ich habe wohl viel an Ihre arme Mutter gedacht! Aber ich erlebte damals alles, was nicht meine Kunst anging, wie — ja, mein Gott, wie eine Luftspiegelung, es hatte nichts Wirkliches für mich, und Sie sahen, ich war imstande, es zu vergessen. Aber wie geht es nun Ihrer Mutter, Aage? Wie lebt sie — und wo? Ach — Sie hatten doch n o c h einen Bruder — hieß er nicht Detlev? Und eine Schwester war da auch. Aber in mein Gedächtnis eingeprägt haben nur Sie sich und Wolf, sehen Sie!" Sie lächelte und sah Aage prüfend an. „Ich werde Sie wieder zeichnen müssen — irgendwo hab' ich noch Studienköpfe von Ihnen. Sie sind noch ähnlich — dennoch . . . Aage — w a s haben Sie erlebt?"

„Ich weiß nicht, Thilda, was Sie mir jetzt ansehen." Aage war seltsam betroffen von diesem unpersönlich forschenden Blick; er meinte ihn noch nie im Auge

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Frau gesehen zu haben. „Ich hatte Jahre der Krankheit, gleich nach Papas Tode, ich bin erst vor zwei Jahren für ganz gesund erklärt worden."

„War es die Lunge?"

„Ja. — Und dann war das mit Wolf . . ."

„Was ist also mit Wolf? Wissen Sie — Wolf hatte kein leichtes Erbe."

„Wie meinen Sie das? Diese Seelenwanderungsidee . . ."

„Oh — was war doch das? Mir schwebt so dunkel etwas vor. Ich meine, Wolf mit diesem dekadenten Vater und dieser Mutter voll stärkster Lebenstriebe, verzeihen Sie, Aage — ja, es ist auch Ihre Mutter, aber Sie haben ihr Blut in einer anderen, vielleicht glücklicheren Mischung."

Aage, wieder verwirrt von der sachlichen Art dieser Frau, sagte: „Wir hielten Wolf fünf Jahre für tot."

„Aber er lebt doch, wie ich heute wieder sah!"

Aage atmete tief und entschloß sich zu einem geordneten Bericht. „Es war ein Jahr nach Papas Tode," erzählte er, „Mutter war mit mir in Arosa, Detlev war schon Fähnrich, Erika bildete sich irgendwie in Berlin. Wolf war in einem Landerziehungsheim in der Nähe von Marlin. Erinnern Sie sich noch, daß er diesen Wandertrieb hatte — schon als kleines Kind?"

„Ach ja — gab es da nicht einmal eine Reise nach Berlin?"

„Ja, ja — an der war ich sogar beteiligt gewesen. Nun — eines Tages bekam Mutter die Nachricht, Wolf sei verschwunden, eine Nachricht, auf die sie ahnungsvoll immer gewartet hatte, seit Wolf in jener Anstalt war. Sie nahm die Tatsache dementsprechend ziemlich gelassen auf, setzte brieflich alles in Bewegung, was zu seiner Wiederauffindung dienen konnte, war der unerschütterlichen Überzeugung, heute, morgen — spätestens übermorgen würde ein Telegramm kommen, das sagte, er sei wieder da — wartete heute, morgen, übermorgen, wartete eine Woche — wartete Wochen, Monate . . . Liebe Thilda — wir haben fünf Jahre auf Wolf gewartet, Mutter und ich."

„Und dieser unglaubliche Strolch?"

„O, Thilda — ja — so sagte Detlev auch — so sagte mein Onkel Göhren, nun, und Erika und alle, alle anderen. Mutter hat ihn niemals verurteilt."

„Ihre arme Mutter!"

„Ja. Man sieht es ihr auch an. Sie ist doch noch nicht fünfzig Jahre alt . . . Nun, lassen wir das! Sie fanden vorher selbst eine Entschuldigung für Wolf."

„Wieso? Ach so. Nun ja. Ach, wissen Sie, Aage — und er war ein begabter Kerl, der Junge!"

„Wir hielten ihn für tot. Wir hielten ihn heimlich doch für tot, obgleich wir es uns gegenseitig nie zugaben. Seine Spur hatte sich in einem kleinen Hafenort, eine Stunde von dem Landerziehungsheim, verloren. Dort hatte an dem Tage seines Verschwindens ein schwedischer Kutter gelegen, der nur ein paar Sack Kartoffeln an Bord genommen hatte und dann wieder in See gestochen war. Er war nicht ins Hafenregister eingetragen worden — man wußte nur, er hatte ein paar Stunden im Hafen gelegen . . . Gleichviel! Nun ja — das sind alles Vermutungen."

Er zuckte die Achseln, und seine Hände fanden die leere Gebärde der Resignation. Er starrte gramvoll seitlich auf die sanfte Fläche des Sees. Die Erinnerung übermochte ihn so stark, daß er die Gegenwart für Augenblicke völlig vergaß.

„Fünf Jahre hat er uns warten lassen, fünf Jahre!" wiederholte er. „Mutter und ich waren immer zusammen, in Arosa, in Pegli — einen Winter auch in Taormina. Dazwischen sahen wir viel von Italien, es war oft sehr schön, aber ich war doch nie ganz gesund, und dann immer dieser Druck der Ungewißheit um Wolf. Hätten wir noch sicher gewußt, er sei tot . . . Aber so. Dies Warten fortwährend

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den Erfolg von Nachforschungen — auf ein Lebenszeichen von ihm selbst. Wissen Sie noch, wie Mutter früher war?"

Mathilde nickte erschüttert.

„Sie ist anders geworden," sagte Hage still, „man hört sie nicht mehr, Thilda. Ach, wissen Sie noch, ihr Haar? Sie sieht gar nicht alt aus, Thilda, sie hat doch diese flaumige, blühende Haut — aber ihr Haar ist ganz weiß. Wir haben in der letzten Zeit nie mehr von Wolf gesprochen, wir hielten es beide nicht mehr aus — aber da ist ihr Blick, Thilda, dieser lauschende Blick nach der Tür — und ihre kleinen Hände — ach, die waren immer schon so hilflos."

„Sie hätten eine Tochter werden sollen, Hage", sagte Mathilde und wandte sich ab.

„Herrgott, wie hab' ich ihn oft gehaßt, und liebte ihn doch so!" sagte Hage und wischte sich zornig die Augen. Dann senkte er den Kopf. „Nein, Thilda, denken Sie nicht zu gut von mir. Ich war so entsetzlich gebunden durch ihn. Ich durfte sie nicht verlassen. Und sie klammerte sich an mich. Sie machte mich kränker als ich war, nur um mich ausschließlich zu besitzen — können Sie sich denken . . .?"

Er sprach halblaut, wie mit schlechtem Gewissen. Mathilde, Brigitte ten Haan vor sich sehend, die kleine, volle Gestalt mit dem ein wenig zu schweren Haupt und diesem Blick unersättlicher, fast tierhafter Mutterliebe in den großen Augen, mit jenem Ausdruck unbedingter Gebundenheit an die Kräfte ihrer Weiblichkeit — Mathilde nickte:

„Ich kann mir denken — o ja, Hage — ich glaube wohl."

„Wenn nicht vor anderthalb Jahren dieser Brief von ihm gekommen wäre..."

„Sie hatten einen Brief von ihm? Und dieser Steenbock? Hage — mein Gehirn kreiselt allmählich."

„Meins auch. Warten Sie! Wir waren also in Genf. Dort machte ich glücklich mein Abiturium. Der Brief kam aus Hamburg. Es stand nichts darin, als Wolf sei nun wieder in Deutschland, bäte uns aber dringend, keine Notiz von ihm zu nehmen, bis es ihm selbst gefiele, sich wieder einzufinden. Ich glaube, er schloß mit herzlichen Grüßen — aber nein — es stand wohl nur sein Name darunter. Ich will ihm nicht unrecht tun."

„Dies ist etwas wie moral insanity", sagte Mathilde nach einer Pause. „Dies ist frivol, es ist unglaublich, ich begreife es nicht."

„Warten Sie," bat Hage — „es läßt sich doch begreifen. Er ging damals als Vierzehnjähriger, getrieben von den dunklen Gewalten seiner Entwicklungszeit und von demselben unerklärlichen Drang, weit zu gehen, wissen Sie — weit — wie schon als dreijähriges Kind. Wäre es damals wie einst geglückt, ihn wieder einzufangen, die Sache wäre im Sande verlaufen und wäre heute längst vergessen. Er ging ja nicht als ein Rebell oder als ein schlecht behandeltes, unterdrücktes Genie — o Gott, nein, er peeste eben fort. Verzeihung, dies war ein Ausdruck von uns Jungens — er peeste so dahin, er peeste auf ein Schiff, und das Schiff peeste mit ihm weg. So war es, Sie können sicher sein!"

„Sie treiben da ein wenig moderne Entlastungspsychologie, will mir scheinen. Ein Dämmerzustand also?"

„Ja. So ähnlich. Etwas der Art. Und nun — schämt er sich."

Sie aßen eine Weile schweigend. Hage blickte um sich, sah mit einem wunderlichen Behagen auf die wenigen Gäste an den anderen Tischen, die ihn so gar nichts angingen, sah zwischen den Stämmen der Erlen hindurch auf das abendlich beglänzte Wasser und fühlte sich seltsam entrückt wie auf einem anderen Stern. Tatjana, die alte Dame am Arm führend, ging vorüber und erwiderte lächelnd seinen Gruß, Mathilde fragte zerstreut: „Wer ist das eigentlich, dieser bunte Vogel?" und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage dachte, während er eine beiläufige Auskunft gab, wie unbegreiflich die Glieder des „Zufalls“ seit gestern abend doch ineinander griffen. „Man sollte meinen, es sei jemand am Dichten und wirkte die Fäden durcheinander,“ dachte er, „sollte es Herr Palmer sein?“ Innig erfreut über die Vorstellung, die Erscheinung Herrn Palmers, den er dort drüben mit mürrischer Wichtigkeit Zeitung lesen sah, könne eine besonders täuschende Verkleidung des lieben Gottes sein, wandte er sich Mathilde wieder zu, die eben wiederholte:

„Und nun schämt er sich? Aage, Sie scheinen so heiter. Gott, wie unbegreiflich anders mag Ihnen die Welt noch aussehen als mir! Sie haben diesen Bruder, um den Ihre Mutter weißes Haar bekommen hat, wiedergefunden und — spielen nun sein Versteckspiel mit?“

Aage war errötet.

„Sie irren sich,“ sagte er erregt, „ich bin nicht heiter. Ich bin ganz und gar nicht heiter. Die letzten Monate — wenn Sie wüßten — aber wie sollten Sie wissen. Und ich spiele nicht ein Spiel mit diesem Pieter Steenbock, der nicht zugeben will, daß er Wolf ist. Er spielt mit mir — mit uns allen.“ Hastig, überstürzt, erzählte er die Vorgänge des gestrigen Abends, wobei er freilich auf Loulous Gestalt einstweilen verzichtete. Er habe eben, sagte er, diesen Menschen, dem er seit Wochen nachgehe, in der Annahme, er sei Wolf, endlich einmal gestellt.

„Und er will eine Frist haben,“ meinte Mathilde nachdenklich, „und Sie sagten vorhin: er schämt sich. Nun, Aage, ich gebe zu — Sie fühlen da vielleicht richtiger als ich. Lassen wir ihm eine Frist. Warten wir die nächsten vierzehn Tage ab, vielleicht hat der sonderbare Junge etwas vorbereitet, womit er sich ein wenig ehrenvoll wieder einführen zu können glaubt. Bis dahin will auch ich nichts in der Sache tun.“

„Und dann? Sie dürfen nicht . . .“

„Ich habe nichts versprochen, Aage. Und ich habe Wolf selbst erkannt, Sie haben es mir nicht erst zu erzählen brauchen. Für das, was ich tue, sind Sie nicht verantwortlich. — Ach, ihr Kinder! Ihr wißt ja nicht, wie es mich rührt, euch so wiederzufinden.“

Aage sah sie etwas zweifelhaft an.

„Was war es doch mit dieser Seelenwanderungsgeschichte, die Sie vorhin erwähnten, Aage — war da nicht der Brief einer Toten — ein unglaubliches Vermächtnis?“

„Ja —“ Aage blickte zurück wie in die Dämmerung eines Traumes — „ja, das war wohl sehr unglaublich. Jemand vermachte sterbend seine Seele einem Ungeborenen. Die Sterbende war meines Stiefvaters erste Frau Elsabe. Der Ungeborene ist Wolf gewesen.“

„Und glauben Sie auch, daß . . .“

„. . . diese Vorstellung Einfluß auf Wolf gehabt hat? Oder noch hat? Ach nein — auf ihn wohl nicht. Auf meine Mutter — ja, das ist wohl möglich. Sie sagt manchmal so unbeendete Sätze, des Inhalts etwa: das sei nun einmal Elsabe, die Wolf hinausgetrieben habe. Sie fängt Gespräche darüber an, ob es wohl möglich sei — und so weiter. Aber ich habe nie Wert darauf gelegt, wissen Sie.“

Mathilde stand auf.

„An Rätsel soll man nicht rühren,“ murmelte sie — „an Rätsel soll man nicht rühren . . .“

In Gedanken versunken, ging sie zum Seeufer hinunter. Aage folgte ihr betroffen.

„Glauben Sie denn — würden Sie es denn für möglich halten . . .?“

Mathilde stand an dem Zaun, der den Wirtsgarten zum Wasser hin abschloß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Pforte führte auf einen breiten, niederen Steg hinaus, hier schaukelten Boote mit Ketten angeschlossen, und soeben bestieg Herr Palmer, der jetzt eine weiße Segelmütze und weiße Beinkleider trug, einen braunen Kahn, namens „Fanny". Dies schien die tiefste Stelle der Bucht zu sein, zur Rechten und zur Linken zogen die Ufer ganz sanft in den See hinein, um in einiger Entfernung weit auszuladen, wie zwei Arme, die sich langsam ganz in Sehnsucht auftun. Mathilde blickte nach Süden, wo am Eingang der Bucht auf halber Höhe des ansteigenden Ufers zwischen sommerlichen Baumwipfeln ein Schieferdach sichtbar war und ein Stück von einem weißen Haus, von der blauweißen Fahne auf dem hohen Flaggenmast freudig überflogen, sobald ein wenig Wind sich regte.

„Das ist der Johannishof dort drüben," sagte Mathilde und blickte unverwandt hinüber. — „Und ob ich es für möglich halte? Ach nein — wohl nicht. Bei dem seltsamen Vermächtnis jener Frau ist eine — eine unter den vielen! — symbolisch ausgebaute Form des Gedankens ethischer Vervollkommnung sonderbar primitiv und konkret aufgefaßt und mißverstanden worden. Sonderbar — rührend — hilflos — sehr menschlich und ganz weiblich. So dünkt es mich, nicht wahr. Ach nein — ich glaube nicht, daß jene arme Elsabe ihre ungelebten Wünsche nun in Wolf auszuleben trachtet. Ich — glaube nur so fest, an die Macht einer Vorstellung über einen Menschen — über einen phantasiebegabten Menschen." Sie blickte unablässig nach dem Johannishof, während sie weitersprach, ein wunderlich melancholisches Lächeln um den schönen, reifen Mund.

„Daß jene Elsabe ihr Testament so abfassen und in der Gewißheit seiner Erfüllung fast heiter sterben konnte, wie mir Ihre Mutter damals erzählte, wäre schon ein Beweis für meine Annahme. Ich — ich selbst habe es erlebt — nun, daß man jahrelang auf ein Ziel hinleben kann, darauf hinleben mit allen Seelenkräften, um es dann plötzlich mit schwindelndem Erschrecken als eine Ausgeburt der eigenen Phantasie schwanken zu sehen. . . . Ach, Aage — ich bin ein wenig erregt heute abend. Forschen Sie nicht in meinen Zügen, wie Dichter zu sagen pflegen, und grübeln Sie nicht allzusehr über alles nach, was ich sage. Denken Sie auch nicht, ich würde alle Tage so gesprächig sein. Es ist nur heute — nur heute . . . Kommen Sie, Aage!"

Lächelnd nahm sie für einen Augenblick seinen Arm und gab ihm die Richtung an. „Sehen Sie dort, an dem andern Ende der Bucht, in dem Garten, der zum Wasser hin abfällt, da ist nun Ihr böser Bruder. Dort wohnt der alte Seegreis, den er seinen Meister nennt, mit der schönen Tochter Erdmuthe. Kommen Sie, nun gehn wir noch einmal durchs Dorf."

„Wir würden ihn kopfscheu machen, wenn wir darauf bestünden, daß er seine Identität zugäbe," sagte Aage nachdenklich, als er, die Hände auf dem Rücken, neben Thilda die weiße Dorfstraße hinaufging — „er wäre imstande und verschwände wieder ins Unbekannte."

„Nein, Aage. Wir wollen ihn nicht vergrämen — wie die Jäger sagen. Wir wollen sein Vertrauen nicht enttäuschen. Denn ich glaube, er hat Vertrauen zu uns."

Die Straße, die sie gingen, hatte beim „Herzogsschild" in die Seestraße eingemündet und führte, sich vom Wasser entfernend, durch das eigentliche Dorf, vorüber an den Zäunen der grasigen Apfelgärten, der überschwänglich blühenden Hausgärtchen, in denen die großen, fetten Pfingstrosen noch prangten, an den weinumrankten Wänden der kleinen weißen Häuser vorbei. Es war fast menschenleer. Vor einer Tür stand ein Mann und dengelte eine Sense. Eine alte Frau spannte zwischen Zaunpfählen ein braunes, mit Steinen beschwertes Fischernetz zum Trocknen aus und berührte es zart mit armen, hölzernen Händen. Aage sah den Himmel voll klarer Güte mit einem ersten Stern auf sich niederblicken, er sah, er hörte, er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

atmete Einfalt und Reinheit, die Hügellinie hinter dem Dorf, die demütigen Dächer — das Dengeln jener Sense, das Brüllen einer Kuh und den Abendduft der Linden. Eine Ziehharmonika klang von fern, irgendwo von den Wiesen her, Hage dachte, das habe er neulich in der Stadt auch gehört und sich gefragt, was das für eine ekelhafte sexuelle Musik sei. Hier war alles gut. Er legte die Hand über die Augen, er meinte, wenn er Mathilde von Coulou erzählen könnte, so würde die Berührung mit ihrer Seele sein Erlebnis läutern.

„Warum ist denn alles so geschmückt?" fragte er, sich plötzlich der vielen Kranzgewinde an den Häusern und der vielen Maien am Wege bewußt werdend, als rechts an der Straße ein rohgezimmerter, ganz und gar mit Blumen und Grün bekleideter, vom Kruzifix gekrönter Altar stand. Ihm gegenüber öffnete sich ein freier Platz, über den ein mit Birken bepflanzter Pfad auf die schimmernde Front einer Barockkirche zuführte, die hier, am Ausgang der Siedlung undörflich, überraschend in der heiteren Majestät ihrer Bauart dastand, einem schön gegliederten Block weißer Mauern angeschlossen, und hinter sanft durchglühten Fenstern tönend von leisem Orgelspiel und dem Gesang von Frauenstimmen.

Mathilde lächelte.

„Es ist das Kloster zum Herzen Jesu", sagte sie. „Und morgen ist Fronleichnam."

(Fortsetzung folgt.)

Santorin

Von

Theodor Däubler

(Für Eckard Petrich. Zur Erinnrung an gemeinsames Reisen)

Wenn im August kein Wölkchen die hohe Himmelsschönheit stört, eine Tagesrose daher, in windloser Stunde, kaum zerblättert, sondern, in überhitzter Stärke, rasch aushaucht, glaubt der Mann am Mittelmeer selbst an keinen leiblichen Tod: und er feiert dann die Himmelfahrt Mariä. Bei Windstille, also abends, doch noch hohem Wogengang, denn es hatte die heißeste Mittagszeit hindurch Sturm gegeben, gelangten wir nach Santorin. Rote und schwarze Lavastreifen, oft dazwischen, doch meist zu oberst liegend, weiße Bimssteinschichten mustern unheimliche Kraterabhänge, besetzt mit blinkblanken, kristallhaft ins Gestein eingesprengten Ruinen, Hütten, Kapellen, über den Grat wuchtenden Häuserreihen. Man könnte glauben, diese schmalen Städte seien mit den Felsen zugleich geworden, so selbstverständlich blitzen sie, in ihrer Reinheit, aus den bläßlichen Aschengeländen. Zwei stattliche Inseln, Thera und Therasia, der Splitter einer umgewälzten Welt, Aspróniſi, umringen jetzt ihr eignes meergefülltes Kraterrund: viele Feuermäuler sind aber, in seinem Innern, in den letzten Jahrtausenden, aus der schier unermeßlich tiefen Salzflut hervorgewulstet. Sie heißen Kaimeni, sie haben einen Rang als Merkwürdigkeiten aus dem Meer, nicht ihrer Ansehnlichkeit, sondern Neuheit nach. Auf dieses nunmehr vielleicht röchelnde Vulkanbeieinander, wo Ansiedlungen bersten, oft versinken, schräg in unmenschliche Lagen über Nacht gekrümmt werden, blicken die Santoriner von ihren steilen Wohnstätten furchtlos nieder. Sie erwarten eigentlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immer ein schauderhaftes Schauspiel, in das gerissen, sie freilich selbst auch untergehen dürften.

Die Felsgürtel, senkrecht überm Meer, sind mit Segelmühlen bespickt und zugleich durch Kapellen gekrönt: Rechtgläubige nämlich und auf der Insel gar häufige Römlinge wetteifern seit jeher mit Errichtung vieler winziger Gotteshäuser, eingekerbte Ecken im Felsen für Heilige, um die reichste der Kykladen vor Weltgerichten, die sie unterlauern, womöglich gefeit zu gestalten. Eine benachbarte Vulkangruppe heißt Christiana, magisch mag der Name dort des Hephaistos heidnische Gewalten in Ruhe bannen. Hephaistion heißt ja hier feuerspeiender Berg.

Als wir in traubenblauer Bucht anlegten, brannten uns zu Häupten die ersten Lichter Phiras den Sternen zu! Aphrodite funkelte schon deutlich über der braunbreiigen Vulkanwildnis in aufgeregtem Binnenmeer. Sie stand im Löwen. Eine gepflasterte Straße in Schlangenwindungen hält sich noch vom Hafen, nur an wenigen Stellen steil, bis empor in den Hauptort hellbläulich. Über eine halbe Stunde lang ritten wir, unter Reitenden, bei Rückprall der Hitze durch schwarze Lavamassen, etwas bewegterer Luft zu. Starkes Hufaufschlagen klapperte und schlürfte durch aufgewühlten Staub. Welche Unmenge Menschen, viel zu viel Tiere, schwankten vor uns, kamen noch lückenlos, nach langen Zügen um uns, hinter mir und meinen Begleitern aus dem verfinsterten Hafen empor. Atembeklemmend ging's nach oben. Bloß dort wo hinaus! War der Wunsch. Die wenigsten sprachen ein Wort, munkelten nur unverständliche Silben. Ein Buckliger, zu Fuß, machte sich einzig durch seine kreischende Stimme bemerkbar. Über uns mußte das Sternbild des Perseus bald klar erglühen, denn schon entstürzten sich seiner Himmelsstellung ungeheure Schnuppenbündel. Blickten wir nach rückwärts, dem Meer, fast grade unten, zu, so staunte das Auge, daß noch so viel staubaufwirbelndes Gedränge nach oben traben würde. Ist denn die kleine Insel so bewohnt? Oben, endlich oben, erreichten wir klare Luft, vollkommen gestirnt empfing uns da der Himmel!

„Habt ihr gehört, auf Kreta gab's Erdstöße! In Methana sei ein neuer Krater aufgebrochen: was für Nachrichten bringt ihr? Wollte nur auch unser Feuerberg spucken; das beste, um die Insel zu sichern." Mit solchen Reden empfing man uns im Gasthof. Ich konnte bloß versichern, in Athen oft Erdbeben bemerkt zu haben: am Tage der Gefahr für Methana, bebten wir anhaltend und bedrohlich, grade als die Sonne hinterm Lykabettos aufstrahlte. Nicht anders als in der Stadt, beschloß ich nun auch auf Santorin im Freien zu schlafen. Wie ein Zierstück aus Brillanten, herrlich, mit Ares[1]) bei Antares, funkelte, als ich mich zur Ruhe begab, der Skorpion über dem Vulkan, mir zu Füßen. Später, ich erwachte einmal, hatte der Schütze diese Himmelsgegend schimmernd eingenommen; ein noch körperhafter Mond beschwichtigte nun die fieberhafte Leidenschaftlichkeit der ewigen Leuchten. Die tolle Nacht hindurch zerstieben Augustschnuppen: ein Meteor hatte, zählbare Augenblicke lang, dem Mond sein eignes Grünflackern entgegenprahlen lassen.

Die Sonne sollte mir jetzt täglich über Astypalaia emporblühen. Also, aus Asien herüberglühend, grüßt sie Santorins Heiligen Eliasberg zuerst, dann den Lavakamm mit den Städten, zuletzt den dumpfen Vulkan. Astypalaia, Nachbareiland, zuerst bewohnten dich Phönizier; du trägst den Namen einer Tochter des Phoinix, Sohn Agenors und Bruder des Kadmos. Stéphanos von Byzanz gibt diese Verwandtschaft an! Haben dich, Eiland berühmtester Schnecken, die gegen Halsleiden, Magenkrankheiten, Blutungen und Frauenleiden genossen wurden, unterirdische Zerrüttungen um deinen Felsenfrieden gebracht? Der Athlet Kleómedes kam hier zur Welt. Plutarch erzählt uns von ihm: er war überaus großwüchsig

[1]) Wir gebrauchen die griechischen Namen für die Planeten, also Ares statt Mars.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und stark, oft aber unterlag er Einbrüchen von Wut und Wahn in sein Wesen: so befallen, beging er gewalttätiges Zeug. Einmal drängte es ihn, eine Kinderschule heimzusuchen: er trat ein und brach, durch einzigen Faustschlag, die gewölbetragende Säule in der Mitte durch; das Dach stürzte zusammen, und alle Kinder kamen um. Als Kleómedes sah, daß er dafür verfolgt wurde, verkroch er sich in einen Koffer und hielt den Deckel so fest zu, daß mehrere Männer, mit vollen Kräften, außerstande blieben, ihn aufzureißen. Man mußte den Koffer zertrümmern, fand aber drin, zu Staunen und Bedauern, keinen Menschen, weder tot noch lebendig. Darauf befragte man das Orakel zu Delphi, und die Pythia tat kund: Kleómedes von Astypalaia ist der letzte Heros. Es wurde ihm, neben Achilles, eine geweihte Stelle errichtet.

Auch Anáphe, mir allmorgendlich von allen Inseln zuerst, unter rosigen Schleiern, deutlich, ist der Sage nach phönizisch. Membliares gab, einer der Gefährten des Kadmos, als er Europa, seiner Schwester, nachfahndete, wie es heißt, dem Eiland seinen frühen Namen. Selbst Anáphe sei, behaupten Silbenkundige, phönizisches Wort und wäre als dunkelwaldig übersetzbar. Hellenen jedoch sind überzeugt, Anáphe sage als Name aus: die Insel sei plötzlich einmal emporgesichtet worden. Sie war Apollo heilig: Aiglatos rief man ihn hier an, und auch auf Thera hatte er, in dieser Benennung, einen Altar. Der Tempel auf Anáphe soll besonders hell geschimmert haben; Konon, in seiner Mythographie an den König Archelaos Philopator, berichtet: Jasons Flotte, als sie von Kolchis heimkehrte, geriet furchtbar in Sturm. Die Helden zu Schiffe flehten um Hilfe, versprachen hohe Opfer. Apollo erhörte sie. Durch einen Blitzstrahl erleuchtete er eine Insel, die er soeben aus dem Meer gezaubert hatte; sie nahm alle Heerfahrer in Seenot sofort auf. Bei großem Gelage sangen ihm die Helden Dank. Medea und ihre Tanzmädchen trugen zur Freude freundlich bei. Mit spöttischen Worten wurde allerdings auch der Helden in Seelenangst gedacht; doch das geschah bei Wein und Liebeslaune. Apollo sei auf Anáphe ein Gott des Sarkasmus und fast des Rebensaftes geblieben; bis spät hat man ihn dort halbdionysisch gefeiert.

In silbergrünem Samt wellt sich der Rücken Santorins, also eigentlich die ganze Insel, von den Klüften ums Kratermeer, den heiligen Klosterberg umschmiegend, veilchenfarbnem Meer zu. Dunst gaukelt, besonders im Sommer, oft um die andern Kykladen, bloß in klarstem Tageskristall wird ganz Kreta, scharf und kantig gezackt, kennbar. Leichtere Griechenweine, in letzten Jahren Tomaten, wachsen auf Santorins Tuff- und Bimssteinlehnen. Spärliche Häuser, wohl häufiger stattliche Kapellen, meistens wohlgewölbt, reihen sich durch die Rebengelände. Vielleicht standen dereinst so überall, Heiligtümer des Bacchos. Das Leben der üppig bevölkerten, doch kleinen Kykladе zerwirbelt und entwirrt sich wohl eigentlich um einen altertümlichsten Wunsch aller Bekenntnisse: liebe, gute Mutter, tu' du, daß das unterste Feuer gedeihlich durch unsre Weinstöcke züngle, nicht aber ungestüm, aus den jungen Inselbergen, uns zu Füßen, herausprudle! Herr, Hirt und Helfer, bewahre das Eiland vor Erdstößen!

* * *

„Vor vier Jahren gab es böse Nächte des Schwankens auf Santorin, dann fing der Vulkan etwas an zu rauchen, er tat es bis zum vorigen Winter, und alles wurde ruhig. Erst jetzt hat's wieder etwas zu schütteln begonnen, drüben, auf den Krater-Inseln, bleibt's wie tot." Das etwa erfuhren wir von den Ruderern, die uns nach den Kaimeni brachten. Santorin ist, wie Alexander von Humboldt erklärt, unter allen Eruptionsinseln, die zu vulkanischen Ketten gehören, die wichtigste. Wo steht man sonst noch fest auf Felsen und Schollen, deren Entstehen geschichtlich bezeugt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird? Hier lag bereits eine menschliche Uransiedlung: der noch am fernsten gemeldete Umbruch der Vulkankanten verschüttete sie: ihre Trümmer finden sich unter Bimsstein. Dann kam Kadmos. Ein Sproß von ihm gab der Großinsel den eignen Namen: Thera. Santorin, fränkischer, dann französischer Gebrauch, leitet sich von Santa Irene, einer Märtyrerin aus Thessalonich, Schutzheilige auf mancher Kyklade, her.

Als die Dorer in früher Zeit einbrachen, fanden sie eine Periökenbevölkerung: Kyrene wurde von hier aus zuerst besiedelt, lange gefördert. Eine Bodenerschüttrung mag die höchste hellenische Zeit von der Ptolemäischen getrennt haben. Nach Caius Plinius war das Vulkanunheil etwa zur Zeit der Karthagischen Kriege besonders entsetzlich: damals trennten sich wohl die Inseln Thera und Therasia vollständig. Strabo berichtet von einem spätern Ausbruch, wobei eine Insel, Hiera genannt, also heilig, weil so wunderbar plötzlich entstanden, im Kratermeer auftauchte. Der Name Megali Kaimeni, die große Verbrannte, scheint auch aus der Zeit zu stammen. Lange gab's damals keine Ruhe unterm Boden und Wasser der heimgesuchten Insel. Als Kaiser Tiberius herrschte, wir lauschen auf Plinius, entstand eine Insel Thia, unter Titus Vespasianus bildete sich die weiße Insel Aspróniſi. In byzantinischer Zeit, im achten Jahrhundert, soll abermals ein Inselchen aufgetaucht sein, und einer Inschrift auf der Frankenburg Skaros zufolge, Mitte des fünfzehnten, abermals eine noch ansehnlichere. Hundert Jahre darauf entstand nun, wie auf Zauberwink, die Insel Mikri Kaimeni, also die kleine Verbrannte, Name, den sie, wie die große, wegen ihrer gerösteten Kalkmassen trägt. Wieder hundert Jahre vergingen, da zeigte sich ein Eiland, das man für ein Wrack hielt; es blieb sehr beweglich, blähte sich auf, zuckte heranwachsend, verschrumpfte nach Monaten und schwand. Damals aber gab es Ungeheurigkeiten im ganzen Therabecken mondelang, man dachte sogar ganz Santorin würde untergehn. Über ein Jahr dauerten die Schrecken! Ein Condilli aus Paros und schon dessen Lehrer Vallisnieri haben die Berichte jener bösen Tage gesammelt. Auch im vorigen Jahrhundert gab es noch Inselverschiebungen; Santorins endgültigen Frieden wird der Mensch nicht erleben [2])!

Die Spitze des Vesuvs, fast ganz ins Meer getaucht, würde ähnlich aussehen wie die Kaimeni-Landschaft, die wir, nach einem sehr knappen Stündchen gegen den Wind-rudern, betraten. Die Bucht unsrer Ankunft ist immer ockergelb, derart bleibt der Grund aufgewühlt; eine Bäderstätte mit Hafen liegt noch, geborstenversinkend, da. Der Ecke zu, wo wir aussteigen sollen, fängt das Wasser an zu brodeln: heiße Schwefeldämpfe, blauperlend, durchschnüren es unausgesetzt. Die Probe mit Eiern, die im Vulkanschlamm gekocht werden können, wird hier jedesmal den Fremden vorgeführt. In schmaler Rinne entsteigen wir dem Boot, und zwar auf warme Lavatrümmer; es wird über Hänge gehn, die wie Schlackenhalden hoher Bergwerke aussehn. An zwei Stellen stinkt der Mittelberg der Kratergegend; Schwefelrauch flüchtet zwischen mit Kristallblume gelbbesetztem, lau bleibendem Gestein ins Freie. Disteln, aus goldnen Blättern und Blüten, gedeihen hart daneben. Wir betrachteten sie mit Rührung. Die eigentlichen Kratertiefen lagen aber ganz verrammelt unter uns: nirgend bemerkten wir, wie ja auch vermutet werden mußte, ein Qualmen. Und doch haben sich, wir erfuhren es bereits, als es in Kreta Erdstöße gab, Methána in Aufruhr kam, leise Schwankungen auch auf Santorin kundgetan: diese Inseln bilden eine Kette unterseeisch verbundner Lavaspeicher.

Als wir gegen Sonnenuntergang die Insel Therasia erreichten, ihrem Bürger-

[2]) Es gibt viel genauere chronologische Berichte über die Vulkanausbrüche bei Thera, so bei Ludwig Roß, in seinem Buch „Inselreisen". Ich hielt mich hier mehr an noch lebendige Erzählungen.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meister, einem schöngelockten Greis, der uns zu sich lud, in eignen Weinbergen begegnet waren, fragte man uns sehr erwartungsvoll, was wir denn auf dem Hephaistion bemerkt hätten, und ob etwa über Gefahr zu künden wäre. Daß dort nichts los ist, beruhigte kaum; immer wieder vernahmen wir, im Gegenteil, den Wunsch nach einiger Tätigkeit des unheimlichen Feuers.

Wir saßen noch zu tiefer Nachtstunde bei unserm Gastgeber auf seines Hauses Terrasse, tranken prachtvollen Wein, betrachteten den Sturz der Perseiden, als eine männliche Gestalt heraufgewirbelt kam und die unvorhergesehne Nachricht brachte, vorgestern wäre ein Stern, größer als die Hochkirche zu Hermupolis auf Syra, bei Epanomeria, drüben auf Thera, vom Himmel gestürzt! Wer in der Nähe stand, und es zeigte sich plötzlich, daß es an Neugierigen, harmlosen Lauschern um die Mauern keinesfalls fehlte, fand nun gleich, eine Art seelischen Bannstrichs körperlich wie geistig überspringend, plötzlich unverblümt anwesend, von überall da, Gelegenheit zu einem Gespräch mit uns seltnen Seltsamen auf der Kyklade, die sich um die kleinste der Kykladen zu drehen scheint. Viele Stimmen bestätigten die merkwürdige Botschaft, nur hielten die Besonneneren (nach ihren Abschätzungen, nicht nach ihrem Gekreisch, das sie anrichteten) den Umfang des uranischen Ankömmlings für geringer. Natürlicherweise sollten, müßten wir sofort an Ort und Stelle. Nun vor allem, und bald darauf, schlief jeder von uns sehr gut beim Bürgermeister von Therasia, Besitzer eines auf den Inseln sehr gerühmten Kellers. Spät gegen Mittag des zweiten Tages erst brachte uns eines seiner Boote nach Epanomeria.

Ein alter, rudernder Mann mit zwei ebenfalls rudernden Knaben sollten uns, bei gutem Wetter etwa eine Stunde weit, nach Epanomeria, auf Thera, bringen. Als wir um ein Kap bogen, blies uns der Nordwind, ohne daß wir Segel gehißt hätten, auf hochwogende See: so schwebte der Kahn von Gischtkamm zu Gischtkamm, doch keineswegs in Gefahr: unser Lenker und Ruderer ärgerte sich jedoch maßlos über die tobende See, da wir nun, dies blieb unerschütterlich, stundenlang tanzen sollten. „Seid gut und willig, schwimmt doch bloß wie Lämmlein heran!“ sprach der Grieche zwar zu den Wellen, sanft mochten vielleicht seine Worte klingen, doch die Augen fuchtelten Wut. Er befahl auch den Knaben für Wind und Wogen freundliche Dinge zu finden; der Größere versuchte sich darin auch etwas plump, der andre, ein Kind, fing an herzergreifend zu weinen. „Wenn ihr schon nicht Lämmlein sein könnt, so hopst doch wenigstens wie Pferde herbei, seid vernünftig, wir brauchen im Sommer keine Bären,“ begann bald wiederum der Alte, „habt Achtung vor den Fremden, bedenkt, es sind Kinder im Kahn, tut nur nicht so unbändig.“ Da aber ergoß sich eine Hohlwoge über uns alle, und unter der Traufe hörten wir den Fluch: „Sau — gemeine, besoffne Sau!“ Dann lachten wir, als das Sturzbad zerprickelte, sogar der Weinerliche freute sich.

Einer der Reisegefährten, jung und Dichter, meinte: „Selbst wenn's ums Leben ging, auf See, würde ich mich niemals fürchten, ich wünschte sogar, da wir sterben müssen, dereinst in ihren Schlünden zu verschwinden. Und warum? Früher ängstigte ich mich vor dem Meer, seit ich aber von der Theseusvase des Euphronios weiß, spür ich es, auch in seinen Tiefen fühlt man sich herrlicher daheim als selbst auf Himmelshöhen. Dort schwebt nicht der Jüngling Theseus wie ein Engel oder Vogel, er schreitet noch, von einem bärtigen Triton unter den Sohlen gehalten, vor den Thron der Amphitrite; und das empfinde ich, weil noch in einem andern Reich als dem des Gehens von Lungen und Füßen sich ereignend, für menschenwürdiger. Wie leicht, fast federnd und erhoben, erscheint Theseus vor der Gattin seines Vaters; sie reicht ihm, da Athena den knabenhaften Helden der eignen Stadt, ihr, der Göttin in den Fluten, vorstellt, den Hochzeitskranz aus der Hand Aphroditens. Kennst du das herrliche Werk?“ „Gewiß!“ sagte ich: „da ich fünf Jahre lang, sozusagen, jeden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vormittag im Louvre zubrachte! Als Minos, in der für den Minotaurus mit Knaben und Mädchen beladnen Barke, mit dem Blitz seines Vaters Zeus prunkte, weil ihm Theseus, jünglingshaft und kühn, ein Mädchen verweigerte, das den Kreter reizte, setzte das wunderhafte Ereignis ein. Schlicht warf Theseus einen Ring in die Fluten und sprang ihm nach, um durch sein Hervorholen die eigne Abstammung von Poseidon darzutun. Der leuchtende Kranz der Aphrodite, den er emporbrachte, entwand ihn dann dem Labyrinth, und als Krone aus Sternen im Himmel eingesetzt, können wir ihn noch, hoch zu Häupten, gewahren." Und der junge Dichter feierte noch die Schale aus Caere: „Durchsichtigkeit der Gewänder, Zerzackung ihrer Säume sind so durchaus meerhaft gefaßt, daß es kaum ein Kunstwerk geben kann, auf dem gleich glaubhaft von Amphitrites glitzernden Rändern ihrer Tiefen so zauberndes Zeugnis erbracht wäre." „Die Eule der Athena bleibt ein äugendes Nachttier der Lüfte und scheint mir doch zugleich ein Schwamm des Meeres." Setzte ich noch hinzu: „Dieses herrlichste Meermärchen ist später, aber doch im gleichen Hervorschwung von Hellas, wie der Dreikopf-Triton des Hekatonpedon-Giebels entstanden: in der Zeit von Solon bis zu den Peisistratiden, als Ilias und Odyssee zur Vollendung gesungen wurden, begriff man also, ergreifend wie niemals früher oder nachher, unser vielrauschendes Meer."

Zwei Wogen, blitzhaft vor uns aufgeschlitzt, stürmten wieder einmal plötzlich, eine um die andere, über uns herein: auch sie durchnäßten alle im Kahn und vergischteten, von unserm Fährmann als Lümmel, als dreiste Unholde beschimpft, fast verflucht, dann rasch. Noch manche Traufe mußten wir über uns herabschütten lassen, endlich aber erreichte der Kahn, etwa nach drei Stunden Fahrt, Epanomeria. Im Hafen konnte man nicht anlegen, so stiegen wir bei einer Werft heil an Land.

Rabenschwarze, von Möwen umflatterte Lavakuppen, mit blinkend eingesetztem Kirchlein, entragen dunklem Meerestrubel; Bimssteinklippen, wie weich beschneit, scheinen in einer vorigen Nacht, von oben, aus Mondzonen, über uns weg, zu den Wassergeistern abgestürzt! Eisenhaltige Felswände, drum rot wie die britische Georgsflagge, mit schottisch gekreuzten Strahlenvierecken, zerstreifen, in scheckigen Regelmäßigkeiten, weil wuchtigst und rhythmisch über Kluftabstände aus dem Gestein hervorgebuntet, die großgekrümmten, meistens steilgetürmten Kraterküsten um die verschiebbare Therabucht. Über diesem Durcheinander erhebt sich eine langgelagerte Städtereihe, besonders aber darin Epanomeria, zu strahlender Klarheit! Es heißt Hochort, leuchtet einfach und rein; sein Anblick bringt Ruhe, durch Schlichtheit morgenländisches Vergnügtsein. Du staunst: steht Brussa dir bevor, trittst du in Bassora ein? Epanomeria schimmert derart in vollem Sonnenglück, daß es, bezauberten Augen, durchscheinend, doch hartkantig, eine herrliche Druse der jüngst emporgetrümmerten Erdwirbelinseln deuchten könnte. Wir haben noch nie, mit mehr Verwundrung, zu einer Stadt geblickt, wie vor diesen miteinander vergipfelten Kapellen, Kaps und brüderlich Spalten überbrückenden Klippenansiedlungen. Bizarr und eigentlich einfach!

Alle Orte auf Thera sind in Eigenart, sagen wir, aus Grotten der Insel hervorgekrochen. Bimssteinkitt, hier Porzellanerde genannt, gestattet gegen Erdbeben gefeite Rundwölbungen zu errichten; sie springen zwar, weil spröde, wenn stark erschüttert, stürzen aber nicht ein. Alle wirklichen Therahäuser setzen daher den Herverschlagnen, weil dachlos, freilich oft über gewölbten Räumen terrassiert, meistens jedoch in ihrer rundabgeschlossnen Sonderbarkeit wie gegossen, in Erstaunen. Also vorzüglich für Europäer einzigartige Wohnstätten! Morgenland, nicht Hellas möchte man meinen. An die Antike gemahnen immerhin: Anspruchslosigkeit, Kleinheit, Benützung von Höhlen, teilweise Einhauung von Stuben in Felsen. Unklassisch ist, außer den Gewölben, das Byzantinisch-Innerliche solcher Behausungen und ihnen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entsprechenden Kirchlein, ferner der Reichtum an Einfällen, bei Anbringung von Schornsteinen, Treppen, Hebe- und Strebepfeilern, zur Sicherung gegen Bodenschaukelungen, dabei der Flankenstützen Verwendungen als Brücken, Stege und Stiegen, Verbindungen von Behausung zu Behausung überhaupt. Ganz Osten aber bleibt vor allem das schöpferische Vermögen, Raum zu bilden. Immer fällt es auf: bei Anlage einer Gasse, ihrer Plätzchen, Freiflecken vor Kirchen, Einbrüstung gemauerter Gärtchen, vom Maurermeister eingeteilter Gehöfte; wo hier gebaut wird, entsteht eine neuartige Räumlichkeit, wie sie so klar und zum Verweilen auffordernd, kaum wo anders hervortritt. Die Bauart auf den Kykladen, am ausgezeichnetsten jedoch auf Thera, wird bald von modernen Künstlern bemerkt, in manchen Fragen aufgegriffen werden.

Im stattlichen Epanomeria gibt's bloß ein unansehnliches Café, keine Herberge zum Wohlbleiben und Verweilen. Wir kamen aber nicht in Verlegenheit: ein kleiner Grundbesitzer knüpfte mit uns (dem schon erwähnten jungen Dichter, einem holländischen Geologen und mir) ein unterhaltsames Gespräch über Völker und ihre Kriege an, freute sich auch sehr, italienisch plaudern zu können (er und seine Anhörigen hatten es in New York besser als das Englische gelernt) und lud uns ziemlich bald ein, bei ihm die Nacht, auf Decken, im Freien, also in ländlich-einfachster Form, zu verbringen. Die Seinen: eine Frau, viele Schwestern, unzählige Tanten, eine Tochter und irgendeiner der Anwesenden Großmutter, bewirteten uns um die Wette; wir bekamen süße Feigen, Pharao-Feigen, Trauben, Quitten, Korinthen, Dunstobst, Wein (vom allerausgewähltesten) und Kaffee. Der Holländer hatte ausgezeichnete Zigarren und Zigaretten bei sich; so unterhielten wir uns, nachdem die Frauen, alle miteinander, sich verzogen hatten, zu viert, bis Mondaufgang.

Am nächsten Tag wollten wir uns nochmals mit der Bauweise des großen Dorfes abgeben, hofften in die vielen Kapellen gelangen, Gärtchen, Zimmer, Haushöhlen besichtigen zu können. Oft gelang's. Plötzlich sprach uns ein Mann, mit gesenkten Blicken, an: „Ihr sucht die Stelle der Schnuppe? Dort, beim Nikolausriff, ging sie nieder, schnurstracks ins Meer! Vor drei Tagen, Schlag acht, die erste, also bei Vormittagssonne, vorgestern, genau zur selben Stunde, die zweite, und gestern die dritte, allerdings um einige Minuten früher; heute spähn wir, warte ich . . . nichts!" Wohin fielen diese Schnuppen? ging mir's durch den Sinn. „Wie sie sagten ins Meer, jedesmal beim Riff!" Fragte ich: „Ja, wohin?" Antwortete der Erzähler: „Sie kam, und sie verschwand. Eine wie die andere. Wüßten wir lieber woher! Aber herrlich und schaurig war's jedesmal. Bedenkt, an drei Tagen, vom Himmel, zur gleichen Stelle! Kurz, ein Wunder." „Das hat uns niemand mitgeteilt, der Ort müßte doch darüber viel aufgebrachter sein." Meinte der Holländer. „Genug, daß ich es sage!" Warf der Phantasiebegabte ein: „Ich bin hier Hafenwart, muß ausgucken, alles Fremdartige feststellen, das ist mein Amt." Jeder von uns bemerkte an großen Torkelwendungen des Mannes, daß er betrunken war. Wir wurden ihn nun schwer, recht lange nicht los; er verfolgte uns mit Berichten und Aufforderungen überall einzutreten, Wein zu kosten. Überdies roch er stark nach Fusel, wir entschlossen uns, unfreundlich zu werden. Umsonst! Alle, die uns begegneten, fragte er nach den Schnuppen, sie sollten für ihn zeugen. Jeder hatte etwas andres gesehn, gehört. Alle Auskünfte blieben unklar. Die meisten wußten bloß von leichten Erdstößen, einige von einem Meteor, das nachts in den Weinbergen niedergefallen war. Andre freilich behaupteten, die Erschüttrungen wären Folgen herabgestürzter Höhensendlinge gewesen. Wer bekreuzigte sich nicht alles, wenn er von dem Ereignis bloß vernahm! Unser Gastgeber, bei dem wir uns vor dem Auflauf retteten, hatte weder etwas gesehn noch darüber gehört, dennoch meinte er: hinter der Kirche des Heiligen Bacchos, bei seinem entlegensten Gehöft, müsse es

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschehn sein. Dort wäre wohl eine Schnuppe geplatzt und in drei Stücken heruntergekommen. Ich wagte die Frage: „Alle drei Trümmer zugleich oder an den drei folgenden Tagen zur selben Zeit?“ Das wußte er nicht. Ich hatte zuviel gefragt. Zu meinen Reisegenossen äußerte ich mich darauf, unverstehbar den Griechen: „Bloß Vorwand ist, meiner Ansicht nach, die Lichterscheinung, eine Metapher; wenn's seit wenigen Tagen einen Fremdkörper, etwas Rätselhaftes auf der Insel gibt, so sind wir's: Ein Ereignis in drei Gestalten.“ Der Holländer nickte und fügte hinzu: „Ich hörte bereits eine Äußrung, wir wären drei Engländer, heute früh zur Erkundung des Schnuppensturzes aus London angelangt. Wenigstens dürften wir auch fliegen können!“ Der junge Dichter, etwas abergläubisch, sprach noch eine Befürchtung aus: „Mögen wir nicht in den Klüften, wie der himmlische Gast, zerschellen; gestern, beim Herüberkommen, wären wir fast gescheitert!“

Am Nachmittag trollten wir uns, zu unvorhergesehner Stunde, auf seltsamem Pfad, also ohne Aufsehen zu erregen, daher unbegleitet, nicht gefolgt, in die Landschaft: dem Meere zu. Dort angelangt, schlummerten, dann badeten wir. Der Heimweg wurde über Klippen, in der Richtung des Hafens tief unter der Stadt, den wir noch nicht kannten, gewagt. Etwa eine Stunde dauerte die Springerei; sie war ermüdend, jeden aber beglückte es, daß man wenigstens immer weiter kam, Klimmen möglich blieb; ein Zurück hätte uns gradezu gepeinigt. Zuerst gab's ein Sichdurcharbeiten zwischen gischtendem Meer und graugelbem Tuff, schließlich wurden die Hänge, weil eisenhaltig, vor dem Ort, hochrot. Ebenso die Klippen in der Brandung. Leichter erschien mir nun das Gekletter, ich verstieg mich gefrornen Flammen zu! Vor uns, hundert Meter weit, starrte ein Obelisk aus gestocktem Blut. Welches Wunder der Verwandlung: wer hätte es nicht angestaunt? Niemand sprach ein Wort, wir huschten, womöglich lautlos, von Lavablock zu Lavablock; hellgewandet jeder auf scharlachrotem, korallenrosa Gestein. Das Meer führte die Sprache. Es fiel mir ein: die lebendige Welt ist laubgrün, meerblau, hier oben ungewohntrot, die See durch Spieglung purpurn. Eigentlich heischt so eine Verändrung: sterben! Um zu fliegen! Darum bröckeln auch diese Felsen schnell ab. Sie sind zu ungewöhnlich. Auch überspannte Menschen, Rotforderer, Lilasichtige zerstäuben früh. War mir dieses Rot plötzlich Hölle, Hoffnung, Nordschein geworden? Obwohl ich da verbleiben wollte, hopste ich rascher, ganz unbedachtsam. Fast unterm Blutobelisk, tanzte, als ich draufsetzte, ein weinroter Lavatrümmer unter meinem rechten Fuß in die Tiefe. Ich ihm nach. Kopfüber. Wie tief? Nicht das war mein schnellstes Denken, wohl aber: in Gottes Hand! Ich wußte: mir wird diesmal kein Leid geschehn. Schmerzlos war ich aufgefallen, lag ich bewußt, mit den Beinen etwas höher, in den Klippen. Auf einmal sahn die Augen nichts, ich griff nach dem Hut: er war voll warmer Weichheit, so rot wie der Stein, auf dem ich mich befand. Blut hatte bloß die Wimpern beträuft, das Sehen verhängt. Nun tastete ich den Kopf ab: aus drei Wunden stürzte Blut. Da rief ich laut mehreremal meine Begleiter. Antwort kam. Ihr Schreck, als sie bei mir anlangten, war wohl größer als der eigne. Auch zwei Risse in den Beinen bluteten; ich troff schon ganz rot übersprudelt, konnte aber die Glieder, mit etwas Hilfe, erheben, dann mich sogar noch selbständig, ein Viertelstündchen lang, bis zu den Häusern um den Hafen, durch die Klippen, weiterbringen.

Der Ort, in den wir nun gelangten, ist so rot, wie sonst keiner auf Erden. Lauter Häuser, eines Hafens ganzes Halbrund waren mir nur erstarrtes Feuer und, bei sommerlicher Griechensonne, weich beschneit. Noch tropfte mir Blut, das sofort meine Wangen und Hände überkrusten sollte, um die Lider; ich traute meinem Eindruck nicht und forschte, ob etwa die Dinge, deren ich gewahr ward, sich nur, hinter Fieberschleiern, für meine Sinne rot ereigneten. „Nein!“ Ward mir versichert:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Alles Gebaute hier sieht aus wie Purpursamt, so auch die Klippen draußen, unter uns und ebenfalls der bröckelnde, stets hörbare Fels zu Häupten. Weißer Bimsstein hält die Fugen dieser Mauerungen grell zusammen, besonders aber blendet er als ein Erstarrungskitt von Wölbungen und Kuppeln." Wie flüssiges Kupfer brodelte Brandung um einen blutartig glimmenden Damm. Vom Meer aus, in einer Barke, hatte man uns, besonders mich, in irgendeiner Absonderlichkeit, bereits bemerkt; ich rief an: es hörte mich der lästige Hafenwart vom Vormittag. Sofort kam er an Land, nun ganz nüchtern, schaffte mich in sein Haus und labte uns, behandelte, da kein Arzt aufbringbar, meine Schrammen, mit aller Sorgfalt. Ich bedauerte unser unwilliges Benehmen ihm gegenüber, fühlte mich beschämt. Seine Familie, besonders ein Söhnchen, sind überaus freundliche Geschöpfe.

Nach gar nicht beträchtlicher Weile schien der Blutfluß gestillt. Wir beschlossen den Aufbruch; zuerst mußte ich mich ein Halbstündlein bergauf quälen, erst in Epanomeria konnten wir Pferde für den Rückritt nach Phira mieten. Trotz aller Anerbieten von Bett und Pflege entschloß ich mich dazu. Gegen Abend ging's los; während der ersten Stunde fröstelte mich, ich verlor auch wieder Blut; bei Sterneklarheit erreichten wir unsern Gasthof. Dort stellte sich heraus, daß wir, allerdings schon bei Dämmerdunkel, dem Arzt der Insel und seiner schönen Tochter, natürlicherweise beide beritten, begegnet waren. Froh blieb ich, ihn nicht beansprucht zu haben; das Pferd war mir, auf kurze Spanne, so Freund und Gefährte gewesen, wie ich's nie empfunden oder selbst für möglich vermutet hatte. ἄλογον, das Wortlose, heißt heute Pferd auf Griechisch. Nicolo Commaseo deutet: das Wesen, dem, zum Unterschied vom Menschen, bloß die Sprache fehlt! Die Mähne dünkte, mir Ermüdenden, ein menschlich zuflatternder Hilfbusch. Ich fühlte, wohl etwas phantasierend, dort müßte ich mich festhalten, um niemals stürzen zu dürfen. Des Pferdes Wärme durchstrahlte, stählte meinen Körper, als ihn, von Plötzlichkeit zu Plötzlichkeit fror. Ich spürte seines Leibes magnetisches Dahiersein als heilhaft, freute mich, obschon anderseits beinah wie von den eignen Knochen losgelockert, der untrübbaren Zuversicht, auf diesem Tierrücken noch rechtzeitig nach Hause zu gelangen: das vermochte ein Pferd für meine Genesung, ohne es gewußt zu haben!

* * *

Nach etwa einer Woche, ich war wohlauf, lud man uns zum Panegyrikon der Allheiligen, auf ein paar Tage nach Megalochorion, ursprünglich Großdorf von Santorin, und der Perissa-Wallfahrtskirche ein. Schon früh, wir sollten erst abends eintreffen, ritten wir los, um zuerst den Leuchtturm und das Dorf Akrotiri anzusehn: wieder zu dritt; aber der Holländer war schon nach Kreta abgedampft, dafür gehörte nun ein schweizer Baumeister zu uns.

Unvergeßlicher Ausflug, um die Lese, durch Weinberge! Männern, laubbekränzt, mit noch leeren Riesenfässern, die sie kräftigst, aber dennoch fast zusammenbrechend, schleppen mußten, begegneten wir. Sie waren von Mühsal derart beansprucht, daß sie unsern Gruß nicht zu erwidern vermochten. Langsam kam dann eine Gruppe schwarzer Gestalten, an uns, die wir gemächlich trabten, auf ungewöhnliche Art, heran. Bald sahen wir, es war, auf silberlich schimmerndem Samtesel, eine Trauernde; Kriegerswitwe, wie wir dann hörten, selbstverständlicherweise eines höheren Offiziers, mit dahinwehenden Schleiern! Sie begab sich nach Kleinasien, ans Grab ihres gefallnen Gatten. Still saß die junge Dame im Sattel, lispelte kaum Gebete, doch um sie, zu Fuß, zogen, bis zum Schiff, alte schwarzgekleidete Weiber, weinend, oft die Hände ringend. Als wir vor den Frauen etwas auswichen, die Unglückliche vorbeiließen, nickte sie kaum mit dem Kopf, wohl ein wenig deutlicher mit der Hand, die ein weißes, schwarzgesäumtes Seidentuch hielt,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch Segenswünsche der Stöhnenden und auch der Wimmernden, strömten sich, auf Augenblicke, über uns aus. Dann ging's wieder, mit Gezeter, den umstürmten Kamm der Insel entlang, unsern Nachblicken enthuschend, in den Staub des Lavaweges davon. Im Markt Akrotiri nahm uns, wie meistens, wo es keine Herberge gibt, der Bürgermeister auf, verschaffte eine genügende Mahlzeit, zeigte selbst den Frankenturm, Merkmal und Stolz des Ortes; dann ritten wir gleich dem Leuchtturm zu. Nun begleiteten uns kleine Knaben, die nebenher laufen wollten; ich winkte ab, bat sie sogar zurückzubleiben, doch umsonst: mehr vermochte ihre Neugierde als mein Wunsch und die Mittagshitze. Sie fanden lauter Vorwände, um uns zur Seite zu verbleiben. Auf einmal übersprangen die gelenkigen Racker Mauern der Weinberge und holten uns, den Durstigen, prachtvolle Trauben. Die Verlegenheit war nicht gering: wir weigerten uns, die unerlaubten Früchte anzunehmen, worüber Verstimmung und Gespött entstand; glücklicherweise trafen wir bald einen Bauern, der den Spitzbuben allgemeine Klauberlaubnis erteilte und uns zum Genuß der süßen Beeren riet. Hurtig sprangen nun die Jungen, es waren unterdes sieben geworden, kleinen Satyrn gleich, wie toll durch reichbehängte Gelände, oft bis zu gefährlichen Stellen im Geklüft, und erreichten uns, stracks Trabende, dann jubelnd und beutereich immer noch, mit beschwingten Sätzen, auf gekürztem Weg. So kamen wir erfrischt und mit Trauben für des Wächters Kinder zum Leuchtturm. „Vater, der Fremde, dem bei Epanomeria die Sternschnuppe auf den Kopf geflogen ist, steht draußen!" So wurde ich gemeldet. Ein Knabe, der so schreiend ins Haus gestürzt war, sprang sogleich wieder, mit einer Schar neugierigster Kinder, ins Freie. An allen Fenstern erschienen Erwachsene, sogar zwei Athener auf Sommerfrische. Gleich darauf trat der Hüter des Lichtes selbst zwischen seinen Kindersegen, streckte mir beide Hände entgegen und meinte: „Dein Unfall hat sich auf der Insel herumerzählt: welcher Zufall, daß grade du und kein Einheimischer getroffen wurdest. Wo hat sich's ereignet, auf dem Marktplatz, etwa unter der Menge? Nun, es ist ja alles gut verlaufen; der Allheiligen sei es gedankt!" Mich dünkte nur etwa folgende Antwort menschenmöglich: „Ich bin sehr froh, daß es so gekommen, nun weiß ich wenigstens, daß ich einen besonders harten, sogar gegen Himmelsgeschosse, gefeiten Schädel trage." Da meine Wunden überströhnbar, bereits kaum merkbar waren, flaute die Schnuppenstimmung sehr rasch ab; nichts Auffallendes gab's zu sehn, wir konnten daher das Gespräch geschwind anders wenden, ließen uns auch den Leuchtturm zeigen, unterhielten die Leute über ihre Laterne und deren Drehuhr: ich erkundigte mich nach jeder Handhabung, als hätt' ich so was nie erfahren oder gar mit selbständigen Augen erblickt. So vergaß man mein Mißgeschick, bloß beim Herumreichen des gebräuchlichen Schnaps' für Gäste, kam man auf den Fall zurück: ich mußte, statt eines Gläschens, drei leeren, schon um mich vom Schreck zu erholen. Bald darauf badeten, schwammen wir, aus schwärzester Bucht, ins goldüberfunkelte, ich könnte sagen, blonde Dorermeer: jedenfalls fiel uns Apollo, Gott ihrer Erobrung in Hellas, ein. Dann verbarg ich mich ein Weilchen allein, zwischen finstern Lavatrümmern, blickte in Brandung und dachte an Kadmus den Thebaner oder aus Phönizien! Er sollte die vom Kreter Zeus geraubte Schwester Europa nach Syrien zurückbringen. Einer Kuh nachschweifend, gründete er, wo sie endlich Ruhe suchte, die Kadmeia. Er habe alle Zeichen, auch die Schrift erfunden, denn Erhaltung der Verbindung über den Archipelagus war sein Beruf. Aber die Inselleute verschmähten lange seine Geschenke: auch verlautete, Schiffe habe er mit Segeln, als erster, beflügelt, Feuerzeichen, auf Eiland zu Eiland, festgesetzt. Jedenfalls hier in dieser Wirrnis von Inselbrücken aus Asien und Afrika zu uns herüber, gebar sich der Geist seine Flammenwarten. Konnte sie Ägist, zu bösem Vorhaben, listig, vom Ida über den Athos und ganz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hellas' Höhen, haben zuerst, bis vor Mykenä, als Zeichen vom Sturz Ilions, aufflammen lassen? Ich spüre, hier auf Theras Vorgebirge stand ein erster Feuerturm überm Meer! Auch flimmernde Silben, der Sprachenflamme in Ewigkeit entglommen, Herde und Heiligtümer unter Völkern schürend, sind hier herübergeschwirrt. Des Kadmos Mutter hieß, Hesiod berichtet: Harmonia, Tochter des Ares und der Aphrodite. Nun leih' mir, Kadmos, auch im Geist, den Flammenfaden aus dem Kykladenlabyrinth! Es bleibt ein Wahn, wird vielleicht Wagnis, will kein Wissen sein! Ich folge zuvörderst der Silbenspur Ares: die Aloaden, Otos und Ephialtes, hatten das Wort, als Gott, verscharrt: der überwältigte blieb aber, auch bei Homer, der aufschreiende. Seine Stiefmutter Eriboia, vielleicht Periboia, Spenderin göttlicher Güte, hörte ihn, gab Hermes Nachricht, daß er ihn erlöse. Vielleicht ist damit gemeint, wie Noah bei der Sintflut, so tauche auch er, kraft der Sprache, aus jeder Weltverschüttung auf. Areth, heiße nämlich bei den Chaldäern, dann Hebräern, der eigentlichste Mann. Harez bedeutet noch jetzt bei den Türken der Machtständige. Nun war Ares Thraker asiatischen Stamms. Findet sich nun nicht, wir wissen's doch, Har ursprünglich in allen Mundarten als das Starke, ewig erharrte Hartwerdende? Bedenken wir die Fürstlichkeit der Silbe ἀιρχ m Griechischen, das Zurückhaltende durch Vornehmheit im Lateinischen arcere, haruza heiße, hört man, im Urslavischen, stark, zar jedenfalls auf Russisch das was Herr, gleich ableitbar, im Deutschen. Kräftig im Ungarischen heißt erös, endlich was Ares hier, im Latium Mars. Wäre Aretz nicht sogar Noah, als Aretz aus dem Phönizischen ins Hellenische übersetzt? Und so stimme, das meint, mit den Wurzeluntersuchungen zusammen, Piervivіano Zecchini, auch der Name Nausithoos, was der Heiler von Übel bedeute, auch als Sohn der Periboia. Nochmals Noah. Tochter oder Schwiegertochter des Nausithoos war Arete, die wahrhafte Tugend! Der soeben genannte Italiener wirft nun, wohl berechtigterweise, bloß der Sprachflamme nachhaschend, die verschiednen Arete etwas durcheinander. Das Silbengebilde trat durch verschiedne Elternpaare, doch ähnliche Gestalten beseelend, zutage.

Thera, die schönste der Kreisinseln, war bestimmt dereinst Sammelland der Bezauberten durch die männliche Volkssilbe: Kar. Das Wort ist nämlich über den Geist blutwaltend, zugleich aber in entkrümmten Redewendungen blutwandelnd. Apollo Karneios hieß dieser Insel Hochgott. Bis zur Frankenzeit war ihr Sitz der Herrschaft Skaros. Die Karier stammen aber aus Asien. Als Karner horsteten sie bald steil in den Alpen: vom Karst überm Karnaro (Quarnero) erflammte ihre männliche Macht auf maßlosen Bergkämmen Karnoliens, Karantaniens, getrennt durch die Karawanken, bis zum Karer-See, ja, dem Karwendelgebirge oberhalb Innsbruck. Die Silbe Kar bleibt namhafte Flammenwarte, in der Richtung Nordwest, von wo Europa nimmer heimholbar. Helena hingegen ward ins Land der Aphrodite geraubt und kehrte, weil aus Osten, wieder. Wie auf Spuren des Ares, so gelangen wir zu denen der Schaumgebornen, ob urangetraut oder in Unzucht verbunden: Ares und Aphrodite sind ein Paar. Die Göttin der Liebe heißt, vielleicht wiederum, bei den Lateinern: Venus. Ihr Sohn Aineios gelangte an die Felsen Karthagos, seine Sprossen gediehen am Tiber: so ward Rom. Arx Martis. Mit Antenor zogen Eneter zum Po. In seinen Sümpfen gedieh weiblich, weil fruchtbar, Venetien. Dann schaumgeboren wie die Venus: Venezia. Nicht der starken Roma gleich ein zweites, wohl aber das weibliche Ilion, in dem Helena verblieb. Die Silbe Wen wandelte sich im Weltwechsel. Hinter den Sarmaten der Niederungen, den Vandalen voran, bei der Weichsel Wanda-Völkern, unter Vineta, zwischen Wenden in Elbarmen, mit Windischen zu Füßen der Karnergletscher, sogar

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus der Vendée lautet sie auf! Thera, wittern wir nach Sprachwarten nochmals anders werdender Völker?

Beinah gegen Abend brachen wir auf: unterwegs vergoldete sich uns der Tag, schwand. Traubenblau erreichten sich, schon sternengoldenbeschwert, der Himmel, rauschhaft aufgeregt, das Meer. Nacht war's, als wir durch die Bogengänge der Wallfahrtskirche Perissa einritten. Mit griechischer Herzlichkeit nahm man uns besonders hier, wo wir eingeladen waren, auf. Viele junge Mädchen standen um uns, ich jedoch, obwohl der Älteste, blieb diesmal, wie ich gut wußte, des Schnuppengeheimnisses der Insel wegen, Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die Gastgeberin des Panegyrikon trat auf uns liebenswürdig zu, drückte meine Hand mit stummem Glückwunsche und bemerkte: „Das Volk erzählt, eine Feuerkugel habe Sie umgeworfen, die Gebildeten sind jedoch andrer Ansicht, ich weiß wohl: Sie sind gekommen, den Meteorstein zu finden; als sie ihn erspähten, regten Sie sich derart auf, daß Sie drüber stolperten und sich daher viel zu Leid taten!" Die Gewißheit der Stimme enthob mich jeder Bestätigung.

Mondlila perlte die ganze Perissakirche, wie eine formgewordne Hoffnung auf die Aja Sophia, unter den Sternen. Ich meine das so: Batzani, ein gesichtereicher, wenn auch unerprobter Baumeister auf der Insel, sah, wie damals und später alle Griechen, sein Vaterland abermals am Goldnen Horn herrschend und zu Hause. Zur Zeit der hellenischen Freiheitsregung, vor mehr als hundert Jahren (es galt noch die Akropolis zu holen und zu halten), entfaltete er sich, an diesem Strand, wo ein Kreuzsplitter Christi durch Wunder aufgetaucht war, einen Einfall zu rechtgläubigem Morgenland durch prangende Gestaltung; viele Kuppeln überwölbten ihm, wie dereinst sie ähnlich Isidoros von Trelles und Antinous von Milet geschaut, den holdgeträumten heiligen Raum. Er soll alles in Verzückung getan haben: seine Pläne zeichnete die fernhergelenkte Hand sofort auf den Boden: dadurch blieben aber die Fundamente schwach; die Kirche drohte, hochbeschwert, auseinander zu gleiten. Da kamen ihm, nochmals im Traum, mit einer Warnung, gleicherzeit auch die Gedanken der Hilfe und Rettung zu. Er stützte den Breitbau ringsum durch gut in die Erde eingelassne Strebepfeiler. Nun könnte man fast spotten: der unendliche Taschenkrebs am ägäischen Meer, doch man träfe nicht ins Schwarze: die Perissa-Kirche, mit ihrem antiken Heroon, Kellern, Kapellen der Auffindung so geweihter Reliquie und vielen winzigen, nicht unscheinbaren, sondern gradezu unsichtbaren Behausungen, als Umrahmungsviereck, noch unter den Entlastungsbögen, ist prachtvoll. Auch Pilger nach Kunststätten mögen hierher wallfahren![3]) Hafen gibt es keinen, der Strand blieb offen: einige Boote ruderten bei Meerleuchten, wie aus Schatten und Schimmer, wohl ruhig, doch mühselig an. Schroffe Berge, felsig und kahl, krümmen sich dort, aus der Geländegegend plötzlich hervor und stürzen dann dem Meer zu, rasch gegen die Perissa im Osten ab. Um einen davon stufte sich, oben, das alte Thera, den Stürmen wild ausgesetzt, doch vor Plünderern der Küste geschützt. Die ragendste Kuppe trägt den gewaltigen Würfel eines dem Propheten Elias zugeeigneten Klosters. Nach Westen, einem Eleusis auf Thera hinübergedehnt, jubelt die große Ebne, in freispendigste Feigenbäume beglückt, daß sie gar viel Wein, und zwar den besten, für die Kinder des Tages auf Erden, von der Sonne in Empfang nehmen darf. Wenige bescheidne Ölbäume in fast unsichtbarem Graugewand freuen sich auf den Herbst, wenn die Menschen ihrer wiederum gewahr werden. In jener Nacht noch, an folgenden Tagen, durchstreiften wir, um die Perissa-Kirche, ergötzliche Gestade.

Um zum eigentlichen Festort Megalochorion zu gelangen, konnte ein Umweg über das hellenistische Tempelchen einer Inselgöttin Theá Wassiliki genommen werden. Wir

[3]) Die Kirche scheint später, als man mir angab, entstanden; bei Ludwig Roß findet sich kein Bericht über sie.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drei schwenkten dorthin ab. Das Heiligtum, heute eine Kirche, Ajos Nikolaos Marmarides, ist ein, wie aus dem neuen Namen hervorgeht, ganz marmorner Bau in den einträglichsten Weinbergen. Wenig Denkmäler so alter Zeit sind gleich gut erhalten: ein anspruchsloser Würfel, liegt das Tempelchen, nun recht einsam, oft von Winzern besucht, mit Kerzen bedacht, bei großer Sonne, im schönen Obstland. Das Innre ist merkwürdiger: besonders die Decke prägt spätantike Formen streng und knapp aus. Von dort ging's ins Haus der Feiern, ein prunkloser, sehr geschmackvoller Bau vom Architekten der Perissa-Kirche. Wer wollte, hatte Zutritt: wir wurden zusammen mit Großbauern vortrefflich bewirtet, dann kamen die kleinsten Besitzer und Knechte, um den gleichen Tisch, dran. Die Frauen aber blieben immer von den Männern getrennt. Sogar nach Räumlichkeiten; bei Wein und Tanz kam man auffallender nach Ständen, als nach dem Geschlecht, durcheinander. Die Frauen waren kaum zugegen, als Männer, Jünglinge und auch Greise darunter ihre Reigen aufführten.

Im Haus eines Griechen aus Konstantinopel, der mit seinen Söhnen und Töchtern dort vortrefflich das Italienisch erlernt hatte, verbrachten wir das Ende des Festes: Gelage und Tanz währten bis zum Morgen; bei Sonnenaufgang ritten wir ab.

Der Turiner Sprachforscher Dittore Amadeo Peyron meint, die griechische Seele habe sich zwiefach geäußert. (Denken wir an Pico della Mirandola, Paul de Saint-Victor, Nietzsche!) Man könnte, ihm folgend, behaupten, in dorischer Art, nach jonischer Weise: Sparta, hellster Ausdruck des Dorertums, anerkannte, zu seinem Bestand, in der Religion offenbarte Wahrheit, den Adel im Staat, Aufbau durch Schrifttum; sein Staat verpönte Handel, wollte bloß Schlichtheit und Strenge. Joniens Welt ereignete sich hingegen, wo sich Neuerungen einstellten. Seine Menschen blieben, von Vorstellungen eines Fortschritts umgaukelt, sittlich ziemlich unbekümmert. Joniens Offenheit habe überall einen Hafen: es hielt auf ungekannte Bedürfnisse, wollte sie befriedigt: Schönheit war dort und damals im Glauben selbstredend: für Kunst, sie blieb übrigens kultisch, unerläßlich. Volksherrschaft schoß empor, selbst Leichtsinn durfte, bei freundlichem Gehaben, in solch jonisches Geartetsein, einschlüpfen. Damit im Einklang, gab's einen lyrischen Tanz des Dorers, dem entgegen tragische und satyrische Reigen, oft chorhaft emporgestimmt, nach jonischem Volksschritt. Fügen wir ein: das Joniertum bemächtigte sich des Sparterrhythmus, ward einmal alleinbestimmend, solang Hellas, über Korinth hinaus verhallen sollte; Völkerwandrungen, christliche Botschaft schlichteten aber wieder die Rhythmik: dem arkadischen Hirten blieb die Schalmei, dorische Einfachheit taktete in Lied und Tanzbegleitung frisch auf; sogar der nachantike Reigen hat dorisch-apollinische Gradheit zurückerhalten. Berufen wir uns nochmals auf Peyron: so blieb es das neunzehnte Jahrhundert hindurch! Festhalten am ursprünglich Gesichteten gab's bereits zu Athen: Platon verschmähte jede Regeländerung in der Musik, wollte genauestes Einhalten der Spielvorschriften; nach Ansicht des Aristoteles ging jede Veränderung, überhaupt Sittenverkommen vor. In Argos gar, wo's Dorertum heimisch war, weiß Plutarch, hat man einen Musiker zu Buße verurteilt, weil er sich mit einer Leier, die mehr als sieben Saiten bespannten, zu einem Wettwerben zeigte. Die Hydrioten der griechischen Befreiungskriege folgten nun, ganz triebhaft, dem Beispiel alter Spartaner und gestatteten, bis vor hundert Jahren, keinem Fremden Zutritt in ihren Hafen. Grade sie, als Handelsleute, fürchteten bösen Einfluß durch Andersgesittete.

Der erste Tanz war heimlich. Ausdrucksvollste, vorplastische Verzücktheit dem eignen Gott zu. Dann ereignete er sich kulthaft gegliedert. Er wurde wohl auch in Sparta Vorstellung; vielleicht stützte sein takthaltendes Aufwallen des Gesichtes Maskenübung, auf Dauer hin. Es gibt nur eine getanzte Pantomime: jeder Teilnehmer verzichtet, zu Gunsten des bildhauerischen Ausdrucks, auf das Spielen der Stimmen. Da-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von erzählt uns Xenophon ein Beispiel: in Thessalien übte man einen Tanz, der sehr deutlich Mut entfachen und zugleich Vorsicht des Landmannes andeuten sollte. Ein Mann aus Magnesia legte zuvörderst seinen Harnisch auf die Erde, dann säte er, immer einen Krieger darstellend, auf seinem Felde aus. Besorgnis drückte sein Antlitz lange unverändert aus, überallhin hielt er Ausschau; plötzlich tat er, als erspähte er einen Feind, der ihm auflauerte, rasch griff er zu den Waffen, warf sich auf den Herangeschlichnen und besiegte ihn. Eine Flöte tönte zu dieser Vorführung. Nach Lukian war Tanz kurzgefaßte Nachahmung von Gebräuchen und Handlungen: wer ihn übte, sollte alle Göttergeschichten kennen. Als Gesang dazu kam, tanzte man auch tatsächlich den Triumph des Dionysos, die Hochzeit von Hephaistos, die Liebesabenteuer um Zeus. Mädchenreigen veranschaulichten Feiern zu Adonis Ehren, besonders aber die Liebessehnsucht der Aphrodite nach Endymion, auch das Urteil des Paris und den Raub der Europa über und daher durch die tanzenden Gewalten des Meeres hinweg. Nun heißt es, die Hydrioten hätten, zur Zeit ihres ruhmvollen Kampfes gegen die Türken, auch Reigen aufgeführt, die Ilions Eroberung darstellten. Jedenfalls singen Griechen auch heute noch beim Tanz; zur Zeit unsrer Großeltern zogen sie, rhythmisch bewegt, in die Schlacht. Wie Theseus vor dem Aphroditetempel zu Korinth, feiern Hellenen seit jeher mit großer Umtanzung von Ehepaar und Heiligtum, in dem die Einigung gesegnet ward, eine aufwandwürdige Hochzeit. Iphigenia drehte sich sogar, wie Euripides uns überzeugt, um den Altar, auf dem sie geschlachtet werden sollte. Sokrates lobte sein Athen, weil es die Kunst des Sich-Wiegens verstand, Platon hingegen warf man seine Unkenntnis darin vor.

Zwei hohe Persönlichkeiten, Kaiser Max von Mexiko und Otto II., König der Hellenen, freuten sich sehr, wenn ihre Forschungen Bestätigungen fürs Weiterleben hellenischer Tracht und Gebräuche in unsern Tagen erfuhren. Der erste Herr im befreiten Hellas tat auch viel, um sie zu erhalten. Besonders Albaner tanzten damals noch den Kader-Tanz: man meinte, er sei, bereits als Auszug in den Kampf gegen die Perser, gedacht gewesen. Es handelte sich um einen dem Dionysos geweihten Theatertanz, den man mit verbundnen Augen, teilweise freien Händen, ausführte. Immer wurde er, bei Gesang, in der Runde geführt; nur vom alten Musikinstrument, das ihn begleitete, weiß man nichts, später war es die Mandoline. Nicht um einen Altar konnte es dann gehn, wohl aber umkreisten die taktgemäß Wallenden eine, in Ehrfurcht gescheute, um nicht von Christen zu sagen, als heilig empfundne Eiche. Oft soll er in unzüchtigen Orgien seinen Abschluß, wie vielleicht dereinst, gefunden haben. Er sei, glaubten seine Feststeller im neuen Griechenland, ableitbar aus heidnischen Fernen epirotischen Ursprungs.

William Martin Leake, der englische Offizier, Archäologe, philhellenischer Freund Byrons, nennt diesen albanischen Rundreigen einen Kreischor, und Lord Byron selbst beschreibt ihn, als Childe Harold, mit wuchtigen Wortfolgen, die, der Rhythmik verschlungnen Wunsch, sich in rauhe Begebenheiten enttragen zu lassen, darstellten.

Der Tanz Bacchica oder Walaka lebte lang in der Peloponnes. Er soll aus Dazien, also über Rumänien bis ins letzte Hellas, gebracht sein; dabei wurde die Arbeit von Winzern im Weinberg, nach Musik, aufgeführt. Sogenannte kybelistische Einfälle gestatteten sich, grade in der Bacchica besonders starke, fast athletische Gestalten, gewandt im Sprung und Sich-auf-den-Spitzen-drehn; oft erheiterten sich die Gewandtesten selbst und auch die andern Tanzteilnehmer, durch spaßiges Auf-dem-Kopf-stehn. Kybistik komme, glaubt man, von $\kappa\acute{\upsilon}\beta\eta$ = Kopf und $\sigma\tau\acute{\alpha}\omega$ = ich stehe.

Die Alten hielten die stillern, keuschen Tänze für Erfindungen der Pallas Athena oder der Dioskuren, die freiern, sogar oft ausgelassnen, für Aufwallungen zu Dionysos und auch Pan. Darunter gab's jonische Tänze, die man überhaupt erst, wenn besoffen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorführte. Auch jetzt soll man noch solchen anzüglichen Tänzen in Smyrna beiwohnen können; ein unanständiger Hochzeitsreigen wurde vom Konzil zu Laodicaea im Phrygischen im vierten Jahrhundert verboten [4]).

* * *

Es kam eine Woche der Sommerstürme: bei Tag war kaum jemals ein Wölkchen am Himmel, in der Nacht der Sterne klarstes Brillantfunkeln, doch die Luft wütete geradezu übers Kykladenmeer. Wenn die Wüsten im Süden ganz glühend werden, stürzen sich die kühlern Seelüfte, mit fürchterlicher Wucht, dort hinüber. Nur ich schlief auch fernerhin auf der flachen, schutzwehrlosen Terrasse des Hauses; jedes Windgetümmel blieb mir lieber, als der schwülen Stube Mückenplage. Immerhin ging ich vorsichtig vor: die Matratze lag auf dem Boden, das Kopfkissen beschwerte mein Kopf, doch Leintücher und leichte Decke (des Morgentaues wegen) wurden mit Lavasteinen, an den vier Ecken, ausreichend festgehalten. Zu einem letzten, mehrtägigen Ausflug mußten wir uns entschließen! In der Richtung des Luftzugs, ging's, eines Morgens, als der Wind wieder wetterfesten Wimpeln zu wehen gestattete, auf Eseln, nach Pyrgos, dem höchsten Ort auf Santorin. Dort war Feiertag, überall, oft vom Sturm zerfetzt, flatterte die griechische Fahne. Vor einem stattlichen Haus auch die Ägyptens. Dort konnten wir rasten; den Besitzer kannten wir nämlich: er fuhr, vom Piräus aus, mit uns auf dem Dampfer und sprach mich, da wir miteinander in der Mundart von Salerno verkehrten, auf italienisch an. Er hatte es in Alexandria vollkommen erlernt. Nach vielen Jahren Aufenthalts in Ägypten kehrte er nach Santorin heim. Wir wurden mit morgenländischer Gastfreundschaft aufgenommen, hätten viel länger bei diesem freigebigen Griechen bleiben können! Zum Haus gehörten, außer dem Herrn und seiner Frau, noch einige sehr sprachkundige Ägypterinnen, ebenfalls griechischer Herkunft, und ein Sohn, der trotz seines am Nil erworbenen Erbes, auf Santorin entfalteten Wohlstands, an westlichsten Westen dachte, etwa von San Francisco oder Valparaiso träumte. Wir sahen an dem Tage, daß Pyrgos, ein Städtchen aus östlicher Märchenwelt, sich, auf Spiralenwegen, immer selbst überragend, fast überhängend gebaut, Stadtkrone genannt werden könnte. Obschon allem Fegen des Wetters ausgesetzt, hat man es mit kühlen Hallen, Gängen, Kellern versehen. Was, vom Besten, zwischen Lava und Bimsstein, auf der Insel an dionysischer Glut aus den Reben in die Beeren saftet, wird, als kühles Sonnengut, tief aufbewahrt: wir haben viel herumgeschmeckt, dann uns an das leichteste Gold, als Flüssigkeit, gehalten. Als wir am folgenden Tag aufbrachen, wehten neben der griechischen und ägyptischen auch, uns zur Freude, eine italienische und, als eigentliche Überraschung, sogar eine deutsche, schwarz-weiß-rote Fahne, aus der Zeit vor dem Krieg. Die herbeigeschafft zu haben, schien unsers Gastgebers besondrer Stolz. Mein junger Freund war sehr bewegt. Freilich gab's kein schweizer Banner, in der Meeresmitte blieb es unauffindbar. Unser Basler Gefährte fand das sehr selbstverständlich und war ebenso vergnügt wie wir.

Nun ging's zu Fuß weg und weiter. Durch blendende Dörfer, unter sturmgezausten Palmen, gelangten wir zuerst nach einem verborgnen, eigentlich verlassnen Kloster: Episkopi. In diesem ziemlich windstillen Winkel verneigten sich hohe Zypressen, wohl ehrerbietig, als wir ankamen, doch krümmten sie sich nicht, in beängstigender Art aus ihrer aufrichtigen Gradheit. Zufälligerweise befanden sich zwei alte Mönche in Episkopi; wie sie gestanden, aus Abneigung gegen den Sommersturm, steil oben im Prophet-Elias-Kloster. In Pyrgos hatte, zu meiner Zufriedenheit, kein Mensch Ahnung von meinem Unfall in Epanomeria; hier hingegen, zwischen Klüften, schien er die neugierigen Mönche bereits, in seinen vielen Darstellungen und Deutungen, aufgeregt zu

[4]) Auch diese Einfügungen über den Tanz gründen sich auf Berichte Piervivianо Zechinis.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben. Trotzdem wagten sie es nicht, mich gradaus darum zu fragen. Ich nahm mir vor, keinesfalls von diesem geheimnisvollen Geschehn, weder von Sturz noch Schnuppe, zu sprechen und bat auch die Gefährten, nichts zu wissen, bestenfalls mit Lächeln, das viel verbirgt, auf Fragen diesbezüglich, in Wichtigkeit andeutender Entfernung von mir, antworten zu wollen.

Wir besuchten zuvörderst die älteste Kirche auf Santorin; ich zeigte mich noch erzürnter über ihren Zustand, als ich's in Wirklichkeit war. So ein schöner byzantinischer Bau, voll von antiken Bruchstücken, und derart zugerichtet: prachtvolle Marmorsäulchen, Kapitelle, Architrave bunt, ganz geschmacklos übertüncht! Auf ihrem gewölbten Dach trägt die kleine Kirche noch drei Kapellenkinder, das ist ihr niedlicher Reiz.

Bei Rahat-Lokum, türkischem Kaffee und Mastyxschnaps, als harmlose Plauderei, ziemlich wie überall, um nahenden Aufgang des Morgenlands und Sonnenuntergang im Westen anging, fingen meine Augen plötzlich einen etwas listigen, dann kurz einen kaum merkbar spöttisch-entschlossnen Blick des Abtes auf; ich spürte mich gewarnt. „Besonders schnuppenreich war der, nun fast vergangne, August!" hub er an. „Eine soll sogar . . ." Weiter kam er nicht. Was ich vermag, an Strenge, Entschiedenheit aus den Augen sternen zu lassen, schnuppte ich ihm sofort ins enttäuschte Gesicht . . . so daß er schwieg. Gleich drauf hastete er auf, dem Fenster zu: „Heute wird der Sturm bis in die Nacht hinein heulen!" war der Ausdruck seiner Befangenheit. Es war noch früh am Nachmittag. Wir traten aus der Schwüle der Stube, zum Stolz der Sonne, in die Freiheit des Windes. Der Abt blieb bei mir, zeigte seine Goldgeorginen, bluthaft blühende Kakteen. „Heute ist Dienstag", meinte er. „Der Tag des Falles von Konstantinopel, böse drum im Griechenland, wir im Westen aber scheuen bloß den Freitag!" erwiderte ich. Des Greises Gesicht verrunzelte sich noch, um zehn Jahre auf Vorschuß: grün stach's ihm in den Blicken, gelb aber kam's vom Mund: „Ihr solltet die Sellada [5]) nicht wagen; auf dem Sattel jagen Sturmgespenster, nur auf Thera gibt's noch Heidenspuk. Sie tragen doch auch für die Jüngern Verantwortung." O, des Mönchs Nasenflügel zitterten um mein Geheimnis: vielleicht ob der Klumpen aus dem Himmel, von dem er vernommen, aus lauterm Gold wäre, und ich allein wüßte, wo er liegt. „Hier bleibe ich keinesfalls, wir sind im Perissakloster gemeldet. Dort fühlten wir uns schon einmal geborgen!" antwortete ich. Der Abt entschuldigte sich, absichtlich auf unverständliche Weise, verschwand. Den andern Mönch fand ich gleich; er stand mit meinen Gefährten im Windschutz der Kirche. „Manches Maultier", hörte ich soeben, „hat der Sturm schon von den Pfaden zum Sattel gefegt!" sagte mir der junge Dichter, als ich herankam. „Das steht auch bei Hiller von Gärtringen geschrieben, ein Saumtier, mit Scherben aus dem alten Thera beladen, ist ihm dabei verlorengegangen! Eins weniger, dafür tausend Scherben mehr." Bestätigte auch ich: „Ich denke, wir versuchen's dennoch!" „Aber dann bloß von unten aus: erreicht zuerst das Meer, nicht wie die jungen Herrn möchten, die Sellada gradaus über die Zoodochos Pigi, da gibt's keinen Übergang!" warnte der Mönch. „Meinetwegen!" dachte, sagte ich. Meine Gefährten verabschiedeten sich auch rasch vom Abt, der Mönch aber begleitete uns ein wenig, damit wir nicht irregehn könnten. Beim Händedruck, voll Dank und zum Abschied, fragte er mich verblüffend einfach, allerdings etwas forschend auch zu den andern blickend: „Nun vertraut mir's an, was war das mit der Schnuppe, die auf Sie losstürzte!" „Lächlet! Lächlet!" bat ich auf Deutsch die Meinen. Dann verwirrte ich ein paar Sätze, dem Mönch gegenüber, derart, daß nichts für ihn herauskam. Noch ein Wink zum Gruß mit der Hand, und wir bogen schnell ab. „Meine lieben Griechen," meinte ich dann zu den Deutschredenden, „lieber versteh ich keine Silbe, weder von eurer neuen, noch alten Sprache, als daß ich durch

[5]) Sellada, der Sattel zwischen dem Elias-Berg und Alt-Theras Ruinenstadt; er führt nach Perissa.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigne Klarlegungen darauf verzichten könnte, demnächst in eure Mythologie einbezogen zu sein!"

Mein Einverständnis mit dem Mönch, den unbedenklichen Weg über die Küste einzuschlagen, vermochte, in seiner Abwesenheit, nichts; ich wurde überstimmt, mußte mich dem Beschluß der Jugend, den Weg, durch Saus und Braus, über Stock und Stein, zu suchen, fügen. So krochen wir denn, kaum aus Rufweite des Klosters, durch Geklüft. Die Arbeit war hart: „Es gibt eine archäologische Karte, nach der muß die Gräberstraße gleich beginnen, wir sind dann gar rasch beim Kirchlein Zoodochos Pigi!" wurde ich ermuntert. Ich selbst musterte das Gelände, weit konnte es ja nicht sein, aber die Mönche hatten doch so bestimmt abgeraten! Plötzlich gewahrten wir einen Hirten, klommen auf ihn zu: „Kommen wir hier zur Kirche?" fragte ihn der Baumeister. „Wenn du zuerst hinunterfliegst!" Antwortete der Wegkundige. Geärgert, nicht umstimmbar, kletterten die beiden Jungen in gleicher Richtung fort. Ich ihnen nach. Wir gerieten in eine Schlucht, in der sich der Wind verfing. Sie war uns allen drei plötzlich unheimlich; über sie hinaus und weiter! war wahrscheinlich der gemeinsame Gedanke. Wie manche Grotte in vielen Farben gebrochnen Lichtes schillert, so zitterte dieses Felsengetürm, durch Anprall des Sturmes, in tausend Abstufungen heranwuchtender Klänge mit ihren Echoschrecken. Raben hielten sich, uns zu Häupten, in der Schwebe. „Es soll hier auch Geier geben!" erwähnte der junge Dichter. Mir fiel die Schlucht aus Luigi Pulcis „Morgante Maggiore" ein, durch die dereinst eine Königstochter von den Räubern, an den Haaren, geschleppt wurde; ihr Geschrei, Hilferufen, Flehen gelangte noch nach vielen Jahren nicht zur Ruhe: das Echo gab es noch Rittern, die ahnungslos, doch endlich zur Rettung, erscheinen mußten, wieder. Ich wußte, etwas Ungeheures würde sich mir nun auch begeben und keuchte, erwartungsreich, oft sturmerfaßt, dann getragen, auch der Windwucht entgegengebäumt, kreuz und quer, durch Abhänge, bis das fast senkrecht erhobne Gestein, unter den Füßen, endlich schräger und bisweilen flach wurde. Auf einmal gewahrte ich, ein Streckchen vor mir, den Dichter, als er mit der Rechten ein Rad überm Kopf durch den Wind schlug; es sollte Wink uns beiden noch etwas Zurückgebliebnen und zugleich Sieg seiner Ansicht bedeuten. Wirklich, kaum etwas vor, klommen wir durch Felsengräber. Der Orkan peitschte uns fast hinein. Aber wie selig waren wir alle drei, in diese Unerreichbarkeit geraten zu sein! Glückliches Falschgehn: über uns, hoch empor, noch vorn, ringsum, ein paar Schritte vom eignen Leib, überall erstaunten uns Gräber der Hellenen, stark und erhaben in den Berg gehauen. Kaum jemals hatte mich eine Ruinenstätte so unsagbar bewegt, nur konnten wir kaum, selbst beieinander, stehn; ich taumelte, oft krochen wir, von Felsmal zu Felsmal; für uns Erschütterte, aber auch Sturmbedrohte, war solches Ringen fast unaufhörlich, eine Gefahr. Nun kletterte der Schweizer voraus, plötzlich machte er eine Bewegung mit beiden Armen, über den Kopf hinaus, als wollte er sich im Sturm anklammern, stürzte aber — mir pochte das Herz entsetzlich, nicht ab: im äußersten Nu hatte er noch den Abgrund vor sich erblickt, eine Windpause erhascht, um zurückzutaumeln. In wenigen Sprüngen waren wir bei ihm. Vor uns gab's eine grausige Tiefe, im Rücken hirnverzerrendes Orkangebraus. Wenige Schritte, überm Spalt, erspähten wir die winzige Kirche Zoodochos Pigi, doch unerreichbar, mit ihrem, auf der Insel, einzigen Felsstrudel ohne säuerliches Wasser. Nun wußten wir, auf umstürmtem Grat, daß uns durstete!

Der antike Gräberweg mag, seit Jahrhunderten, abgebröckelt sein; es blieb uns nichts übrig, als furchtbar mühselig, von der Wucht der Luft an den Fels gepreßt, sehr lang und tief hinunterzurutschen, dann spannenlang, zwischen Marmorsärgen baumelnd, weiterzuklettern, kurz, das Abenteuer schwierigst zu Ende zu bringen! Endlich lagen wir, unweit der Brandung, erschöpft, unter Opunzien. Aber wie war es da, weil windgeschützt, glühend schwül!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schließlich hatten wir uns wieder so weit in Gewalt, daß jeder daran denken konnte, sich aufzurichten, um die Marschfähigkeit der eignen Glieder durch einige Turnbewegungen zu prüfen: dreifaches Kopfnicken ermunterte uns gegenseitig, den Aufstieg zu beginnen. Selbstverständlicherweise ging's dem lebenspendenden Quell, neben dem Kirchlein, entgegen: wenige Meter von den Abhängen entfernt, über die wir uns kaum hinuntergerettet hatten. Nun besaßen wir aber etwas unter den Sohlen, was man Weg taufen könnte. Bald war das Kirchlein mit einem der Weihenamen der Allheiligen Mutter, zu Konstantinopel, wo es die zuerst berühmt gewordne Zoodochos Pigí [6]) gibt, erklommen. Hier kletterten die dorischen Knaben und Jünglinge, um die Wette, an den Wänden empor, um womöglich hoch, ja unerreichbar, den eignen Namen in den Stein zu ritzen, sogar zu meißeln. Neben dem Kirchlein liegt, in den Fels geschlitzt, eine Grotte, in der ein Tisch mit zwölf Plätzen aus dem Geklüft gehauen ist. Im Hintergrund tropft es aus dem Sinter in ein klares, natürliches Marmorbecken: das also war endlich der lebenspendende Born; wir fühlten sofort seine zauberhafte Kraft. Draußen, im Kirchlein, in des Sturmes Mitte, fanden wir, aus der Grotte kommend, als wir rasch das schützende Gotteshaus betraten, viele Kerzchen: wir zündeten einen ganzen Kranz an, steckten den Betrag dafür, durch einen Spalt, ins Opferkästchen und hatten eine kleine Freude am Brennen winziger Lichtlein in der entlegnen Geborgenheit des, von tausend Teufeln, umpolterten Kapellchens. Nicht nur Tür und Fenster, die Wände selbst schienen die Stöße des Sturms nimmer aushalten zu können, trotzdem mußten wir weiter, noch höher hinauf, wo es am berüchtigtsten zugehn soll. Uns Atemlosen war es endlich, gegen Abend, gelungen, auf den Sattel zu gelangen; kein Loch, kein Stein aber rettete uns vor dem Getümmel der Lüfte. „Ungetüme sind's!" schnaufte ich. Der Dichter, er hatte mich zufälligerweise im Gesaus verstanden, aber das Spukgespräch mit dem Abt nicht gehört, meinte: „Dämonen, und zwar sehr böse!" Ich konnte mich kaum einer solchen Brausegewalt entsinnen, vielleicht in Triest, wo die Bora zu Hause, und ich zur Welt kam, gibt's ähnliches Gerase! Bisher hatte uns der Orkan gegen den Fels geschleudert, wie sollten wir nun, das Unwetter im Genick, am Abhang in die Schlucht gelangen? Nun, es mußte gewagt sein! Einmal, wenige Schritte vor mir, faßten sich die beiden Jungen bei der Hand, umschlangen sich dann sogar, um ihre Körper miteinander den Elementen entgegenzustemmen. Ich, für meinen Teil, lebte, seit einem Weilchen, nur auf allen Vieren. Plötzlich merkten der Schweizer und ich: wir waren wohl falsch geklettert. Gleich darauf erlebten wir's zu dritt: höher als richtig, einer Wallfahrtsgrotte zu, hatten wir uns, beim Hinabtaumeln, verstiegen. Nun aber, konnten wir doch endlich rasten! Noch bevor es dunkel wurde, kamen wir dann, bei etwas gezügeltem Wind, im Perissa-Kloster an. Mit Jubel beglückwünschten uns freundliche Bekannte. Man hatte gehofft, wir würden uns nicht von Pyrgos weggewagt haben, oder wären in weitem Kreis um den Berg herumgekommen. Ich lief noch zum Meer; in gut geschützter Schluft ließ ich meine durchschwitzten Lappen mir vom Leib flattern und warf mich ins salzige Naß der Labung. Dann, nach muntermachendem Bad, erwarteten wir das rasche Auffunkeln von Sternen.

Am Morgen schien uns der Wind doch so beschwichtigt, daß wir den Gastgebern in der Perissa, die uns rieten, bei ihnen auszuhalten, trotzen konnten. Wir stiegen auf die Sellada, um endlich das alte Thera zu betreten. Der Sturm warf uns nicht um, also ging's. Vom Sattel ist's in die noch erhobenere Hellenenstadt nimmer weit: auf jäher Halbinsel fliegt sie, auf ihren Felsen, davon. Wohin? Über Ebene und Meer, in himmlische Luft hinaus. O, und ich wußte, in solchen winddurchwuchteten Gassen wuchs ein Geschlecht, das schweben sollte. Durch Klüfte seiner Berge, wir sahn's am Vortag, kletterten also die Jünglinge, wo Gefahr am beengendsten, adlerumkreist, geier-

[6]) Lebenspendender Born.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beſchnuppert, von Horſt zu Horſt, um bei Kaiſern der Höhe den eignen Namen in den Stein zu krallen; und das Meer blieb ihrer Seele Tiefblick, des ſichern Auges Weitſucht, denn obſchon felsgeboren, reiften ſie doch droben, ſeeſturmumtobt. Wir werden einſt Apollo, und durch ihn die Griechen, wiederhaben. Vor ſeinem Tempel flog mir die Botſchaft zu. Könnt' ich's dereinſt in flüggem Päan erzählen! Apollo Karneios auf Thera, du biſt heute noch Schönheit der Welt. Deine Göttlichkeit ſpringt, mit Lenzgeſchwindigkeit, auf: das aber iſt dein Erfreutſein, und darum zertrümmerſt du unaufhaltſam, Adliger, Höchſterkornes, ohne Rückſicht, zu gebären. Du ſchaffſt nicht. Du bleibſt die Welt der Wenigen. Deine Weisheit iſt geſichtet: wo ſie erlauchte Kinder, dir verzückt und ferneher umraunt, als pythiſchen Wahrgeſang, verkünden, unterm Delphi in der Ewigkeit, liege Dionyſos, der rauſcherfaßte, einſt verſcharrt. O, das vollbringt des Heiden Seele ſchwer, doch Apollo, Gott aus Leichtigkeit, kommt wieder. Wer ſchwebt ihn, ein Mann? Apollo heißt: der Menſch muß fliegen! Doch frei, ein Atmer, beim Schreiten, ſeiner Erde etwas entlaſtet. Nicht Hephaiſtos geſchmiedete Kunſtſtücke, ſondern ſeines Feuerweſens wichtige Kniffe bringen, uns Fortſchreitende, zu einem Ziel. Freilich auch Apollos Siegesſichtung niemals, denn ein Gott iſt zwecklos.

Griechen, wo ihr heute noch ſchöne Menſchen ſeid, berauſchte euer nunmehr dunkler funkelndes Schwerblut des Dionyſos aſiatiſche Zuflut; züchtig ſind Hellas Jungfrauen, doch keine Heſtia unter ihnen, ſelten Britomartis: die Griechin verhüllt, weshalb?, der Aphrodite Reize. „Haſt du jemals Athena hier gewahrt?" fragte ich, auf Thera, meinen jungen Freund, den Dichter. „Nein!" gab er zur Antwort, „ſie iſt zwar keine höchſte Göttin, denn ſie ſtammt nicht aus den Sternen, doch ich fand ſie niemals unter Menſchen." Wohl manchem blonden Hermes begegnete ich noch, ſchlank, auf Griechenbergen. Auch der wird bald wegfliegen. Apollo aber heißt: der Menſch ſoll fliegen! Auf Fußſpitzen durchs Leben, keinen Sturz meidend, Sieg nimmer ſuchend, ohne Verlangen nach dem Tod. Bei leichtern Geſchlechtern, unter nordiſchen Menſchen, kam mir noch des Gottes ſtolzeſter Gang. Auch Hera weilt ich einſt nahe: ſie war jüngſter Sproß aus Urblut, krallenfingrig, drum Germanin. Nicht den Tod des Feindes, der bleibt dem Hehrſten gleichgültig, die Reinheit, drum Zerſtörung, weil Adlung, wollte Apollo, Hüter der Raſſe, Hort der Gymnaſien. Und hold war ihm die Schule der Ephebenpflege: ſeit fernem Dorerungeſtüm glühten, hier auf Thera, geheiligter Zucht Regeln: neben Apollos Tempel beſtand der Jünglingsbau, hinter ihm felſige Stelle der Knabenliebe: beinſchriftet, auf Jahrtauſende, weil in den Stein gebiſſen.

Es wog einmal der Hellenen leichtes Schreiten, damals weilte, hoch bei den Hyperboräern, zu lang dahingehalten, Apollo; und wir erlauſchten am Nordmeer bereits, dazu rein, ſeiner Leier weiche Weiſe, dir und mir leiſe, zur Erheitrung. Doch zu ſchickſalreich kamen, beladnen Schrittes, damals Ägypter nach Griechenland. Andre Vögel, die man nicht kannte, mit Geſichtern, beſchwingte Götter brachte man nach Thera. Durch die Reihe ſeiner Ptolomäerherrſcher entging der Hellene immer ſich ſelbſt, auch wenn er lief: wo war ihm Apollo? Einmal, das Hinüber ſuchend, überſtaunte ſein Auge das Meer, und da erſchien ihm, auf Thera, wie einmal mir: Kreta, die gefährliche Inſel im Süden. Doch Daedalus fiel ihm ein, als wiſſender Ahne, und auch Ikarus: alſo doch, der Menſch kann fliegen!

Ikariſches Meer, zu meinen Füßen, See des Sturzes, Spiegel des Verblendeten, wie Klippe um Klippe, ſichte ich auch hier die Silbe: Kar. Wohin ſtrahlte Ikarus? Ins Karerland? Auf Karnes los, ſteil am Hymettos? Nach dem attiſchen Ikaria, wo ſeine Heimat, hinter dem Pentelikon? Oder wollteſt du, Ikarus, die elektriſchen Bernſteininſeln, goldhaft, hold erhoben, hoch erobern? Apollo ſchmolz deine Flügel, nochmals aus Vollbrachtheit, denn was ſollte ihm, dem Gott, ein Verſuch? Unſre Jugend, die große Vollkommenheit, heißt: Sonne. Daedalos, wohin forderte dein Flug? Wüßteſt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

du Erreichbarkeit des stirnbeblitzten Oeta: wollte dein Fittichefühlen gewitterumzuckt zum Pelion, nordscheinzaubernden Olymp?

Ich fieberte vor Freude: das Feuer der Felsen und Fluren hatte mich erfaßt. In den Gewändern flatterte der Wind, als ob sie mir nicht zugehörten. Sogar der eigne Körper ward mir gleichgültig; ich verstand ja, am Abend — wir brachen schweigsam auf — das Lächeln Apollos. Bloß zärtliches Gold, flüchtig und leicht, schüttelte rauschendes Meer, aus Inseln, kristallnen Füllhörnern gleich, der Sonne, die atmete, lachte, tiefer atmete und schwand, zu holdem Verschwendungsspaß, nach.

Auf den Gipfel der Insel, ihre Warte, hat sich ein gewaltiger Würfel hingekauert: das Kloster des Propheten Elias. Oft ist er, auf höchsten Spitzen, in Kirchen, mit einem Viergespann emporfahrend, dargestellt. Seine Silbe El ist sonnenhaft. Mönche, mit Mörserhut, dunkeln Talaren, schon aus Finsterkeit schattend, sagten froh willkommen! Ihre Mauern mochten uns, auf Tage, gegen Stürme, Nachtschwärze, ihre Schleicher, und man munkelte: Thera-Gespenster schützen. Die Insel Naxos sollte, vor etwa zwanzig Jahren, obwohl weniger bewohnt und gesund, als Hauptteiland der Südkykladen, weil aber vom Heidenspuk gereinigt, diesem Santorin, das dem frommen, christlichen Volk, bedrohlich blieb, vorgezogen sein. Mit Güte wurden wir, in altertümlichem Gemach, das gar viele venezianische Hängelampen erhellen, am Tisch des Abtes, bewirtet. Als die Mönche beten gegangen, meine Gefährten entschlummert waren, stieg ich auf des Klosters, ich möchte sagen des Berges, ja, der Insel, breite und freie Terrasse. Unter mir, wußte ich Felsen mit Namenszügen, Inschriften früher Dorer; als spannte Santorin Schwingen aus, faßte ich noch, den Blick durch Erinnrung stützend, nachtumgarnt, vom Klosterkopf aus, den Bergrücken auf Akrotiri zu: er war mir in westliche Weite gestreckt. Nach Osten griff der Felsenkamm, (drauf Thera-Trümmer ägyptischer Erdeutsamkeit) unter dem, über Gewucht der Wogen ragend, strengstes Kloster: Asketerion horstete, in Sturmsee. Also wir flogen auf den Süden los! Unsrer Sünde Sternbild, der Skorpion, überzüngelte seiner Steile Himmelsbereich: aus dem Stachel glühte ihm, in bluthafter Entzündetheit, klare Ares, der gar seltsam auf Antares gerichtet, der vor seiner Berührung zurückzuckte. Zeus begehrte Spica, in der Jungfrau Hand, zu nahen: in erspürtem Glücke sie zu küssen, doch Kronos wachte dort, daß der Gesetze Sternenzeichen nie verrücken. So beugte Zeus sich tief davon. „Auch Götter können freveln — doch verleugnen sie im Innern die Gesetze, bricht uns Chaos ein", sagt Rudolf Pannwitz, und auch: „Leiber sind der Seelen Probe." Sterne ihres Gottseins! fügen wir hinzu. Aphrodite erfüllte mit Lebensleidenschaft den Löwen.

Ich habe, am Archipelagus, der Götter Wahrhaftigkeit, in klarster Nacht, geschaut. Ihr Sich-Gutsein ist wesenhafte Reinheit: durch Anspruch darauf geschieht der Raum. Gewaltsam wachsen sie gegeneinander, weil ewig auch gleichberechtigt: da aber zacken sich Grenzen; und die sind wir: alle ihre Sterne. Nur in uns sind Götter Gefühl: Haß und Liebe; dann Verbittrung um das Wissen, denn es keimt auf Unabwendbarkeit! So wollen sich die Ewigen zerstreuen: sie spielen Sternchen, würfeln mit unsern Geschicken: Zeitvertreib.

Götter, kommt nicht ins Gemenge: sonst befleckt ihr euch, stoßt noch weitre Welten von euch, wie dereinst die Erde. Unsre Unart wird, daß eure Reinheit bleibe. Doch Kloster unter mir, uns kam der Heiland! Er ist der Tag, an dem der tiefste Gott sein Letztes nicht verlieren mag. Nun sind wir alle Samen, der aufbricht, stirbt, daß jüngste Geister kommen: wo? Ohne Raum. Es werde manches Volk sein Herr, der Chaos ordnet. Die Ernahenden im Christ aber können sich nicht stören: Pfingsten ist der Heiligen Gemeinschaft. Seit Jesu haben wir, bloß durch Reibungen der Götter Geschöpfe, also Fleck, der Welt Fehl auf uns genommen. Der Mensch verkündet, unschuldig, eigne Sünde. Es gibt ein Wofür: des Menschen Sohn. Daß Reinheit ewig bleibe,

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ereignet sich Reinigung. Die vollzieht sich nun, gewußt, im Menschenblut. Wir stoßen, als verfluchten Teufel, was Götter in uns selbst von sich verbergen möchten, aus. Aber so wurden wir an der Reinigung selbst lebend; ihre Ewigkeit wird nie vergehn: das ist das Neue Erbteil. Der Herrlichste Gott hat sich durch Christum, seine Sonne offenbart. Wir sollen alle sehn.

Die Sommernacht geht bald vorbei. So erprobe mich, Sonne, solange ich den Leib vertrage: segne und bescheine ihn. Für Thera steigst du, dreißigblättrige, im Winter über Rhodos, altastatisch, Rose lodernder Vollkommenheit, empor. Nun, im Sommer aber, über Patmos, millionenblättrig, aus holdem Hoffnungsgold, bloß Osten. Rose, komm, uns gewogen: o Sonne.

Athen, im Oktober 1922.

Tenzone

Ein Dichterwettstreit zwischen Theodor Fontane und Fürstin Eleonore Reuß

Herausgegeben von

Wilhelm Herse

Vorbemerkung: Die Tenzone, der poetische Streit, den zwei oder drei Dichter über eine im Eingang aufgeworfene Frage ausfechten, geht als Kunstform auf die ritterliche Dichtung der Troubadours zurück. Auf die verschiedenen Formen der Dichtung kam in einer Berliner Abendgesellschaft im Jahre 1862 das Gespräch, und die Fürstin Eleonore Reuß und Theodor Fontane beschlossen, die Form der Tenzone zu erproben. Am nächsten Morgen erhielt die Fürstin von Fontane die erste Strophe, und so spannen Rede und Gegenrede sich weiter bis zum versöhnlichen Schlusse. Von den beiden Verfassern des Gedichts war Fontane längst berühmt durch seine preußischen und schottischen Balladen und die Schilderungen seiner Englandfahrten; der erste Band seiner Wanderungen durch die Mark erschien eben damals, den großen Meister des realistischen Romans konnte noch niemand in ihm ahnen. Die Fürstin Eleonore, 1835 als Tochter des Erbgrafen Hermann zu Stolberg-Wernigerode geboren, war seit 1855 mit Heinrich LXXIV., Fürsten Reuß j. L., vermählt, als dessen Witwe sie 1903 gestorben ist. Ihre geistlichen und weltlichen Gedichte wurden seit 1854 im „Volksblatt für Stadt und Land" gedruckt und seit 1867 zu mehreren Sammlungen vereinigt. Sie sind ebenso wie ihre Biographien christlich-konservativer Persönlichkeiten — der Gräfin Redern, Thadden-Triglaffs, Philipps von Nathusius, in einem engeren Kreise bekanntgeworden als Fontanes Werke; nur eines ihrer Gedichte hat wohl mehr Leser gefunden, als selbst seine berühmtesten Dichtungen: ihr herrliches Silvesterlied „Das Jahr geht still zu Ende, Nun sei auch still mein Herz" ist in fast alle deutschen Kirchengesangbücher aufgenommen worden. Aus ihrem Nachlaß kann hier das geistreiche, die Eigenart beider Verfasser in jeder Wendung aufs anmutigste widerspiegelnde Gedicht zum ersten Male veröffentlicht werden.

Theodor Fontane

„Stadt oder Land", so lautete die Frage,
Und meine Wahl vertrau' ich diesem Blatt,
Nicht lange schwankt das Zünglein in der Waage,
Links sinkt die Schaale, und ich rufe „Stadt".
Ein Dorf, ein See, ein bißchen Waldidylle,
Ein Storchennest, ein off'nes Scheunentor, —
Es reicht nicht aus, ich lobe mir die Fülle,
Ich zieh' die Stadt, den Kampf, das Leben vor.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eleonore Reuß

Ist Fülle nur in grauen Häusermassen?
Ist Kampf da, wo geputzte Leute gehn?
Ist Leben nur in vollgedrängten Gassen?
Dann hast du wenig Leben nur gesehn!
Geh' in den Wald und lausche seinem Leben
Und sieh' des Landmanns Kampf im blachen Feld,
Der mit der Scholle ringt, den Schatz zu heben,
Die Fülle, die sich tief verborgen hält.

Theodor Fontane

Armselig Leben, das, so heut' wie morgen,
Sich pflanzenhaft in engem Kreise dreht,
Das ohne Herzschlag, ohne Glück und Sorgen
Wie Laub am Baume kommt und wieder geht;
Nur da ist Leben, wo in ew'gem Wandeln
Die neue Stunde Neues wirkt und schafft,
Wo rastlos, gegen vorgeschrieb'nes Handeln,
Sei's gut, sei's böse, ringt die Menschenkraft.

Eleonore Reuß

Was du hier rühmst, ich weiß es nicht zu preisen,
Das ist nicht gut, was alle Tage neu.
Das Land, das Dorf hat seine eig'nen Weisen,
Und wohl ihm, hält's, was sein ist, fest und treu.
Es dreht das Leben sich in gleichem Ringe,
Und Wechsel ist in Ruh' und Arbeit nur;
Doch unverrückt der Mittelpunkt der Dinge
Die heil'ge Gottesordnung der Natur.

Theodor Fontane

Wir werden schier zu ernst in unsern Strophen,
Statt plaudernd über Stadt und Land zu gehn,
Durchschreiten wir den „Steig des Philosophen",
Wo wir vor Bäumen Stadt und Land nicht sehn.
Das Rätsel alles Lebens, alles Ringens,
Nicht löst es die Tenzone, mit Vergunst,
Doch, sicher freud'gen Ineinanderklingens,
Nenn' ich die Stadt jetzt — Stätte aller Kunst.

Eleonore Reuß

Studieren Künstler an den Pflastersteinen?
Ich sage: nein! im Feld und grünen Wald;
Und dann: die Kunst, die unsre Herzen meinen,
Hat in der Stille ihren Aufenthalt,
Die Kunst, der wir zu eigen sind ergeben,
Die heil'ge, hochgeliebte Poesie —
Will unter Gottes freiem Himmel leben,
Im Stadtgewühl allein gedeiht sie nie.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theodor Fontane

Dem Schwan von Avon — ländlich grüne Wiesen,
Sie weckten nicht das Lied, das in ihm schlief,
Erst London war's, der Lärm des Themse-Riesen,
Der Macbeth, Hamlet, auf die Bühne rief.
Wohl frommt's dem Dichter, Wald und Feld zu lieben,
Es frommt ihm wie Erholung, Ruhe, Schlaf,
Doch nur in Städten ward von je geschrieben
Das Wort, das zündend alle Herzen traf.

Eleonore Reuß

Ob Menschenworte da geschrieben werden —
Doch Gottes Wort gar stille Wege geht.
Jehovah rief einst Mosen von den Herden,
Elisa ward am Pfluge ein Prophet,
Johannes predigte am Jordanstrande,
Und als das ew'ge Wort in heil'ger Nacht
Fleisch wurde, ist das Heil für alle Lande
Den Hirten auf dem Felde kund gemacht.

Theodor Fontane

Sie brachen auf, wir folgen ihren Schritten;
Klein-Bethlehem war jener Hirten Ziel;
Wie lächelnd liegt's in unsres Streites Mitten —
Als Stadt zu wenig und als Dorf zu viel.
Versöhnung sei von dorten her genommen,
Wo deutungsreich des Friedens Wiege stand,
Aus Bethlehem ist alles Heil gekommen,
Und Bethlehem ist beides, Stadt und Land.

Meine Smeroe-Besteigung

Von

Max Dauthendey

(Schluß)

Um 2 Uhr weckte der Mandur.

„Wollen wir den Aufstieg jetzt wagen oder nicht?" So fragten wir Herren von unseren Liegestühlen aus, und wir zeigten beide keine rechte Lust, aus der flachen Lage in die senkrechte Stellung überzugehen. Wir ließen die Entscheidung Frau S. „Wollen wir auf den Smeroe oder nicht, Frau S.?" fragte ich. „Ja, ich gehe!" sagte sie ruhig und einfach aus ihrer Zeltecke von ihrem Liegestuhl her. Das war entscheidend. Eine Dame will. „Da muß der Mann auch können", dachte ich. Und ich stand rasch auf. Wir hatten uns ja nicht anzuziehen, sondern wir mußten uns für den Aufstieg ausziehen, das heißt leicht machen und das viele, dicke Zeug ablegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Kuli, mit einer Benzinlaterne, und einer, mit zwei Blechkasten voll Selterwasser und Wein und Essen, gingen voraus. Wir folgten dann. Jeder von uns hatte drei Kulis, die uns anseilen, ziehen und schieben sollten.

Der Mandur blieb zurück mit der Haupttruppe der Kulis und mit dem Zelt, das wir noch nicht niederlegen ließen.

Es war morgens halb drei, als wir vom Lagerfeuer fortwanderten. Den Mond zur Rechten oben mit vollrunder Scheibe und vor uns den langen, kreideweißen Strahl der Benzinlaterne.

Im ganzen waren also elf Javanen mit uns, und wir drei Europäer dazu waren zusammen vierzehn Personen. Den Wald hatten wir bald verlassen. Der Wind wehte heftig. Aber der leere Aschenkegel lag so einfach dunkel im dunkelblauen Nachthimmel, als wäre es keine Kunst heraufzukommen, so daß wir mutig in die Lavarinnen traten und vorwärtskrabbelten und dachten: zwei Stunden ist keine lange Zeit. In zwei Stunden sind wir oben.

Hätte uns aber einer gesagt, daß wir fünf Stunden brauchen würden, keiner von uns wäre dann hinaufgeklettert — auch Frau S. nicht, glaube ich.

Wir gingen gleich auf allen Vieren. Mit Händen und Füßen ging es auf dem krachenden und raschelnden Kohlenboden in die Höhe. Es knirschte und rasselte bei jedem Schritt, denn der leichte Boden, auf dem man wie auf hohlem Koks und scharfem Bimsstein auftrat, zerbrach und zermürbte und zerplatzte unter den Stiefeln und unter den Händen, die sich bald am glasigen Lavagestein wundrissen. Handschuhe wären unnütz gewesen, in fünf Minuten wären sie zerfetzt von den Händen gefallen. Aber mir schien, als teilte der leichte, gewichtlose Aschenstein, der so hohl klingt und voll Luftporen sitzt, dem wandernden und kletternden Menschenkörper von seiner Leichtigkeit mit. Es ging wie eine Anpassung von uns zu den gewichtlosen Aschenrinden, und wir stiegen so behende, daß ich mich verwunderte, wie anstrengungslos der Anfang war. Das weiße Laternenlicht wies den Weg an die Spitze des Zuges, aber der Mond erhellte eigentlich den Füßen den Pfad, in den Rillen und Rissen des gehärteten und zersprungenen Lavabodens. Bis zu den Knien ging man immer in einer der tausend langen, vom Gipfel herabreichenden Gesteinrisse.

Zwei meiner Kulis hatten mir einen Strick um die Hüften gelegt; sie gingen voran, und der dritte stützte mich im Rücken, wie verabredet war. Aber ich brauchte in den ersten Stunden wenig Kulihilfe. Die leichte, kalte Nachtluft trug mich. Das großäugige Vollmondlicht zog mich auch höher. Der dünne Aschenstein ließ einen leicht auftreten. Und so verging die erste Stunde schnell. Und als ich dann zum ersten Male auf die Uhr sah, war es schon 4 Uhr. „Nun sind wir bald oben," riefen wir uns einander hoffnungsvoll zu, „noch eine halbe Stunde. Um halb fünf Uhr sind wir oben."

Der Kegelkopf über uns blieb aber immer gleich nah und gleich fern. Und es sah aus, wenn man wollte, als ob man gleich oben wäre. Es sah aber auch aus, als ob man noch ewig nicht oben sein würde. Man konnte auf dem gleichmäßig dunklen Aschendom da zu unsern Häupten im Mondschein keine Nähe und keine Ferne abschätzen.

Die Kulis schwiegen und sagten nichts. Sie froren und schlotterten nur entsetzlich in ihren dünnen Leinentüchern, und einer sagte auf einmal, er wolle umkehren, es sei ihm zu kalt.

Aber ich rief Herrn S., der hinter mir weiter unten nachkam, zu: „Lassen Sie keinen Kuli umkehren, ziehen Sie Ihren Revolver und feuern Sie in die Luft, wenn die Kulis, die über Kälte klagen, uns im Stich lassen wollen."

Zu Anfang war Frau S. an der Spitze des Zuges gewesen. Aber das ging nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange gut. Sie ging langsamer, als wir Herren. Und so kam ich an die Spitze und hinter mir Herr und dann Frau S. Wir hörten bald, daß sie ihre Stiefelabsätze abgebrochen hatte. Das war nun ihr zweites Paar Stiefel, dem die Absätze brachen. Das erste war auf dem Ajek-Ajek mit üblem Beispiel vorangegangen. Aber was tat das? Ein paar zerbrochene Absätze. Da uns doch alle Glieder heil blieben. Wir kletterten weiter, und manchmal saßen wir alle in Abständen von dreißig Schritt still aufeinander hinuntersehend, als ob wir im gotischen Spitzbogen eines Turmes senkrecht hinaufgingen, so schwindlig machte das Hinuntersehen. Und Herr S., dem ich unser Lagerfeuer, das klein wie ein glimmendes Streichholz am Fuß des Kegels im Wald leuchtete, zeigen wollte, getraute sich vor Schwindel nicht, zurückzuschauen. Ich hatte mich schnell an das leichte Schwindelgefühl gewöhnt und sah gern hinab. Es war, als stünde man auf einer zu senkrecht gestellten, meilenhohen Leiter. Ungefähr, als ob man vom Gerüst eines New Yorker Wolkenkratzers auf die Straße hinunterschaut, so eigentümlich hoch und haltlos und luftig war die Stellung von uns Kletternden in den niederen Aschenrinnen, die da keinen Halt gaben.

Gottlob, daß es beim Klettern dunkel und nur Mondschein war. Im Tageslicht hinaufzuklettern muß noch schwindelerregender sein. Eine Weile kletterten wir wieder weiter, und ich kam immer weiter voraus. Plötzlich hörte ich hinter mir den Kuliruf: „Opat! Opat!“ Das heißt: „Medizin! Medizin!“ Ich begriff sofort, Herrn S. war unwohl geworden. Ich schrie nach dem Laternenmann und nach dem Gepäckkuli, und der krabbelte dann hinunter. Aber ich verlebte bange Minuten, bis ich erfuhr, daß Herr S. sich übergeben habe. Ich hatte schon geglaubt, es habe ihn ein Herzschlag getroffen, da er zwei Tage nichts gegessen hatte. Dieser Schreck des Opatrufes und der Schreck vorher, daß die Kulis vielleicht umkehren und uns in der Nacht auf dem schwindelnd steilen Berg im Stich lassen würden, waren mir arg ins Herz gefahren. Ich ging nun langsam höher, ängstlich gemacht vom eben Erlebten.

Ich fror gar nicht. Setzte ich mich auf einen Stein, so mußte ich mich sehr in acht nehmen, die Steine waren locker und konnten mit einem abrutschen oder konnten abkollern und den Nachkommenden die Beine und Knie zerschlagen. Jeder Schritt mußte vorsichtig bedacht werden. Der Wind pfiff immer schneller und eisiger, und der Mond hing wie weißgefroren blendend in der tiefschwarzblauen Nacht. Er bildete einen breiten Hof im Äther, und dieser Ring war so seltsam rötlich-lilablau, ich möchte sagen, es war ein Hof aus ultravioletten Strahlen, wenn man ultraviolettes Licht überhaupt sehen könnte. Immer und immer wieder fesselte mich zu meiner Rechten der Mond, der da diesen noch nie gesehenen purpurblauen Schein um sich zeigte, und die Nacht war doch ohne Nebel, ohne Feuchtigkeit, und der Äther war dunkelblau und klar, und doch hatte der Mond diesen seltsam befremdenden mächtigen, rötlichblau farbigen Hof, der aussah, als wäre er der feine Astralleib des weißen, toten Himmelskörpers.

Nun begannen auch gegen 5 Uhr im Osten die ersten grünlichen Hellen des Tages. „Mata hari! Mata hari!“ sagten die Kulis zu mir, und immer, wenn sie vor Frost klapperten, zeigte ich jetzt nach Osten und tröstete sie und sagte: „Mata hari!“ Das ist: „die Sonne!“

Diese Stunde wurde aber immer kälter statt wärmer. Wenn sich auch der Osthimmel leicht bräunlich färbte, es wurde nicht wärmer. Meine Finger, Wangen und Ohren waren wie kaltes Glas, aber am übrigen Körper war ich warm vom Klettern. Die Kulis zeigten mir auch ein paar schwache Lichter im Westen in der schwindelnd tiefen, fernen blaugrauen, mondhellen Ebene unten. „Die Lichter von Malang“ sagten sie. Dort schlafen sie nun alle die Menschen in dem Städtchen, und niemand ahnt, daß wir hier zum Smeroe-Gipfel klettern. Aber ich wußte nicht,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß vom Berg „Penandjan“ von einem Deutschen, der einen Nachtritt auf den höchsten Gipfel der Sandsee in dieser Nacht gemacht hatte, der Strahl unserer Benzinlaterne, der heller als ein Licht in Malang war, gesehen und mit den Augen verfolgt wurde. Später, bei unserer Rückkunft in Tosari, sagte der Herr es mir, er habe im Fernglas in der Montagnacht am Smeroe vom Penandjan aus um 4½ Uhr morgens einen feinen, weißen Lichtstrahl ruckweise aufleuchten und verschwinden und am Smeroe hochklettern sehen, und er habe dabei gleich an uns gedacht.

In der ersten Taghelle erschien im Osten über Wolkenlagern ein großer Berg, es war die Insel „B a l i“, eine der Sunda-Inseln. Die Wolkenreiche hatten wir jetzt so weit unten, so weit unten gelassen, daß sie längst nicht mehr zum Himmel zu gehören schienen. Sie waren wie zottige Schneefelder tief unten in einer andern Welt. Schon unser Nachtlager im Wald unten lag hoch über den Wolkenfeldern der Ebene von Malang und über den Wolken der Ostküste Javas. Die Sonne ging einfach und harmlos ohne bedeutendes Farbenspiel auf. Es flackerte kurze Zeit ein großes Sonnenfeuer über dem Bali-Berg am Himmel, aber dieses brannte bald wie ein riesiges, nächtliches Lagerfeuer ab, und es war mit einem Male Tag. Dunkelblaue Bergkanten schwebten weit im Ostland Javas wie blaue, scharfe Inselsteine über den langen Schneefeldern der Wolken. Aber alle diese Berge lagen dem Smeroe zu Füßen wie Schoßhündchen, die im Bogen um einen Riesen krabbeln.

Wenn ich jetzt senkrecht hinuntersah in die zweitausend Fuß Tiefe, die wir vom Lagerfeuer, dessen Rauch man noch sah, aufgestiegen waren, so schauderte mich doch die Tiefe, und es gruselte einem ein wenig der Gedanke, vom Schwindel erfaßt, kopfüber abgestürzt zu werden. Denn man war jetzt wohl höher, als zehn New Yorker Wolkenkratzer übereinandergestellt, in diesem Morgen hochgekommen. Mehr als zweimal die Höhe des Eiffelturmes, der 300 Meter hoch ist, hatten wir in diesen Nachtstunden bis morgens 6 Uhr kletternd zurückgelegt. Nun lag noch eine Eiffelturmhöhe zu überwinden.

„Noch eine Stunde!“ so trösteten die Kulis meine müden Knie und meine keuchende Brust.

„Noch eine Stunde?“ fragte ich entsetzt. Denn ich dachte, in fünf Minuten müßte ich nun oben sein.

Das Ende des Berges war immer noch nicht möglich in seiner Entfernung abzuschätzen. Der Gipfel blieb immer gleich nah und gleich fern. Da die gleichmäßig zerrissene, eintönige, violette, graue Lava- und Aschenfarbe keine Anhaltspunkte bot, um eine Perspektive zu erkennen. Es war wie das flache Meer, das den Laien auch sehr täuscht, wenn er dort Meilen abschätzen will, da er keine Anhaltspunkte zur Entfernungsschätzung auf der leeren Fläche findet.

„Noch eine Stunde!“ sagen die Kulis. „Noch eine Stunde, das ist doch ganz unmöglich!“ Und ich schrie meine Entrüstung zu Herrn S. hinunter. „Ich kann es auch nicht glauben!“ schrie er zu mir herauf.

Aber wir wollten es nicht glauben. Denn wir waren beide zu Tode erschöpft. Der Weg war immer elender geworden, und die Kräfte jetzt nach drei und einer halben Stunde Kletterei waren auch nicht mehr so frisch wie am Anfang. Der Weg war ein Grieß aus Kohlenkies, in dem man gar keinen Halt fand. Drei Schritte vor und zwei zurück, das war die entmutigende Losung. Hilflos saß man oft nieder und sah in die schwindelnde Tiefe, gern wäre man wieder unten gewesen. Aber es war nun ebenso schnell hinauf wie hinunter zu kommen, darum ergab man sich und stapfte in das zerrinnende Aschenkiesgemenge und machte die Knie in dem nachgiebigen schwarzen, scharfen Kohlensand müder, als wenn man auf Felsen geklettert wäre. Alle Augenblicke sank man zusammen. Es geht nicht mehr, es ist unmöglich, meinte man. Aber eine Minute Ruhe gab wieder fünf Minuten neue Kraft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und neuen Mut. Die Kulis zogen nun am Seil, das um meine Hüften geschnürt war, daß ich glaubte, ich würde vom Seil zerschnitten. Der hinter mir keuchte wie ich und stemmte mir seine Schulter ans Rückgrat, und so halb geschoben, gezogen und halb selbst kletternd und krabbelnd, kam ich zum letzten Ende des Berges.

Seit einer halben Stunde hatte ich — es war 7 Uhr gewesen, und die Sonne schien schon warm, trotzdem die Luft dünn und eisig war — den Kuli, den ersten, den Laternenträger, der das Licht schon um 5½ Uhr ausgelöscht hatte, oben am Rand verschwinden sehen. „Der ist oben", dachte ich. Aber nun tauchte er wieder auf, und der Berg wurde wieder höher, als ob er sich streckte, um uns zu foppen.

Endlich gegen 7½ Uhr sah ich den Kuli sich oben aufrichten und rufen, und er winkte mit seinem gelben Leinwandtuch.

Er war oben! Gottlob, einer war oben. Der Gedanke zog mich mit sich hinauf. Aber das letzte Ende war zum Verzweifeln. Die letzte Viertelstunde war, als ob man auf glattem Porzellangeröll ging. Man glitt immer wieder zurück. Und es gab kaum noch Rillen, um drinnen zu klettern; es war rollendes Geröll, das überall nachgab. Und wenn man schon ganz todschwach ist, und ein Stein gibt unter den Füßen nach, dann wird man ganz verwirrt und weiß nicht mehr, will man hinauf oder hinunter. Und man setzt sich mit knickenden Knien und schmerzenden Füßen ins Geröll und bleibt atemlos und gleichgültig sitzen.

Zuletzt krabbelte man nur noch halb besinnungslos. Die Beine wollten nicht. Das Gehirn wollte auch nicht mehr. Das Herz wollte gar nicht mehr. Die Lunge fauchte und streikte auch, alles an einem wollte nicht mehr. Nur die Kulis wollten. Die rissen am Strick und waren mit einemmal munter und schoben mich und zogen mich wie verjüngt, gestärkt vom Anblick, daß einer der Ihrigen schon oben saß und ausruhte von seinen Taten.

Da nahm ich mich nochmals, halb absterbend, zusammen. Wie ein Pferd, das man einen Karren aus einem Graben zerren läßt, und das plötzlich einen Rappel bekommt und wahnwitzig anzieht und fortstürzt mit irrsinnigem Blick, so halb überreizt und verrückt geworden, von Schwäche, Wut und vom Willen, „ich muß hinauf", gepeitscht, hetzte ich in die Höhe, von den lustig heulenden Kulis lachend und schwitzend und kreischend umgeben.

Doch einige Male noch knickte ich zusammen. Aber wie unter Geißelhieben schnellte ich wieder auf und krabbelte auf allen Vieren, bis ich zum letzten senkrechten Gestein der Gipfelfläche kam und auch noch die letzte scharfe Kante überwunden hatte.

Der Gipfel glich der Plattform eines Turmes, aber an allen Seiten ohne Geländer, und das machte in einem die Empfindung schwindelnder Schwäche, wenn man das flache, leere Gipfelfeld betrat, das wie ein Fallschirm im höchsten Himmel zu hängen schien.

Es war eine spiegelglatte, glänzende und glitzernde graue Lavakiesfläche vor mir. Wie aus glitzerndem, grauem Mehl flach geklopft, lag die Aschenfläche leicht rundlich weit und groß da. Vielleicht fünfhundert Schritte breit und ein paar tausend Schritte lang war der Höhenplatz, und sein graues, ebenes Aschenpolster war gespickt mit spitzen, scharfkantigen, fußgroßen Steinen, die in der Aschenlage halb eingedeckt oder obenauf lagen, als wären sie eben erst vom Himmel auf das platte, graue Lager der Kuppelfläche hingeregnet.

Welch ein Genuß, endlich wieder nach fünf Stunden auf einer wagrechten Fläche zu stehen und zu gehen! Die Knie staunten, daß sie beim Vorwärtsgehen nicht mehr an Gesteinschärfen stießen, sondern durch freie Luft gehen durften. Meine Kulis umringten mich auch lachend. Und der, der meinen Mantel getragen hatte, half mir denselben anziehen und beneidete mich um das warme Kleidungsstück. Denn es war

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eiskalt da oben trotz der groß aufgerichteten Sonnenscheibe, die jetzt schon warm am Himmel stand.

Die Kulis setzten sich gegen Osten hin, wo sich der Höhenplatz leicht neigte und wärmten sich am Sonnenschein und ruhten. Ich hatte ihnen allen für je 25 Cts. je eine alte javanisch-holländische Münze abgekauft, die meist von 1826 oder auch von 1790 geprägt waren. Diese Münzen finden die Tosari-Kulis im Sandmeer. Der Bromo wirft sie aus. Denn jedes Jahr im Januar zum Bromofest, das ein altes Hindufest ist, wurden auch in alten Zeiten schon Kupfermünzen in den Bromovulkan geworfen. Die werden wieder herausgeschleudert von der Vulkankraft und fallen ins Sandmeer, wo die Leute sie auflesen oder ausgraben. Eine halbe Stunde nach mir kamen Herr und Frau S. herauf. Es war ihnen nicht schlimmer gegangen als mir.

Aber es ist sonderbar, kaum hat man am Ziel etwas ausgeruht, so sind alle Anstrengungen vergessen. Denn die frische Ätherwelt ermutigt die Nerven und die Stimmung und versetzt einen in einen leichten Ätherrausch. Und auch die große Helle in der Höhe, die Reinheit des Lichtes elektrisiert den übermüdeten Körper, Herz, Hirn und Lunge, so daß man bald nichts mehr von vorhergehendem Haß gegen den Berggipfel in sich fühlt, man ist tief versöhnt mit den fünf Stunden Kletterarbeit, erhoben und festlich gestimmt von der freien, herrlichen, weiten Rundsicht.

Aber zuerst sieht man kaum die Aussicht. Man freut sich, über die ebene, graue, leere Fläche oben hinzugehen. Als sei man in einem der Tanzsäle des Himmels angekommen, so probiert man erst den Fußboden und geht prüfend hin und her. Denn man hat während des Aufstieges genug Fernsicht und Abgrund genossen. Es gelüstet einem kaum nach noch mehr. Oben auf der Aschenfläche, die doch ziemlich groß ist, sieht man auch nur Himmel zuerst. Man glaubt, man steht auf einem Fußboden des weiten Himmels. Da ist kein Baum, kein Felsen, kein Grashalm, nur grauer, kahler Fußboden und blaue Himmelsleere. Und besonders die Glätte, die ohne Wege, ohne Gruben sich dort zeigt, die ist, als geht man wirklich oben auf der Riesenwölbung eines Riesendomes.

Man getraut sich zuerst auch nicht zu leicht an den entgegengesetzten Rand der Fläche, man fürchtet die Tücken der vielleicht ausgehöhlten Aschendecke und ein Abbröckeln und Absturz in die 12 000 Fuß Tiefe.

So bleibt man zehn Schritte vom Rande stehen und wundert sich, daß man hier oben so ganz allein in einer Luftwelt ist und beim äußersten Erdpunkt Javas, auf dem Haupt Javas angelangt ist. Das Eisengrau der Aschenfläche verschluckt die Sonnenstrahlen, und am Boden ist es düster; am Himmel blendet der Lichtglanz desto mehr.

Man kann aber eigentlich nicht sagen, daß es jetzt um 9 Uhr vormittags hier oben sonnig ist. Die Sonne scheint, es ist aber nicht sonnig. Unten in dem Bergwiesengras, im gelben, war es gestern um diese Zeit viel sonniger. Und der Boden dort unten auf der Waldwiese war doch auch graue Asche, die zwischen den Halmenbüscheln grau aussah. Aber es war viel mehr Licht unten auf jeder Wiese.

Sollte man hier schon in den ewigen dunkeln Weltraum hinausreichen können auf dem Smeroe-Gipfel? Sollte hier schon eine Ahnung der ewigen Nacht des Ätherraumes herrschen, den keine Sonne aufhellt, den auch nicht die Millionen Sonnensysteme aufzuhellen vermögen? Sie alle blieben nur kleine Lichtpunkte in ewigem dunkeln Weltraum? Diese Gedanken sahen mich fragend an. Nirgends schlägt hier Licht zurück. Die Gipfelfläche ist so klein im Verhältnis zum Himmelsraum, und die Aschenwelt hier gibt kein Licht zurück, nur ein Geglitzer von den zerstreuten Steinen reizt das Auge und macht den Aschenboden im Gegensatz zum Glanz noch dunkler erscheinen. Man steht wie auf der grauen Gehirnrinde eines bloß-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegenden Gehirnes. Was denkt der Berg, der gewaltige, jetzt unter mir? Er, der selten Menschen sieht und immer hier oben in Klarheit und Leere wohnt, er muß uns Menschen doch fühlen! Es geht sich auch hier oben so leicht auf der Asche, als geht man nicht auf der Erde, sondern auf tragenden Gedanken des Berges. Man hat aber auch ein unsicheres Gefühl, wie es eine Ameise oben auf einem glatten Globus haben muß. Man denkt: wenn ein Sturm sich erheben würde, fegt er einen von der freien Ebene weg wie eine fliegende Feder oder wie ein ausgefallenes Haar so leicht. Man fühlt sich ein wenig frech, daß man hochaufgerichtet geht. Man möchte eigentlich am liebsten auf allen Vieren herumkriechen, dicht an der grauen Asche. Es muß wohl sicher auch der verschiedenste Meteorstaub hier oben herumliegen, denn die hohen Berge ziehen in den Jahrtausenden wohl auch viel Meteorstaub, fliegenden, aus dem Weltraum an.

Ich entscheide: man ist einfach auf einem so hohen Berg nicht mehr auf der Erde. Als ich vorhin in letzter Kletterstunde einige Male zurück in die schwindelnde Tiefe sah und die Malangebene und das Meer bei Paseroean und Bali so tief flach unten wie wasserfarbene Landkarten oder wie buntes, verschleiertes Mosaik am Grunde eines Wassers zu mir 11 000 Fuß heraufsahen, da dachte ich: Dort unten ist die Erde, aber hier oben, jeder Schritt höher, bringt dich in den Weltraum. Die Welt hier oben gehört mehr hinaus in den Raum wie die Sterne, und der Smeroegipfel ist nicht mehr von dieser Erde. Wolken gehören noch zur Erde. So hohe Bergspitzen aber, das sind Fühler der Erde, die mehr in der Ferne leben, fortgerichtet auf die Ferne der Weltallräume, eingestellt und nur für die Ferne lebend, lebend für alles, was nicht von der Erde ist. Der Smeroe-Berg hier oben sagt gewiß „Du" und „Gut Freund" zu den Planeten, zum Mond, zu den nächsten Sonnensystemen, aber er sagt nicht „Du" zu den Flüssen Javas, und nicht zu den Reisfeldern und nicht zu den Wolken, alle diese sind ihm zu niedrig; mit allen diesen duzt er sich nicht. Sie sind ihm Fremdlinge, die Dinge der Ebene da unten. Denn sein Bergleben ist als Erdfühler in die Höhe gerichtet, er ist ein Wesen des Himmels, er ist ein Gott, der von Nektar und Ambrosia lebt, und er hat uns, die wir zu ihm kamen, seit zwei Tagen von seiner Götterspeise entgegengeschickt, so daß wir alle Menschen und Erdspeise vermissen konnten als Besucher dieses Gottes.

Vielleicht, weil ich ein Dichter bin, und auch am liebsten in Weltüberblicken, in Seelenüberblicken und in Gedankenrundschau und in fernsehenden Ahnungen wie die Berge als Dichter lebe; vielleicht weil Berggipfel und Dichterhirn sich verwandt sind, hat uns der Berg so gnädig empfangen und hat uns die schönste Klarheit entgegengebracht. Denn die einfachen Kulis, die Javanen, behaupteten, wir hätten großes Glück. Der Älteste von ihnen, der schon siebenmal hier oben war, sagte (es war der, der sich immer unterwegs den Rücken mit Füßen massieren ließ): „Es ist alles so gut gegangen wie selten. Wir haben klare Aussicht, wie sie nicht immer ist. Wir haben kein Unglück gehabt." Wir hatten nachts keinen Regen und tags keine gestürzten Pferde und gar kein Ungemach, als nur die Kletteranstrengung, und die gehörte dazu, die konnte auch kein Gott wegzaubern, die mußte sein. Wir tranken ein wenig Selterwasser, saßen um einen Stein, und ich versuchte, etwas kaltes Huhn zu essen, aber es schmeckte nicht, da ich satt und nur durstig war. Merkwürdig satt, ohne seit zwei Tagen eine richtige Mahlzeit gegessen zu haben. Ich verteilte Brote und Huhn an die rund um mich sitzenden Kulis. Es war wie bei der Bergpredigt. Wir glaubten immer, wir hatten für so viele zu wenig Essen mit. Und es war immer zu viel und war immer ohne Ende da, und das Essen schien eher mehr als weniger zu werden. Da uns Luft und Begeisterung, Berggeist, Weltraumgeist und blaue, grenzenlose Ewigkeit nährte. Ich hätte gern in der Ätherreinheit und unterm Vollmondschein mal eine Nacht hier oben auf dem äußersten Himmelsfühlhorn Javas

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschlafen. Wie muß das erquickend, reinigend und heilbringend sein, eine Nacht mit dem Leib fort von der Erde im Weltraum draußen zu schlafen! Denn es ist wohl sicher, daß die senkrechte Strahlung der Äquatorsonne am Tage, dazu das Erdfeuer tief unten im Berg selbst, der Äther des eisigen Weltraums, den kein Fleischatem hier oben verunreinigt, zugleich der nachbarliche reine Atem des großen indischen Ozeans, der, vom Smeroe gesehen, bis ans Eis des Südpols reicht, ohne von Ländern unterbrochen zu werden — daß alle diese urwüchsigen Elementareinflüsse zusammen mit der riesigen Höheneinsamkeit einen anderen magnetisch-elektrischen Zustand im Menschenblut, im warmen, erzeugen müßten, wenn man sich, in völliger Bewußtlosigkeit hinausgehoben in den Weltraum, hier oben auf dem Smeroe einem Schlaf hingeben würde. Moses kehrte vom Berg Sinai zurück, und Elmsfeuer strahlte von seinem Kopf, nachdem er auf hohem Berg geschlafen und gedacht hatte. Und wo läßt es sich besser und klarer denken, weltumarmender fühlen, als auf Bergen, vielleicht auch nur wieder auf dem Meer. Ist aber der Berg ein lebender Feuerberg, wie der Smeroe, so vereinigen sich alle Elemente, um den Menschengeist zu berauschen. Vor uns lag nach drei Seiten das Meer. Nach Osten nach Bali hin, nach Norden gen Soerabaia und Paseroean hin und nach Süden der südliche Indische Ozean lag uns am nächsten von hier oben betrachtet. Als ich an den Südrand der Smeroe-Aschenkuppe trat, war ich überrascht, wie nah, dicht unten zu Füßen des Smeroe (nur durch eine kurze Landstrecke Hügel getrennt) die großen vergißmeinnichtblauen schönen Bogen der Südküstbuchten wie Girlanden am Javastrand hinzogen. Von der Kuppe, auf der wir standen, östlich entfernt, ungefähr hundert Meter gegen Südosten hin (von oben, wo wir angekommen, kaum sichtbar) lag der mächtige Smeroe-Krater. Wir gingen noch die paar hundert Schritte, ein wenig bergab, bis an den scharfen Kantenrand dieser riesigsten aller Steinblumen, dann erst konnten wir in den Krater sehen. Wie eine Steintulpe von vielen Meilen Tiefe und von vielleicht fünfhundert Meter Durchmesser lag der Krater geöffnet seitlich am Berg, nach Süden schauend.

Hellgelbe, breite Bänder von hellen Gesteinschichten wechselten ab mit Bändern eisendunkler Gesteinschichten, die alle im Kreise rund im Innern des Riesenrachens herumliefen. Trichterförmig spitzte sich unten der gewaltige, jetzt tote Feuerherd, zu. Auf einigen Steinstufen, oben zur linken von uns, an drei, vier kleinen Stellen, sah man im Krater, wie noch weißliche Schwefelschwaden und Dämpfe geheimnisvoll aufwirbelten. Aber sonst lag der Krater eigentlich hell und fast freundlich im breiten Sonnenlicht, wie eine weitentfaltete, riesige, helle Windenblüte, die Sonnenlicht und Himmelstau trinkt und in ihrem offenen Blütentrichter viel Geäder und scharfgeschnittene Falten zeigt, die alle in der Tiefe fächerförmig zusammenmünden. Völlig unschuldig wie ein verlassenes riesiges Bohrloch, den ein gewaltiger Kegelbohrer etwas seitlich in den Berg gebohrt hatte — so lag der hohle Krater gen Süden geneigt kalt und leblos, und klar und nackt seine Arena von Steinschichten zeigend, wie die Sitzreihen und Schattenstufen eines Zirkus von ungeheuerstem Umfang.

Nach Südosten war ein Teil der riesigen Zirkusmauer herausgebrochen, und in der kantigen Riesenlücke lag 12 000 Fuß unten, aber in der Luftlinie, in der schrägen, noch viel weiter fort, eine schön geschweifte Seebucht des Indischen Ozeans mit der sanftblauen Meeresplatte. Auch weiße, ferne Wolkenbänke, wie Reihen weißer Kissen, lagen da unten, flach und strichweise über der blausanften Tafel des Meeres. An der Ostseite des Kraterrandes erhebt sich wie ein mächtiger Steingriff, an dem man, wenn man Riese wäre, den Höllentopf des Kraters anfassen könnte, eine trotzige Steinkuppe, eine Art Lavaknauf von einigen zehn Metern Höhe.

Die Gestalten einiger Kulis, in gelb und rot gestreifte wollene Pferdedecken gewickelt, standen nicht weit von mir, nahe am Rand; sie waren wie Schwefelgestalten, die da dem Krater entstiegen, einen Rundgang im Himmel machten und einen Feuer-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zauber murmeln wollten. Die Glieder braun, wie von unsichtbarem, rotem Feuer beleuchtet, die gelben Decken oder die vergilbten Leinwandkleider, dazu das schwarze Haar, die schwarzen Augen, die senkrechte, steile, dünne Gestalt ihrer Körper, die schien wie von poröser Lava aufgebaut und erkaltet. Sie bildeten eine harmonische Einheit mit dem Riesenherd des Smeroes und wußten es nicht.

Zehn Minuten vorher, ehe Herr und Frau S. oben am Gipfel ankamen, ist mir mit diesen meinen Kulis ein unheimlicher Augenblick entstanden, der mir nachträglich noch in den Gliedern bebte.

Ich erzählte schon, daß ich beim Heraufkommen, als meine drei Kulis mit dem Laternenträger und dem Essenträger zusammentrafen, diese mir alte Smeroe-Münzen zum Kauf angeboten hatten. Sie umringten mich dabei, und ich zog, erfreut darüber, daß ich endlich oben war, meine Geldbörse, um den armen Kerlen etwas zu verdienen zu geben, da sie mich so gut heraufgebracht hatten. Ich bereute aber sofort, als ich die gierig glänzenden Augen sah, die sich auf mein ledernes Geldtäschchen richteten, daß ich es öffnete. Ich fühlte, das Fieber der Geldgier sprang wie Blitze durch die sämtlichen schwachen Taglöhnergehirne, die diesen Teil ihres Körpers selten anders anwenden als zu Schlauheiten oder Verbrechen. Und die ungewohnte Hitze, in die die Kuligehirne beim Geldanblick geraten waren, brachte auch sofort einen gemeinen erhitzten Verbrechergedanken in allen zusammen zum Reifen. Ich muß bemerken, ich hatte nur wenig Geld mitgenommen, da man uns gesagt hatte, es gäbe unterwegs keine Gelegenheit, Geld auszugeben; es wären keine Menschenansiedlungen am Wege.

Aber schon bei der Chinesenansiedlung, wo wir heißen Kaffee bezahlen mußten, war ich froh, wenigstens eine kleine Geldsumme bei mir zu haben.

Die Kulis hatten beim Öffnen meiner Geldbörse nur einen Blick in ein Geldfach getan, wo eine Menge Zehn- und Fünfundzwanzig-Cents-Stücke silbern glitzerten. Und wenn es im ganzen auch nur kaum 5 Gulden gewechseltes Kleingeld waren, so war das für die armen Leute, die jeden Cent nochmals in zehn Teile teilen, schon eine ganze Masse Geld. Papiergeld, das inwendig in der Tasche war, hatte ich ihnen gar nicht gezeigt.

Ich erschrak aber nur eine Sekunde vor dem Gefunkel der Kuli-Augen und vor den aufgeregten Gesten, mit denen sie sich gegenseitig anstießen beim Geldanblick. Ich vergaß es, ging nach der Auszahlung weiter und setzte mich hundert Schritt von ihnen auf einen Stein in der Asche und sah nach Osten gen Bali und über das blauverschleierte, ferne Meer. Die Kulis, die in der Ferne erst hinter meinem Rücken lebhaft gesprochen und gestikuliert hatten, waren still geworden, und ich achtete nicht auf sie. Ich genoß die Stille, die Fernsicht, die Himmel und Meer und Licht ineinander schmelzen ließ, und die die fernsten Berge wie bläuliche Nebel zarthell leuchten ließ.

Etwas zwang mich plötzlich, mich umzusehen. Hatte ein Stein geknackt oder war es die auffallende atemlose Stille hinter mir, die mich weckte?

Der Blick zurück aber machte mich beben, als sei mein Herz Metall geworden und würde wie ein Gong mit einem einzigen Schlag angeschlagen und töne tief und gründlich an. Und bis in meine Fußsohlen tönte mein erschrockener Körper mit.

Die Kulis kamen in zwei Reihen hinter mir herangeschlichen. Drei hinter mir zur Rechten, zwei hinter mir zur Linken. Sie waren noch zehn Schritt von mir entfernt. Sie gingen so lautlos wie Menschen, die in der Nacht gehen und nicht gesehen sein wollen. Der eine der drei zur Linken von mir, der trug einen Strick, als Lasso zu einer Schlinge zusammengelegt.

Ich begriff sofort. Sie wollten mich von rückwärts überfallen, die Arme binden, nachdem sie den Strick mir über den Kopf und Körper geworfen hätten, und sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würden mir dann die Geldtasche genommen und mich selbst in den 12 000 Fuß tiefen Abgrund gestoßen haben, der nach Süden hin nur zwanzig Schritt von mir senkrecht zur Tiefe abstürzte.

Ich antwortete auf diese Absicht sofort dadurch, daß ich mich vom Stein aus meiner harmlos hockenden Stellung aufrichtete, den Leuten völlig beherrscht und ohne mit einer Wimper zu zucken geradeaus entgegenging. Da wichen sie wie Nebel, der sich zerteilt, sprachlos nach beiden Seiten aus. Sie senkten die Augen vor meinen Augen, die ihnen sagten: „Ich weiß, was ihr wollt. Ihr werdet es aber nicht tun, denn ich bin auf meiner Hut!"

Und so ging ich mitten zwischen ihnen durch über die graue Fläche zum Nordrand, wo ich mich aufrecht hinstellte und Herrn und Frau S. erwartete, die noch nicht zu sehen waren; denn der letzte Wegrest war von hohen Rinnen durchgraben, die wie Steinwände vom Gipfel hinunterzogen. Hier stand ich. Für den Fall, daß die Kulis einen zweiten Anfall versucht hätten, wäre ich rasch den Berg hinabgeklettert, dort, wo ich heraufgekommen. Die Kulis aber blieben hinter der Rundung der Aschenkuppe verschwunden und folgten mir nicht mehr. Als S.s kamen, sagte ich noch nichts. Dann fanden wir, als wir weitergingen, die Kerle ziemlich kleinlaut beieinander am Boden in der Sonne gelagert, und argwöhnisch blinzelten sie uns zu, denn sie erwarteten vielleicht einige Schüsse aus S.s Revolver.

Wir setzten uns nieder, und ich rief sie heran, und ich tat, als ob nichts geschehen wäre. Denn wir waren für den langen Abstieg immer noch in ihre Hand gegeben. Darum teilte ich dann das kalte Huhn, das gebratene, unter sie aus. Diesmal war ich nicht appetitlos nur von der Luftstärke geworden, sondern auch vom Schrecken, der mir den Magen zusammengezogen hatte. Ich nahm mir vor, nie mehr einen Cent Geld auf großen Ausflügen mitzunehmen, wenn ich mit Kulis allein in die Berge ging. Lieber wollte ich Schulden machen und später mit Boten vom Hotel aus bezahlen lassen, als jemals vor den javanischen Kulis wieder Geld sehen lassen.

Für zwei Gulden fünfzig Cents waren kürzlich erst zwei Mörder auf der Insel Soembava vom Wedono gekauft worden, die hatten für dieses Kleingeld einen holländischen Vieharzt und seine Frau ermordet. Der Arzt hatte bei den Dorfpferden die Rotzkrankheit erkannt und hatte den Leuten die rotzkranken Pferde erschießen lassen. Darob entstand Wut. Und der Dorfschulz selbst kaufte für 2,50 Gulden zwei Mörder, die für das Spottgeld auch den Mord begingen. Daß sie und der Wedono später dafür von der Regierung gehängt wurden, das haben die Unvernünftigen in ihrer Kurzsichtigkeit nicht bedacht. Dem Wedono schmeckte die Rache, und den Mördern schmeckten die 2 Gulden 50. Nachher ließen sie sich willig und gedankenlos aufhängen. — Ich wäre nicht so schnell auf das Vorhaben der gegen mich von rückwärts anschleichenden Kulis gekommen, hätte Herr S. nicht in Tosari ahnungsvoll gesagt, er nähme einen Revolver mit; seine Frau habe gesagt, die Kerle könnten einem in einem unbewachten Augenblick in einen Abgrund hinabstoßen, nachdem sie einem einen Strick übergeworfen, gebunden und beraubt hätten. Nachher würden sie sagen und klagen, man wäre ausgeglitten und in den Schlund hinabgestürzt. Wer könnte es beweisen, wenn man irgendwo am Abhang zerschmettert und tot liegen bliebe, daß man ermordet war! Die Knochen bleichten dann dort in der Sonne, niemand fände einen dort oben, und die toten Knochen schwiegen in alle Ewigkeit. Niemand könnte sagen, wie der Tod gekommen. Und die Welt müßte glauben, was die Kulis beteuern würden.

Beinahe wäre mir die schöne Smeroe-Aussicht verdorben worden durch die Erkenntnis, daß man in fremdem Land und bei fremdem Volk keinen Augenblick Vorsicht außer acht lassen darf. — Aber seit S.s mit ihren sechs Kulis, die von dem Mordplan nichts wußten, oben angekommen waren, erholte ich mich rasch vom Schrecken.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich vertraute wieder meinem guten Geschick und der Stärke des Weltgeistes, der nichts geschehen läßt, wozu er nicht seine Einstimmung gegeben. Wie wir später dann zum Kraterrand hingingen, sagte der älteste Kuli, der schon siebenmal hier gewesen war auf dem Smeroe, er wolle den Smeroe-Gruß sprechen. Wir gaben ihm 25 Cents. Denn zum Gruß mußte er eine Münze in den Smeroe-Schlund werfen.

Er sprach: „Slamat Smeroe." Und dann redete er in javanischen Versen eine lange Smeroe-Begrüßung. Er sagte Dank zum Smeroe für den Weg, für das Wetter, für das Nachtlager, für seine Freundschaft zu uns, und er bat um weiteres Glück von dem allmächtigen Haupt Javas für uns alle.

„Ja," dachte ich bei mir, „ich danke dir auch ganz besonders, Smeroe, daß du auf deinem Haupt kein Verbrechen gegen einen Deutschen geduldet hast." Am Ende seiner Rede warf der alte Kuli das kleine Geldstück hinunter in die große, weitgeöffnete Steinblume des Riesenkraters. Dann sammelten wir noch zum Andenken ein paar kleine, graue und rote und gelbe Lavasteinchen, und gingen langsam zum Nordrand zurück. Es war 10 Uhr vormittags, als wir den Abstieg antraten.

Wir sprachen oft unterwegs von Luftschiffen beim Smeroe-Anblick. Wie einfach müßte es sein, von Berggipfel zu Berggipfel zu fahren und auf den Bergflächen oben zu landen! Wie herrlich wäre es jetzt gewesen, in ein Luftschiff zu steigen, abzustoßen vom Berg mit einem Zeppelin oder mit einem Zweidecker, und langsam fortzugleiten und in einigen Stunden am Tennisplatz auf Tosari zu landen. Später wird dies wohl gemacht werden. Wenige werden dann die Kletteranstrengungen machen wollen, und das Bergsteigen wird zu den altmodischen Dingen gehören. Aber ich bereute doch nicht, daß ich es schwieriger hatte, als die nach mir kommen werden. Schwierigkeiten erhöhen auch den Genuß.

So kletterten wir nun um zehn Uhr wieder hinunter. Zu Anfang war es ganz waghalsig, bis man in eine der Rinnen eintreten konnte, dann ging der Abstieg ganz von selbst. Fast bis an die Knie watete man im Geröllaschenkies und rutschte darinnen auf den Stiefelsohlen mit dem hinabfließenden schwarzen, sandigen Aschenboden, der sich mit einem bergabbewegte, weiter. Der Abstieg ging deshalb sehr schnell. In zwei Stunden, um zwölf Uhr, waren wir bereits am Tannenwaldrand in unserm Lager angekommen. Ein paarmal nur war es für die Untengehenden beim Absteigen gefährlich, als sich ein Stein löste und ins Rollen geriet, haltlos weiterhopste und zuletzt wie eine abgeschossene Kugel niedersauste und nirgends liegen blieb, und jeder, den der rasende Stein getroffen hätte, wäre unfehlbar von ihm erschlagen worden. Als mir so ein Stein vor den Füßen weglief, rief ich Herrn S. „Stein — Stein" zu und „Batoe, Batoe", und ich schrie minutenlang „B a t o e", bis Herr S. hörte und seine Kulis mit ihm auf einen Steinwall zur Seite der Rinne fortsprangen. Denn der Stein rollte in der Wegrinne hinab wie eine Kegelkugel auf einer Kegelbahn. Als meine Kulis sahen, daß mein „Batoe-Batoe"-Rufen Erfolg hatte und alle unten sich zur Seite gerettet hatten, sagten sie bewundernd zu mir: „Slamat Tuan!", das ist „Sei gegrüßt, Herr!"

Sie wollten damit mein energisches Rufen loben. Die Kerle versuchten, sich wieder bei mir einzuschmeicheln, weil wir nun bald hinunter zu ihrem Mandur und zum Lagerplatz kamen.

Zurückgekommen, fielen wir todmüde mittags auf unsere Liegestühle hin. Die Kulis hatten uns schon von unten entgegengerufen, und wir waren nun sehr befriedigt, am Ziel unserer Wünsche gewesen zu sein, auf dem Smeroe. Wir beschlossen, nochmals am gleichen Waldplatz zu übernachten, weil wir zu müde waren, um den Abstieg fortzusetzen bis zum Bergsee Ranoe Ramballoe. Wir beschlossen, morgen früh zum Ranoe Ramballoe zu gehen. Frau S. teilte wie immer, wenn wir am Zelt ankamen, Medizinen unter die Kulis aus. Da waren viele, deren Fußwunden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mußten ausgewaschen und mit Borsalbe eingerieben werden. Da waren andere, die bekamen Hoffmannstropfen gegen Husten, sie hatten sich in der Nacht am See erkältet. Einer kam und fiel fast um vor Fieber, er bekam Chinin. Zumeist waren es aber Bein- und Fußwunden, die Pflege bedurften. Denn die Javanen waren ja den ganzen Tag und auch bei dem Aufstieg durch die glasscharfen Lavakanten mit nackten Füßen gewandert. Wobei ich auf dem Weg ein schweres Paar Bergstiefel zerrissen hatte und Frau S. zwei Paar Absätze verloren hatte. Es war erstaunlich, was die schmalen nackten Füße der kleinen Javanen aushalten konnten. — Wir hatten auch kein Kochwasser mehr, um Tee oder Reis kochen zu können. So wurden vier Kulis, die sich meldeten für vier Gulden Extrageld, hinunter zum See Kanoe Kamballoe geschickt. Sie gingen um 1 Uhr fort und kamen um 4 Uhr abends vor Einbruch der Dunkelheit mit Eimern und Flaschen voll Trinkwasser zurück. Sie waren den ganzen Weg, den wir in fünf Stunden herauf in den Wald vom See zurückgelegt hatten, in drei Stunden hin und zurück gelaufen, mit Wassereimern beladen. Aber sie sind alle halbnackt und springen wie Affen behend durch die Waldabhänge fort. Sie sind im Land geboren, aus Javas Luft und Javas Wasser und Javas Feuer und Javas Erde, darum ist ihnen alles ein Spiel, das, was uns Fremden der gemäßigten Zone eine Anstrengung bedeutet.

Diese Nacht am Berg war nicht so stürmisch wie die erste. Wir schliefen fest und tief. Wir trugen den Smeroe-Gipfel im Herzen, der uns befriedigte und uns einen gesunden, tiefen Schlaf schlafen ließ.

Am nächsten Tage brachte uns nach schnellem Waldabstieg ein schöner Morgenritt zurück zum See Kanoe Kamballoe, wo wir gegen Mittag ankamen. Wir badeten im See, in der Mittagsonne. Auch alle Kulis badeten. Auch Frau S. zog sich abseits in ein buschiges Uferplätzchen zurück und badete. Ich behaupte, der einsame, nur äußerst selten von Menschen besuchte grünklare Bergsee muß ein Heilwasser enthalten, vielleicht Radium oder irgendeine Kraft, die den Körper stärkt. Ich fühlte mich mehr erfrischt als von irgendeinem Bad. Aber das nicht allein, sondern ich war erstaunt, daß vom Baden mein sonst ziemlich rauhes, hartes schwarzbraunes Haar seidenweich geworden war. Wenn ich mit der Hand über meinen Kopf fuhr, erkannte ich meinen alten Schädel gar nicht mehr. Und noch tagelang in Tosari unterhielt es mich, wenn ich mich kämmte, nachzufühlen und mich zu wundern, wieso mein Haar sich so ganz verwandelt hatte. Es mußte vom mehrmaligen Untertauchen in das kristallklare stärkende Bergwasser herkommen. Nach acht Tagen verlor sich die Seidenweichheit meines Haares in Tosari wieder, und heute ist es hart und spröde wie früher, trotz aller Bäder. Ich erzähle dieses, um darauf hinzuweisen, welche großen Heilkräfte in Quellen und Wäldern sein müssen, wo reine, stärkende, unbenutzte Kräfte auf den Menschenkörper einwirken, wie dieses in der Gegend um den Smeroe der Fall ist, wo es fast keine Dörfer, keine Siedlungen gibt.

Wenn man in der Bibel liest, daß Kranken befohlen wurde, im See Genezareth oder im Jordan siebenmal unterzutauchen, um zu genesen, so lag darin sicher eine große Wahrheit. Besonders aber scheinen mir die Kräfte des Tropenlandes noch heilwirkender aufzutreten als die Kräfte der weniger heißen Zonen, und ganz besonders dort, wo Gegenden unbewohnt und sozusagen geladen sind mit Ursprünglichkeit, wie das beim Smeroe-Bergland der Fall ist.

Auf dem Heimweg widmete ich mich gemächlicher dem Betrachten der Blumen und Blüten und Sträucher, da ich Zeit und Aufmerksamkeit dafür über hatte. Beim Hinweg beherrschte einen nur die Überraschung und die Gier fortzukommen, zum Smeroe hinauf. Jetzt aber weilten meine Augen mit Ruhe bei den Pflanzen zu Seiten des Weges. Unter den alten heiligen Bäumen des Sees fand ich am Hügelpfad beim Schilf entlang auch Frauenhaarkraut, zierliches, und feine weiße Sternblüten und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Himbeeren, reife. Die schweren Äste der mächtigen Baumtitanen waren, wie im Wald, dicht mit Löffelblüten einer Orchideenart bewachsen. Es gab ihnen von weitem den Eindruck, als wären die Bäume in grünes Pelzwerk gesteckt. So dicht wie Haare standen die aufgerichteten Löffelblätter auf allen Ästen, und jedes Blatt hatte die Form von Maiglockenblättern, war aber dunkelgrüner und lederartiger. Auch eine einfache lila Lippenblüte mit Kleeblättern wuchs sehr zart und lieblich in Massen in der Einsamkeit hier, sie war klein und glich fast einem weißlichen Veilchen. Aber es gab auch wilde, langstielige Veilchen. Frau S. pflückte und zeigte mir einige. Alle diese Blumen, die es hier gab, 8000 Fuß hoch, auch die buschigen, hohen Vergißmeinnicht, die gibt es noch nicht im 6000 Fuß hoch gelegenen Tosari, dessen Pflanzenwelt ich jetzt drei Monate zu beobachten Gelegenheit hatte. Es fehlten dagegen hier alle die Blumen Tosaris. Es gab am See keine roten Fuchsien, keine blauen Azaleen, keine Trompetenblütenbüsche, die es alle wild und reichlich in Tosari gibt. Auch die tiefblaue, wilde Winde fehlte, die rosa Stockrose und die gelben Rhododendron. Die Blüten waren zarter und lustiger hier oben, meistens feine Lippenblüten und weiße Sternkrautblüten. Großkronige Blumen fanden sich nirgends hier oben. Aber die Baumäste im Smeroe-Wald, am Smeroe-Kegel, waren verfilzt von schleimigweißen Baumflechten. Sie wirkten geisterhaft. Die Bäume sahen so weiß bedeckt von weitem aus, als wären sie weißbehaart, und als wären es gebleichte Knochenarme, die da im Wald in Scharen in die Luft ragten. Gespenstig, heilig und erhaben einsam ist der ganze Smeroe-Weg, angefangen vom Mimgol-Paß bis zur Smeroe-Aschenkuppe hinauf. Die Wälder sind urwüchsig, der Aschenkegel ist fortrückend von der Erde; er wirkt wie ein erkaltetes, einsames Horn der vielgehörnten Sonnenkorona.

Die Kulis lehrten mich auch auf dem Smeroe-Weg, als wir kein Trinkwasser mehr hatten, mich mit Pflanzensaft zu begnügen und zu erquicken. Sie pflückten wilden Rhabarber, der mit feinen Stengeln überall im Wald am Wege wuchs, und den sie „Boro“ nannten. Sie lehrten mich die leicht gerötete äußere Schale abziehen und dann den saftigen inneren Stengel essen. Der sehr kräftigende, stark säuerliche und erquickende Geschmack löschte zwar nicht den Durst im Magen, er gab aber der Zunge und dem Gaumen, den vertrockneten, belebende, anhaltende Erfrischung. Ich habe nachher oft Boro gegessen und mich am Geschmack erfreut.

Wir übernachteten am vierten Tag, da wir wieder zum See Ranoe Ramballoe zurückgekommen und gebadet hatten, im nächsten Grastal abseits vom See, um den Nachtnebeln, den nassen, auszuweichen.

Aber auch im Nebental ist nur der Teil des Tales trocken, der gegen jene Grashügel hin liegt, hinter denen kein Wald aufsteigt. Alle andern drei Waldhügelseiten sind eiskalt, und der Nebel zieht kältend nachts in den Wäldern umher.

Wir schliefen an der sonnig durchwärmten Talseite viel besser und wärmer als früher am Seeufer. Und ich kann dieses Seitental allen Smeroe-Besuchern als Lagerplatz empfehlen, da es gesünder ist als der eisige Seerand. Das Tal liegt gleich am Fuß des überwundenen Ajek-Ajek. Und der Lagerplatz liegt dem viereckigen, opfersteinähnlichen Felsen gegenüber, quer über das Talfeld weg, auf entgegengesetzter waldfreier Talseite. Zum Seewasser des Ranoe Ramballoe ist es nur fünf Minuten. Man sieht den See in kleinem Ausschnitt in der Ferne von tausend Schritten, zwischen Hügellinien liegen.

Der Vollmond hing still über dem Grastal. Das große Lagerfeuer brannte, und ich sah das südliche Kreuz schief liegen am Himmel und genoß das Lager, das schlafende, betrachtend und genoß die seltene Naturruhe, die hier, größer als irgendwo auf der Welt, die Gedanken sich erholen ließ; weit und breit war nur heilige Natur, unentweihte, und die Menschenwelt schien untergegangen zu sein in einen ewigen Schlaf; es war mir, als sei ich der einzig Überlebende.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am nächsten Morgen um 7 Uhr kletterten wir über den Ajek-Ajek zurück. Diesmal war auch diese Kletterei leichter; wir hatten uns darauf vorbereitet. Dann kam der Abstieg zur Chinesensiedlung. Die Kulis sangen javanische Lieder von morgens bis mittags, die Pferde waren auch munter, weil es heim ging. Beim Chinesen tranken wir wieder den unvermeidlichen Kaffee. Der unvermeidliche Schmutz dort, die Robinson-Baracke, die Köchin in der Wellblechbude, der alte Hühnerhund, alle waren uns vertraut, und wir fühlten doch als angenehmes Behagen uns wieder der Menschheit allmählich zu nähern, die wir drei Tage verlassen hatten.

Aber der Himmel schien hier schwer Abschied von uns zu nehmen. Er löste sich in weichen Tränen auf. Beim Aufbruch mittag 1 Uhr begann es zum erstenmal zu regnen. Und ich hatte beschlossen, in Nadaß, dem Bergdorf, nochmals Nachtlager zu machen und nicht sechs Stunden bis Tosari durchzureiten. Herr S. brummte, aber Frau S. war auch todmüde, und so wurde er überstimmt. In zwei Stunden waren wir in Nadaß. Der Mandur führte uns ins Haus des javanischen Dorfoberhauptes, des Wedono, der uns seinen Tanzsaal gefällig öffnete, wo wir mit allen Kulis einzogen.

Es fand sich ein Gamelang in dem scheunenartigen, dunkeln Holzsaal. Die Kulis begannen zu spielen und zu tanzen bis zum Abend. Der schwache Regen hatte in den Nachmittagstunden aufgehört. Wir spazierten in der Sonnenuntergangsstunde durchs Dorf, das nur eine Straße durch die Mitte durch hatte. Wir besuchten in den Ställen unsere guten Pferdchen, ich meinen Balling. Und wir fütterten sie mit javanischem Zucker. Dann wurde es Nacht. Im Eßsaal, der einer Scheune mit gestampftem Erdboden glich, wo ein offenes Feuer am Herd des Wedono in der Ecke brannte und die Familie beisammen saß, waren auf einem javanischen Mattenplatz, auf einer Erhöhung, unsere drei Liegestühle hinter spanischer Wand aufgestellt. Eine Stallaterne hing am Pfosten davor. Wir lagen auf der Erhöhung mit unsern drei Stühlen in dem Raum, wie drei Leichen aufgebahrt. Die geflochtenen Strohwände des Gemäuers waren so weit geflochten, daß Tageslicht auch die Wände wie durch einen Korb entdecken konnte. Durch diese Strohmaschen war auch der beizende Rauch des Herdfeuers natürlich und ungekünstelt abgezogen. Fenster, Kamin hatte der Raum nicht, nur ein paar Türen, die in Hinterhöfe führten.

Mir war in jener Nacht, als schlief ich im Hause germanischer Ureltern zu Besuch, so ehrfurchterregend einfach und mächtig ursprünglich war es in dem Hause des Javanen, der der erste Mann des höchstgelegenen Dorfes von Java war.

Nächsten Morgen 7 Uhr ging es zu Pferd am Rand der Sandsee sehr schnell zurück. Die Pferde stolperten nicht und glitten nicht aus. Am Idjo-Paß war noch kurze Zeit Rast. Ein letzter Blick auf den Smeroe, der wie aus blauem Stein mit rundem Kegel, ein wenig von weißen Wolken umgeben, uns nachsah. Im Sandmeer unten jagten unsere Pferde um die Wette im Galopp, und sie kletterten flink den steilen Ulimgol-Paß hinauf, weil es heim ging.

So stiegen wir dann rasch nach Tosari ab. Im letzten Dorf über Tosari ordnete sich der Zug zusammen, nachdem alle dreißig Kulis sich an der Bergquelle dort rasch gewaschen hatten. Und nun begann ein Himmelsrufen der ganzen Javanengesellschaft in das tieferliegende Alt-Tosari. Die Frauen und Kinder unserer Leute kamen unten im Dorf bei dem Gejodel aus ihren Hütten und riefen und winkten. Manches Weib mag schon bang gewesen sein um ihren Mann, denn wir waren schon den sechsten Tag unterwegs. Und vier Tage sind nur für die Smeroe-Besteigung angesetzt.

Unsere Zeiteinteilung war folgende:

Der erste Tag ging bis Ranoe Ramballoe (am See übernachtet). (Von Tosari 13 Stunden Weg.)

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der zweite Tag: zum Nachtlager am Smeroe-Kegel Pretjoprodo (5 Stunden Weg).
Der dritte Tag: zum Smeroe-Gipfel (5 Stunden Aufstieg) und zurück bis Pretjoprodo (7 Stunden Weg).
Der vierte Tag: von Pretjoprodo nach Ranoe Ramballoe (4 Stunden).
Der fünfte Tag: von Ranoe Ramballoe nach Nadaß (7 Stunden).
Der sechste Tag: von Nadaß nach Tosari (4 Stunden).

Im Hotel selbst war man nicht weiter über unser verlängertes Ausbleiben unruhig, da wir vorausgesagt hatten, daß wir den Ausflug bequem und nicht abgehetzt machen wollten.

Vormittags 11½ Uhr trafen wir vor dem Kontor des Tosari-Sanatoriums mit allen Kulis und Pferden wohlbehalten auf der Gartenterrasse ein. Wir ließen den 31 Leuten 72 Gulden Trinkgelder auszahlen, wobei diejenigen 11 Kulis, die uns auf den Smeroe-Gipfel brachten, besonders berücksichtigt wurden und mehr bekamen. Außerdem wurden die Leute noch von einem Teil der 303 Gulden, die wir dem Hotel für die Smeroe-Besteigung entrichteten, besonders abgelohnt. Am nächsten Tag ließen wir ihnen in einem Dorfhause ein Schaf schlachten als Slamantan-Essen für das gute Gelingen des Aufstieges. Das hatten wir ihnen unterwegs versprochen. Frau S. teilte die rohen Fleischstücke des zerlegten Schafes unter die 31 Leute aus. Die Kulis waren dann alle sehr zufrieden. Das Hotel sagte, sie wären nie so gut gelohnt worden. Damit hatten wir allem Genüge getan und genossen nun die Ruhe. Tagelang aber erinnerte unser sich schälendes Gesicht und die zersprungenen Hände uns noch an das Gemisch von heißer und eiskalter Luft in der Smeroe-Höhe. Heute sind es vierzehn Tage her, daß ich vom Smeroe zurückgekommen bin. Und ich schrieb vier Tage an den Erinnerungen hier in dieses Buch. Mögen diese Aufzeichnungen andern Smeroe-Besteigern nützen. 23. Mai.

Tosari, 24. Mai 1917.

Man hätte meinen sollen, wenn man fast sechs Tage von der Kriegswelt fortging, es müßten in Europa inzwischen große Schlachten geschlagen worden sein. Aber immer noch steht die französisch-englische Offensive auf demselben Fleck im Westen. Und an der Ostseite bei den Russen hat sich auch nichts ereignet. Auch im Süden hat eine italienische Offensive begonnen gegen Triest, von der man noch nichts Nennenswertes sagen kann.

Aber als ich, am 10. Mai zurückgekommen, vor dem Kontor vorritt, kam mir der Administrator entgegen und übergab mir ein Telegramm. Es war von Herrn H. aus Soerabaia. Es sagte: „Nach Telegrammen aus finanziellen und politischen Kreisen in Amsterdam wird der Friede im August dieses Jahres erwartet."

Das war ein herrlicher Willkommgruß. Ich möchte es so gern glauben. Heimkehr im August nach Deutschland. Zugleich sagte mir der Administrator, der englische Generalkonsul sei auch mit Frau aus Batavia im Sanatorium angekommen. Herr S. kennt ihn aus Geschäften. Und neulich, ehe S. nach Batavia reiste, sprach der Generalkonsul B. Herrn S. an, und sie sprachen über den Krieg. Der Engländer, der hier so viele deutsche Firmen auf dem schwarzen Gewissen hat, sagte, er glaube nicht an Frieden im August. Weil Amerika sich in den Krieg gemischt habe, und weil England viel von Amerika erwarte. Auch müßte erst Bethmann Hollweg abdanken, ehe es Frieden geben könnte.

Diese englische Ansicht verstimmte mich sehr. Und ich glaube, daß es leider wahr sein muß, was der Engländer sagt. Mir scheint, wenn Rußland keinen Sonderfrieden mit uns machen will, dann wird der Krieg noch Jahre dauern können.

Ich seufze tief, während ich das niederschreibe und es einsehen muß, daß ich noch lange Gefangener hier bleiben muß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berliner Theater

Man wagt es sich kaum einzugestehen: aber es ist eine gewisse Besserung im Theaterleben der Hauptstadt eingetreten. Einige junge deutsche Dichter von Rang kamen zu Wort, zwei neue Bühnen mit ernstem künstlerischen Streben haben ihre Pforten geöffnet, die albernen französischen Eindeutigkeiten beherrschen nicht mehr so ausschließlich wie im letzten trostlosen Theaterwinter den Spielplan, und die Scheidung zwischen den anständigen Bühnen und denen, die ein Mensch sauberen Empfindens nicht besucht, ist schärfer geworden.

Nun überschätze man aber diese schüchterne Feststellung nicht: es gibt überreichlich Bühnen, die keiner neuen Schöpfung eines deutschen Dramatikers gegenüber ihre Pflicht taten, die neuen Bühnen haben keinen großen Plan, nach dem sie arbeiten, die Berliner Theaterdirektoren werden nicht etwa durch ihr nationales Gewissen — siehe den Spielplan am nationalen Trauertag! — gehindert, Franzosen zu spielen (wie mir jemand, der es wissen kann, versicherte, ahnen viele von ihnen gar nicht, wo das Ruhrgebiet liegt), und die Zahl der eindeutigen Theater ist nicht gering. — Zu ihnen schien sich auch das „Lustspielhaus" gesellen zu wollen, das Max Adalbert in einem Stück „Die Nestelknüpferin" von Angelo Cana, hinter welchem Pseudonym sich ein Schweinigel deutscher Sprache verbirgt, mißbrauchte — einem Machwerk, in dem das Problem von Goethes „Tagebuch" im Jargon schmieriger Reisender mit den technischen Ausdrücken niedrigster Zoten behandelt wurde. Aber es lenkte dann schnell mit der entwaffnenden Harmlosigkeit des Schwankes „Der Mustergatte" von Avery Hopwood wieder in andere Bahnen, und hier konnte man sich wenigstens Adalberts Kunst ohne Vorbehalt hingeben, freilich ohne zu wissen, ob es wirklich einen Engländer Hopwood gibt.

* * *

Ein Besuch im „Staatstheater" bedeutet stets eine Enttäuschung, wenn der Intendant höchstselbst inszeniert. Auf dem einzigen Einfall, den er bisher gehabt hat: der Treppe, deren unheilvollen Auswirkungen man leider auch auf Opernbühnen begegnet, ist er sitzen geblieben; sie erscheint immer wieder, manchmal ganz, manchmal in Stufenbruchstücken, wie in der „Macbeth"-Aufführung. Hier wurde wohl versucht, den Stil der düsteren schottischen Ballade zu treffen, und die Bühnenbilder waren auf Nacht und Blut abgestimmt. Aber die Aufführung selber entließ einen ganz unbefriedigt. Es geht denn doch nicht an, den Macbeth nur aus seiner sexuellen Hörigkeit abzuleiten, wie es Fritz Kortner auf Jeßners Geheiß tat, und die stolze Lady mit dem brennenden Ehrgeiz als Hysterikerin zu nehmen. Dieser schreiende Than von Cawdor hatte zu keiner blutigen Tat die Kraft und hätte sich schon vor den Hexen geängstigt, wenn sie nicht gar so komisch gewesen wären. Die Art, wie Banquos Geist erschien, war ein böser Mißgriff der Regie, der nur die Überlegenheit des verehrten Arthur Kraußneck als Duncan zu widerstehen vermochte. — Die Hoffnung des Staatstheaters ist Jürgen Fehling, der mit der Frische und Farbigkeit seines Könnens durch Überpflanzung guter Tradition der „Volksbühne" neues Blut dem in seinen Säften stockenden Körper einflößen wird. (Die Inszenierung von Wedekinds „Hidalla" durch Karlheinz Martin vertiefte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Eindruck, daß dessen Können doch überschätzt worden ist.) Farbig, frisch und sorgfältig gestuft war Fehlings Einstudierung von Molières „George Dandin“ und „Der Arzt wider Willen“, wenn es unserem Gefühl auch immer schwerer wird, Molières Witz und Satire noch zu folgen. — Von bezaubernder Fröhlichkeit war die Aufführung zweier Berolinensien: Glaßbrenners „Der Polterabend“ und Angelys Volksstück „Das Fest der Handwerker“. Alle waren bei der Sache: Publikum, Schauspieler, Regie getragen von einem Strom ansteckender harmloser Lustigkeit. Kurz vorher brachte die „Volksbühne“ in der beachtenswert guten Regie von Heinz Hilpert, mit höchst erfreulichen, gesunden Bühnenbildern von H. Krehan, Adolf L'Arronges unsterbliches Volksstück „Mein Leopold“ heraus, das Guido Herzfeld in der Rolle des Gottlieb Weigelt zu einem durchaus wohlverdienten, großen Erfolg verhalf. Es ist so herrlich und ausruhend, in eine Welt versetzt zu werden, in der es so wundervoll einfach zugeht, in der es gute und böse Menschen gibt und man das Walten der Gottheit nicht nur in der Bestrafung oder Bekehrung der Bösen, sondern auch in der Belohnung der Guten mit befriedigter Ehrfurcht erkennt. Aber noch etwas darüber hinaus: diese Stücke sind echtes Berlin. Das lebt in Glaßbrenners ohne Bühnennotwendigkeit aneinander gereihten Witzen, in der Bravheit, in der durch Schnoddrigkeit gemilderten Gutartigkeit und ehrlichen Tüchtigkeit der Handwerker Angelys und in L'Arronges Kleinbürgern und bestätigt die alte Liebe zu dem verwegenen Volksschlag der wirklichen Berliner, die durch nichts unterzukriegen sind und das Herz doch immer am rechten Fleck tragen, wenn ihr lautes und derbes Mundwerk das auch oft nicht ohne Erfolg zu verbergen sich bemüht.

* * *

Zwei der historischen Dramen, in denen Strindberg den Stoff mit der Einseitigkeit seiner Besessenheit, die nie der Größe entbehrt, benutzt, um von seinem Kampf und seinem Leid zu reden, „Luther“ (Großes Schauspielhaus) und „Königin Christine“ (Lessingtheater), vermochten trotz Werner Krauß als Luther, der nichts war als ein auf derben Füßen wandelnder Protest gegen die Um- und Überwelt, und Elisabeth Bergners großer und reifer Leistung als Christine nicht zu fesseln. Wir haben vielleicht das Unvergängliche an Strindbergs Persönlichkeit zu fest als Bestandteil unseres geistigen und seelischen Wesens übernommen, als daß uns die Problematik noch berührte und die Enge und der kleine Rahmen, der den Titanenkampf oft zu Zuckungen verzerrt, nicht zu Ablehnung reizen müßten. Peinlicher noch wurde die Kleinheit der Bilder und die Unglaubhaftigkeit der Grenzfall-Psychologie fühlbar bei der Aufführung der beiden Einakter „Das Band“, dem fürchterlichen Scheidungsprozeß, bei dem nach Bruch der mühsam aufgerichteten Dämme die Ehegatten in Haß und Niedrigkeit sich vor Gericht im Kampf um ihr Kind zerfleischen und entkleiden, und der unerträglichen Quälerei des Trauerspiels „Vor dem Tode“ (Renaissance-Theater), in dem die Töchter ihren Vater martern, wie die Mutter ihn gemartert hat, eine Variation von Strindbergs ewigem Thema, die wahrlich nur ermüdet und abstößt, nachdem alle glaubhaften Möglichkeiten ohne Rest abgehandelt sind.

* * *

Diese Übersicht muß schon aus Gründen des Raumes auf Vollständigkeit verzichten, ganz abgesehen davon, daß es dem Berichterstatter versagt blieb, die Vorstellungen auf den Bühnen der Gebrüder Rotter und der Direktion Robert zu besuchen. Aber auch der Wunsch, bei dem Wesentlichen, den neuen Werken deutscher Dichter, zu verweilen, gestattet keinen Aufenthalt mehr. So sei denn nur erwähnt,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß im „Theater in der Königgrätzer Straße“ der vergebliche Versuch gemacht wurde, Maria Orska Grillparzers „Jüdin von Toledo“ spielen zu lassen. Die beiden tüchtigen, rührigen Direktoren gingen denn auch bald mit besserem Erfolge dazu über, die im letzten Jahre durch die Allmacht der Regietechnik begonnene Entmannung ihrer Dichter durch die Inszenierung des Theatermalers zu vollenden. Die erhabene Langeweile der dialogisierten Kulturgeschichte des Grafen Gobineau „Renaissance“ wurde hier in einigen heraus- und zurechtgeschnittenen Szenen, genannt „Savonarola“, im wahrsten Sinne durch den Russen Paul von Tschelitscheff übermalt. Dieser höchst interessante Versuch mag einen Anfang neuer Ausstattung bedeuten, sicher bedeutet er aber das Ende lebendiger dramatischer Kunst auf der Bühne. Was Tschelitscheff geleistet hat, ist in seiner Folgerichtigkeit und monumentalen Kraft bewundernswert. Mit italienischer Renaissance hat diese Mischung von Gotik, russisch-byzantinischer, indischer und chinesischer Kunst jedoch nichts zu tun. Alexander VI. läßt sich als eine Komposition aus Buddha und Moloch ebensowenig begreifen, wie ihn Gobineau richtig erfaßt haben dürfte. Solche Ausstattungsstücke gehören mehr zum Bereich des Kunst- als des Theaterberichts.

* * *

Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“, die Komödie des wilhelminischen Assessorismus, erwies in einer guten Aufführung im „Lessingtheater“ erneut seine unverwüstliche Frische und Durchschlagskraft, trotzdem der etwas zu wenig märkischen Mutter Wolffen Hansi Niese und dem leider durch Karikieren übersteigerten Wehrhahn von Emil Jannings die Erinnerung an die unvergeßliche Leistung Else Lehmanns und Oscar Sauers entgegenwirkte. Ganz am Platze aber war Jannings in Octave Mirbeaus Komödie „Geschäft ist Geschäft“ als François Lechat (Lessingtheater). Man wird diesen brutalen Neureichen, der durch übelste Halsabschneiderei zu seinen Millionen gelangte, mit ordinärster Protzerei sich in dem ihm so wesensfernen Rahmen des gekauften Schlosses und unter dem Dienertroß wie ein Pfau spreizt, mit ordinärer Selbstverständlichkeit sich durchsetzt, nicht wieder vergessen können. Was Jannings gab in unerhörter Vitalität, machte die kalte Rechnerei dieses innerlich so unwahren Stückes glaubhaft. Den Zusammenbruch des Gauners, der den Bruch mit seiner Tochter wütend wie ein Stier überwand, die Nachricht vom Tode seines Sohnes, der ihm alles bedeutete, zunächst mit einem Tobsuchtsanfall gegen den Überbringer quittierte, dann klagt und schreit wie ein Tier, aber erst noch im Abschluß eines Millionengeschäftes zwei Gauner übergaunert und dann erst zur Leiche hinwankt, konnte man nicht ohne Erschütterung sehen.

* * *

Des Vlamen Fernand Crommelynck tragische Posse „Der prachtvolle Hahnrei“ ist ein zwiespältig Ding (Komödienhaus). Ein unleugbar starkes Talent versucht hier an einem etwas ausgefallenen Gegenstand einen Menschen hinzustellen, der durch die eigene, wild wuchernde Phantasie dazu getrieben wird, gerade das zu tun, was er nicht will. Bruno liebt seine Stella über alles, und als vereidigter Briefschreiber voll blühender Worte für das ganze Dorf preist er die geliebte Frau mit rührender Schamlosigkeit unter keiner Auslassung auch nur eines körperlichen Reizes allen an, bis er im Auge eines andern die Flamme des Begehrens nach seiner Frau aufflackern sieht. Seine zügellose Phantasie macht nun nicht den eigenen Fehler, sondern die arme Frau dafür verantwortlich, und nun will er Gewißheit, daß sie ihn betrügt, und zwingt sie in immer tollerer Narrheit, zur Geliebten des ganzen Dorfes zu werden — doch ohne selbst dadurch Gewißheit zu erlangen, bis ihm die unwahrscheinlich Geduldige nun endlich mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Ochsenhirten auf und davon geht. Der Vorwurf ist schon interessant genug: wie dieser Sklave der eigenen Schönrednerei sich an der Wirklichkeit und dem Leben vorbeispielt, wie Jovis Schoßkind, die Phantasie, freischaltend zur fürchterlichen Herrin wird. Aber auch der Dichter verlor ihre Zügel und endete darum in der Literatur statt im Leben.

* * *

Von Bruno Franks Lustspiel „Henne im Korb" (Komödienhaus) wollen wir aus einer gewissen Dankbarkeit gegen den Dichter von „Die Schwestern und der Fremde" schweigen.

* * *

Unter der Leitung von Theodor Tagger begann in den Räumen der Terra-Film-Gesellschaft das kleine Renaissance-Theater mit Lessings „Miß Sara Sampson" seine Spielzeit. Frühere Versuche hätten vor einer Aufführung warnen können, denn diesem Frühwerk Lessings, das er selbst „sein bucklichtes Kind" nennt, fehlt jedes echte Leben, und es ist nur erträglich, solange Marwood, die Vorläuferin der Gräfin Orsina, von Lucie Höflich hinreißend gespielt, auf der Bühne steht. Die Gefühlsseligkeit und Langeweile dieses bürgerlichen Trauerspiels sind nicht mehr genießbar. Immerhin offenbarte sich hier literarischer Anspruch, aber die Sara ist kein Programm. Auch die beiden Einakter von Strindberg sind es nicht. Und vollends weiß man nicht mehr, wohin die Fahrt eigentlich gehn soll, nachdem Tschirikoffs Stück „Die Juden" in den Spielplan aufgenommen wurde. Man kann literarisch sein, ohne zu langweilen. Das aber tut dieses Stück mit seinen Konflikten zwischen jüdischen Eltern und dem Glauben der Väter entfremdeten Kindern von vorgestern. Trotz dem Pogrom geschieht nichts mit Notwendigkeit in diesen drei langen Akten. Dabei könnte gerade ein so schlichtes Theaterchen zu einer Bühne erlesener literarischer Feinheiten werden.

* * *

Klarer und zielstrebiger ist die Leitung des „Theaters in der Kommandantenstraße", die Dr. Eugen Poell hat. Einst der Tummelplatz der Gebrüder Herrnfeld, wurde das Haus jetzt durch ein Legendenspiel der ernsten Muse geweiht. Was bisher hier versucht wurde, ist alles so sympathisch und ehrlich, daß man aus ganzem Herzen zustimmen möchte und gerne ein Auge zudrückt, wenn das Zusammenspiel noch nicht völlig abgerundet erscheint. In einer Zeit, in der die Schieber und die Neureichen den entscheidenden Teil der Zuschauer bilden, anständige, gute Kost zu bringen, dazu gehört so viel Mut, daß die Kritik solchen Willen zu stützen verpflichtet ist. Das Legendenspiel „Der Tänzer unsrer lieben Frau" von Franz Johannes Weinreich atmet gläubige Inbrunst einer einfachen Seele, der die Madonna sich in Gnaden neigt, trotzdem der Weltflüchtige nichts anderes vermag, als zu tanzen, um den Ruhm der Hochheiligen zu künden. Es ist etwas von der verstehenden Menschlichkeit und Güte alter Legenden in diesem zarten, gelegentlich von Wortlyrismen überwucherten Spiel, wie Gottfried Keller es so meisterhaft und überlegen formte, und wie es Wolzogen in derberer Form in der „Gloria-Hose" lustig genug auf die Spitze trieb: man kann die Gottheit mit allem ehren, sofern nur das Herz einfach und fromm ist, mit Gebet, mit den Beinen, ja selbst mit dem Hosenboden, wie Wolzogens Pastor. Der gleiche Abend brachte Friedrich Lienhards Schelmenspiel „Der Fremde", eine Eulenspiegelei, in die trotz des einfachen Vorwurfs, der Zähmung einer hochmütigen, kalten Jungfer durch das Hereinbrechen einer Welt jenseits des Alltags etwas von dem ewig Unbehausten des Genies schmerzlich hineinklingt und die Gestalt des Eulenspiegel so stark und echt aus deutschem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volkstum geschöpft ist wie alles, was uns dieser deutsche Elsässer bescherte. — Bei Adolf Pauls Komödie „Die Sprache der Vögel", in der die schöne Abisag von Sunem mit den Männern, König Salomo eingeschlossen, spielt und die so sattsam bekannte Verrucht- und Verlogenheit der Frau offenbart, so daß der weise König den ersehnten Schluß des Stückes durch immer neue Überlegungen und Versuche recht sehr verzögert, können wir nicht verweilen. Aber aufrichtiger Dank gebührt der Direktion, daß sie Rolf Lauckners lose Szenenfolge „Schrei aus der Straße" zu einer guten Darstellung brachte. In diesen Szenen gelingt es Lauckner, dessen Schaffen hier mit Aufmerksamkeit begleitet wurde, die fürchterliche Atmosphäre der Großstadt und die Zerbrechlichkeit menschlicher Gesetze und Einrichtungen in einer Zeit wie der unsern, wo die überbelasteten Nerven bei dem geringsten Anlaß reißen, mit einer Kraft und Lebendigkeit zu erfassen und zu formen, die ihn in seiner Sendung bestätigen. Wie in dem ersten Bild mit dem prachtvollen Titel „Die Asphalthaut reißt" aus dem Zusammentreffen einer durch Regen in einen Hauseingang hineingedrängten Masse aus dem Zufall solchen Beisammenstehens die Untergründe des Wahnsinns und Verbrechens, die von der dünnen Oberfläche nur dem Unempfindlichen verdeckt bleiben, sichtbar werden und jeden mit Spannung und Grauen füllen, das uns nur durch die abstumpfende, gedankenlose Gewohnheit des Daseins gemildert wird, das ist von lebendigstem Wurf. Lauckner gibt jeder seiner Gestalten ihr Gesicht und meistert den Dialog. Das Grauenvolle der einfachen Tatsache der Großstadt, deren Atem durch die stündlich aufzuckenden geheimen Lüste, durch das Leid und das Glück von Tausenden verpestet ist, wird durch die zweite, sehr grelle Szene wirksam untermalt, die er „Vorstadtlegende" nennt, in der ein Dirnchen, das sich mitleidsvoll zu drei Blinden in ihre Anstalt schleicht, um den Armen Erlösung von dem gewaltigsten aller Triebe zu bringen, von dem einen, den die zu späte Erfüllung irr und böse gemacht hat, umgebracht wird: dieser furchtbare Untergrund läßt die Todessehnsucht des schwächsten Bildes „Der sterbende Student" verstehen, die alle ansteckt, weil einer sie zu nennen weiß. In dem dritten Bild „Pestalozzi" aber gibt Lauckner ein Versprechen, das er bald einlösen sollte. Hier wird ein Oberkellner zum Lehrmeister eines der vielen zugrunde gehenden geistigen Menschen und weist ihm den Weg zu Geld durch Beraubung der Diebesschicht, die man mit viel zu freundlichem Namen Neureiche und Schieber nennt, und die niemand zu schonen brauchte, weil sie sich außerhalb jeder Gemeinschaft stellen: aber die Kur ist zu streng, der arme Lehrer erträgt nicht die Luft, die ihn außerhalb seines so wohl und klug umzirkten Daseins nun umfängt. Er verstreut das Geld aus der Brieftasche des betrunkenen Schiebers und stürzt sich aus dem Fenster. Was Lauckner in diesem glänzenden Dialog an Witz, Hohn und Überlegenheit zu sagen hat, das sollte ihn treiben, die große Satire auf unsere Zeit zu schreiben, in der das Gemeine triumphiert und das Geistige zugrunde geht. Eines verbindet ihn mit Bert Brecht, dessen „Trommeln in der Nacht" (Deutsches Theater) einen verdienten Erfolg hatten. Beide schreiben aus der Gemütslage der Zeit heraus, beide haben sie in ihren Nerven erlebt, und beiden gelang es, sie von innen heraus zu gestalten. Hier ist noch nicht das Drama unserer Zeit, aber sie führen heraus aus der Literatenluft der Revolutionsdramatiker. Hier wird nicht mehr in schlechten Leitartikeln geredet, und Bruder, Schwester, Schuldig und andere dumme Vokabeln sind verschwunden. Hier aber ist die Stufe, von der aus ein Schritt zur Tragödie oder Komödie des Inhalts unserer Zeit führen kann. Diese erfühlte, erlebte und in Form geballte Atmosphäre ist es, die in Brechts Drama das Stärkste und Packendste ist. Denn die Fabel allein fesselt nicht. Ein Heimkehrer, der in französischer Gefangenschaft verschollen war, findet seine Braut als Verlobte und schwangere Geliebte eines andern, der dem Vaterland durch Geldscheffeln in der Heimat diente. Hier klingt das Thema an, das ebenso wie manches andere noch der Abrechnung harrt: was denn eigentlich so viele der Frauen und Mädchen in der Heimat getrieben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, während wir draußen bluteten. Es ist sehr stark, wie sich hier bei der stammelnden und wirren Erzählung des Heimkehrers an seinem einzelnen Schicksal die andern entzünden, Kellner und Dirnen zum Aufbegehren gegen die Heimatkrieger getrieben und eine bunte Kneipengesellschaft, bei der leider noch etwas Literatur heimisch ist, zum Kampf im Zeitungsviertel, unter dem Soldaten als Führer — berufen, weil ihm Unrecht geschah — gerissen werden. Zum Ende aber entscheidet der Soldat sich, lieber mit Anna trotz ihrem Zustand zusammen in einem weißen Bett zu schlafen, als mit Spartakus zu kämpfen, in bewußter Absage an Gemeinschaftsgefühl und -phrase. So verengt sich der Rahmen, und die Teilnahme nimmt ab. Aber das Gefühls- und Seelenklima ist da und die Gemütslage. So wollen wir auf dieser Stufe in Erwartung harren.

R. P.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Polnisches — Allzupolnisches

Vorbemerkung. In einer süddeutschen Zeitschrift wird versucht, den Verfasser der in der „Deutschen Rundschau" erscheinenden Berichte „Vom Grenz- und Auslanddeutschtum" Sylvanus zu erraten. Es wird dort ein bestimmter bekannter Name als Verfasser genannt. Dies Rätselraten können wir um so weniger unterstützen, als wir dadurch den wirklichen Verfasser, der Mißstände in den Nachfolgestaaten mit Nachdruck aufdeckt, politischen Verfolgungen aussetzen würden. Eine solche Wirkung dürfte eigentlich einer verantwortungsbewußten Zeitschrift nicht unbekannt sein. Die Schriftleitung.

Das ausgehende Jahr 1922 brachte den Deutschen des nahen Ostens eine Reihe von Gewinnen, zum mindesten äußerer Art und moralischer Natur, bei den parlamentarischen Neuwahlen. Die Wahlvorgänge in Lettland und Litauen können, obwohl natürlich Beziehungen nicht bestehen, in gewissem Sinne doch als Auftakte zu der großen polnischen Wahlepoche mit ihren sensationellen Folgeerscheinungen bezeichnet werden. Die Zahl der eroberten Parlamentssessel mag, da zuverlässige Statistiken nicht vorhanden sind, als Ersatz und überdies, wenn man die nötigen Einschränkungen zu machen nicht vergißt, auch als Maßstab für die Führung und die Festigkeit der Organisation des dortigen Deutschtums dienen. Für östliche Verhältnisse ist eine bunte Vielheit von Parteien und Parteichen kennzeichnend, dazu ein Mangel an Festigkeit im Mandatbestande der Parteien. Manche, die eben noch über eine stattliche Anzahl von Abgeordneten verfügten, sahen sich auf wenige Sitze beschränkt oder verschwanden. Dieser Zustand äußerster Beweglichkeit der politischen Faktoren ist nicht nur ein Anzeichen für mangelnde Festigkeit der politischen Verhältnisse der Nachfolgestaaten, in denen ja westlich-parlamentarische Verfassungen überall in Geltung sind, sondern auch für die Unreife dieser eben erst zu Staatsnationen erhobenen, vorher fast geschichtslosen, jedenfalls aber staatentbehrenden Völker. Diese Unausgeglichenheit birgt große Gefahren für die Minderheiten bezüglich jedes mühsam errungenen Fortschrittes. Sie sind noch dazu durch ad hoc zurechtgeschneiderte Wahlgesetze gefährdet und konnten sich nur durch stärkste Selbsterziehung, enges Zusammengehen und Wahlbündnisse den schädlichen Folgen der Wahlgesetzgebungen entziehen. Bot also die Bildung von Minderheitsblöcken die Möglichkeit, Verlusten zu entgehen, ja — in Anbetracht der Parteizersplitterung in der Staatsnation und der Übersättigung jener Staaten mit Minderheiten — Erfolge zu erringen, so erstand eine neue Gefahr im mangelnden Rechtsgefühl der neuen Herrschervölker, welche politische Unreife durch überhitzten Chauvinismus,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und in dessen Folge durch Rechtsbrüche und sonstige Gewalttaten zu ersetzen suchen. Die Minderheiten, deren intelligentesten, geschlossensten und wohlhabenden Bestandteil meist — es gibt auch Ausnahmen — die Deutschen bilden, haben also ihr Schifflein zwischen der Scylla der Wahlgesetze und amtlichen Wahlbeeinflussungen und der Charybdis offener Rechtsbrüche durchzusteuern. Vorbemerkt sei noch zweierlei: In Lettland haben 20 Parteien Abgeordnete durchgebracht, die Zahl der wettbewerbenden Parteien war noch größer. Allein 10 lettische Parteien erhielten Mandate, ferner spalteten sich die Juden in drei Gruppen. In Polen reichten 59 (!) Parteien Wahllisten ein. 15 Listen drangen durch, die Juden waren mit 4 Listen vertreten, darunter mit 3 eigenen. Von einer jüdischen Solidarität, wenigstens einer äußerlichen, kann füglich nicht gesprochen werden.

Lettland hat noch äußerlich die gefestigsten Verhältnisse. Zum mindesten sind ähnlich skandalöse Vorgänge wie in Litauen und Polen nicht gemeldet worden. Die Wahlen — 100 statt wie früher 150 Abgeordnete sind gewählt worden — vollzogen sich ohne Gewalttaten. Neben den schon genannten 10 lettischen und 3 jüdischen Parteien traten noch die Russen, Litauer, Polen und Deutschen auf den Plan. Die Deutschen, die in 5 Parteien zerfallen, einigten sich diesmal. Der Erfolg blieb nicht aus. 6 Abgeordnete (= 6 Proz.) wurden gewählt, darunter vortreffliche Männer, die Zierden jedes Parlamentes wären. Dr. Paul Schiemann, der Herausgeber der „Rigaischen Rundschau", und Karl Keller, der Leiter des deutschen Bildungswesens, sind bürgerlich-demokratisch, Baron v. Fircks und Manfred v. Degesack entstammen den Kreisen des ländlichen Großgrundbesitzes und vertreten die Deutschbaltische Volkspartei, E. Knopp, ein Rechtsanwalt aus Libau, gehört der Deutschbaltischen Einigungspartei an, J. K. Hahn, gleichfalls ein Jurist aus Libau, der Deutschbaltischen Reformpartei. Daß die Juden und die Russen, die an Bevölkerungszahl die Deutschen übertreffen, ihrer Parteizersplitterung nicht Einhalt gebieten konnten, hat dazu geführt, daß sie verhältnismäßig weniger Mandate erhielten. Die 5 jüdischen Mandate verteilen sich auf 3 Parteien, Agudas Israel und den jüdischen Block mit je 2 und Zeire-Zion mit 1 Abgeordneten. Die Russen haben es gar nur auf 3, die Polen und Litauer auf 1 Abgeordneten gebracht. Die Deutschen müssen innerhalb der Minderheit schon darum eine führende Rolle spielen, weil nur sie führende Köpfe aus allen Fachgebieten in das Parlament entsandt haben. Die lettischen Parteien brachten es zusammen auf 84 Abgeordnete. Man kann im allgemeinen feststellen, daß — da die Zahl der lettischen Sozialdemokraten und die Zahl der lettischen Bürgerlichen ungefähr gleich groß ist — die 16 Minoritätenvertreter in Riga das Zünglein an der Wage bilden werden.

In Litauen hatten sich die Verhältnisse schon vor den letzten Wahlen gründlich geändert. Der 1918 entstandene litauische Staat hatte an die deutsche Verwaltung in gewissem Sinne angeknüpft, als Erbfeind erschien nur Polen mit seinen historischen Aspirationen auf Litauen. Die konservative Rechte unter Führung des einsichtsvollen Staatspräsidenten Smetana hatte ohne Gewalttaten gegen die Minderheiten und mit großer Mäßigung begonnen, den Staat von Kowno aus aufzubauen. Wenn irgendein Volk dazu wenig vorbereitet war, so waren es die Litauer. Diesem Stamme war es im alten Zarenreiche unter dem doppelten Drucke der russischen Regierung und der polonisierten Adels-, Priester- und Bürgerschicht nicht möglich gewesen, eine nennenswerte Intelligenzschicht zu bilden und so die Vorbedingung zu einem geordneten Staatswesen zu schaffen. Smetana hatte hierzu die Minderheiten zu gewinnen verstanden und sogar eine Art von Staatsvertrag zwischen Litauen und seiner starken jüdischen Minderheit abgeschlossen. In dieser Zeit galt Litauen, welches ein zwar strenges, aber immerhin von den ärgsten Übertreibungen sich freihaltendes Agrargesetz geschaffen hatte, als der Staat des Ostens, der sich keine Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

walttaten zuschulden kommen ließ. Allmählich wandelten sich die Dinge. Wilna fiel in die Hände der Polen, Memel [1]) sträubte sich erfolgreich gegen die brüderliche Hand der Großlitauer. Die Gefahr eines bolschewistischen oder polnischen Einmarsches in das Kownoer Litauen wurde geringer. Smetana fiel. Eine neue Regierung aus wesentlich mehr links gefärbten Parteien kam ans Ruder und mit ihr chauvinistische Staatstendenzen. Diese Regierungskoalition arbeitete bei den Neuwahlen mit bedenklichen Mitteln. In einzelnen Bezirken ließ sie mehr Stimmzettel abgeben, als Wähler überhaupt eingeschrieben waren. Der Wahlakt wurde über drei Tage hingeschleppt, und nach zwei Wochen war das Ergebnis von fünf Bezirken noch nicht bekanntgegeben. Schlimmer war die Wahlkreiseinteilung. 56 Kreise waren vorgesehen, und zwar so schlau, daß der volkreichste, zugleich aber national stark gemischte Kownoer Bezirk 15, also 3 Abgeordnete weniger erhielt, als der rein litauische, viel schwächer bevölkerte Kreis Ponjewesch mit 18 Vertretern. Gegen diese Wahlgeometrie wandte sich die Bevölkerung Kownos natürlich in einer großen Demonstration. Trotzdem brachten die Wahlen den Machthabern eine peinliche Überraschung. Die Minoritäten fanden sowohl bei der vom ehemaligen Staatspräsidenten Smetana geführten konservativen Opposition, als auch bei dem linken Flügel der internationalen kommunistischen Arbeiterpartei Wahlunterstützung. Sie erhielten mit diesen zusammen 22 von 78 Mandaten. 6 Juden, 6 Polen, 5 internationale Arbeiter, 2 Smetana-Konservative, 2 Deutsche und 1 Russe wurden gewählt. Die Deutschen, die in diesem zurückgebliebensten Teile des westlichen Altrußlands Kleinbauern und Industriearbeiter sind, also ohne Intelligenzschicht an Führermangel leiden, taten recht, dies Wahlbündnis einzugehen. Gleichwohl schlug es nicht zum Guten aus. Denn der Wahlerfolg der Minderheiten und der litauischen Opposition veranlaßte die derzeitigen Machthaber zu einem Gewaltstreich. Sie wiesen die zentrale Wahlkommission an, kurzerhand 12 der Oppositionsmandate zu streichen mit der Erklärung, es gäbe keine Berufung gegen diesen Entscheid. Das also „bereinigte" Parlament hat nunmehr folgende Zusammensetzung: 38 litauische christliche Demokraten und 30 litauische Volkssozialisten und Sozialdemokraten, daneben nur noch 5 „internationale" Arbeiter. Die Minoritätenmandate wurden auf 5 zusammengeschnitten (2 Juden, 2 Polen und 1 Russe). Die deutschen Abgeordneten fielen diesem Vorgehen zum Opfer. Die Entwicklung ist also folgende gewesen: Bei dem eigentlichen Wahlgange errangen die Minoritäten einen großen Erfolg. Selbst wenn man von den 22 Stimmen der vereinigten Opposition die 5 internationalen Arbeiter und die 2 Smetana-Anhänger abzieht, so bleibt eine Zahl von 15 Minoritätenvertretern, das ist 22 Prozent aller wirklich gewählten Abgeordneten. Sie wären ein gewichtiger Faktor im litauischen Staatsleben gewesen und wurden darum ausgetilgt. Die wenigen Minoritätenvertreter, die man übrig ließ, haben sich bisher der Mitwirkung im Parlament enthalten und sowohl im Parlament als auch in Genf protestiert. Davon, daß der Völkerbund auf diese Beschwerde etwas veranlaßt hätte, ist ebensowenig bekanntgeworden wie von einer befriedigenden Antwort des Parlamentes. Dies etwas asiatisch anmutende Entrechtungsverfahren der Kownoer Regierung steht nicht vereinzelt da. Denn als die französische Regierung unter Bruch des an sich schon denkbar üblen Vertrages von Versailles einige Ingenieure zur Leitung des Deutschen Kohlensyndikats nach Essen schickte und diese von 15 Generälen und mehreren Divisionen „begleiten" ließ, benutzten die Litauer jene Atmosphäre der Rechtsbrüche, um sich ihrerseits in den Besitz des Memellandes zu setzen. Der „Eiserne Wolf", Litauens berühmte Nationalgarde, und andere Freischaren, ja auch reguläre Truppen sollen, trotz amtlicher Ableugnungsversuche, ein-

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 48. Jahrg., Heft 2.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerückt sein. Blut ist bereits geflossen. Bis diese Zeilen erscheinen, wird man vermutlich klarer als heute sehen, was hinter diesem Einbruch steckt. Eins kann immerhin schon jetzt gesagt werden: Der Chauvinismus ist jetzt auch in Litauen ein maßgebender Faktor geworden. Die Minderheiten werden entrechtet. Was den Deutschen im eigentlichen Litauen, vor allem aber den Memelländern blühen würde, wenn Kownos Anschläge Erfolg haben sollten, ist nichts Gutes. Die Litauer haben, als der polnische General Zeligowsky ihnen vor zwei Jahren Wilna durch einen ähnlichen Handstreich wegschnappte, gut aufgepaßt und suchen diesen Helden jetzt nachzuahmen. Allzupolnisches hat Schule gemacht.

In Polen selbst haben sich in letzter Zeit einige recht bemerkenswerte Ereignisse zugetragen: die Wahlen für den Oberschlesischen Landtag und die beiden polnischen Staatsparlamente, den Sejm (Reichstag) und den Senat (Oberhaus) in Warschau, endlich die Wahlen der Reichspräsidenten.

Daß polnische Wahlen überhaupt eine kritische Sache sind, geht schon allein aus der ethnographischen Zusammensetzung Polens hervor. Auf Grund polnischer Quellen, vor allem eines von Dr. Josef Freylich verfaßten Werkes „La Structure nationale de la Pologne“ 1918 und der Ergebnisse der Volkszählung von 1910 errechnete Prof. Dr. W. Dolz [2]) folgendes Zahlenbild für Polen **vor** dem Erwerb Ost-Oberschlesiens.

	Gesamtzahl	Polen	Deutsche	Juden	Ruß-Ruthenen	Versch.
Kongreßpolen . .	12 619 000	9 400 000	690 000	1 900 000	610 000	19 000
Preuß. Anteil . .	2 960 000	1 250 000	1 600 000	?	—	110 000 (Kaschuben)
Galizien	7 970 000	4 670 000	90 000	?	3 200 000	10 000
Ostpolen	4 623 000	350 000	120 000	700 000	3 400 000	53 000
	28 162 000	15 670 000 = 55,5 %	2 500 000 = 9 %	2 600 000 = 9 %	7 210 000 = 25,5 %	194 000 = 1 %

Ein polnisches Flugblatt aus der Zeit des oberschlesischen Abstimmungskampfes errechnete 66 Proz. Polen, also noch nicht 2 Drittel der Gesamtbevölkerung, und für die Minderheiten mehr als ein volles Drittel, bezifferte den deutschen Anteil auf nur 6 Proz. Seither haben sich die Verhältnisse durch den Gewinn Ost-Oberschlesiens etwas zugunsten der Polen verschoben; auch die Vertreibung der Minoritäten dürfte einige Änderungen geschaffen haben. Bei der Unsicherheit der Quellen wird eine ganz sichere Statistik nur schwer zu gewinnen sein. Um so wichtiger sind für uns die Ergebnisse der Parlamentswahlen, die freilich stets insofern unzuverlässig sind als der Staat dadurch, daß er den Wahlakt vorschreibt und leitet, Gewinne zugunsten des Staatsvolkes begünstigt.

Die Wahlen zum Ost-Oberschlesischen Landtag ergaben

Deutsche Bürgerliche (Wahlgemeinschaft)	6 064 Stimmen
„ Sozialdemokraten	4 873 „
Deutsche zusammen	10 937 Stimmen
Polnische Bürgerliche	8 170 Stimmen
„ Sozialisten	5 009 „
Polen zusammen	13 179 Stimmen

[2]) W. Dolz, Die Wirtschaftsgeographischen Grundlagen der oberschlesischen Frage. Berlin 1921, Georg Stilke.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn auch die Zahl der deutschen Wähler um 2200 hinter den polnischen zurückblieb, so ist das Ergebnis doch sehr beachtenswert und als deutscher Erfolg zu werten. Ein Vorzeichen für die Sejm- und Senatswahlen, welche trotz aller Vorbeugungsmaßregeln der Regierung einen großen Erfolg nicht nur den Deutschen, sondern allen Minderheiten brachten. Er fiel ihnen jedoch nicht in den Schoß, sondern war das Ergebnis einer klugen, ja oft entsagenden Ausnutzung der gegebenen Möglichkeiten. Zunächst ließen sich die Dinge schlecht an. Denn die neue Wahlordnung, welche Lutoslawski verfaßt hatte, war alles andere als ermutigend. 400 Abgeordnete waren nach einem recht verwickelten Listenwahlsystem mit Wahlkreislisten und einer Reichsliste, welches viele Fußangeln enthielt, zu wählen. Besonders kompliziert war die Ausrechnung des Wahlergebnisses. Die Zahl der abgegebenen Stimmen mußte durch die Zahl der Mandate (d. i. durch 400) geteilt werden und ergab den „Wahldivisor" für die einzelnen Listen. Da sich nun aber glatte Rechnungen natürlich nicht ergaben, so war es Aufgabe der Reichswahlkommission, zu berechnen, wieviel Mandate aus sämtlichen Wahlkreisen unbesetzt blieben, und diese entsprechend zu verteilen. Ein solcher Vorgang ist nicht nur schwerfällig und unübersichtlich, sondern er öffnet auch allerhand Wahlmißbräuchen Tür und Tor. Durch einige Sonderbestimmungen waren die Minderheiten, welche naturgemäß vielfach nur schwächere Wählerzahlen haben, offensichtlich benachteiligt, z. B. durch das schikanöse Verbot der Listenverbindung, ferner durch die Bestimmung, daß diejenigen Reichslisten unberücksichtigt blieben, deren entsprechende Kreislisten nicht in wenigstens sechs — der Entwurf forderte nur drei — Kreisen durchgebracht waren. Außerdem sah die Wahlordnung bei der Verteilung der übriggebliebenen Mandate durch die Reichswahlkommission eine komplizierte Methode vor, die zur weiteren Verzerrung des wahren Wahlergebnisses führen sollte. Sie bestand darin, daß eine Reichsliste nicht mehr als die Hälfte der Mandate erhalten konnte, die auf die entsprechenden Kreislisten bei der Berechnung der Wahlkreise entfielen. Alle darüber hinausgehenden Stimmenreste mußten verloren gehen. Diese Gefahr erkannten die Minderheiten, und so einigten sie sich an dem denkwürdigen 17. August 1922 zur Aufstellung einer gemeinsamen Liste. Die Deutschen, die Weißrussen, die nichtgalizischen Ukrainer und ein Teil der Juden schlossen eine Notgemeinschaft. Zahlreiche andere jüdische Gruppen waren für keine Einigung zu haben; sie fochten gesondert und nur zum Teil mit Erfolg. Trotzdem war die Bildung eines, wenn auch unvollkommenen Minderheitenblocks nicht nur eine vorbildliche Tat, sondern auch, wie sich später erweisen sollte, erfolgreich.

Der 5. November, der Wahltag, brach an. Die Wahl ging für polnische Verhältnisse ziemlich geordnet vor sich. Freilich wurden, wie die gewiß Minderheiten feindliche „Prager Presse" meldete, einige Agitatoren des Minderheitenblocks verhaftet, also Wahlverhinderungen begangen. Immerhin waren diese Übergriffe, wenn man den ganzen Charakter dieses Staatswesens in Betracht zieht, nicht allzu groß. Die Wahlbeteiligung, die z. B. in Warschau 70 bis 80 Prozent betrug, war im allgemeinen nicht allzu stark. Von 13 109 793 Stimmberechtigten wählten nur 8 819 155, gleich 67 Prozent. Am regsten war sie im Posener Bezirk (88 Prozent) und in Westpreußen (82 Prozent). Dann folgte Kongreßpolen (78 Prozent). Es gibt zu denken, daß sie gerade in den östlichen und südlichen Randgebieten besonders schwach war: Östliche Wojwodschaften 56 Prozent, Ost-Oberschlesien 54 Prozent und Galizien gar nur 51 Prozent. Diese niedrige Wahlziffer erklärt sich dadurch, daß der polnische Staat auch in Ost-Galizien — einem Lande, über dessen Bestimmung der Oberste Rat noch nicht entschieden hat — unberechtigterweise wählen ließ. Die Deutschen und die große Mehrheit der Ukrainer enthielten sich daher dort der Wahl.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Ergebnis war für die Minderheiten im allgemeinen befriedigend. Hatten sie im ersten polnischen Sejm von 450 Sitzen nur 22 (10 Juden, 7 Deutsche, 5 Litauer), also noch nicht ganz 5 Prozent innegehabt, so brachten sie es jetzt auf 84 von 400 Sitzen = 21 Prozent, trotz der polnischen Behörden, der Wahlgeometrie und der Stimmenthaltung in manchen Gebieten. So sind die Deutschen von Galizien und Bialystok unvertreten geblieben, ebenso Posen. Dort haben die Deutschen, da wegen der Wahlbezirkseinteilung eine eigene Liste aussichtlos war, für polnische Parteien, teils für die Polnische sozialdemokratische Partei, teils für die polnisch-nationale Arbeiterpartei gestimmt. (Uebenbei bemerkt: nach der Wahl weigerte sich diese Partei, auch nur zeitweilig mit den Minderheiten zusammen zu gehen und erklärte, als die Sitze im Sejm verteilt wurden, weder neben den Juden noch neben den Deutschen sitzen zu wollen.) Im Wahlkreise Rypin-Plock (im nordwestlichen Kongreßpolen) erhielt die Liste der Kleinbauern Wyzwolenie 17 478 und die der Minderheiten 17 053, also nur 425 Stimmen weniger. Damit verloren die Minderheiten zum zweiten Male diesen Wahlkreis aus eigener Schuld. Denn 514 Deutsche stimmten für die Liste der „Polnischen Staatsunion", welche mit 700 Stimmen glänzend durchfiel! Der gleiche beschämende Vorgang hat sich bereits 1919 beim ersten Sejm abgespielt. Wie kam das? Jedesmal brachte ein evangelischer Geistlicher Verwirrung und Zwiespalt in die Reihe der Deutschen; damals Pastor Michaelis, jetzt Pastor Levandowski. Dieser hatte sich auf der Liste der „Polnischen Staatsunion" des berüchtigten Polonisators und evangelischen Generalsuperintendenten Bursche in Warschau aufstellen lassen und fand Verblendete, die ihm folgten. Bursche, der übrigens bei der Wahl durchfiel, hatte es also nichts geholfen, daß er drei Wochen vor der Wahl vom Ministerpräsidenten Nowak persönlich den Orden Polonia Restituta angeheftet erhielt zum Danke für seine Verdienste um die . . . . . evangelisch-augsburgische Kirche in Polen! Habeat.

Im allgemeinen hat sich jedoch das Deutschtum in Polen gut gehalten. In Kattowitz wurden z. B. 8500 deutsche und nur 3300 polnisch-nationalistische Stimmen — der Rest zersplitterte — abgegeben, obwohl die deutschen Sozialdemokraten Stimmenthaltung proklamierten, was wohl nicht durchweg befolgt wurde. Für den sorgsamen Beobachter ist es vielleicht weniger als für die reichsdeutsche Öffentlichkeit überraschend gewesen, wie viel besser sich das weniger beachtete kongreßpolnische Deutschtum gehalten hat als das durch Abwanderung und Einschüchterung stark geschwächte Deutschtum Posens und Westpreußens. Wenn man nicht in der Reichsliste ein zuverlässiges Hilfsmittel gehabt hätte, so wäre es schwer gewesen, einen bewährten Posener Führer durchzubringen. So aber ist die Zusammensetzung der deutschen Sejmfraktion hoch befriedigend. Samter vertritt Landrat a. D. Naumann, Vorsitzender des Zentralverbandes der Deutschtumsbünde, und Rittergutsbesitzer v. Neudorff; Bromberg: Oberstlt. a. D. Graebe, Hauptgeschäftsführer der Deutschtumsbünde; Pommerellen: Schulrat Daczko; die Wojwodschaft Schlesien: Frhr. v. Reitzenstein, Pilgrimsdorf, Vorsitzender des Deutschen Volksbundes in Schlesien, Kaufmann Rosumek, Kattowitz, Hüttenbesitzer Wlodarz, Schwientochlowicz, und Seminardirektor Piesch, Bielitz; Kongreßpolen: Arbeitersekretär stud. theol. Kronig, Lodz, Lehrer Utta, Lodz, Tischlermeister Jos. Spickermann, Lodz, und Lehrer Karau, Wloclawek; Wolhynien: Fabrikant Otto Gomschor, Warschau. Auf der Reichsliste wurden Domherr Klinke, Posen, Ingenieur Zerbe, Lodz, Ansiedler Moritz in Kulm, und durch Rücktritt eines anderweitig gewählten Vertreters einer fremden Minorität endlich auch der sozialdemokratische Schriftleiter Pankratz, Bromberg, gewählt.

Trotz mancher Unerfreulichkeiten ist der 5. November 1922 also doch ein Tag

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Ernte[3]) gewesen, an dem offenbar wurde, wie der polnische Staat, der sich bisher als Nationalstaat ausgab, eigentlich aussieht. Die Wahlen haben klar erwiesen, daß Polen ein Nationalitätenstaat ist, ein Abbild des alten Österreichs. Das wird man nicht nur im eigenen Hause, sondern auch in der ganzen Welt, vor allem in England und in Amerika zur Kenntnis nehmen.

Den polnischen „Patrioten" fuhr am Wahltage ein Schreck in die Glieder. Manche Parteien, vor allem die Mittelparteien, waren fast ganz verschwunden. Die Rechte konnte trotz nachdrücklichster Agitation — wenn sie auch als die stärkste Partei im Parlament einzog — doch keine absolute Mehrheit erringen. Das gelang ihr nicht einmal bei den Senatswahlen am 12. November 1922, bei denen besonders in den Ostgebieten scharfer Regierungsdruck ausgeübt wurde. Jetzt wird der Spieß umgedreht. Man will, wie die nationalistische polnische Presse behauptet, Wahlfälschungen entdeckt haben. Neuwahlen werden verlangt. Von 111 Senatssitzen errang die Rechte nämlich auch nur 51. Die Minderheiten insgesamt gewannen 27 Sitze, also sogar 24 Prozent!!

Die Parteigruppierung im Sejm und Senat ist — Einzelheiten sind unsicher — etwa folgende:

1. Die polnischen Parteien

	Neuer Sejm	Neuer Senat	Zusammen
1. Rechtsblock	169	51	220
2. Zentrum	7	—	7
3. Staatl. Vereinigung der Ostgebiete	1	—	1
Gesamte Rechte	177	51	228
4. Volkspartei (Witos, Bauern-Gruppe)	71	17	88
5. Wyzwolenie (Gruppe Kleinbauern)	48	8	56
6. Sozialisten	41	7	48
7. Nationale Arbeiter	18	3	21
8. Oekon. (Bauern-) Gruppe	4	—	4
9. Kaginski-Gruppe	2	—	2
10. Kommunisten	2	—	2
11. Wilnaer Volksrat	1	—	1
Gesamte Linke	187	35	222

[3]) Es ist immer gut, sich davon zu überzeugen, was die Feinde des deutschen Volkes und aller Minderheiten überhaupt dazu sagen. Das tschechische Regierungsorgan, die in deutscher Sprache erscheinende „Prager Presse", hat die Vorgänge in Polen sehr sorgfältig verfolgt. Adolf Czerny, der die Lausitzer Wenden planmäßig und seit Jahren zu überreden sucht, sie möchten doch endlich einsehen, daß sie Tschechen seien, schreibt sauersüß aus Warschau: „Eine Überraschung war der starke Sieg der nationalen Minderheiten. Allein die Liste des Minderheitsblocks brachte in den Sejm 54 Abgeordnete, deren Zahl aus der staatlichen Liste auf 65 wachsen wird. Außerdem kommen in den Sejm 18 jüdisch-nationale Abgeordnete aus Kleinpolen, 1 jüdischer Demokrat und 5 Ukrainer aus der Gruppe Chliborob, somit insgesamt 89 Nichtpolen. Gewählt wurden diese Abgeordneten meist im östlichen Grenzgebiet und in Schlesien, während die Minderheiten in Posen und Pommern bloß 3 deutsche Mandate gewannen. Absolut antipolnisch wählte Wolhynien. Die Stärke des Minoritätenblocks war so überragend, daß nicht einmal die „Staatliche Vereinigung" in den Grenzbereichen sie paralysieren konnte und bloß ein einziges Mandat gewann. Die Ursachen sind teils die zahlenmäßige Stärke der Minderheiten selbst, teils die Tatsache, daß die besondere Regelung des Wahlsystems, das nicht rein proportionell ist, die Minderheiten, die sonst national getrennt in den Kampf gegangen wären, zu einem festen Zusammenschluß bewog. Die verbleibenden Stimmen werden nämlich nicht addiert, sondern die Mandate werden aus der staatlichen Liste jenen Parteien zuerkannt, die mindestens in sechs Bezirken gewonnen haben. Die kleineren Parteien konnten einen solchen Vorteil nicht erhoffen und schlossen sich zu einem Block zusammen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Die völkischen Minderheiten

	Neuer Sejm	Neuer Senat	Zusammen
12. Juden	33	12	45
13. Ukrainer[4])	20	5	25
14. Deutsche	17	5	22
15. Weißruthenen	12	2	14
16. Russen	2	1	3
17. Litauer	—	—	—
Minderheiten zusammen	84	25	109
Gesamtzahl	448	111	559

Das Ergebnis der Wahl bedeutet innerpolitisch für Polen eine völlige Umgruppierung der Kräfte. Das Zentrum, das früher ausschlaggebend war, ist zerrieben. Seine Reste sind nur noch ein Anhängsel des Rechtsblocks, der ob seines skrupellosen Terrors allgemein die Hyäne genannt wird. Im Sejm hat die Linke mit 187 (voriger Sejm 170, der jedoch 50 Abgeordnete mehr zählte) Plätzen die Mehrheit gegen die Rechte mit 177 (früher 191) Plätzen. Im Senat steht's umgekehrt! In dieser neugeschaffenen Kammer hat die Rechte 51, die Linke nur 35 Sitze. Auch dort, wo Senat und Sejm gemeinsam auftreten, bilden die Minderheiten mit 109 Stimmen das Zünglein an der Wage zwischen Rechts (228 Sitze) und Links (222 Sitze). Die Minderheiten werden also, wenn sie auch nur ganz lose zusammenhalten, die Stelle des soeben verloschenen Zentrums einnehmen. Denn die Witos-Partei, die stärkste und noch am weitesten rechtsstehende Gruppe der Linken hat ein Angebot der Rechten, mit ihr die Regierung zu bilden, unzweideutig abgelehnt. Warum sollte sie auch ein Anhängsel der Rechten werden, wenn sie die Linke führen und mit ihr die Regierung beherrschen kann? Die Kluft zwischen Rechts und Links ist in Polen so groß, daß eine Koalition zwischen beiden polnischen Flügeln, wie sie die Prager Presse nach heimischem Muster zwecks Unterdrückung der Minderheiten vorschlägt, zurzeit nicht zu erwarten ist. Rebus sic stantibus kann also kein Gesetz ohne Zustimmung der Minderheiten zustande kommen. Darüber schäumten die Nationalisten. Ihre Presse verkündete bereits unmittelbar nach der Wahl, die Öffentlichkeit werde sich eine Linksregierung, die sich auf die Minderheiten stütze, nicht gefallen lassen. Damit war die Parole ausgegeben. Eine Hetze ohnegleichen begann.

Zunächst waren die Wahlen der Parlamentspräsidenten zu erledigen. Sie vollzogen sich fast kampflos. Es war zu Kompromissen gekommen. Stille vor dem Sturm. Für den Senat stellten der Rechtsblock Trąmpczyński, die Sozialisten Praus, die Volkspartei (Witosgruppe) jedoch keinen Kandidaten auf. Trąmpczyński wurde mit 56 Stimmen (gegen 40 Stimmen für Praus) vom Rechtsblock, den nationalen Arbeitern und sogar einem Teile der Volkspartei gewählt. Für das Sejmpräsidium stellte die Volkspartei Rataj, die Wyzwolenia-Gruppe Śmiarowski und der Rechtsblock keinen Kandidaten auf. Rataj wurde mit 252 Stimmen gewählt.

[4]) Nicht alle Ukrainer sind als echte Minderheitsvertreter anzusehen. Die „Reichspost" (Wien) ließ sich am 8. Dezember 1922 u. a. aus Warschau nämlich melden: „In Ostgalizien, das vorläufig noch dem Botschafterrat untersteht, der es in den Friedensverträgen den Polen nur zur vorläufigen Verwaltung übergab, wurden infolge der Wahlenthaltung der Ukrainer nur 5 „ukrainische" Bauernvertreter mit polnischen Stimmen gewählt, während sich in die restlichen 41 ostgalizischen Mandate die Juden mit den Polen teilten, obwohl jene nur 12,3 Prozent und diese 12,1 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Der Führer der kleinen polenfreundlichen Gruppe der Ukrainer, Professor Twerdochlib, wurde von seinen Landsleuten, die ihn als abtrünnigen und nationalen Verräter betrachteten, ermordet." Den anderen ging's ähnlich.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der bisherige Präsident, der „Staatschef" General Pilsudski, ein österreichischer Galizianer mit sozialdemokratischen Sympathien, war ausgesprochener Kandidat der Linken gewesen und bei einem Teile des Militärs als Mann von Glanz und Abenteurerlust beliebt. In Anbetracht der Zusammensetzung der beiden Parlamente kandidierte er verständlicherweise nicht zum zweiten Male. Daher mußten die neugewählten Kammern Sejm und Senat zum ersten Male, und zwar zu gemeinsamer Wahl eines neuen Staatspräsidenten zusammentreten. Diese Wahl war nicht abgekartet, ihr Ausgang blieb daher bis zum letzten Augenblicke ungewiß. Fünf Wahlgänge waren erforderlich, denn das polnische Gesetz schreibt die absolute Mehrheit für einen der Bewerber vor. Obwohl Aussprachen während des Wahlganges — klugerweise — verboten sind, war der Verlauf dramatisch genug. Das Wahlgesetz schreibt vor, daß der Kandidat, der die geringste Stimmenzahl erhält, ausscheidet. Die nationalistische Rechte hatte sich auf den polnischen Gesandten in Paris, den Grafen Zamoyski, versteift, der als Aristokrat für die Linke unannehmbar war. Im ersten Wahlgang erhielt er 222 Stimmen. Im fünften und letzten auch nur 228. Sein Stimmenzuwachs war also minimal. Der Außenminister Narutowicz, ein persönlicher Freund Pilsudskis, der jahrelang als Ingenieur im Ausland gelebt hat, brachte es im ersten Wahlgange als Kandidat der linken Bauernpartei Wyzwolenia zwar nur auf 62 Stimmen. Er war der zweitschwächste Kandidat. Trotzdem siegte er im fünften Wahlgange. Denn Narutowicz wurde vom zweiten Wahlgang an von den Minderheiten unterstützt und erhielt endlich, als die übrigen Kandidaten der Linken allmählich ausgeschieden waren, mit 289 Stimmen die absolute Mehrheit.

Dieser Vorgang ist als historisch und folgenschwer zu bezeichnen. Die Tragödie näherte sich dem Schlußakt. Nicht nur die nationalistische Rechte war über den Wahlausgang konsterniert. Sie schäumte vor Wut. Die beiden führenden linken Blätter „Kurjer Poranny" und „Kurjer Polski" nannten heute das Wahlresultat eine „Überraschung".

Bereits am nächsten Tage, als die feierliche Einsetzung stattfinden sollte — es war am 14. Dezember 1922 — marschierten Zehntausende durch Warschaus Straßen unter Pfeifen, Johlen und Schreien: „Nieder mit dem Judenpräsidenten Narutowicz! Es lebe das polnische Polen, es lebe General Haller!"

Der Korrespondent der „Vossischen Zeitung" schilderte diese Vorgänge höchst anschaulich. „Schon gestern abend, als unmittelbar nach der Abstimmung die Menschenmassen vor General Hallers Wohnung zogen und ihn zum Reden vom Balkon aus bewogen, begnügte sich General Haller mit den inhaltsschweren Worten: „Leget nicht die Hände in den Schoß! Kämpfet!" Man kann sich denken, mit welchem Enthusiasmus diese etwas eindeutige Aufforderung aufgenommen wurde. Noch weit ernster ist eine heute früh erschienene amtliche Erklärung der drei nationalistischen Parteien, die bekanntlich sowohl im Landtag, als auch im Senat beinahe die Hälfte aller Stimmen repräsentieren. In dieser Erklärung heißt es klipp und klar, daß die rechten Parteien keine „Verantwortung" für den weiteren Lauf der Staatsmaschine übernehmen. Sie müßten „jedwede Unterstützung einer Regierung versagen, die von einem von Juden, Deutschen und Ukrainern gewählten Staatspräsidenten" berufen worden sei, und halte sich bereit, den entscheidenden Kampf um den völkischen Charakter der polnischen Republik, der durch Narutowicz' Wahl gefährdet sei, zu beginnen."

Inzwischen hatten die Nationalisten die Eingänge des Parlaments besetzt und forderten von den Abgeordneten ihre Ausweise. Sie verprügelten Juden und Sozialisten. Mit Kot bespritzt und von Ulanen begleitet, betrat Narutowicz den Parlamentssaal. Die Einsetzung wurde vollzogen, auf der Rückfahrt wurde Narutowicz noch ärger insultiert, während die Arbeiter sich in den Vorstädten bewaffneten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und es zu blutigen Gegendemonstrationen kam. Unmittelbar nach der Feier überreichte der Ministerpräsident dem Präsidenten der Republik die Demission des Kabinetts. Tags darauf sollte Narutowicz — ein Ingenieur, der lange Professor an der Zürcher Technischen Hochschule gewesen war, dann allerhand polnische Staatsämter innegehabt, aber sich stets außerhalb des Parteigezänkes gestellt hatte — den neuen Ministerpräsidenten ernennen. Dazu kam es nicht, denn bereits am 16. Dezember ging die Saat der Nationaldemokraten auf. Bei der Eröffnung einer Kunstausstellung wurde Narutowicz von dem Kunstmaler Eligjusz Niewiadowski ermordet. Was dann geschah, interessiert weniger. Der General Sikorski, ein Freund und wohl auch Gesinnungsgenosse des eben zurückgetretenen Staatschefs Pilsudski, wurde Ministerpräsident, Pilsudski aber Generalstabschef. Standrecht ward erklärt. Stanislaus Wojciechowski, der Kandidat der Volkspartei und der Linken, wurde mit 298 Stimmen, unter denen sich wiederum die der Minderheiten befanden, gegen den Rektor der Krakauer Universität, Kazimir Morowski, welcher 228 Stimmen der Rechten erhielt, zum Präsidenten der Republik Polen erwählt und ohne Zwischenfall vereidigt. Ruhe kehrte ein. Die Wogen des Volksleidenschaft hatten ihr Opfer gehabt. Die Öffentlichkeit Polens machte die Nationaldemokraten, vor allem den berühmten Legionsführer General Haller für die Ermordung des Präsidenten Narutowicz in mannigfacher Form in verschiedenen Blättern moralisch verantwortlich. Ein „Offener Brief", den ein ehemaliger Angehöriger der Legionsbrigade Hallers demonstrativ an Herrn General Josef Haller von Hallenburg richtete, sollte durch die Unterstreichung seines Familiennamens darlegen, daß Haller deutscher Abstammung ist. „Bekanntlich sind ja Renegaten die wütendsten Eiferer und mehr päpstlich als der Papst. In Haller hat die „Chjena" [5]) einen ihrer gewiß sehr würdigen Führer gefunden, den die Deutschen ihr recht gerne gönnen. Haller ist zuerst als Retter Polens gefeiert worden, nun ihm etwas nachzusagen ist, wird flugs die Deutschstämmigkeit angedeutet!", bemerkte das „Ostdeutsche Volksblatt" in Lemberg treffend.

Dem Mörder wurde rasch der Prozeß gemacht. Am 30. Dezember wurde er bereits zum Tode verurteilt, nachdem er in mehrstündiger Rede bestritten hatte, im Auftrage irgendeiner Partei oder Person gehandelt zu haben. Ursprünglich habe er den früheren Staatschef Pilsudski ermorden wollen. Diesen Plan habe er jedoch aufgegeben, als Pilsudski erklärte, nicht mehr die Wahl annehmen zu wollen. Niewiadowski nannte sich in dieser Verteidigungsrede einen „echten Polen", ein Ehrenname, den sich alle polnischen Verschwörer seit hundert Jahren beilegen. Der durchaus polenfreundliche „Pester Lloyd" (22. 12. 22), der eine recht umfangreiche Geheimgeschichte aller polnischen Verschwörer und Mörder aufdeckte, meinte zum Schluß, die anderthalb Jahrhunderte polnischer Zerrissenheit (war Polen vorher etwa einig? Der Verf.) seien nun zwar beendet, „aber die echten Polen setzen das alte Spiel der Konspirationen und der Meuchelmorde fort, und da es keine Russen mehr zu töten gibt, töten echte Polen den eigenen Präsidenten, werden die Kämpfe der Parteien, der Bürger Polens gegen Bürger Polens rücksichtsloser geführt als je gegen Russen und Preußen gekämpft wurde. Es wird noch lange dauern, bis man wird melden können: Ordnung herrscht in Warschau". Obwohl wir bezweifeln, ob je der Tag der Ordnung für Polen kommen wird — die Geschichte scheint zu beweisen, daß Ordnung und polnischer Staat unvereinbar sind — und obwohl es uns zweifelhaft ist, ob Niewiadowski wirklich einer Mörderorganisation angehörte, können wir doch zustimmen: Bürger Polens kämpfen gegen Bürger (Zwangsbürger) Polens. Narutowicz mußte sterben, weil er, ohne etwa ein ausgesprochener oder gar verhaßter Parteiführer zu sein, mit den Stimmen der Minderheiten, von Juden

[5]) Chjena = Hyäne = Rechtsblock.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Deutschen gewählt wurde! Diese Schmach vertrug der kitzlige polnische Nationalismus nicht. Wir verstehen sehr gut, daß ein Volk allein sein will in seinem Staate. Wir halten dies sogar für eine staats-sittliche Forderung, für die einzige moderne politische Idee, die die Menschheit und Völker zu einer höheren Ordnung führen kann. Aber um sie zu verwirklichen, müßte Polen den umgekehrten Weg einschlagen. Es müßte das okkupierte Grenzgebiet im Westen, Osten und Norden wieder freigeben, es müßte die auch dann noch verbleibenden Minderheiten — in einem Bezirk nur erreichen die Polen 90 Prozent des Anteils an der Gesamtbevölkerung — gerecht behandeln. Wird das je der Fall sein? Ist die polnische Mentalität zu Realpolitik fähig? Denn nur ein solches Vorgehen könnte die Bürger dieses Staates, der seine Existenz von Frankreichs Gnaden und der Schwäche seiner Nachbarn fristet, mit ihrem Los und untereinander versöhnen. Realpolitisch mit Hinsicht auf die Möglichkeit eines raschen oder langsamen Umschwunges in der Weltkonstellation wäre es gedacht, wenn die neuen Staatsmänner und Machthaber in Polen schon heute die Folgerung aus dem soeben Durchlebten ziehen, dem Traum des Nationalstaates entsagen und die Republik als Nationalitätenstaat, als östliche Schweiz einrichten würden.

Das wird aber wohl nicht der Fall sein. Man kennt den Chauvinismus, z. B. der polnischen Sozialdemokraten. Noch haben wir nichts von einer Umkehr in der Schul-, Kirchen- und Ansiedlungspolitik gehört. Die Klagen der Minderheiten dauern unverändert fort. So wird sich vollenden, was unausbleiblich ist.

Schon vor etwa einem Jahre zog ein Franzose, Professor Gabriele Séalles von der Pariser Sorbonne, diese Schlußfolgerung. Die polnische Arbeiterzeitung „Robotnik“ in Warschau druckte seine Ausführungen nach, die uns noch nicht veraltet erscheinen: „Kaum drei Jahre sind von dem Augenblick der Wiedergeburt Polens verflossen. Diese kurze Zeit genügte, um die Sympathien, die Polen infolge seines langen Martyriums genoß, zu verlieren. England verbirgt sein Mißvergnügen nicht. Polen sollte ein Faktor des Gleichgewichts sein und wurde ein Faktor der Anarchie. Es schwächt seine innere Einheit; indem es fremde Völker sich einverleibt, schafft es Zwiespalt innerhalb seiner Grenzen. Nach außen umgibt es ein Ring von Feinden. Von einer Seite Deutschland, für das schon das Bestehen Polens eine blutende Wunde bedeutet; von der anderen Seite Rußland, mit dem es um jeden Preis in Freundschaft leben müßte; schließlich Litauen — dem es Gewalt angetan hat. Die Feinde werden sich zusammentun, um Polen zu erdrücken.“

Mitleidlos sind hier die Folgerungen aus dem Verhalten der Polen gezogen, das sich seither in immer steigendem Maße verschlechtert hat. Wann die Prophezeiung Séalles' freilich sich verwirklichen wird, weiß niemand. Daß aber eine ausgleichende Gerechtigkeit die Beendigung der heutigen Zustände erfordert, die ein Skandal für Europa und die gesamte Menschheit sind, daran besteht kein Zweifel.

Sylvanus.

Ödenburger Nachklänge

Im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ besprach Sylvanus *) eine Broschüre des bekannten Ödenburger Advokaten Dr. Alfred von Schwartz, „Die Zukunft der Deutschen in Ungarn“. Sie war von der ungarischen Staatsanwaltschaft beschlagnahmt. Eine Buda-

*) An dieser Stelle sei eine kleine Fehlerberichtigung eingeschaltet. A. von Schwartz hat die Zahl der für Österreich Stimmenden auf 62,7 (und nicht auf 61,2) Proz., die der für Ungarn Stimmenden auf 34,5 (und nicht auf 35,6 Proz.), für die Landgemeinden um Ödenburg errechnet. Auf S. 89 heißt es: „Heute können die meisten Deutschen weder deutsch noch ungarisch lesen und schreiben.“ Die drei letzten Worte sollten fehlen, denn es handelt sich natürlich nicht um völlige Analphabeten, sondern nur um die Charakterisierung der mangelhaften Wirkung der magyarisierten Volksschulen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pester Zeitung, welche Stellen aus der Broschüre wiedergab, wurde sogar auf einige Wochen verboten. Kürzlich hat nun der Staatsanwalt in Raab diese Broschüre wieder freigegeben und ihren Verfasser außer Strafverfolg gesetzt. Die Begründung dieses Entscheids ist so kennzeichnend für ungarische Verhältnisse und ungarische Mentalität, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Sie lautet:

Begründung

Alfred von Schwartz in Ödenburg hat im Monat März 1922 unter dem Titel „Die Zukunft der Deutschen in Ungarn" eine in der Röttigschen Druckerei in Ödenburg in mehreren Hundert Exemplaren gedruckte Abhandlung herausgegeben, in welcher er von der Ödenburger Abstimmung ausgehend den Zustand des Deutschtums schildert und jene Gründe darlegt, die die Mehrheit der deutschsprachigen Einwohner dazu veranlaßten, daß sie bei der Volksabstimmung sich gegen Ungarn erklärten. Nach der Anzeige seien mehrere Ausdrücke der Abhandlung, insbesondere die folgenden Erklärungen: „Welche Verheerungen die magyarisierende Tendenz der letzten fünfzig Jahre in dem deutschen Kulturstand unserer Gegend ausübte, darüber ließen sich Bände schreiben" (S. 13), „Die Deutschen Ungarns sind zur Überzeugung gelangt, daß es ihnen in Ungarn nicht länger möglich sein wird, ihr Deutschtum zu bewahren" (S. 22), „Seit fünfzig Jahren war die Politik Ungarns uns Deutschen gegenüber die der nicht eingehaltenen Versprechen und des gewaltsamen Terrors" (S. 23) — für das Ungarntum beleidigend, für die ungarische Sache schädlich und in der Einstellung unrichtig. Alfred von Schwartz hat einbekannt, daß er die Abhandlung schrieb, aber er fühlte sich nicht schuldig, weil gleichwie er in der Frage der Zugehörigkeit Ödenburgs im Interesse des Verbleibens bei Ungarn in Wort und Schrift eine wirkungsvolle Tätigkeit entfaltete, ebenso bewogen ihn zur Abfassung dieses Werkes seine patriotischen Gefühle und er wollte damit nur den Interessen des Ungarntums dienen, indem er die maßgebenden Kreise darauf aufmerksam machte, daß man in Zukunft sich hüten müsse, die bisherige chauvinistisch orientierte Nationalitätenpolitik weiter zu verfolgen, denn diese ist vom Standpunkte des Ungarntums gefährlich, was auch das Ergebnis der Volksabstimmung zeigt, denn die Mehrheit der Ödenburger Deutschen und 53 Proz. der deutschen Dörfer haben für den Anschluß an Österreich gestimmt. Daß ihn der patriotischeste Geist zur Verfassung seines Werkes bewog, diesbezüglich beruft er sich auf den Inhalt der Seiten 36 und 37 der Broschüre. Man muß aber die erwähnte Broschüre des Alfred von Schwartz nicht nach wenigen herausgerissenen, ohne Zusammenhang vorgebrachten Äußerungen, sondern in ihrer Gänze, im organischen Zusammenhang beurteilen und also kann wirklich festgestellt werden, daß die Tendenz des Werkes nicht gegen den ungarischen Staat und auf die Verkleinerung der Ehre der Nation gerichtet ist, sondern es will im Gegenteil den Interessen des Ungarntums dienen soartig, indem es eine auf Beweise gestützte nüchterne Kritik der bisher geübten chauvinistischen Nationalitätenpolitik gibt, ausführend, daß diese chauvinistische Richtung der Nationalitätenpolitik schädlich und unrichtig war und die Ursache dessen ist, daß bei der Volksabstimmung die Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung sich von Ungarn abwandte. Aus diesem Grunde empfiehlt der Autor den leitenden Kreisen die Abänderung der Nationalitätenpolitik und bemerkt, daß sie im Geiste Franz Déaks vorgehen sollen, der der chauvinistischen Richtung gleichfalls ferne stand. Daß Alfred von Schwartz ein patriotisch gesinnter Mann ist und seine Absicht nicht die Antastung der Ehre des Ungarntums war, das erhellt aus den auf den Seiten 5, 27, 36, 37 und 46 enthaltenen Sentenzen, wo er unter anderem von der ungarischen Nation und deren Staatsrecht lobend spricht und hervorhebt, daß der magyarische Stamm zur führenden Rolle befähigt ist und daß Ungarn von neuem ein Ganzes werden müsse. Nachdem laut Vorstehendem bei der Abfassung der Broschüre eine Absicht zur Begehung einer Strafhandlung nicht erkannt werden kann, ist deshalb die Einstellung des Verfahrens begründet.

Raab, 11. November 1922. (Unterschrift) kgl. Staatsanwaltschaft Raab.

Damit hat eine leidige Angelegenheit wenigstens äußerlich eine befriedigende Erledigung gefunden. Wir hoffen, daß die ungarische Regierung sich den Schlußfolgerungen, die A. von Schwartz gezogen hat und die sowohl im Interesse des ungarländischen Deutschtums als auch des ungarischen Staates liegen dürften, nicht verschließen wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Der preußische Stil

Arthur Moeller van den Brucks „Preußischer Stil", der zuerst im Kriege 1915 herauskam, ist jetzt, in zweiter, neu bearbeiteter Auflage bei R. Piper in München erschienen — und wirkt heute genau so stark und zeitgemäß wie damals. Moeller hat an der Grundanlage des Buches wenig geändert: der ganze Aufbau ist geblieben; nur Einzelheiten sind teils erweitert, teils gekürzt worden. Im Vineta-Kapitel ist das Vorgeschichtliche leicht überarbeitet; bei Brandenburg sind ein paar Seiten über Tangermünde hinzugekommen. Schlüter, der Dekorateur, erfährt eine schärfere Ablehnung: dafür ist die Gestalt Nerings mit Recht stärker herausgehoben, wie im Potsdam-Kapitel Knobelsdorffs Arbeit ebenfalls eingehender gewürdigt ist. Auch der Abschnitt Deutschland ist weiter fortgeführt — und am Ende hat das Ganze ein neues Schlußkapitel bekommen. Es heißt: „Das preußische Schicksal" und sucht den Sinn Preußens im Leben und Geschick des Reichs nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahre neu zu deuten. Es hat die gleiche Haltung, wie sie schon die erste Fassung des ganzen Buches hatte: Liebe und Verbundenheitsgefühl, das grade aus dieser Verbundenheit heraus auf keine Kritik verzichtet — und es endet doch bei dem immer wiederholten Bekenntnis: Preußen muß sein — Preußen muß sein.

Und das ist das Schöne an diesem Buche, ist das, was es zu weit mehr als einer Entwicklungsgeschichte der preußischen Sonderart des deutschen Kunstwollens macht. Preußen ist heute innerhalb wie außerhalb des Reichs der bestgehaßte Staat der Welt. In diesem Buch hat ein Mann, der selbst viel Unpreußisches, viel sehr Deutsches in sich trägt, um den geistigen Sinn dieses harten Staates gerungen: er hat sich selber dazu sozusagen freiwillig unter preußisches Gesetz gestellt, hat es selbst in seiner Haltung zu diesen Dingen auf sich genommen — und das Ergebnis war die sehr männliche Liebe zu diesem verlästerten und verfemten Gebilde Preußen, die das Ganze unausgesprochen durchströmt und trägt. Wer die Kapitel Königsberg und Potsdam und nachher die Paretzer Idylle liest, der fühlt, was Preußentum wirklich ist; und er fühlt zugleich, wieviel lebendige Liebe dieses sehr harte, aber sehr männliche Werk von Männern wecken kann — und eines Tages wieder wecken wird. Mit andern Ausblicken, anderen Zielen vielleicht — aber mit dem gleichen Wissen, das der Autor dieses schönen Buches heute schon hat: Preußen muß sein — um Deutschlands willen.

Druck und Ausstattung des Buches stehen denen der ersten Auflage in nichts nach; die Abbildungen sind von 34 auf 50 erhöht, darunter ein paar sehr interessante, wie z. B. die des Modells der Kreuz-Kuppelkirche bei Brandenburg, die Friedrich Wilhelm I. abreißen ließ, weil er einen Kreuzfahrerschatz unter ihren Fundamenten suchen wollte.

Fechter.

Ernst Lissauers Prosa

Entsetzen und Kampf wollen den Schrei. Wo er herunter gewürgt wird, da ist etwas über der Tapferkeit, das bereits an Ungewißheit grenzt; wer nicht schreien will, fürchtet, man möchte ihm die Angst anmerken. Es ist aber mehr Angst in ihm, als recht ist. Die Urväter brüllten, wenn sie in den Kampf zogen, und das Exerzier-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reglement wußte sehr wohl, wenn es den Befehl zum Angriff in die Formel preßte: Marsch, Marsch! Hurra! Wer aber hinten in der Wagenburg sitzt, in ewigem Zagen, zu welcher Seite die Adler steigen werden, der bedarf zehnmal mehr des Schreies als vorne die kämpfenden Männer. Im vorletzten Kriege fehlte es nicht an Männern, die dem bänglichen Schwanken Halt geboten, allen voran Johannes Scherr. „Kraftstoffel" nennt ihn Erich Schmidt zu Unrecht. Für uns Nachgeborene mag sich seine Stimme bisweilen gell überschlagen. Er war unentbehrlich; verstehen wir doch auch nur, wenn man es uns nachweist, daß Gleim ein Rufer im Streit war. 1914 fehlte dem Hinterland jeglicher Schrei. Was geboten wurde, waren jene nicht durchbluteten, hohlen Klischees, die wir schaudernd Zeile für Zeile in den Erinnerungen Wilhelms II. mit blinden Augen uns entgegenstarren sehen. Die Granaten aber unserer Dichter waren mit Zuckerzeug geladen. Einzig eine Stimme scholl. Es war der Haßgesang des deutschen Juden Lissauer. Man hätte sich in dieser verkehrten Welt, wo nach Ansicht der führenden Köpfe der Krieg mit Liebe und Nachsicht, der Frieden mit allen Giften und Gasen geführt werden soll, nicht wundern dürfen, daß man sich erschreckt und empört von einem wandte, der das Wort Haß mit aller Leidenschaft und tief gefühlt herausschrie. Der Jude wurde verbrannt. Vestigia terrent, ihm folgte keiner. Die Menschen wurden auf Gutsein verpflichtet, mit Ausnahme des „sengenden, mordenden, schändenden deutschen Soldaten", der eine Bestie bekanntlich immer war und geblieben ist. Und diese Saat der Liebe läßt uns nun in Haß und Verachtung tausendfältig tragende Ähren einheimsen; wie es nicht anders zu erwarten ist, wenn man die Welt auf den Kopf stellt. Wer aus dem Teufel Krieg einen Engel machen will, muß sich gar nicht wundern, wenn der süße Friede sich nicht einmal Mühe gibt, den Bocksfuß unter dem blütenweißen Faltengewand zu bergen.

Zwischen den schnarrenden, schnoddrigen, säbelfuchtelnden Herunterrasseln toter Begriffe, und dem immer mehr anschwellenden Gejohle embryonaler, chaotischer, vielleicht künftig einmal geformter Ideen eine einzige echte Stimme, die Stimme eines Juden. Ernst Seeger erzählt eine Geschichte von Wilhelm Leibl. Wie der zum ersten Male das Meer sah, ging er das fremde Element stiernackig an und, von der ersten lachenden Sturzwelle niedergeworfen, ergab er sich glückselig der Flut. Die Anwohner pflegen den Ozean zu Nutz und Handel zu verwenden, die Herbeigereisten planschen drin herum und machen bestenfalls kleine Segelpartien, bei denen ihnen mitunter übel wird, welche eigene Schwäche sie gern den Wellen als Schuld zuschieben. Leibl, der herniederstieg von den Bergen, gewillt zu neuem Erlebnis, vermählte sich der Flut. Bei dieser Fabel muß ich immer an Lissauer denken, der auch von weit her, vom Libanon, seinen Weg durch die Jahrtausende genommen hat und nun sich dem Meer der deutschen Seele brünstig, inbrünstig hingibt. Und je getürmter, je krachender die Wogenkämme, desto glühender wirft er sich ihnen hin. Bach, Beethoven, Bruckner, Goethe, Hölderlin, Kleist, Mörike, Luther, Bismarck, das alte, das große Preußentum: solche Pyramide ungeheuerster Blöcke will er zwingen. Von innen her will er dieser Gestalten sich bemächtigen, er will sie sich „lebig machen". Bei diesem beglückenden Schauspiel, wie Kraft mit Kraft ringt, wie eine glühende Seele immer mehr und mehr Urgestein in sich reißt, daß die Feuersäule durch die Nacht dieser Zeit höher und höher zum Firmament schieße, Fanal deutscher Geistesherrlichkeit — wer will mir als Deutschem verdenken, daß mich Trauer beschleicht: wie wenige meines Blutes mühen sich gleich diesem dankbar knienden Juden, Gewalt und Pracht deutschen Reichtums sich zu verdienen! Sie lassen sich an den Fingern herzählen, die wie Lissauer die höchste Anforderung der Pädagogischen Provinz zu begreifen und zu erfüllen streben. Unerlebte Namen, Zahlen und Taten werden unsern unglücklichen Schülern ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nannt, eigenwillig renken unsere Historiker an der Geschichte herum — man muß nur jetzt einmal ältere Geschichtswerke lesen, um zu erinnern, daß unsere ganze Geschichte von 1700 ab, ja selbst ihre Quellen erneut durchackert werden müssen: so windschief steht das ganze von Parteidoktrinen und Byzantinismus und Weltanschauungen gerichtete Gebäude. Es ist kein Wunder, wenn man das nun alles gelangweilt hinnimmt; man soll aber auch nicht erstaunen, wenn man mit Herbarien und Apothekerfläschchen, die sich in geruhigen Zeiten recht schmuck und heiter ansehen lassen, den drei grausen Reitern einen wesentlichen Widerstand zu leisten nicht recht imstande ist. Jenes tausendfach zitierte Gesetz: „Erwirb es, um es zu besitzen", es ist auch ein leerer Schall geworden, und dem kann niemand folgen. Es muß und soll aber alles erlebt, durchlebt werden, von jedem jedesmal wieder. Es scheint recht schwer zu sein.

Wie einer erlebt, wie uns einer etwas vorerleben kann, das zeigen Lissauers zwei Prosabände, die jetzt unter dem Titel „Festlicher Werktag" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) und „Von der Sendung des Dichters" (Jena, E. Diederichs) erschienen sind. Man könnte, wollte man diese gleichwertigen Werke ihrem Wesen nach scheiden, sich der neuesten Terminologie bedienen und sagen, daß der „Festliche Werktag" das Urerlebnis, die „Sendung des Dichters" mehr das Bildungserlebnis Lissauers zur Erscheinung brächte. Zuletzt ist aber alles Urerlebnis. Beide Bücher enthalten kurze Betrachtungen, Aphorismen, Tagebuchstellen, auch Kritiken und Artikel, wie sie Bücher oder der Tag eingaben, vielleicht forderten. Aber selbst da, wo wir äußerlichen Anlaß spüren, stehen unverrückbar die beiden Pfosten, auf denen sich die Bücher aufbauen: Ehrfurcht und Inbrunst. Ehrfurcht bedingt jene außerordentliche Zartheit, mit der er Schwächen aufdeckt, ohne das Geringste zu beschönigen (wie in dem meisterlichen Aufsatz über Gustav Freytag). Inbrunst läßt ihn das Lebendige, wo immer er es ahnt, greifen, formen, preisen, sich aneignen. Es ist dasselbe Gefühl, das ihn zum Herold des vergessenen Emil Kuh werden und gleicherweise das donnernde Brausen in den so vielfach mißkannten oder fälschlich genützten Tagebüchern Goethes aufspüren läßt. Für ihn gibt es keine Kleinigkeit, ob er vom Baedecker ein heiteres Loblied singt oder ob er das Beste über Goethes Musikalität sagt, was ich bisher gelesen habe; es ist immer dieselbe volle, lodernde Glut, die ihn erfüllt, die ihn zwingt, nicht nur herauszustellen, sondern zu gestalten. Für Lissauer ist dichten „ein lebenslänglicher Zustand, eine Art zu sein, natürlich", setzt er hinzu, „notwendig vereint mit der Gabe, sie mitzuteilen". Die Gabe, mitzuteilen, ist nicht jedem verliehen. Aber auf diese Art, zu sein, will sagen, der Dinge und Gestalten sich inbrünstig zu bemächtigen, sollte jeglichem nicht allein Ziel, sondern Pflicht sein. Diese Pflicht zu erkennen, sie zu erlernen und zu befolgen, sind diese beiden Bände trefflichst geeignet. Wir haben uns doch recht oft in die Schule der Juden begeben, und am meisten unsere allerchristlichsten Antisemiten. In dieser Zeit, da kein noch so langweiliger Engländer, kein noch so verluderter Franzose, kein noch so schäbiger Russe herumlaufen kann ohne Orden und Ehrenzeichen irgendeines noch so trottlichen deutschen Literaten, der womöglich kapitalistische, bolschewistische, pazifistische, chauvinistische Fremdlinge in einem Atem lobkreischt, bloß weil sie außerhalb unserer Grenzpfähle leben und schreiben, wie wäre es, wenn sie bei diesem dankbaren Gaste einmal in die Schule gingen? — Wir, die wir mit einem seelischen Masochismus ohnegleichen immer und immer wieder unser Höchstes vertan haben und noch vertun, müssen uns durch fremde Augen sehen lernen, da wir eigene nicht haben. Stendhal und Gobineau und Chamberlain haben den Deutschen nachdrücklicher von seinem Werte überzeugt als der Rembrandtdeutsche oder gar Lagarde. Aber nur unseres Wertes bewußt können wir durch die Walpurgisnacht dieser Zeit tappen, als wäre lichter Tag. Hier ist ein Geleiter. Wolfgang Goetz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Bücher

Literatur: Von Wilhelm Bodes, des bis zum Ende Unermüdlichen, Hand ist als 6. Band seines Werkes „Goethes Leben“ (Berlin, E. S. Mittler) die italienische Reise erschienen als „Die Flucht nach dem Süden“. Die ersten 3 Bände umfassen die Jahre 1749 bis 1776, der vorliegende die von 1786 bis 1787. Die Handschrift von Bodes Biographie für die Jahre 1776 bis 1786 ist nach Mitteilung des Verlages vollendet vor dem jähen Tode des Verfassers, der in seiner emsigen Arbeit für viele ein getreuer Mittler um Goethe geworden ist. Auch dieser Band ist von großer Frische und wirkt, besonders auch durch die zahlreichen Bildbeigaben, sehr lebendig und unterrichtend. — Eine hübsche Neujahrsgabe bietet der Verlag Fr. Dieweg & Sohn seinen Freunden durch eine Ausgabe von „Hermann und Dorothea“ vom Jahre 1861, deren Rest neu gebunden mit einem Holzschnitt Ludwig Richters und einer Übersicht der bei Dieweg, dem ersten Verleger des Gedichts, erschienenen Ausgaben versehen, sehr schmuck sich gebärdet. — In rascher Folge ist dem erst jüngst hier warm begrüßten Band „Schleiermacher als Mensch. Sein Werden“ nun der zweite Teil gefolgt: „Sein Wirken“ (Gotha, F. A. Perthes), der die von H. Meisner herausgegebenen und eingeleiteten Familien- und Freundesbriefe von 1804 bis 1834 umfaßt. Gerade diese Briefe, in denen sich der ganze Reichtum und die tiefe Innerlichkeit des seltenen Menschen wundervoll offenbaren, ob es sich um die großen Fragen der Welt und des Staates oder um fremde und eigene Sorgen handelt, sollten in Vaterlandes Notzeit vielen aufrichtenden Trost und Stärkung gewähren. — In dritter Auflage sind drei Dichtungen J. V. Widmanns „Jung und Alt“ erschienen (Frauenfeld, Huber & Co.): Der Zelter; Die Königsbraut; Ein greiser Paris. Mit leisem Erstaunen nimmt man wahr, daß sich die Abneigung gegen epische Gesänge leicht überwinden läßt, wenn Widmanns Schweizer Eigenart, Echtheit und überlegener Humor sie trägt. Das gleiche gilt für die Neuauflage von „Der Wunderbrunnen von Is“, der einst unter dem geheimnisvollen Titel „Kalospinthechromokrene oder Der Wunderbrunnen von Is, Epische Dichtung in 12 Gesängen von Messer Lodovico Arioſto Helvetico“ 1871 erschien und das Schicksal des Dinetas der Bretagne, der Stadt Is, behandelt. Nur daß Widmann den Untergang nicht geschehen läßt, sondern den alten Stoff zu einem fröhlichen Märchen umgestaltet. Das Epos ist von O. von Greyerz eingeleitet. — Von „Josef Viktor Widmann, Ein Lebensbild“, verfaßt von seiner Tochter Elisabeth Widmann, ist die erste Lebenshälfte erschienen (ebenda), die viele wertvolle Briefe und andere Selbstzeugnisse bringt. Hoffentlich wird die Fortsetzung ein Register auch für den 1. Band enthalten. — Strindberg. Das Leben der tragischen Seele von E. Marcuse (Berlin, F. Schneider), eine Biographie in pompöser Aufmachung, fordert trotz sehr gescheiter Einzelbemerkungen zu Ablehnung heraus, weil sie mit einem Zuviel an Pointierung nicht als aus dem Innern von Strindberg, sondern von dem E. Marcuses geschrieben erscheint, mit einem festgesetzten Thema probandum, über dessen Richtigkeit man sehr verschiedener Ansicht sein kann.

Theater. Von „Schneiders Bühnenführern“, deren erste Bände hier schon angezeigt wurden, sind neue wohlgelungene Fortsetzungen erschienen. Besondere Hervorhebung verdienen: Strindberg von F. W. Schmidt; Shakespeare von Fritz Engel und Wedekind von H. M. Elster. 27 Bühnenwerke von Hauptmann begleitet J. Bab mit einer für die Art des Planes etwas zu breiten Einleitung, während bei Sternheim von M. Georg der Schönheitsfehler des albernen programmatischen Vorworts von Sternheim selbst über den Inhalt seiner sämtlichen Dramen wirklich besser vermieden wäre. Es wäre schade, wenn der gesunde Gedanke, der schon einige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgezeichnete, in ihrer Art ganz einfache und deshalb zweckdienliche „Führer" gezeitigt hat, durch Literaten und Snobs beeinträchtigt würde.

Reisebücher. Es ist von aufregendem Reiz, wenigstens im Buche und Bilde verfolgen zu können, wie sich Menschen bemühen, der Natur im Kampfe ihre letzten Geheimnisse abzuringen und in Gebiete vorzustoßen, die bisher keines Menschen Fuß betrat. Und tiefe Traurigkeit befällt einen, wenn man erfährt, wie Großes hier geleistet wird, und wie schöpferisch Menschenkraft ist, wenn sie nicht dazu angewandt wird, Mitmenschen zu vernichten. Wir Deutsche sind durch das Elend unseres Landes ausgeschlossen von dem Ringen um Neuland für die Menschheit. Das darf aber trotz der bitteren Gedanken nicht hindern, die Erfolge anderer freudig anzuerkennen. Zwei Bücher sind besonders hervorzuheben: Mount Everest: Die Erkundungsfahrt 1921 von Oberstleutnant C. K. Howard-Bury (Basel, B. Schwabe & Co.) und „In der Heimat des Polarmenschen" von Knud Rasmussen (Leipzig, F. A. Brockhaus), die zweite Thule-Expedition 1916—1918. Der Versuch, den höchsten Berg der Erde zu bezwingen, hat, wenn er auch nicht völlig glückte, für die Wissenschaft und den Alpinismus höchst bedeutsame Ergebnisse gezeitigt. Das gesamte Material wird, eingeleitet von Sir Francis Younghusband, in folgenden Abschnitten vorgelegt: Der Reisebericht von C. K. Howard-Bury; Die Erkundung des Berges von George H. Leigh-Mallory; Naturgeschichte von A. F. R. Wollaston; Eine Würdigung der Erkundungsfahrt von Norman Collie und Anhängen über Vermessung, die photographische Kartenaufnahme, die geologischen Ergebnisse, die wissenschaftliche Ausrüstung und die auf der Reise gesammelten Säugetiere. Die beigegebenen Bilder, die von der überwältigenden Schönheit und Großheit der Berge beredtes Zeugnis ablegen, und die sorgfältigen Karten sind ausgezeichnet. Das Buch bietet eine Fülle des Interessanten, die sportlichen Leistungen sind außerordentlich. — Das Gleiche gilt von Knud Rasmussens Werk, der sich bemühte, die letzten, bisher noch unerforschten Gebiete Grönlands zu erschließen, mit großem Erfolg. Das Buch ist mit seinen 76 bunten und einfarbigen Abbildungen von starker Lebendigkeit. Das Erreichte für die Kenntnis des Polargebiets durch die genaue Aufnahme der Küstenländer, der Fauna, Flora und des geologischen Baues des nordwestlichen Teils von Grönland ist, wie Sir Lewis Beaumont im Vorwort trifftig sagt, eine glänzende Tat und stellt Rasmussen für alle Zeiten in die vorderste Reihe der Polarforscher.

D. R.

Politische Rundschau

Als an dieser Stelle mit dem Mai 1921 von dem gegenwärtigen Berichterstatter die Politische Rundschau übernommen wurde, stand unser Vaterland unter dem Drucke des Londoner Ultimatums. So mußte damals gleich der erste Bericht die Frage aufwerfen, wie es um das gegenseitige Kräfteverhältnis Englands und Frankreichs bestellt sei, und ob Frankreich den Vernichtungskampf gegen das entwaffnete Deutschland übernehmen werde. Durch die Nachgiebigkeit der Reichstagsmehrheit, die in der Bildung des Ministeriums Wirth zum Ausdruck gelangte, gewann Frankreich beinahe zwei Jahre Zeit, den letzten Kampf gegen uns noch wesentlich gründlicher vorzubereiten. Wir verloren inzwischen Oberschlesien, unsere Mark ist völlig entwertet worden, unser Staatshaushalt in heillose Verwirrung durch den sich immer steigernden Notendruck geraten. Und nun marschieren die Franzosen doch in das Innere Deutschlands ein.

Die Regierung Cuno hat, obwohl sie als bürgerliche Regierung und als Ministerium der Industrie gilt und daraufhin von den bürgerlichen Parteien unter Einschluß der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschnationalen warm unterstützt wird, in den Wochen vor dem Einmarsch nicht wesentlich anders operiert als ihre halbsozialistische Vorgängerin. Man wollte nicht ernsthaft glauben, daß die Franzosen zur Gewalt greifen würden. Man verließ sich für alle Fälle auf die Hilfe Englands und mehr noch der Vereinigten Staaten. Der Verlaß auf die Vereinigten Staaten hatte bezeichnenderweise auch im April 1921 das meiste dazu beigetragen, den Politikern, die unsere Staatsführung zu verantworten hatten, das Auge zu trüben. Dieses Mal wurde zunächst die Vertagung der Londoner Konferenz als günstiges Zeichen aufgeführt. Dann brachte die ganze, dem Ministerium befreundete Presse jede Stimme, die in England an den Absichten Poincarés Kritik übte. Geflissentlich wurde die abweichende Stellung, die Bradbury im Wiedergutmachungsausschuß einnahm, ebenso übertrieben wie die Bedeutung des Antrages, den der bekannte amerikanische Senator Borah im Senat auf Einberufung einer allgemeinen Wirtschafts- und Abrüstungskonferenz stellte. Zwar mußte man sehr bald einräumen, daß der Antrag keine Aussicht auf Annahme hatte. Die Regierung der Vereinigten Staaten wandte sich gegen ihn. Darauf jedoch erweckte man den Anschein, daß die Regierung selber die Anregung zu dieser neuen Versammlung der wirtschaftlichen Sachverständigen der ganzen Welt geben werde, und daß ein enges Zusammengehen zwischen den beiden angelsächsischen Mächten zur Abwehr französischer Eigenmächtigkeit wider uns in der Abrede begriffen sei. Noch unmittelbar vor der Entscheidung sprach unser Minister des Auswärtigen dem Vertreter einer Zeitung gegenüber davon, daß alles verloren sei, wenn nicht England und die Vereinigten Staaten eingriffen.

Über derlei Selbsttäuschungen schien in Berlin nicht genügend gewürdigt zu werden, unter welchen Bedingungen allein bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen mit den Westmächten vielleicht noch eine Verständigung zu erzielen wäre. Es darf jetzt wohl einmal mit allem Nachdruck ausgesprochen werden, daß das gesamte Ausland, auch die angelsächsischen Mächte, und hier ebensosehr die Wirtschaftler wie die Politiker, unseren Angeboten, uns zur Zahlung einer bestimmten Goldsumme zu verpflichten, mißtrauisch und geradezu ablehnend gegenüberstehen. Man glaubt nicht daran, daß unsere Wirtschaft, deren Atem immer heißer und fliegender wird, sich für eine den Wünschen der Westmächte entsprechende Summe verbürgt; und man meint wohl auch, daß wir selbst das, was wir noch aufbringen könnten, nicht wirklich aufbringen werden. Diese allgemeine Überzeugung diente den Franzosen zur Stütze. Die Franzosen verlangten Pfänder. Indem auch das Ministerium Cuno dabei blieb, mindestens nicht von vornherein sich zur Leistung von Pfändern zu erbieten, sondern nur einen Goldzahlungsplan zu entwerfen, wurde für die anderen jeder Zweifel ausgeräumt, daß bei der Wiederaufnahme der vertagten Londoner Verhandlungen in Paris mit Beginn des neuen Jahrs nichts herauskommen werde.

Poincaré benutzte die Zeit, um durch die Wiedergutmachungskommission noch eine Reihe deutscher Verfehlungen gegen Verpflichtungen feststellen zu lassen, die wir schon übernommen hatten. Die erste dieser Verfehlungen betraf unsere Holzlieferungen, die zweite unsere Kohlenlieferungen, die dritte unsere Lieferungen an Düngemitteln und dergleichen. Er hatte hierbei Italien und Belgien sicher auf seiner Seite. Die Verhandlungen über die Verfehlungen liefen neben den Verhandlungen über unsere Wiedergutmachungsschuld her. Am 2. Januar kam der leitende englische Minister nach Paris. Er war in einer sehr schwierigen Lage. In seinem Vorschlag sah er mit Rücksicht auf unser Verhalten ebenfalls keine Pfänder vor, legte sich dafür aber auf die französische Auffassung des Versailler Vertrages hinsichtlich der Sanktionen für die Zukunft fest. Belgien, das in früheren Fällen wohl den Vermittler zwischen Frankreich und England gespielt hatte, lehnte dieses Mal jede Vermittlung ab und stellte sich, wie bei der Feststellung der Verfehlungen, so auch in der Hauptfrage, auf die Seite Frankreichs. Italiens Verhalten war weniger durchsichtig. Indessen stützte tatsächlich doch auch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mussolini den französischen Ministerpräsidenten. So waren die Beratungen in Paris, kaum daß sie begonnen hatten, wieder am Ende. Bonar Law gab Poincaré den Weg frei, zu versuchen, ob durch Anwendung von Gewalt für Frankreich mehr aus Deutschland herauszuholen sei, als bisher von dort gegeben wurde. Er wünschte mit einer höflichen Gebärde bei seiner Abreise Frankreich guten Erfolg. Die Vereinigten Staaten hielten sich völlig zur Seite. Die Stimmung, die in ihnen vorherrscht, enthüllt sich uns vielleicht am deutlichsten in einer Rede, die um die Zeit der Pariser Verhandlungen von dem Direktor der Morganbank, Lamond, gehalten wurde. Lamond drückte in ihr ebenso die wärmsten Sympathien der Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Franzosen aus, wie er das schärfste Mißtrauen sowohl in die Verpflichtungsfähigkeit Deutschlands wie gegen seinen guten Willen äußerte. An dieser Tatsache ändert auch nichts, daß die Vereinigten Staaten nunmehr auch die wenigen Truppen, die sie noch in Koblenz stehen haben, abberiefen. Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung Hardings gilt, soweit sie nicht durch den Stillen Ozean nach wie vor in Anspruch genommen ist, den Verhandlungen, die Bonar Law angesichts der Entwicklung der französisch-englischen Beziehungen in Washington wegen der Regelung der Schuld Englands und seiner Verbündeten an die Vereinigten Staaten anknüpfte. Sowohl der amerikanische Botschafter in London wie der englische Schatzmeister weilten in der letzten Zeit jenseits des Meeres, um über die Fundierung der Schuld, die Verlängerung der Zahlungsfristen und die Herabsetzung der Zinsen Besprechungen durchzuführen. Man hofft, auf diese Weise den Druck, der auf der Finanzpolitik der Westmächte durch die Höhe der amerikanischen Schuld lastet, herabzumindern und dadurch auch künftige Verhandlungen zwischen London und Paris zu erleichtern.

Seit die Franzosen über den Rhein gegangen sind, haben sich sowohl die deutsche Regierung wie die deutsche Industrie über jeden Vorwurf erhaben tapfer gehalten. Sowohl die Industrie wie die Regierung setzt den Franzosen den passiven Widerstand entgegen, der uns allein noch möglich ist. Auf der anderen Seite haben die Franzosen den Einmarsch trefflich vorbereitet. Sie haben sich genau darüber unterrichtet, welche Ausdehnung das Zechengebiet hat, und welches seine verkehrspolitischen Tore sowohl nach dem Innern Deutschlands wie nach außen sind. Genau so weit haben sie ihre Truppen vorwärts geführt. Vom 11. bis zum 17. war die Besitzergreifung im wesentlichen vollzogen. Wir haben uns zu fragen, welches die weiteren Absichten Frankreichs sind. Wirtschaftliche und politische Überlegungen gehen dabei Hand in Hand. In einer Rede, die der bayrische Ministerpräsident von Knilling in den Tagen der Besetzung des Ruhrgebietes hielt, ist angedeutet, daß die bayrische Regierung erwartet, daß die Franzosen beim nächsten Zug die Mainlinie besetzen werden. In der Tat ist damit zu rechnen. Die Franzosen würden damit erreichen, daß sie erstens Süddeutschland von Norddeutschland trennen, zweitens an das mitteldeutsche Kohlengebiet herankommen und auch dieses mit Beschlag belegen können, und daß sie drittens über Sachsen weg den Polen die Hand zu reichen vermögen. Verlaufen die Dinge planmäßig, so werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß der Pole, sobald er des französischen Schutzes sicher ist, im Einvernehmen mit den Franzosen unsere ober- und niederschlesischen Zechen besetzt. Auch die sächsischen Kohlen würden dann reif zur Beschlagnahme Frankreichs werden. So lange, wie mit unserer Mark im Auslande überhaupt noch etwas bezahlt werden kann, wird der deutsche Norden vermutlich vom Auslande her mit den nötigsten Kohlen weiter versorgt werden. Frankreich rechnet wohl auch damit; seinen Absichten genügt es, wenn Süddeutschland die Kohle entzogen wird.

In welchem Zusammenhange mit diesen mutmaßlichen Plänen unseres Erbfeindes haben wir den geglückten Anschlag litauischer Freischaren auf Memel und das plötzliche Vorgehen des kleinen Verbandes gegen Ungarn zu sehen? Über die politische Be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutung des litauischen Überfalles auf Memel ist sich unsere öffentliche Meinung zurzeit noch völlig unklar. Zu vermuten ist, daß dort Theater gespielt wurde, und daß in Wahrheit die Litauer im Einvernehmen mit Frankreich und Polen gehandelt haben. Man verschaffte den Litauern im Augenblick dadurch eine Genugtuung, daß man ihnen erlaubte, sich Memels zu einer Zeit zu bemächtigen, wo der Völkerbund den kleinen Freistaat schon so gut wie endgültig Polen zugesprochen hatte. Andererseits gab der Überfall den Polen den Vorwand einer Mobilisation. Noch undurchsichtiger war das Vorgehen des kleinen Verbandes gegen Ungarn. Ist man in Frankreich durch die mannigfachen Nachrichten beunruhigt, die seit längerer Zeit über Verbindungen zwischen den Bayern und den Ungarn in den Zeitungen umlaufen? Oder hat man sich die Meinung gebildet, daß die österreichischen Nachfolgestaaten vor ernsten inneren Erschütterungen stehen, und traut man den Magyaren dabei zu, daß sie die Gelegenheit zu ihrer Wiederaufrichtung benutzen könnten? Allem Anschein nach ist die slowakische Opposition gegen die Behandlung der Slowaken in der Tschechoslowakei wesentlich erstarkt. Die Slowaken haben soeben von den Machthabern in Prag ein eigenes Parlament für ihre Nationalität verlangt. Die Neigung, den alten Staatsverband zwischen der Slowakei und Ungarn wiederherzustellen, ist offenbar wieder stark unter ihnen. Im Süden Ungarns haben die Jugoslawen zur Auflösung ihres Parlamentes schreiten müssen. Die mehrmonatigen Versuche, ein neues Kabinett zu bilden, mißlangen. Zurzeit herrscht in Jugoslawien ein nur aus Radikalen zusammengesetztes Kabinett unter dem bisherigen Ministerpräsidenten, dem alten Paschitsch. Dieses Ministerium stellt eine Minderheitsregierung dar, die nur durch äußerste Vergewaltigung ihrer Gegner Wahlen in ihrem Sinne wird machen können. Auch hier ist eine nationale Frage schuld an den inneren Wirren. Die Kroaten widersetzen sich der Eingliederung in Jugoslawien noch leidenschaftlicher als die Slowaken, und auch sie haben dereinst zum ungarischen Königreich gehört.

Einstweilen haben sich die beiden Hauptträger der französischen Politik im östlichen Mitteleuropa uns gegenüber noch ruhig verhalten. In Polen behauptete sich auch nach dem Morde des neuen Staatspräsidenten die Linke mit Hilfe der nationalen Minderheiten an der Regierung. Zum neuen Staatspräsidenten wurde durch sie Vojciechowsky gewählt. Er ließ den General Likowsky als Ministerpräsidenten. Beide haben die Weihnachtswoche hindurch die Ordnung im Lande aufrechterhalten. Der Mord an dem Staatspräsidenten übte auf die Aktionskräfte der politischen Rechten eine ähnliche einschüchternde Wirkung aus, wie der Mord Rathenaus eine Zeit lang auf die Rechte in Deutschland. Die Tschechoslowakei kämpft andauernd mit ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten und wird schon dadurch zur Vorsicht gemahnt.

Hinter den Randstaaten und den österreichischen Nachfolgestaaten ist einstweilen alles im großen und ganzen ruhig, aber der Frieden ist nicht eingekehrt. Die Türken haben, von den Russen gedeckt, in Lausanne den Engländern die Stirn geboten, so daß die Konferenz dort als gescheitert angesehen werden kann. Die letzten Verhandlungen haben sich ganz wesentlich um die türkische Abwehr der Ansprüche Englands auf Mossul gedreht. Gegen den 10. Januar kam die Nachricht, daß die Griechen wieder in Ostthrazien eingebrochen seien, wo unter dem Gebot der Abmachung von Mudania die Türken einstweilen noch nur eine kleine Wehrmacht haben. Es ist schwer, zu glauben, daß der griechische Versuch für die Griechen eine Besserung ihrer Lage zur Folge haben soll. König Konstantin ist inzwischen noch in der Vollkraft seines Manneslebens in Palermo gestorben. Neben dem ebenfalls schon toten Kaiser Karl war er der einzige Fürst, der gegen die Demokratie für das Recht seiner Krone sich mannhaft eingesetzt hat.

Aus Ostasien häufen sich Nachrichten über umfassende Vorkehrungen Japans. Es wird behauptet, daß die japanische Strategie die Außenstellung auf chinesischem und sibirischem Boden nur geräumt habe, um ihre Kräfte desto entschlossener zusammen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zufassen. Man munkelt, daß Japan die Festlegung der Franzosen in Mitteleuropa verwerten wolle, um ihnen ihre großen ostasiatischen Kolonien wegzunehmen. Daß sich Japan und die Vereinigten Staaten dessen ungeachtet dauernd weiter belauern, wird ebenfalls immer deutlicher. Vielleicht dienen die Selbständigkeitsbestrebungen auf den Philippinen uns dabei als Fingerzeig. China verzehrt sich in neuen Bürgerkriegen. Peking und Kanton kämpfen wieder miteinander. In Peking wechseln die Ministerien fortwährend. Dadurch hat Tschan-Tso-lin in der Mandschurei seine Stellung wieder festigen können und offenbar im andauernden Einverständnis mit Japan sicher in der Hand. In Australien ist bei den Neuwahlen Hughes, unser leidenschaftlicher Feind aus der Zeit des Krieges und nach dem Kriege, unterlegen. Pertinacior.

Rheinkunde. Von Dr. W. Spieß. I. Der werdende Rhein. 1 Karte, 1 Profil, 6 Bildertafeln und einige Textabbildungen. Köln 1922, Hoursch & Bechstedt.

Dr. W. Spieß, der Leiter des im Juli 1912 gegründeten Rheinmuseums zu Koblenz, schildert uns die Entstehung dieses „deutschen Stromes" recht anschaulich. Er führt uns den Rhein von der Quelle bis zu den Mündungen vor und schildert seine Entstehung. Mit unverkennbarem Geschick unterzieht er sich der gewiß nicht leichten, aber auch dankbaren Aufgabe, den Nichtfachmann mit der geologischen Geschichte des Stromes und seines Tales bekannt zu machen. Die (prähistorische) Vorgeschichte und die Entwicklung des Rheines als Verkehrsstraße werden angedeutet. Die Schilderung der Wirkungen des Stromes als Erbauer und Zerstörer werden gestreift, die Einwirkung der Menschen auf den Strom (Eindämmung, Fahrtrinne) eingehender geschildert. — Das Werkchen, das noch dazu mit meist gut gewählten Bildern geschmückt ist, kommt zur richtigen Stunde, wenn es auch alle Anspielungen auf politische Tagesereignisse — mit Recht — unterläßt. Wir wünschen ihm eine weite Verbreitung: es möge allen Rheinreisenden angeboten werden. Die gleichzeitig angekündigten II. und III. Bändchen: „Historisches Rheinbild" (16.—17. Jahrhundert, Zeitalter der Romantik) und den „Schaffenden Rhein" (Entwicklung seit 1850) erwarten wir mit Spannung. Karl C. von Loesch.

Mozarts Opern. Von Edward J. Dent. Autorisierte Übersetzung von Anton Mayer. Berlin, Erich Reiß.

Man muß feststellen: der unbekannteste deutsche Komponist ist W. A. Mozart, jener ewig heiter spielende Musiker unserer Großväter, der tief tragische Künder und Seher unserer Enkel. Unsere Bühnen wenden ihm kein erhöhteres Interesse zu, als eben zur „Bildung" notwendig ist, allenfalls um Regisseuren, Malern und Dirigenten Gelegenheit zu eigenartigen Experimenten zu geben. Der große, ernste Aufwand Gustav Mahlers ist leider ohne wesentlichen Nachhall geblieben. Wieviel Nummern des Köchel-Verzeichnisses in den letzten dreißig oder fünfzig Jahren nie öffentlich zu Gehör gebracht wurden und ohne Mottls und Busonis Vorstöße nie gehört worden wären, bedürfte einer so scherzhaften wie schmerzlichen Untersuchung. Ebenso, wie wenig Leser die deutsche Meisterbiographie, eben die Mozart-Biographie Jahns, oder nun gar die Briefe Mozarts selbst gefunden haben.

Nun kommt ein feiner, kluger Mann, und was manchen deutschen Leser vielleicht noch mehr verlockt, ein Engländer, Edward J. Dent, und schreibt das, was wir heute dringend bedürfen, eine Propagandaschrift für Mozart. Es ist in der Tat ein Vorteil, daß Dent Engländer ist, denn er ist frei von aller gedanklichen und szenischen Tradition, die den Deutschen dank eingeborener Bequemlichkeit der Pflicht eingehender Beschäftigung mit der größten musikalischen Erscheinung enthebt. Das Buch ist, wie der Verfasser ausdrücklich betont, für Engländer geschrieben. Der ausgezeichnete Übersetzer hat mit einigen zornig schmetternden Zwischenbemerkungen — leider nur zu selten — dargetan, inwieweit sich die englische Stellung zu Mozart von der deutschen unterscheidet. Leider hat Dent die neuen Forschungen, in erster Linie Aberts, nicht für diese neue Gestaltung seines 1912 geschriebenen Buches verwendet. Es wäre schon aus diesem Grunde erwünscht, wenn die erste Auflage dieses Buches rasch ausverkauft würde, damit wir den Engländer sich mit der neuesten deutschen Forschung auseinandersetzen sehen könnten. — Das Buch hält übrigens weit mehr, als es verspricht. Es gleitet zur Biographie hinüber und nützt jede Gelegenheit, weitere Ausblicke zu gewinnen (Freimaurertum Mozarts, Verfasserschaft des Zauberflöten-Librettos usw.) und ist schon darum höchst kurzweilig zu lesen. Es sei hinzugefügt, daß Dent seine theoretischen Ideen vor kurzem auch praktisch umgesetzt hat; die Mozart-Aufführungen im Londoner Eastend-Theater „Old Vic" sind wesentlich unter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Auspizien entstanden. Wann wird bei uns die Köpenicker Straße auf solche Weise revolutioniert? Wann singt bei uns ein Mann, der tagsüber mit Grammophonen handelt, den Masetto und den Sprecher? Das Land der Musik kann mitunter recht viel vom Land ohne Musik lernen. Wolfgang Goetz.

Franz Grillparzers Liebesgedichte in Nachbildungen seiner Handschrift. Geleitwort von August Sauer. Wien, Rikola-Verlag.

Eine bibliographische Huldigung bringt der Rikola-Verlag mit 19 autographierten Gedichten dem größten Poeten Österreichs zum 50. Gedenktag seines Todes in diesem vom besten Kenner Grillparzers einbegleiteten Prachtdruck. Gustav Freytag hat 1871 in seinem Nachruf dem Wiener Meister nachgesagt: er habe seiner Kunst gedient wie ein Herr, nicht wie ein Knecht. Und sein wohlabgewogener Lobspruch fügte bei, daß kein Dichter das Aufbrennen der Liebe mit gleicher Kraft und Macht versinnlicht habe. Sauers wundervolle Deutung dieser ein Menschenalter (1806—1836) umspannenden Liebesgedichte zeigt die Frauengestalten, die den Poeten zu diesen Versen erregten, mit so zwingender Beschaulichkeit, daß dem Leser nur der Wunsch auf die Lippen tritt: weshalb so wortkarg? warum nicht mehr? wie lange sollen wir noch auf Sauers Grillparzer-Biographie harren? So dankbar wir die Festgabe willkommen heißen, den Landsleuten, der Grillparzer-Gemeinde bleibt sie nur eine Vorbotin der abschließenden monumentalen Würdigung von Grillparzers Leben und Lebenswerk, die Sauer der Nation schuldet. Grillparzers Liebesgedichte setzten neue Blüten und Früchte in seinem Drama an; damit erweiterte sich der Kreis von des Dichters Ich zu seinem Universum. Anton Bettelheim.

Deutsche Einsamkeiten. Der Roman unseres Volkes. Von Wilhelm Erbt. Berlin 1921, Verlag der „Täglichen Rundschau".

Es gibt wohl kaum einen Satz in der Welt, der so viel Schaden angerichtet hat wie die Rede: Er hat es aber doch so gut gemeint. Dieser Freibrief deckt schließlich alles. Zum mindesten meint es jeder gut mit sich selbst. Der gute Wille ist eben gar nichts. Es ist kein Zweifel, daß Erbt vom redlichsten und reinsten Willen beseelt ist. Wenn er nun Gipfelpunkte der deutschen Geschichte zusammenträgt, um die Einsamkeit der deutschen Führer darzutun, so ist nichts dagegen einzuwenden. Was aber soll's? Es ist kein Kunststück, aus der Nacht von Kunersdorf Erregungen zu locken oder den Leser zu fesseln mit einem Monolog Dietrichs von Bern auf seinem Grabmal. Jede Szene eine Apotheose. Worte und Worte zwischen schönen Falten und reckenhaften Gebärden. Mir ist es aufrichtig leid, dem Verfasser so bittere Wahrheiten sagen zu müssen. So aber kommen wir nicht weiter. Gipfelpunkte der Geschichte oder auch ihre dramatischen Momente bergen Zündstoff genug. Es ist nicht gut, sie zu verwässern, indem man sie aus dem allgemeinen Geschehen heraushebt und dichterisch zu bannen sucht; am wenigsten, wenn die Akribie des Verfassers es nicht zuläßt, noch nicht gesprochene Worte zu vergegenwärtigen, sondern fordert zu schreiben: „so wird der König . . . seiner selbst spotten." Erbt will dem vaterländischen Gedanken einen Dienst erweisen. Er tut es nicht. Er richtet seine heimliche Anklage gegen jene, die unsere Großen im Stiche, allein ließen. Sie haben es getragen, was scheren uns noch die Kläffer und die Herzensträgen? Nein, vaterländische Dichtung hat zu beginnen mit dem großen Klageruf: Mea culpa! Mea maxima! Heute vielleicht weniger als früher, denn in der Not ist leicht klagen. Vaterländisch dichten heißt entweder, die heimlichen Schäden einer Volksseele bloßlegen. Oder mit ganzer Seele die heimlichen Gedanken seines Volkes spinnen, laut oder leise. Vaterländisch dichten heißt, sich verinnerlichen, sich verinnigen. Triumphbögen und Siegesalleen schaffen es nicht, das wissen wir zur Genüge. Und das sollte doch ein Mann wissen, der den schönen Mut hat, die Szene von Bismarcks Entlassung „Finis Germaniae" zu überschreiben. (Dazu gehört auch heutzutage immer noch Mut.) Wolfgang Goetz.

Archivdirektor Wentzcke in Düsseldorf, nicht in Barmen-Rittershausen, wie durch ein Versehen im Dezemberheft angegeben wurde, teilt uns mit, daß das Erscheinen der Kölner Zeitschrift „Die Westmark" als wichtigster Sammelstelle deutsch-rheinischer Kulturbestrebungen auch weiterhin gesichert ist. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Univ.-Professor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München. — Professor Dr. Manfred Laubert, Breslau. — Ina Seidel, Eberswalde. — Theodor Däubler, z. Z. Athen. — Archivrat Dr. Wilhelm Herse, Wernigerode. — Max Dauthendey †.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arnold. — Das Juwel. Eine orientalische Novelle von P. J. Arnold. 61 S. Regensburg 1922, Fr. Ludw. Habbel.

Bang. — Gedanken zum Sexualitätsproblem. Von Hermann Bang. Herausgegeben von Dr. Wasbutzki. Mit Geleitwort von Dr. Placzek. 24 S. Bonn 1922, A. Marcus & E. Weber.

Baerwald. — Das weibliche Seelenleben und die Frage seiner Gleichwertigkeit. Von Dr. R. Baerwald. 202 S. Buchenbach-Baden 1923, Felsen-Verlag.

Bernhard. — Psychische Vorgänge betrachtet als Bewegung. Von Ernst Adolf Bernhard. (Bibliothek für Philosophie 23. Band.) Berlin 1923, Leonhard Simion Nf.

Bertram. — Rheingenius und Génie du Rhin. Von Ernst Bertram. 115 S. Bonn, Friedrich Cohen.

Bode. — Goethes Leben. 1786 u. 1787. Die Flucht nach dem Süden. Von Wilhelm Bode. 516 S. u. zahlreiche Abb. u. 32 Tafeln. Berlin 1923, E. S. Mittler & Sohn. (Gz. 7,2; Papp Gz. 11,4; Leinen Gz. 15.)

Bohner. — Auf allen Straßen. Geschichte einer Jugend in 2 Romanen. Von Theodor Bohner. 1. Teil: Kwabla (7. Auflage). 2. Teil: Der Weg zurück (4. Auflage). 502 S. Basel 1922, Rhein-Verlag.

Brandi. — Deutsche Geschichte. Von Karl Brandi. 352 S. Berlin 1923, E. S. Mittler & Sohn. (Kleinen G.-Z. 10; Leinen holzfrei G.-Z. 15.)

Busch. — Sagen und Lieder ut ôler Welt gesammelt von Wilhelm Busch, herausgegeben von seinem Neffen Otto Nöldeke. 126 S. Leipzig 1922, Lothar Joachim.

Dannemann. — Die Anfänge der experimentellen Forschung und ihre Ausbreitung. Von Friedrich Dannemann. (Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen, 1. Heft.) 36 S. m. 13 Abb. München 1922, R. Oldenbourg. (Gz. 0,70.)

Dennert. — Vom Untergang der Kulturen zum Aufstieg der Menschheit. Betrachtungen über die Grundgesetze einer Kulturbiologie. Von D. Dr. E. Dennert. 112 S. Witten 1923, Westfälischer Volksdienst.

Dortu. — Großstadt. Von Max Dortu. 117 S. Leipzig 1922, Lothar Joachim.

Faistauer. — Neue Malerei in Österreich. Betrachtungen eines Malers. Von Anton Feistauer. 4°. 87 Seiten u. 42 Bildtafeln. Wien, Amalthea-Verlag. (Z. Z. 5400 M., gbd. 7000 M.)

Fugger-Zeitungen. — Ungedruckte Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568—1605. Herausgegeben von Victor Klarwill. 320 S. mit 24 Bildtafeln. Wien 1923, Rikola Verlag

Fuchs. — Elektrische Strahlen und ihre Anwendung. (Röntgentechnik.) Von Dr. Franz Fuchs. (Der Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen. 3. Heft.) 35 S. München 1922, R. Oldenbourg. (Gz. 0,80.)

Geibel-Heyse. — Der Briefwechsel. Von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. 356 S. München 1922, J. F. Lehmann.

Gramatzki. — Der Mensch und die Planeten. Von H. J. Gramatzki. 159 S. Berlin 1922, Pyramiden-Verlag Dr. Schwartz & Co. („Werdende Wissenschaft", Band 2.)

Hamann. — Biologie deutscher Dichter und Denker. 192 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Hefster. — Was ist Mathematik? Unterhaltungen während einer Seereise. Von Lothar Hefster. Freiburg 1922, Theodor Fisher. (525 M.)

Howard-Bury. — Mount Everest. Die Erkundungsfahrt 1921. Von Oberstleutnant C. K. Howard-Bury und anderen Teilnehmern der Mount-Everest-Expedition. 300 S. Mit 33 ganzseitigen Abbildungen und 3 Karten. Basel 1922, Benno Schwabe & Co.

Inglin. — Die Welt in Ingoldau. Roman von Meinrad Inglin. 598 S. Leipzig 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Junge Kunst.
Band 27: Henri Rousseau von Helmud Kolle.
Band 28: Lodewijk Schelfhout von Friedr. M. Huebner.
Band 29: Heinrich Nauen von Edwin Suermond.
Band 30: Paul Cézanne von H. von Wedderkop.
Band 31: M. Kisling von Carl Einstein.
Band 32: August Macke von Walter Cohen.
Sämtliche Bände mit je einer farbigen Tafel und 50 Abbildungen. Leipzig 1922, Klinkhardt & Biermann.

Keckeis. — Der Fährmann. Ein Buch für werdende Männer. Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis. 412 S. Mit 3 farbigen und 4 schwarzen Tafeln, sowie 90 Textzeichnungen. Freiburg 1922, Herder & Co. (Gbd. 12,50 Grundzahl.)

Keller. — Züricher Novellen. Das Sinngedicht. Sieben Legenden von Gottfried Keller. 746 S. Berlin 1922, Propyläen-Verlag.

Kiesling. — Mit Feldmarschall von der Goltz Pascha in Mesopotamien und Persien. Von seinem letzten Generalstabsoffizier Oberstleutnant Hans von Kiesling. 192 S. mit Titelbild u. 3 Kartenbeilagen. Leipzig 1922, Dieterichscher Verlag. (180 M., gbd. 300 M.)

Klimsch. — Der Toten Heimkehr. Ein Trauerspiel. Von Uli Klimsch. 88 S. Freiburg i. Br., Pontos Verlag. (600 M.)

Kosler. — Der Sieger. Ein Bergroman von Franz Josef Kosler. 243 S. Innsbruck 1922, Verlagsanstalt Tyrolia.

Kolatschewsky. — Die Lebensanschauung Jean Pauls und ihr dichterischer Ausdruck. Von Dr. Valerius Kolatschewsky (Sprache und Dichtung, Heft 26). 77 S. Bern 1922, Paul Haupt. (152 M. freibleibend.)

Koester. — Fort mit der Dolchstoßlegende! Warum wir 1918 nicht weiterkämpfen konnten. Von Dr. Adolf Koester (Reichsminister des Innern). 100 S. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. (200 M.)

Köster. — Unser Recht. Von Dr. Adolf Köster (Reichsminister des Innern). 32 S. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Krojanker. — Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller. Herausgegeben von Gustav Krojanker. 359 S. Berlin 1922, Welt-Verlag.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herbert Bismarcks Tragödie*)

Von

Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld

Herbert Bismarck besaß einen besonderen Reiz, bevor er den großen, breiten Strom seines Liebesleides durchschwimmen mußte, den Strom, den ich seine Tragödie nenne. Er bestach die Menschen, wie auch mich, durch eine Art frohen, klugen, jungen Selbstbewußtseins. Er war auch vor der Katastrophe, die ihn erfaßte, freundlich, fast harmlos. Aber alles das schwand dahin bei dem Schicksal, das ihn so hoffnungslos, so grausam hart ergriff.

Aber es war noch etwas anderes, das sein Wesen umgestaltete. Das war das elende Kriechen der Menschen vor dem Sohne des mächtigen Vaters, der ihn allein wirklich und tief liebte, vor dem Sohne, auf den der Alte all sein Wissen, seine Gedanken — und seine Hintergedanken, die bei weitem die stärkeren waren — ablagerte. Tatsächlich war es die Niedrigkeit der Menschen, die den schillernden Staub von Herberts leuchtenden Schmetterlingsflügeln wischte. Er wurde hart in tiefer Verachtung und erntete darum Haß — er konnte nichts anderes ernten.

Um von der Art meines Freundes Herbert ein Bild zu geben, greife ich aus der langen Reihe der Briefe, die er an mich richtete, einige heraus. Sie reden für ihn — und zeugen von der Freundschaft, die uns verband.

Berlin, 26. Dezember 1881.

Mein lieber Phili, Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief, den ich kurz vor meiner Abreise aus London erhielt. Ich bin vorgestern Nacht hier eingetroffen, um die alte heilige Woche des Jahresausganges more solito mit meiner Familie zu verbringen, und habe Gottlob alle Glieder derselben so leidlich wohl gefunden. Es hat mich sehr gefreut, von Ihnen direkt zu hören, daß Sie sich in München wohl fühlen, um so mehr, da ich dies erhofft hatte und wegen dieser meiner Vermutung non pars minima in Ihrer Vorsehung gewesen war: es ist mir eine der angenehmst denkbaren Nachrichten, wenn ich hören kann, daß es Ihnen gut ergeht, denn ich gönne gerade Ihnen vorzugsweise Behagen und Zufriedenheit, wie Sie das ja wohl wissen werden. Außerdem habe ich an meine eigene Münchener Zeit eine so harmonische Erinnerung behalten, daß es mir doppelt erfreulich ist, von Ihnen einen verwandten Accord anschlagen zu hören, — bei dem Ertönen desselben zittern noch einmal alle Jugendklänge

*) Die Lebenserinnerungen des Fürsten Eulenburg werden demnächst im Verlag Gebrüder Paetel, Berlin, erscheinen, gleichzeitig mit einem Lebensbild des Fürsten von Professor Johannes Haller, Tübingen. Wir begrüßen diese Veröffentlichungen, die nicht ohne politische Bedeutung sind, um so lebhafter, weil durch sie der Welt Gelegenheit gegeben wird, einem um Kaiser und Reich aufs höchste verdienten Manne, der im Leben das Opfer blinden Hasses und beispielloser Niedertracht wurde, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die er vor dem Richterstuhl der Geschichte fordern darf. Die Tragödie Herbert Bismarcks, die niemand ohne tiefste Erschütterung lesen wird, bildet einen Teil der Erinnerungen.
Die Schriftleitung.

Copyright by Gebrüder Paetel, Berlin.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach, die immer etwas Rührendes haben, auch wenn man mit Horaz schon sagen muß: „non sum qualis eram". Daß man meiner noch in München gedenkt, macht mir wirklich Freude; c'était la fine fleur du bouquet de ma jeunesse — und man freut sich recht gern daran; seit ich von dort fortkam, bin ich auf ganz andere Flächen geraten, in jeder Beziehung des menschlichen Treibens, — es sind aber auch schon sieben Jahre her! — In 8 Tagen werde ich wieder nach London zurückgehen, und dann bis auf Weiteres dort bleiben [1]). Zu tun ist dort wenig, und das ist mir grade recht. Die Hauptannehmlichkeit des dortigen Aufenthalts besteht für mich in der Anwesenheit von Stumm [2]), der ein alter guter Freund von mir ist und den ich sehr gern mag.

Von Ihrem liebenswürdigen Chef [3]) habe ich gestern durch Rantzau einen freundlichen Gruß erhalten: bitte danken Sie ihm sehr für seine gütige Erinnerung und sagen Sie ihm meine herzlichsten Empfehlungen. — Mit den besten Wünschen für glückliches neues Jahr für Sie und die Ihrigen verbleibe ich in steter Treue Ihr

H. Bismarck.

Friedrichsruh, 2. Oktober 1883.

Mein lieber Phili, Ihren freundlichen Brief vom 24. v. Mts. habe ich mit herzlichem Dank erhalten. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich es auch meinerseits auf das Lebhafteste wünsche, mit Ihnen einmal längere Zeit irgendwo zusammen sein zu können; ich weiß, daß wir immer harmonieren würden, und daß unsere freundschaftlichen Beziehungen sich nur noch mehr befestigen müßten, wenn ich Sie mehr sehen könnte, als mir das im bisherigen Leben vergönnt war. Daß Ihnen noch Ideale geblieben sind, ist ja etwas sehr Gutes, und ich würde mich nur mit daran freuen: mir selbst ist der Glaube daran nicht gegeben; ich bin durch das Leben praktischer Empiriker geworden, habe die Überzeugung, daß alles doch nur Stückwerk ist, und daß das einzige, was die schlappe, feige und selbstsüchtige Welt fortreißen — zeitweise sogar erheben — kann, ist: Ein Wille, fest und hart wie Stahl. Gott sei Dank, daß ein solcher bei uns jetzt noch alles zusammenhält.

In Berlin waren wir nur wenig über 24 Stunden. Gottlob hat die ermüdende Reise meine Mutter nicht zu sehr angegriffen und meine Eltern sind beide froh, wieder zu Hause zu sein: hoffentlich können sie recht lange hier in dem schönen Walde bleiben, und meine Mutter findet bald die ihr so nötige Kräftigung. Ich gehe in einigen Tagen von hier fort, kehre aber wohl noch einmal zurück, bevor ich — etwa um den 20. — mich nach London begebe.

Leben Sie wohl nun. In steter Treue Ihr H. Bismarck.

Petersburg, 3. März 1884.

Mein lieber Phili, gestern Abend erhielt ich Ihren freundlichen Brief und eile, Ihnen darauf mit meinem herzlichsten Danke zu antworten, daß es mir zur besonderen Freude gereicht, bei Ihrem Jüngsten Pathenstelle zu übernehmen. Sie schreiben in Ihrem Briefe, die Taufe solle „nächsten Sonnabend" stattfinden. Das war wohl vorgestern. Es würde mir dann leid tun, von dem Tage nicht bei Zeiten gewußt zu haben, da ich mich sonst gern durch einen telegraphischen Gruß an der Feier beteiligt hätte. Meine besten Wünsche sind dem Kleinen, den ich hoffentlich auch bald einmal zu sehen bekomme, aber auch ohnedem gewiß, und werden ihn auf seinem ganzen Lebenspfade begleiten. Bitte schreiben Sie mir nun aber, wie er heißt, das muß ich doch wissen. Ich freue mich, daß dieser jüngste Ihres Geschlechts ein neues Band zwischen uns werden wird, wenn es auch dessen nicht mehr bedarf.

[1]) Herbert Bismarck war der dortigen Botschaft als Legationssekretär zugeteilt.
[2]) Freiherr v. Stumm, später Gesandter in Madrid.
[3]) Graf Werthern, preußischer Gesandter in München.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß Sie in diesem Winter sämtlich mit Masern geplagt waren, tat mir sehr leid zu hören: es ist das eine der lästigsten Krankheiten, die man haben kann, besonders weil die Augen so lange unbrauchbar werden.

Ihre Grüße an die verschiedenen schönen Damen werde ich gern bestellen, sobald ich letztere sehe. Jetzt ist hier gerade eine gesellschaftliche Pause eingetreten, da mit dem heutigen Tage die russische Fastenzeit anfängt. Gestern war noch ein brillanter kleiner Hofball in einem kaiserlichen Landhause. Damit ist's aber nun zu Ende, und alles erholt sich und schläft sich aus. Ermüdend sind die Soiréen hier schon; die kleinsten dauern doch bis 3, und Bälle stets bis 5 oder 6 Uhr!

Politisch sind wir jetzt ein Herz und eine Seele, es geht wie geschmiert, und die russischen Kurse steigen: nur der Franzmann ärgert sich, das thut uns aber nichts.

Leben Sie wohl nun, empfehlen Sie mich bitte der Frau Gräfin und Wertherns.

In steter Treue Ihr H. Bismarck.

Friedrichsruh, 30. Dezember 1886[3a]).

Mein lieber Phili. Haben Sie herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen mit den guten Wünschen vom 27. sowie für den darin annoncierten Becher, der gewiß reizend ist und auf den ich mich sehr freue: der erste Schnaps daraus soll Ihrem Wohle gelten und wird Ihnen voraussichtlich am Sonntag gereicht werden, an welchem Tage ich wieder in Berlin eintreffe.

Daß ich Ihnen alles mögliche Gute zum neuen Jahre wünsche, wissen Sie ohnehin: ich spreche es aber doch gern noch besonders aus und schließe Ihre ganze Familie dabei ein, zumal meinen, mir bisher leider immer noch unbekannten Pathen. Wie schade, daß Sie den Jungen mir neulich bei Ihrer Durchreise nicht brachten!

Mit vielen Grüßen bin ich in steter Treue Ihr H. Bismarck.

[3a]) Herbert Bismarck war inzwischen Staatssekretär geworden. Der Glückwunsch, den ihm der Verfasser dazu sandte, ist bezeichnend für die Beziehungen, die zwischen den Freunden bestanden. Der Brief lautet:

München, 20. Mai 1886.

Lieber Herbert, als ich vom Urlaub hierher zurückkehrte, erfuhr ich, daß Sie während meiner Anwesenheit in Berlin zum Staatssekretär ernannt worden waren. Daß Sie mir nicht selbst davon Mitteilung machten, tut mir leid — aber ich erkenne Sie auch darin wieder. Welche Freude mir diese Ernennung machte, vermögen Sie auch ohne meine Versicherung zu beurteilen, weil Sie wissen, daß ich mich als Ihnen ganz zugehörig betrachte. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich das Ereignis deshalb noch ganz besonders wohltuend empfinde, weil es sich meiner Auffassung nach zu lange verzögert hatte und ich Sie noch unter der gegenwärtigen Regierung in einer so hervorragenden dienstlichen Stellung sehen wollte, daß man auch in dieser Hinsicht bei einem Wechsel mit Ihnen als mit einem gegebenen Faktor zu rechnen hat. Halten Sie sich jetzt, mein lieber Herbert, Ihre Gesundheit in Ordnung und schonen Sie Ihre Kräfte, das ist meine innigste, freundschaftliche Bitte. Sie werden die Kräfte fürs Vaterland einmal brauchen, wenn der Karren aus dem Dreck gezogen werden muß; daß es dahin kommen wird, scheint mir leider mehr als wahrscheinlich, denn ich sehe den Karren sehr deutlich und ebenso deutlich den Dreck. . . . (Das Weitere handelt von der bayrischen Königskrise, die damals ihrer Lösung entgegenging.)

Nicht weniger bezeichnend ist der folgende Brief:

München, 1. April 1887.

Mein lieber Herbert, ich kann den heutigen Tag (es ist der Geburtstag des Fürsten Bismarck) nicht vorübergehen lassen, ohne auch Ihnen auszusprechen, in wie inniger Treue mein Herz mit seinen Wünschen bei Ihnen allen ist. Wir selbst, liebster Herbert, kommen „in die Jahre", und darum macht uns jeder neue Lebensabschnitt derjenigen, an denen unser Herz mit besonderer Liebe hängt, nachdenklicher und dankbarer. Wie habe ich Ihrer an dem heutigen Morgen gedenken müssen! Ich sah Sie im Geiste Ihrem Vater den Glückwunsch sagen. Einer stolz auf den andern. Gott erhalte Sie beide dem Vaterlande, das ist mein heißer, tiefgefühlter Wunsch. . . . (Das Weitere ist politischer Natur und bezieht sich auf vorausgehende Briefe.) Philipp Eulenburg.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin, 30. April 1888.

Mein lieber Phili, Sie überhäufen mich mit freundlichen Liebenswürdigkeiten, und ich habe Ihnen für manchen netten Brief und manches gute Wort zu danken. Dies will ich nun vor allem von ganzem Herzen tun. Wir sind so alte Freunde und kennen uns in gegenseitiger Treue so gut, daß Sie einer der blutwenigen Leute sind, von denen ich wirklich alles für bare Münze nehme, und deshalb ist es mir immer eine besondere Freude, Ihre Handschrift zu erblicken, wenn ich auch selten so schnell darauf zu reagieren vermag, wie es meinen Wünschen immer entsprechen würde. . . .

In steter Treue Ihr H. Bismarck.

Bei dem intimen Verkehr zwischen ihm und mir wird es vielleicht die Leser erstaunen, daß wir uns nicht nach deutscher Art duzten. Das war aber meine Schuld. Ich war einige Jahre älter als Herbert; mir wäre es zugekommen, ihm die Bruderschaft anzutragen, als wir uns nach 17jähriger Trennung wiedersahen und uns Sympathie schnell so eng verband. Ich tat es nicht, weil ich nicht den leisesten Schein erwecken wollte, als dränge ich mich den „Mächtigen" auf, in deren Bereich mich der Dienst geführt hatte. Ich irre mich nicht, wenn ich sage, daß Herbert wohl darauf wartete, aber ich tat ihm diesen Gefallen nicht. Es war im übrigen auch völlig gleichgültig. Der Ton unseres Verkehrs und unserer Korrespondenz ersetzte das, was oft ein „Du" nicht zu ersetzen vermag.

Sie ruhen nun beide im Grabe, der große Kanzler und Herbert, während ich diese Zeilen niederschreibe. Auch Frau Johanna und Bill, — sie sind alle zu Geschichte geworden ebenso wie auch jene schwerste Krise in Herberts und seines großen Vaters Leben. Darum aber steigt in mir der Gedanke auf, ob nicht gar eine Art von Verpflichtung für mich vorliegt, jene in das Leben eines der Größten Deutschlands so tief einschneidenden Vorgänge aufzuzeichnen.

Die von heftigsten, leidenschaftlichsten Empfindungen erfüllte Natur des Fürsten, die sich wohl bei der Behandlung politischer großer Fragen zu außerordentlicher Feinheit zu mäßigen vermochte, verlor diese Fähigkeit in dem Verkehr mit Menschen, die sich in Abhängigkeit von ihm befanden. Deshalb zitterte ein Stück Welt vor ihm, und wehe dem, der seinen Zorn erregte, oder seinen politischen oder persönlichen Absichten entgegentrat.

So mußte es denn in diesem Vulkan zu einer Eruption von außerordentlicher Stärke kommen, als derjenige, den er, der achtundsechzigjährige, als einzigsten Menschen auf der weiten Welt tief innig liebte, sein Herbert, eine geschiedene Frau zur Gattin nehmen wollte aus einem Kreise, den der alte Kanzler seit zwanzig Jahren als feindlich bewertete: Gegner in politischen und konfessionellen Fragen, Gegner 1866, Gegner im Kulturkampf, Gegner in der gesamten Lebensanschauung. Daraus entstand die Tragödie Herbert Bismarcks.

Indem ich mich anschicke, zu Nutz und Frommen der geschichtlichen Wahrheit den Schleier zu lüften, der für die Welt bisher über diesem Kapitel aus der Geschichte Bismarcks gelegen hat, habe ich ein Recht, zuvor in einem Punkte, der mich selbst betrifft, die Wahrheit festzustellen und eine infame Lüge als das zu brandmarken, was sie ist.

Als im Jahre 1908 die große Schmutzwelle in Prozeßform über mich und Deutschland dahinging und die Lüge ihre glänzendsten Triumphe feierte, wurde auch ein Hinweis auf meinen vertrauten Verkehr im Hause Bismarck und auf meine Freundschaft mit Herbert zu einer Unwahrheit gestempelt und als Eideshelfer gegen mich niemand Geringeres als Fürst Bismarck selbst, der seit zehn Jahren verstorbene, angerufen. Furchtbare Verdächtigungen sollte der alte Kanzler im Gespräch vor Fremden gegen mich geschleudert haben, Worte, die ich nicht wiederholen mag. Im Hinblick auf meine früheren Beziehungen zum Hause Bismarck, wie ich sie hier geschildert habe, muß ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

annehmen, daß diese Worte n i c h t gesprochen worden sind. Man kannte mich seit meiner Jugend, fast seit meiner Knabenzeit, Freundschaft verband mich mit Herbert, jederzeit durfte ich im Salon der Fürstin erscheinen. Will jemand glauben, daß der Fürst, der mich anstellte, der mir vollkommen vertraute, die Meinung von mir gefaßt habe, welche ein Harden von ihm, dem Toten, der nicht mehr widersprechen kann, gehört haben will? Ein Harden, dem er selbst schließlich sein Haus verbot! [4]).

Aber ich will an die Möglichkeit glauben, daß die von Tag zu Tag, von Monat zu Monat nach seiner Entlassung ingrimmiger gewordene Stimmung des erzürnten Fürsten Ausdrücke gegen mich, den Freund des Kaisers, gezeitigt hat, die grausam wirken mußten, ohne daß der Inhalt in der Wagschale der Überlegung abgewogen worden wäre. Seine Stimmung gegen mich hatte sich allerdings gewandelt, — nicht durch meine Schuld.

Als die Trennung des alten Kanzlers von seinem jugendlichen Kaiser erfolgte, war auch ich, wie so viele, vor die Alternative gestellt, zwischen dem Kaiser und dem Kanzler zu wählen. Denn ein Paktieren mit dem Hause Bismarck gab es in jenen Tagen nicht. Fürst Bismarck war der Mann, der immer ganze Arbeit tat. Wer nicht für ihn war, der war gegen ihn. Das erfuhren alle. Aber der Konflikt gestaltete sich für mich besonders schwierig und schmerzlich, weil ich zwischen zwei F r e u n d e n zu wählen hatte. In der entscheidenden Stunde war der Kaiser, trotz seiner königlichen Macht, der Schwächere, und seine tiefe Überzeugung, in meiner Treue einen Stützpunkt in schweren Stunden zu haben, vermochte ich nicht zu täuschen. Ich blieb bei seiner Fahne — — und das wurde mein Schicksal.

Das schwere Ringen, mir Herberts Freundschaft trotz der eingetretenen Wendung zu erhalten, fand nach erfolgter Verabschiedung des Fürsten in einem aufregenden, mich tief erschütternden Zwiegespräche statt. Es war zugleich das letzte Gespräch, das ich mit ihm führte, in seiner mir so vertrauten Wohnung im Garten des Reichskanzlerpalais. Alle meine Kraft der Überredung bot ich auf, ihn zum Verbleiben im Amte zu bewegen, als Bindeglied zwischen dem Kaiser und seinem Vater, und um den Rat des Großen dem Vaterland zu erhalten. Es war vergeblich. Von dieser Stunde an wurde ich der feindlichen Schar eingereiht, „die bei dem Kaiser geblieben war".

Wohl hatte die Trennung uns beide erschüttert, aber völlig fern lag meinem Freunde Herbert und mußte ihm jeder Gedanke liegen, mich zu verdächtigen, daß ich zu dem Sturz des Kanzlers beigetragen haben könnte, wie die dem Kaiser feindliche Menge, nach Schuldigen suchend, später behauptet hat. Hat sich doch seitdem kein politisches Ereignis vollzogen, über das man sich ärgerte — und worüber ärgert der Deutsche sich nicht? —, ohne daß man in mir den Schuldigen gesehen hätte! Vater und Sohn Bismarck jedoch hatten mich zu gut erprobt, um nicht die Bemühungen genau zu kennen, die ich aufgewendet hatte, um Brücken zwischen Kaiser und Kanzler zu schlagen, bis der Strom der Entzweiung zu gewaltig wurde.

Das war 1890. Seitdem stand ich für das Haus Bismarck im Lager der Feinde, ich, der aufrichtige Bewunderer des Vaters, der wärmste Freund des Sohnes, ich, der ich getan hatte, was menschenmöglich war, um den Konflikt, den ich kommen sah, hintanzuhalten, zu mildern, zu dämpfen — im Lager der Feinde, weil ich meinem Kaiser, der doch auch mein Freund war, die Treue hielt. Wie immer man danach in Friedrichsruh über mich gedacht und gesprochen haben mag — diese meine Erinnerungen beweisen, daß man früher, als man mich noch sah und kannte, ganz anders gedacht und gesprochen hatte. Und was ich nun folgen lasse, wird das vollends beweisen. Ist es

[4]) Die Tatsache ist früher vom Grafen Konrad Finckenstein auf Schönberg in Westpreußen in der „Kreuzzeitung" mitgeteilt worden. Mir hat sie mein treuer alter Freund, General Paul v. Leszczynski, als Ohrenzeuge bestätigt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denkbar, daß jemand in der furchtbarsten Prüfung seines Lebens einen Mann, den er als verächtliches Subjekt erkannt hat, zum einzigen Vertrauten wählt, nach dessen Rat er sich richtet? Wer diese Frage bejaht, der mag glauben, was ein Wittkowski-Harden aus Posen dem großen Bismarck und seinem Sohn nach ihrem Tode in den Mund zu legen wagt. Für mich und jeden andern ist es eine schamlose Lüge.

* * *

Das berühmte Bild von Gustav Richter, eine wunderschöne junge Frau mit dunkelbraunem Haar und blauen Augen darstellend, die in weißem, langem Gewande, tief nachdenkend, am brennenden Kaminfeuer sitzt, eine riesengroße, graue, dänische Dogge zu ihren Füßen, ist das sprechend-ähnliche Porträt der Fürstin Elisabeth Carolath, Gattin des Fürsten Carolath-Beuthen, Tochter des Fürsten Hatzfeldt-Trachenberg.

Ich war in meinen Jünglingsjahren — ich zählte 18 Sommer — eng mit dieser schönen Frau, damals noch Komtesse Elisabeth Hatzfeldt, befreundet und, wie ich keinen Anstand nehme zu gestehen, sehr in sie verliebt. Das gleiche Schicksal hatte meinen Freund Herbert Bismarck ereilt, doch leider zu einer Zeit, da sie bereits als Gattin dem Fürsten Carolath-Beuthen angehörte. Ihre Ehe mit dem Fürsten war eine höchst unglückliche. Der Fürst verstand nur ihre Schönheit, nicht ihre großen geistigen Anlagen. So schien eine Trennung der einzig gangbare Weg für ein Glück zu sein, und Herbert baute darauf, um die Ehe mit der geliebten Frau zu schließen. Er baute darauf mit der ganzen Leidenschaft, deren seine feurige Natur fähig war.

Diese Episode in Herberts Leben bildet zugleich im Leben seines Vaters jene ernsthafte, gewaltigste Erregung, wahrscheinlich die größte katastrophenartige Erregung, die jemals den alten Kanzler erfaßte.

Würde es jeden Vater auch peinlich berührt haben, wenn der älteste Sohn und Erbe sich eine geschiedene Frau zur Gattin gewählt hätte, so würde doch immerhin ein Ausgleich darin gelegen haben, daß das innerliche Glück des Sohnes dadurch begründet worden wäre. Auch die Möglichkeit, daß sich ein Übertritt der Gattin aus der katholischen in die protestantische Kirche vollzogen haben würde, und die Tatsache, daß die erwählte Gattin einem der vornehmsten Geschlechter des Landes angehörte, würden einen anderen Vater als den „eisernen Kanzler" gleichfalls zu einer Konzession bewogen haben. Aber es war ein Verhängnis, daß die Fürstin Elisabeth dem durch seine Exzentrizitäten bekannten Hause Hatzfeldt angehörte, daß sie auch durch ihre Schwester, die Gattin des bekannten Generaloberſten Freiherrn Walter von Loë, dem Hause verwandt war, von dem ein Mitglied in dem Kulturkampf der grimmigste Feind Bismarcks war, daß sie ferner die Stiefschwester der Frau von Schleinitz, Gattin des Hausministers von Schleinitz, war, die mit ihrem Gatten zu den gehaßtesten Persönlichkeiten im Hause Bismarck gehörte.

Das ging über die Kraft des grimmen Kanzlers. Der Welt des Kulturkampfes, der er unterlegen war, und der Welt der höfischen Gegnerschaft sollte er mit verwandtschaftlicher Miene die Hand reichen? Nimmermehr! Er stand in der brandenden Flut zwischen dem einzigen Menschen, den er wirklich liebte, und der Menschengruppe, die er am meisten haßte. Was war stärker in ihm, Haß oder Liebe?

Fürst Bismarck war niemals ein spartanischer Vater, wenn auch nicht übermäßig warm für seine Familie. Nur Herbert stand ihm höher als alles. Je weniger ihm bei seinem Spiel mit Ländern die Menschen bedeuteten, um so höher stieg ihm der Wert des eigenen Hauses. Je mehr er sich aber daran gewöhnt hatte, jede Regung des Herzens in gewagtestem Spiel um das Schicksal des Vaterlandes hintenan zu setzen und lediglich dem Verstand zu gehorchen, um so stärker häufte sich, in ihm reagierend, die Liebe für denjenigen, dem alle Arbeit, aller Privaterwerb gegolten hatte, für seinen Ältesten, für den einzigen Menschen, dem er rückhaltlos vertraute, dessen Interessen tatsächlich und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in jeder Hinsicht seine eigenen geworden waren. So war ihm Herbert das Höchste, mit Recht sein Stolz, seine Freude, der Ausgleich für die Abgründe, welche seine dämonische Natur zu durchschreiten hatte, um an das Ziel zu gelangen.

Große Männer vom Schlage Bismarcks lernt man niemals vollkommen kennen. Und doch spiegelt sich gerade in den Dingen, die ihr Herz und Gemüt erregen, am prägnantesten ihre menschliche Eigenart, das, was uns die Heroen verständlich machen kann.

Auch in dem Seelenkampf des großen Kanzlers, von dem uns die nachfolgenden Briefe Aufschluß geben, spiegelt sich ein gutes Stück davon. In seinem Herzen lassen sie uns wohl tiefer lesen als viele andere Zeugnisse. Auch darum sind sie wert, ohne jede Kürzung wiedergegeben zu werden.

In einigen Briefen Herberts war die Bitte enthalten, dieselben zu vernichten. Ich vermochte mich nicht dazu zu entschließen, doch hat bisher kein menschliches Auge außer dem meinen diese Briefe gelesen. Weshalb ich dem Wunsche meines Freundes nicht nachkam, weiß ich nicht anzugeben. Es war vielleicht Vorherbestimmung; denn der Wunsch Herberts, sich mir dankbar für meine Freundschaft zu zeigen, geht nun in Erfüllung. Sein Zeugnis steht mit diesen Briefen dem Freunde zur Seite.

Herbert Bismarck an mich — Berlin, 10. April 1881.

Mein lieber Phili,

In den 8 Tagen, seit Sie fort sind von hier, ist es sehr schlimm gewesen, Gottlob ist aber seit dem 6t. endlich eine Besserung eingetreten, und nach einem vorgestrigen Telegramm des befreundeten Arztes ist wenigstens die Gefahr überwunden [5]). Sie wollten ja nun Nachricht haben, und ich gebe sie Ihnen gern, weil ich weiß, wie herzlich Sie daran Teil nehmen. Die arme Fürstin wird aber wohl lange brauchen, um sich zu erholen! Mir ist eine Beruhigung, daß sie wenigstens den Gasthof hat verlassen können und ihre Privatwohnung beziehen, die einen wunderschönen Garten und gute Luft hat.

Ich bleibe einstweilen hier, muß es ja auch, da ich mich doch leider fern halten muß, bis die Sache entschieden und klar ist. In 3 Wochen wird das wohl der Fall sein — ob mir dann aber die Möglichkeit gegeben werden wird, mir ein Leben einzurichten, steht noch dahin. Ich kann bisher nur schweren Herzens in die Zukunft sehen, und die Gegenwart ist doch auch schon schwer genug: aber die Entscheidung muß ja so oder so kommen, und jetzt bin ich ja von der schmerzlichsten Sorge, der der Krankheitsgefahr, befreit, und da will ich auf Gott hoffen, daß Er helfen wird, wo menschliche Kraft zu schwach geworden ist! —

Ich habe an Sie noch viel gedacht — Sie waren auch so traurig und hatten so herben Kummer [6]), und sind mit mir doch so teilnehmend und herzlich gewesen. Das hat mir wohlgetan, und ich möchte, daß Sie das empfinden könnten.

Leben Sie wohl nun, und wenn Sie mir schreiben wollen, wird es mir eine Freude sein.

In steter Treue — Ihr H. B.

Fürstin Elisabeth Carolath-Beuthen an mich — Venedig, 14. April 1881.

Lieber Graf!

Mit Ihren warmen freundschaftlichen Worten haben Sie mir recht innerlich im Herzen wohlgetan, und kann ich Ihnen nicht sagen, *wie* ich Ihnen dafür danken möchte, denn *sagen* läßt sich das eben nicht! —

[5]) Die Fürstin Elisabeth Carolath war in Venedig schwer erkrankt.
[6]) Tod meiner kleinen Tochter Astrid, die, am 25. März 1879 zu Berlin geboren, am 23. März 1881 in Paris starb.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich war so krank, daß man nicht dachte, ich würde leben, und bin noch so schwach, daß ich kaum mühsam ein paar Schritt gehen kann. Glücklicherweise war ich aber nicht allein, denn meine Stiefschwester Götzen kam gleich, ist jetzt bei mir und bleibt auch vorläufig noch. — Ich habe hier einen alten, wunderschönen Palazzo gemietet mit einem großen märchenhaften Garten, verwitterten Steinstatuen, die halb von dem wuchernden Grün versteckt und überwachsen sind. Es ist immer totenstill, denn meine Zimmer liegen nach dem Garten. Da will ich denn versuchen, hier in dieser Stille gesund zu werden und mein, mir so hart erkämpftes, neues Leben beginnen! Möchten doch Ihre guten Wünsche sich erfüllen! Es ist nur schlimm, daß ich alles mit den zerrissenen Nerven tragen muß, aber es gibt ja noch Etwas, was nicht entzwei ist, und das ist meine Überzeugung, daß es nur einen Weg für mich gab, den ich eben gehen m u ß t e, und diese klare und feste Überzeugung erhält mir die sonst so unzureichenden Kräfte. —

Daß Sie wieder einen so großen Schmerz hatten, Ihr Töchterchen zu verlieren, tut mir so f u r c h t b a r leid! Sagen Sie es auch Ihrer Frau, wie sehr ich teilnehme und danken Sie ihr für ihre Grüße! — Schreiben Sie mir manchmal, Sie können nicht denken, wie mich das freut! Sehen Sie, nun las ich Ihre Novellen doch nicht. Es hätte mich so interessiert, was Sie Neues gedichtet haben! —

Glauben Sie nicht, daß Sie Ihr Weg auch einmal hier über Venedig führen könnte? Wie gern zeigte ich Ihnen den Garten! —

Meine Adresse ist: Palazzo Modena, Fondamenta Savornian 349 Canal reggio.

Und nun, lieber Graf, leben Sie wohl, und haben Sie Dank!

E. C a r o l a t h.

Herbert Bismarck an mich — Berlin, 20. April 1881.

Mein lieber Phili,

Ihr guter Brief hat mir wohlgethan und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Ihre Worte sind ein Klang wirklicher Freundschaft und Zuneigung, den man um so richtiger versteht, je elender man sich selber fühlt, und ich empfinde Ihre treue Theilnahme noch tiefer, da ich weiß, wie sehr Sie Selbst unter Ihrem eigenen Schmerz zu leiden haben.

Daß Sie der Fürstin geschrieben haben, war auch so freundlich von Ihnen. Es geht ihr Gott sei Dank stetig, wenn auch langsam, besser, und ich bekomme doch wieder direkte Nachricht von ihr; in einem ihrer letzten Briefe sagte sie mir wörtlich, daß sie „einen reizenden Brief von Ihnen erhalten hätte" — Sie sehen, daß Sie dort auch Trost gebracht haben, und es wäre so gut, wenn Sie der Fürstin einmal wieder schreiben wollten, sie hat sich immer über Ihre Briefe sehr gefreut. — W i e gern würde ich Sie Selbst sehen und mit Ihnen sprechen, wo ich so viel Verständnis finde, und ebenso brennend wünschte ich, daß die Fürstin diese Hülfe haben könnte — aber die weiten Entfernungen von einem zum andern sind ja leider ganz unüberwindliche Hindernisse: die arme Frau hat ja niemanden, mit dem sie von Herzen reden kann, denn die alte Schwester Götzen hat gar kein Verständnis für sie, und ist wohl längst dem Egoismus alter Jungfern verfallen, der jede Gefühlsregung ausdörrt! Am nächsten Sonnabend, dem 23t., ist hier der Scheidungstermin, wo der Proceß also sein Ende findet; Anfang Mai will ich dann selbst nach Venedig fahren, und mit ihr suchen, ob es eine Möglichkeit gibt, das Leben für sie wie für mich so einzurichten, daß es noch weiter zu ertragen ist — viel Hoffnung ist mir ja leider nicht gelassen, aber ich will sie doch bis zum letzten Moment nicht aufgeben, die mir noch bleibt.

Wenn ich hinreisen kann, würde ich dann nach der Rückkehr, nachdem wir alles zusammen erwogen haben, noch einen letzten Versuch bei meinem Vater machen — ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fühle jetzt schon, als ob es sich um Leben und Sterben handelt, und wie es dann wird, weiß nur Gott! Wären Sie Selbst nicht in so tiefe Trauer versenkt und könnten Venedig in einigen Stunden erreichen, so hätte ich vielleicht schon daran gedacht, Sie um den großen Freundschaftsdienst zu bitten, daß Sie der Fürstin persönlich für wenige Tage nahe sein möchten, wenn ich jetzt Anfang Mai hinfahren kann, und sie dann zu dem letzten schweren Gang nach Berlin noch einmal verlassen muß — ich fürchte so, daß sie dann einen Rückfall der schweren Krankheit bekommen könnte, da ihre Nerven ja so zerrissen sind, und diese Besorgnis läßt mich jetzt schon frieren im Herzen! — Das kann ja aber nicht sein, und ich wollte Ihnen dies eigentlich nur schreiben, um Ihnen zu zeigen, welchen hohen Wert Ihre treue Freundschaft für mich hat, und mit wie rückhaltlosem Vertrauen ich Ihrer gedenke! — Ich schreibe Ihnen jedenfalls noch einmal, wann ich von hier abreise, und danke Ihnen immer wieder für alles Gute, was Sie mir gethan haben.

In großer Traurigkeit bin ich wie immer Ihr treuer H. B.

Herbert Bismarck an mich Berlin, 26. April 1881.

Mein lieber Phili,

Ich weiß nicht, ob Sie meinen letzten Brief bekommen haben. Ich habe aber heute Ihre freundlichen Zeilen wieder gelesen, und dabei wieder von Neuem gefühlt, wie Sie an der schweren Lage der armen Fürstin und auch an meiner schier unhaltbaren Situation Anteil haben. Da die Fürstin sich nun so über Ihren ersten Brief gefreut hatte, wollte ich Sie bitten, ob Sie ihr nicht einmal wieder schreiben wollen: es wäre wirklich ein gutes Werk, wenn Sie nach Venedig einen ebenso guten Brief wie den an mich schicken wollten, der so aus dem Herzen geschrieben ist.

Ich hoffe, in der ersten Hälfte schon nach Venedig reisen zu können, wenn ich bis dahin gesund bleibe. Ich sehne mich nach einer lebendigen Besprechung, Briefe genügen ja nicht, um Alles auszudrücken.

Hier stehe ich der unbeugsamen Unmöglichkeit gegenüber, der Fürstin das zu widmen, was von mir an Leben noch übrig ist.

Es ist sehr schwer, die Besinnung zu behalten, wo Alles, was ich thun kann, nach der einen oder der anderen Seite Unglück und Verderben bringen muß.

Bitte schreiben Sie mir einmal wieder!

Die Adresse der Fürstin ist „palazzo Modena, Canal reggio".

In steter Treue Ihr H. B.

Ich an Herbert Bismarck Paris, Deutsche Botschaft, 25. April 1881.

. . . In erster Linie tritt mir die Pflicht vor Augen, die Sie an Ihren Vater in ganz besonderer Weise bindet. Seine Liebe zu Ihnen ist gewissermaßen ein Halt für ihn gewesen in den harten Kämpfen, die er kämpfte — und je mehr er Feinde fand, je mehr er verachten mußte, je größer ist die Liebe zu Ihnen geworden.

Ihren Vater in dieser Liebe verwunden, hieße ihn tiefer kränken wie seine schlimmsten Feinde — ja hieße, die Schadenfreude derjenigen herausfordern, die es nicht vermochten ihn ernst zu verwunden, weil er zu groß ist.

Daß Sie der Sohn dieses merkwürdigen großen Mannes sind, haben Sie, liebster Herbert, durch Jahre schon in Ihrer Pflicht der Selbstverleugnung schwer und stolz zugleich empfunden — nun kann ein entscheidender Schritt alle die Opfer illusorisch machen, die Sie schon gebracht haben, und kann das, was Sie als Pflicht erkannten, in unnützes Mühen verwandeln.

Es ist ein wunderbares, unverständliches Walten der Vorsehung, das Ihnen durch die hohe Bevorzugung, der Sohn eines solchen Mannes zu sein, die Pflichten gegen denselben doch so schwer machte!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie sind in zu inniger Weise mit allen Ihren Interessen an Ihren Vater gebunden, um nicht den Verlust dieses Verhältnisses als unersetzliche Lücke in einem neuen Glück zu empfinden, als eine Lücke, die Ihr Glück untergräbt und zerstört.

Wenn ich das Verhältnis zu Ihrem Vater in dieser Weise auffasse, so kann ich mich dennoch nicht der Berechtigung verschließen, die das Gefühl Ihrer Liebe hat. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die von ihren Freunden Entschließungen verlangen, die wohl Anspruch auf Seelengröße und Charakterstärke machen, denen jedoch menschliches, tiefes Empfinden entgegensteht. Ehe aber ein Nachgeben in dieser Hinsicht stattfindet, muß doch der Vernunft bis an die Grenze des Möglichen Rechnung getragen werden. In Ihrer Lage würde sich die Frage wohl zunächst dahinstellen lassen: Ist eine Versöhnung mit Ihren Eltern, wenn die Zustimmung jetzt fehlt, absolut ausgeschlossen oder in einiger Zeit denkbar?

Hier, lieber Herbert, bin ich mit meinem Latein vollständig zu Ende. Diese Frage liegt in Ihrer Beurteilung allein. Ich beschwöre Sie aber, lieber Herbert, unternehmen Sie nichts, was unversöhnlich enden müßte. Ich mag nicht und kann nicht diesen entsetzlichen Fall ins Auge fassen, der Sie, Ihren Vater und Ihre gute Mutter in namenloses Elend versenken müßte! — Die Fürstin würde niemals Ihr Unglück wollen. Das bin ich gewiß. Die Scheidung ist ausgesprochen und die arme Frau endlich frei — darin liegt vor der Hand ein Ruhepunkt. Überstürzen Sie Ihre Entschließungen nicht und seien Sie froh, daß Sie in der nächsten Zeit die Fürstin ohne die Fessel ihrer unerträglichen Ehe sehen werden. Glauben Sie vor allen Dingen nicht, daß der unglückliche Umstand, daß ihre Angelegenheiten in der Presse besprochen worden sind, Sie irgend verpflichtend gebunden hat. Was die große Menge schwatzt ist einerlei — und jeder Mensch, der einigermaßen vernünftig ist, weiß, daß die Scheidung nicht Ihretwegen stattfand, sondern in der Unmöglichkeit der Ehe lag . . .

Philipp E.

Herbert Bismarck an mich — Berlin, 28. April 1881.

Mein lieber Phili,

Haben Sie sehr herzlichen Dank für Ihren guten Brief, den ich heute früh erhielt. Ich schrieb Ihnen erst vor wenigen Tagen, und die Bitte, die ich damals aussprach, wiederhole ich Ihnen: Bitte schreiben Sie der Fürstin, sie freut sich über Ihre Briefe, schreiben Sie ihr ebenso herzlich und theilnehmend wie mir! Es rührt mich, daß Sie auf den Gedanken, daß Sie mir der liebste sein würden, um einige Tage bei der Fürstin zu sein, weil Sie vielleicht der Einzige sind, der sie außer mir kennt — überhaupt eingehen.

Es ist ja aber unmöglich, wie mein ganzes Leben, ich schrieb es Ihnen ja gleich, daß es nur gesagt war, um Ihnen zu zeigen, wie Sie meinem Herzen nahe stehen.

Ich danke Ihnen für Alles, was Sie mir sagen. Wäre die Herbeiführung der Heirath überhaupt eine übersehbare Kampfesarbeit für mich gewesen, so hätte ich ja vor 5 Jahren, als die Fürstin mir zum ersten Male ernstlich von ihrem Bedürfnis nach der Scheidung sprach, auf letztere hingewirkt. Daß ich das ganze traurige Leben der armen Frau seitdem mit angesehen habe, ohne meinerseits dringend zur Scheidung zu raten, ist ja nur dadurch zu entschuldigen und zu erklären, daß ich das jetzige Verderben kommen sah, sobald solche Nothlage eintreten würde. Sie schrieben mir jetzt, ich sollte erwägen, ob eine Versöhnung mit meinen Eltern später denkbar wäre, wenn ich jetzt auch gegen ihren Willen heirathete! Läge die Sache so, daß diese Fragestellung überhaupt möglich wäre, dann wäre meine Lage nicht so verzweifelt trostlos! Nein, bis dahin kommt es gar nicht! Mein Vater hat mir unter schluchzenden Thränen gesagt, es wäre sein fester Entschluß, nicht weiter zu leben, wenn diese Heirath zu Stande käme, er hätte genug vom Leben, nur in der Hoffnung auf mich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch Trost bei all seinen Kämpfen gefunden, und wenn das jetzt ihm auch genommen würde, wäre es aus mit ihm. Zu den 3—4 Leuten, mit denen er gesprochen hat, soll er sich noch viel unglücklicher und ängstlicher geäußert haben! Denken Sie, das ist doch das Trübste, was er mir je sagen konnte! Und von meiner Mutter, die seit einigen Jahren schon an dem Herzen leidet, haben mir 2 Ärzte, die wohl garnicht einmal genau Bescheid über mich wissen, gesagt, daß ihr Zustand gefährlich wäre, daß sehr bald etwas geschehen müsse, und daß eine starke Gemütsbewegung gleich zum äußersten führen würde!

Auf der anderen Seite ist die arme Fürstin, die kaum von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen ist, ganz allein und hofft bestimmt auf die Heirath und wird vielleicht wieder so krank, wenn sie sich von der Unmöglichkeit derselben für jetzt überzeugen muß. Diese Unmöglichkeit liegt unter anderm aber auch darin, daß mir der Abschied verweigert wird, und daß ich als Beamter ohne Konsens garnicht heirathen kann! Sie haben sich meine Situation wohl schwer gedacht — so schwer aber vielleicht doch nicht, wie sie Ihnen jetzt erscheinen wird — überall Tod und Verderben, wohin ich mich auch wenden mag. Und scheide ich selbst aus dem Leben, so mache ich der Fürstin ihre Lage noch schwerer und allen, die mich lieben, den schwersten Kummer!

Ich habe noch zu niemandem so gesprochen, Sie verstehen mich aber, das weiß ich!

Schrieb ich Ihnen neulich die Adresse der Fürstin? Sie wohnt am Canal reggio, das Ufer heißt Fondamento Savornian u. Nr. 349! — Leben Sie wohl, lieber Phili — das ist ein Gruß, der für mich keinen Sinn mehr hätte, der mir für Sie aber aus dem Herzen kommt.

In treuer Freundschaft Ihr H. B.

Herbert Bismarck an mich Berlin, 30. April 1881.

Mein lieber Phili,

Mein letzter Brief hat sich wieder mit dem Ihrigen gekreuzt, den ich heute Morgen erhielt und für den ich Ihnen sehr dankbar bin. Zu helfen ist mir ja schwerlich, aber es ist mir doch eine Erleichterung, daß Sie so denken, wie Sie es mir schrieben, und ich danke Ihnen um so herzlicher dafür, als ich weiß, wie schweres Leid Sie Selbst zu tragen haben, da ist es so viel, daß Sie noch an mir so treuen Anteil nehmen können. — Was ich Ihnen zuletzt mitteilte, ist seitdem leider nur noch verschärft worden, ich bin eben in einer unmöglichen Lage, aus der ich lebendig nicht herauskomme, ich habe keinen Raum mehr in der Welt! Daß es meinen Eltern ans Leben geht, wenn die Heirath stattfindet, ist ein zu entsetzlicher Gedanke, aber nicht weniger schwer drückt es mein verquältes Herz, daß die Fürstin mir schreibt, sie wolle nicht weiter leben, wenn es nicht zur Heirath käme — es liegt demnach ja so trostlos einfach für mich. Die arme Fürstin hat ja leider fast nirgends Freunde — überall Feinde, die früher zum Theil Neider waren! Meine Eltern kennen sie ja nur sehr wenig, und alle Menschen, mit denen mein Vater auf meinen Wunsch (wenigstens habe ich ihm 3—4 genannt, von denen ich glaubte, daß sie die Fürstin gern hätten) gesprochen hat, und die er sonst gefragt hat, reden Schlechtes von der unglücklichen Frau. Mein Vater sagt mir, es vertrage sich nicht mit seinem Ehrgefühl, daß sein Name mit allem, was Hatzfeld, Carolath, Loë etc. heißt, verschwägert würde, und wenn solche Dinge über eine Frau erzählt würden, könnte sie nie seine Schwiegertochter werden, und ich müßte bedenken, daß ich den Namen nicht allein trüge, sondern das Alles, was denselben träfe, ihn und meinen Bruder ebenso berührte; er würde sich mit „Zähnen und Nägeln" dagegen wehren! — Die Fürstin schreibt mir, nach dem Zeitungsskandal wäre jede andere Lösung, als die durch Heirath absolut ausgeschlossen, wären jene Artikel nicht erschienen, so würde sie die Heirath garnicht wollen! — Da ist mein Vater ganz anderer Ansicht, und Sie schreiben mir ja auch, daß Sie mich dadurch nicht für verpflichtet halten. Er sagt aber, wenn ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt im Mai nach Venedig führe, würde zweifellos ein neuer Skandal entstehen, und nachdem die Scheidung nunmehr ausgesprochen sei, würde die Fürstin dadurch sehr kompromittiert werden, während sie glaubt, daß das jetzt grade gut wäre, weil dann noch mehr Grund sei, daß die Heirath folgen müsse.

Dabei wird mir der Abschied aus dem Dienst verweigert, ich kann also ohne Konsens gar nicht heirathen (vor Ablauf von 10 Monaten geht es überhaupt gesetzlich nicht) und ich muß doch auch daran denken, daß ich der Fürstin garnichts bieten kann, denn nach den Majoratsstatuten, wie sie eben mit Genehmigung des Kaisers geändert sind, ist derjenige Sohn enterbt, der eine geschiedene Frau heirathet, und da mein Vater nichts hat außer dem großen Grundbesitz der beiden Majorate, so bleibt mir nichts, Pflichtteil gibt es bei Majoraten nicht. Dies wäre mir nun ja egal, wo ich doch in keinem Fall nach der Heirath lange leben könnte, denn der Bruch, und das Verderben meiner Eltern würde mich umbringen; bin ich aber nach der Heirath todt, so hat die Fürstin dadurch nur die Hälfte der Rente verloren, die der Fürst Carolath ihr zahlen muß, so steht es im Vertrage, und dann hätte sie gar dazu nicht genug zum Leben. Für mich wäre es doch auch eine entsetzliche Lage, von dem Gelde mitzuleben, das der geschiedene Mann ihr zahlt! — Es ist eben jeder Ausweg genommen, und so bitter, wie mein Vater sich jetzt über die arme Fürstin äußert, ist gar kein Gedanke, daß er mir dann Geld geben würde — er sagt, wenn die Fürstin seinen Namen trüge, würde ihn das zum Selbstmörder machen! Mein lieber Phili, wie mich diese Unterredung mit meinem Vater erschüttert hat, dafür gibt es keine Worte, davon werde ich mich nie erholen, ich kann das nie vergessen, daß mein Vater um meinetwillen so aufgebracht ist. Schreiben Sie um Gotteswillen der armen Fürstin kein Wort darüber, was auf diesen Bogen steht, es würde sie krank machen — sie erfährt durch mich Alles direkt, ich habe ihr auch geschrieben, daß mein Vater das letzte gesagt hat, aber es würde sie verletzen, wenn sie wüßte, ich hätte Ihnen dies geschrieben. Und sie freut sich sonst über Ihre Briefe so, Sie werden schon am besten wissen, wie Sie ihr schreiben können — aber so offen, wie Sie mit mir sprechen, geht es gewiß nicht, da haben Sie ganz Recht, das würde nichts nutzen und sie nur kränken, und das will ich um keinen Preis! Sie wissen, wie hoch sie mir steht, und wie es mich deshalb schmerzt, daß meinem Vater so viele Verleumdungen und Klatschereien von früher erzählt werden! — Leben Sie wohl nun, lieber Phili, und nochmals herzinnigsten Dank für Ihren guten Brief. In steter Treue Ihr H. B.

Herbert Bismarck an mich Berlin, 6. Mai 1881.

Mein lieber guter Phili,

Heute früh bekam ich Ihren herzlichen Brief, und er hat mich tief beeindruckt, ich danke Ihnen sehr für diese offene Darlegung Ihrer Herzensmeinung, denn das ist es, was aus Ihrem Briefe zu mir spricht. Nach aller Überlegung und Pflichtgefühl sehe ich, daß Sie Recht haben — aber es ist nicht nur das Gefühl des Herzens, was mich in den anderen Weg reißt, sondern auch mein eigenes Ehrgefühl. Mein Vater denkt darüber anders, ähnlich wie Sie, nur noch schärfer ausgeprägt: er sagt, Ehre und Christentum verlangten, daß ich den Verkehr mit der Fürstin einschränkte, wenn nicht ganz abbräche: jetzt wäre ihr Ruf noch nicht so geschädigt, daß sie nicht in jeder Stadt so viel Stellung und Verkehr haben könnte, als sie möchte. Wenn ich aber jetzt, so kurz nach der Scheidung, zu ihr führe, so würde ich damit auf mich selbst die stärkste Verurteilung aller ehrenhaften Leute herabziehen, und dadurch erst die Fürstin so kompromittieren, wie sie sich mit Unrecht jetzt schon hielte: er verlange deshalb von meiner Ehrenhaftigkeit, daß ich in den nächsten Wochen nicht nach Venedig führe Dabei schreibt mir die liebe, arme Fürstin, daß sie es nicht länger als höchstens Mitte Mai allein aushalten könnte, sie könne und wolle ohne mich nicht leben — das zerreißt ganz mein gequältes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herz! Es ist mir doch eine kleine Beruhigung gewesen, daß Sie den bestimmten Glauben haben, sie würde doch durch ihr eigenes Gefühl von solchem äußersten Schritte abgehalten werden — aber sicher ist es mir darum doch nicht, niemand kennt sie wie ich und weiß, wie tief und leidenschaftlich sie fühlen kann. Sie sind noch der einzige von all meinen Bekannten, der die edlen und schönen Eigenschaften der Fürstin versteht und zu würdigen weiß, deshalb ist es mir auch eine Erleichterung, mich Ihnen auszusprechen und Ihre Briefe zu lesen. Aber die Fürstin schreibt — und daß sie auch so denkt, weiß ich — sie hätte weiter nichts im Leben, und könnte es nicht aushalten, wenn wir beide getrennt sein sollten — sie sagt, mein Vater wäre ganz herzlos und beginge ein schweres Unrecht, wenn er die Heirath hinderte, denn schon die Bibel sagte, daß der Mann um der Frau willen, die er liebte, Vater und Mutter verlassen solle. Ich ringe und kämpfe um einen Ausweg, kann aber keinen finden.

Daß meine Reise nach Venedig jetzt geheim bleiben könnte, ist unmöglich: die Verwandten der Fürstin, welche z. T. leider bedenkliche Leute sind, werden dafür sorgen, daß es in die Zeitungen kommt. Diese sowohl wie die Carolaths wünschen nichts dringender als die Heirath, allein schon aus pekuniären Rücksichten, um ihrerseits jeder etwaigen Verpflichtung los zu sein. Ich kann das nicht alles schreiben; daß der Fürst Carolath vor nichts zurückschreckt, was ihm pekuniären Vorteil bringt, wissen Sie — anderer Regungen ist er nicht fähig — und er würde allerdings bedeutende Summen sparen, wenn es zur Heirath käme. Die ersten Zeitungsartikel stammen von seinem hiesigen Rechtsanwalt. Mag ich also in welcher Direktion immer abreisen, so wird meine Ankunft in Venedig, selbst wenn sie unter fremdem Namen erfolgt, sofort durch dortige Agenten in die Zeitungen gebracht — Venedig ist zu kleinstädtisch, um sich zu verbergen, in Paris oder London ginge so etwas vielleicht. Die Fürstin und ich können einen Skandal also selbst unter Anwendung der äußersten Vorsicht nicht hindern, weil andere ihn wollen! Ich habe dies der Fürstin geschrieben, und mit blutendem Herzen hinzufügen müssen, ob wir da noch einige Wochen mit dem Wiedersehen warten wollen, so furchtbar schwer es uns auch wird, und ich erwarte mit Todesangst die Antwort! Ich kann aber doch nicht anders handeln, nachdem ich habe einsehen müssen, daß die Heirath unmöglich ist — Sie und mein Vater haben Recht, ich darf die Fürstin jetzt nicht aufs neue compromittieren, das könnte ich nur auf mich nehmen, wenn die Heirath die bestimmte Folge wäre: die liegt aber doch nicht in meiner Macht, und wenn das wäre, so kann ich das Leben meiner Eltern nicht aufs Spiel setzen, das ist der schwerste Grund dagegen! Mein Vater hat mir erklärt, wenn ich absolut nach Venedig reisen wollte, so würde er mitreisen, ihm läge an mir und an der Verhinderung der Heirath mehr als am ganzen Reich, seinen Geschäften und dem Rest seines Lebens — allein ließe er mich auf keinen Fall reisen, da wolle er selbst mit der Fürstin sprechen.

Das ist ja aber doch etwas Unmögliches, denken Sie das nur, malen Sie Sich das einmal mit allen Folgen aus, so weit darf ich es um der Fürstin selbst willen doch nicht kommen lassen, das wäre schrecklich für sie! — Ich habe ihr dies auch geschrieben; ich wundere mich nur, daß ich noch nicht den Verstand verloren habe, mir wirbelt alles im Kopf und Herzen, und ich fühle mich oft wie ein ganz Gelähmter gar zu elend! — Mehr will ich Ihnen aber nicht vorklagen, das wäre ein schlechter Dank für Ihre guten Briefe — es ist ja auch schon mehr als genug, um ein Menschenherz zu zerbrechen! Wie lange ich es noch aushalte, weiß ich nicht, bald wird es aber zu viel — ich verstehe jetzt in meiner Seele, wie den Leuten zu Mut war, die früher von 4 Pferden auseinandergerissen wurden. — Nochmals herzlichsten Dank für all Ihre treue Teilnahme. Gott lohn' sie Ihnen!

In steter Treue Ihr H. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herbert Bismarck an mich

Berlin, 8. Mai 81.

Mein lieber Phili,

Ihren lieben Brief vom 6t. erhielt ich heut früh, und es rührt mich sehr, wie Sie immer denken, mir zu helfen, und welchen treuen Antheil Sie an meinem Elend nehmen, ich möchte Ihnen so recht von Herzen dafür danken, wie ein Brief das doch nicht ausdrücken kann! Ich überlege mir alles immer genau, was Sie mir schreiben — soviel ich das überhaupt noch vermag! Aber einen Ausweg aus meiner Situation gibt es nicht, wenigstens keinen, den *ich* einschlagen könnte, das würde nur die arme Fürstin vermögen, wenn sie gesund und ruhig wäre, und sich von der Überzeugung befreien würde, daß die Zeitungsartikel sie auf ewig so kompromittiert und unmöglich gemacht hätten, daß keine anständige Frau jemals zu ihr kommen würde. So schreibt sie selbst, und sieht die Befreiung aus dieser sie drückenden Lage nur in einer Heirath! Ich habe ihr geschrieben, daß mein Vater die Macht und den Willen hätte, eine solche zu verhindern — Alles, was Ihnen mein letzter Brief sagte, und noch eingehender! Mich haben diese Unterredungen mit meinem Vater so umgeworfen, daß ich zu Allem unfähig bin, ich könnte jetzt nie mehr auch nur einen Tag glücklich werden. Darauf käme es mir aber nicht an, *könnte* ich die Heirath durchsetzen, so würde ich einfach thun, was die Fürstin will — ich bin mit meinem Streben und meiner Kraft zu Ende!

Daß ich mit der Fürstin Reisen mache, ohne mit ihr verheiratet zu sein, ist meinem Gefühl widersprechend, nachdem sie jetzt als geschiedene Frau eine viel delikatere Stellung hat als sonst: ich würde mir dabei vor mir selber unehrlich vorkommen, *dann* wäre die Fürstin allerdings überall unmöglich und so kompromittiert, daß sie sich nicht mehr sehen lassen könnte — ich könnte das denn, was *mich* betrifft, aber erst recht nicht — *wie* soll ich *ihr* und *mir* das zumuten, *denken Sie* sich doch in die Lage, und wie hoch die Frau einem steht, für die man so fühlt, und *wie* einen da jeder schiefe Blick eines Dritten ins Herz treffen muß. — Das würde mich zu Mord und Todtschlag treiben, und *ich* würde womöglich dabei noch unglücklicher wie jetzt! Nein, ich habe nur den einen Wunsch, nach der körperlichen Auflösung, ich fühle mich auch körperlich matt, elend und schmerzbehaftet — der Gedanke, daß es bald zu Ende gehen kann, tröstet mich! Nach Venedig kann ich jetzt nicht, ich schrieb das der Fürstin, die Gründe wissen Sie aus meinem letzten Brief — sie sind unerbittlich! *Hoffentlich* gelingt es mir, auf Ende Mai die Fürstin an einem anderen Ort, im Gebirge in der Nähe, zu treffen, denn ich wünsche so dringend, mit ihr zu sprechen. Einen neuen Zeitungsskandal kann ich wegen *meines* Namens aber nicht entstehen lassen, wenn die Fürstin auch schreibt, das wäre nun egal, und eher nützlich, um die Heirath zu erzwingen. Ich will aber meinen Namen, den ich nicht allein trage, nicht noch einmal so in die Öffentlichkeit bringen, und mich lieber gleich selbst tödten, als das wieder erleben! — Wie die Zukunft für mich sich unter diesen Verhältnissen gestalten kann, ist mir absolut unklar, ich bin es selber, aber *das* Bewußtsein ist stärker als selbst meine Lebenskraft, daß es Sachen gibt, die ich um keinen Preis thue. Stände ich allein, so wäre das etwas anderes — ich *kann* Ihnen nicht Alles schreiben, mir fehlt die Fähigkeit zum logischen Denken und zum Redigieren! — Wollte Gott, daß Sie Recht hätten mit Ihrer Beurtheilung des Characters der armen Frau, daß sie sich nur nicht selber das Leben nimmt, das wäre ja zu entsetzlich. Die letzte Nachricht, die ich von ihr hatte (vom 4ten c.) wiederholte mir Alles Frühere, was ich Ihnen bereits geschrieben habe — wenigstens war sie darnach aber nicht krank. Ich sehe nur das Eine jetzt, daß die Reise meines Vaters nach Venedig unmöglich ist, und daß ich also einstweilen hierbleiben muß, denn allein läßt er mich nicht reisen. Weiter kann ich nicht denken. — Verzeihen Sie diesen trostlosen und konfusen Brief — ich kann aber nicht anders schreiben, und wollte Ihnen doch gern antworten und besonders für Ihre freundlichen Worte danken. Ob ich noch lange

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schreibfähig bleibe, vermag ich nicht einmal zu ermessen — ich bin von allen Seiten zu Schanden gehetzt, und so todmüde. Gott helfe mir, damit will ich schließen. Leben Sie wohl, lieber Phili, in treuer Freundschaft Ihr H. B.

Herbert Bismarck an mich Berlin, 13. Mai 81.

Mein lieber Phili,

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Brief von vorgestern und für das so theilnehmende Interesse, welches Sie mir fortgesetzt zuwenden. Daß die Fürstin Ihren Brief mißverstanden haben sollte, wenn er so war, wie Sie schreiben, glaube ich gewiß nicht, die arme Frau ist nur selbst so gequält und muthlos, weil sie ja weiß, wie verzweifelt die Lage für mich ist, und daß sie mir doch nicht helfen kann, so gern sie es möchte. Da ist sie wohl nicht im Stande, andere Briefe zu beantworten. Wenn Sie ihr aber noch einmal schreiben wollten, nur Freundliches, wie Sie das so herzlich können, und ihr Muth zusprechen für die Zukunft, ohne dieselbe mit irgend einem Wort weiter zu berühren, so würden Sie ihr Freude machen und mir einen großen Gefallen thun. Ich weiß es ja von mir selbst, wie grenzenlos traurig ihr zu Muth sein muß, und wie man da dankbar ist für jedes Zeichen wahren freundschaftlichen Gedenkens, selbst wenn es nur ein kurzer Brief ist.

Die Entscheidung ganz hinausschieben bis zum Winter war deshalb nicht möglich, weil die Fürstin glaubte, es thäte nichts und wäre eher nützlich für unsere Wünsche, wenn jetzt ein neuer Zeitungsskandal käme, und mir deshalb rieth, mit meinem vollen Namen nach Venedig zu kommen. Da nun aber, wenn meine Eltern die Sache in 10 Monaten (wo die Heirath gesetzlich möglich sein würde) ebenso ansehen wie jetzt, die Erwägung derselben nur Tod und Unglück nach allen Seiten bringen würde, so war es meine Pflicht, der Fürstin zu sagen, wie schrecklich es sein würde, wenn sie jetzt aufs Neue durch mich kompromittiert würde, und die Heirath nicht darauf folgen könnte. Ich hätte Unrecht gethan, und es auch nie über mich gewonnen, der Fürstin etwas anderes zu sagen, als ich denke und voraus sehe: thäte ich das nicht, so würde sie den festen Glauben behalten, daß wir uns in dem nächsten Winter heirathen werden, und würde sich mit Recht von mir abwenden, wenn ich dann erst kurz vorher sagte, „es geht nicht". Und ich fürchte doch, daß es so kommt, wenn sich ja auch mein Vater ändern könnte! Ich hätte so gewünscht, daß mein Vater und die Fürstin sich näher kennten oder jetzt sich besprechen könnten, da würde er ganz anders von ihr denken, so weiß er nicht, welch edles Herz und welche treue Liebe sie hat und beurtheilt sie ganz falsch, und das ist mir sehr schwer! Die Fürstin schrieb mir, so reizend und rührend wie immer, daß wir dann bis in den Juni mit dem Wiedersehen warten wollen, sie wolle nur mich von der Qual befreien, die der Widerstand meines Vaters und der innere Zwiespalt über mich brächten, sie wollte sich aufgeben, denn an ihr läge ja nichts! Das ist ja furchtbar für mich, zu helfen ist mir aber nicht. Die Heirath kann ich nicht um den Preis des Unterganges meiner Eltern herbeiführen, und mit dem Gefühl, die arme, kranke Frau um deswillen allein zu lassen, ist mir der Gedanke an ein Weiterleben unmöglich, das muß mich ja aufreiben. — Interessen habe ich keine sonst, und ohne die ist das Leben eben am Ende.

Sie sagen, ich sollte nur das Bewußtsein der Pflicht nicht verlieren — aber wo liegt die? Mir scheint, daß, stände ich allein, darüber kein Zweifel sein könnte, und muß die Pflicht nicht immer die gleiche bleiben, ob man Familie hat oder nicht? Nachdem die Fürstin jahrelang mit mir in Gerede gewesen, und jetzt durch Zeitungen und böswillige wie ungeschickte Verwandte mit mir auf das Äußerste kompromittiert wird, halte ich es für Ehrenpflicht, sie zu heirathen, selbst wenn mein Gefühl erloschen wäre. Mein Vater bestreitet das, ich kann es aber nicht anders empfinden, und habe die weitere Empfindung, daß ich mein Ehrgefühl Preis geben soll, um meiner Eltern willen! Wie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soll man das zu überleben vermögen! — Jedenfalls danke ich Ihnen aber von g a n z e m Herzen für Ihre treue, wohlthuende Freundschaft, und sollte ich Sie nie mehr wiedersehen, so wissen Sie, daß Sie mir viel Gutes gethan haben, und das ist das beste Andenken. — In steter Treue Ihr H. B.

Herbert Bismarck an mich

Berlin, 20. Mai 1881.

Mein lieber Phili,

Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 16t. c. Es ist so gut von Ihnen, daß Sie mir so eingehend auf Alles schreiben, was ich Ihnen aus meinem gepreßten Herzen kundthue!

Daß ich Sie s e h r gern wiedersehen möchte, um Ihnen doch zu sagen, wie viel mir die wahre Theilnahme werth ist, die Sie mir bezeugen, können Sie Sich wohl denken — was ich Ihnen neulich darüber schrieb, war von dem Gefühl eingegeben, daß es mit mir doch nicht mehr lange dauern kann. Nach meiner innersten Überzeugung wäre es das Beste, was mir widerfahren könnte, wenn ich von der täglichen, nagenden Qual des Lebens befreit würde — denn Hülfe gibt es für mich nicht! Es ist ja gewiß wahr, daß jeder an seinem Schicksal selber schuld ist, ich bin mir darüber sehr klar geworden, was nutzt das aber, da man die Uhr des Lebens nicht um einige Jahre zurückstellen kann! Mir ist nicht im Innern zu Muth, wie einem schwer Verwundeten, den die Zeit noch einmal heilen kann, sondern wie jemandem, dem das Rückgrat gebrochen ist, und den selbst die wohlwollendsten Ärzte nur mit Bedauern, aber im Gefühl, daß nichts zu machen ist, betrachten können. Ich habe nur den Wunsch, die Fürstin noch einmal wiederzusehn. Vor Mitte Juni wird das jetzt nicht tunlich sein, und die Fürstin ist damit einverstanden: da ich aber vorher sehe, daß die Emotion des Wiedersehens bei meinen zerrissenen Nerven mir doch sehr nahe gehen wird, und ich der Fürstin nicht den Kummer anthun möchte, daß sie mir gleich ansieht, wie gebrochen ich auch körperlich bin, so ist es wohl besser, ich gehe 10 bis 14 Tage vorher in eine einsame Gegend mit frischer Luft, um wenigstens für meine eigenen Nerven etwas Halt zu gewinnen. So fahre ich vielleicht Ende d. M. in den Schwarzwald, und Mitte Juni nach Venedig. Was später aus mir wird, wer weiß das? Wenn ich dann wieder zurück soll, und die arme Frau g a n z allein lassen, wie soll ich da über den Abschied und die Trennung hinwegkommen — ist das Kreuz gebrochen, so kann man so schweres nicht mehr tragen! Die Götzen will Mitte Juni fort aus Venedig, da ist dann kein Mensch bei der Fürstin! Ich hatte ihr geschrieben, daß alle von den Wenigen, mit denen ich über die Reise gesprochen, mir gesagt hätten, ich dürfte j e t z t nicht mit meinem vollen Namen nach Venedig, das würde einen neuen furchtbaren Skandal geben, den ich nicht auf mich nehmen könnte. Sie antwortete darauf, wenn ich es gern wollte, so könnten wir das Wiedersehen ja etwas hinausschieben, einen anderen Grund gäbe es dafür aber nicht, denn sie sei durch den ersten Skandal so kompromittiert, daß an ihrem Ruf doch nichts mehr zu verderben sei, und sie begriffe nicht, wie irgend jemand darüber anders denken könne. Sie hat mir so ergreifend und gut über alles geschrieben und auch gesagt, da ich wegen des Heirathsgedankens hier so gequält würde, wollte sie mir nur sagen, daß sie das nicht mit ansehen könne, und viel lieber selbst zu Grunde gehen wollte, als auf der Heirath bestehen, wenn ich deshalb so viel leiden müßte! — Ich muß das alles mit der Fürstin besprechen, ich bin so abgehetzt, daß ich nicht einmal mehr klar zu schreiben vermag. Glück zu empfinden bin ich nicht mehr fähig, die letzten 8 Wochen sind wie ein sorgenvolles Menschenalter über mich hinweggegangen, ich bin ganz gebeugt und so müde! — Ihnen danke ich aber immer von Neuem für alle Ihre treue Freundschaft, und wenn ich das noch einmal mündlich thun kann, so wird mir das eine große Freude sein!

In steter Treue Ihr H. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In seinem Brief vom 20. Mai 1881 aus Berlin schreibt mir Herbert Bismarck, daß er beabsichtige, die Fürstin „noch einmal wiederzusehen". Er will sich nun durch 10 bis 14 Tage in einem Luftkurort kräftigen, ehe er zu ihr fährt, ehe er ihr sagt, daß die Ehe mit ihm nicht zustande kommen könne — weil er seinen Eltern nicht das Herz brechen wolle und dürfe.

Dieses Wiedersehen aber erfolgte nicht. Vier Wochen später, nachdem inzwischen ein sehr ernstes Gespräch zwischen Herbert und mir stattgefunden hatte, in dem ich ihm die Unmöglichkeit nochmals klargemacht hatte, sich von seinen Eltern zu trennen, schreibt er mir den unten folgenden, tief ergreifenden Brief aus Berlin vom 22. Juni 1881. Die Schilderungen seiner Qualen sind erschütternd. Er sagt darin: „Sie (die Fürstin Elisabeth) hat, wie ich jetzt sehe, sicher darauf gerechnet, daß ich um ihretwillen mit meinen Eltern brechen würde."

Das hat, so wie ich die Fürstin kenne, diese selbstbewußte, stets siegesgewisse Frau allerdings geglaubt, und als sie sich getäuscht sah, stolz ihrerseits mit ihm gebrochen, ihn, ohne ein Wort weiter an ihn zu richten, dem ganzen Jammer preisgegeben, den seine Zeilen vom 22. Juni an mich atmen.

Sie sah nunmehr in ihm nur noch den Mann, der nicht den Mut besessen hatte, die Frau, die er liebte, gegen Hölle und Teufel sich zu erringen. Es kam ein Zug von Verachtung über sie: kein Wort, kein Brief, kein Gruß mehr an diesen Mann — wenn sie auch fast an Liebe starb.

Elisabeth war nicht mit demselben Maß zu messen wie die Mehrheit der Frauen. Nur darin war sie eine Frau wie die andern, daß sie sich die realen Hemmnisse nicht völlig klar machte, die Herbert wie mit eisernen Klammern gefangen hielten.

Seinem Vater standen, um seinen Willen durchzusetzen, Machtmittel zur Verfügung wie niemand anderem. Die Drohung, daß der große Bismarck, sobald er erfahren würde, Herbert reise nach Venedig, sich seinerseits auch dorthin begeben werde — und daß damit die ganze Welt in einen Heiterkeitssturm versetzt werden würde —, war durchaus kein leeres Wort. Der ganzen Welt hatte er seinen Willen aufgezwungen — und Herbert gegenüber sollte es nicht gelingen? Lächerlichkeit ist in der Welt das stärkste Zwangsmittel. Er wußte ganz genau, daß ihn Herbert niemals in eine solche Lage versetzen werde. Herbert vermochte auch nicht wie ein anderer Liebhaber dem bösen Vater ein Schnippchen zu schlagen. Welchem Vater standen, wie dem Fürsten, alle Detektivs der Welt zur Verfügung, um jeden Schritt des Sohnes zu überwachen?

Und außer diesen Waffen führte der große Vater noch andere bei sich — gleichfalls sehr reale, vielleicht die realsten für diesen Fall: er war der Begründer der großen Majorate — ein Federstrich genügte, um sie seinem zweiten Sohne Bill zuzuwenden. Herbert erwähnt auch dieses in seinen Briefen an mich. Durch diesen Akt aber wäre die materielle Zukunft Herberts auf das äußerste bedroht, während die Gegenwart durch eine begrenzte jährliche Zuwendung seitens des Vaters dem jungen Paare größte Beschränkung auferlegt haben würde, der sich zu beugen Fürstin Elisabeth sehr schwer, kaum in der Lage gewesen wäre. Sie war ihr Leben lang gewohnt, sich keinerlei Beschränkungen in ihrer Lebensführung aufzuerlegen. Wie sollte sie, die Eleganteste, plötzlich sparsam werden?

Das alles waren Daumenschrauben sehr realer Art, über die der alte grimme Fürst verfügte und die Herberts schreckliche moralische Not in jenen Tagen, als stark körperliche Gespenster nebenherflatternd, begleiteten.

Über diese Fragen war Elisabeth sich nicht völlig klar — Herbert um so mehr. Er befand sich in einer Lage als Liebhaber, wie kaum jemals ein anderer Sohn, und das verstand Elisabeth nicht. Das „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar", war ein Vers, der nicht in ihrer Literaturgeschichte stand. Doch selbst wenn sie für diesen „Raum" ein gewisses Verständnis gehabt hätte, so

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde sie die Lage dennoch nur als ein Versagen Herberts, oder gar als eine Art Auflehnung gegen die Allmacht ihrer Liebe, als ein Zeichen, daß Herbert ihr, „der Liebe Königin", nicht absolut untertänig sei, betrachtet haben.

Und nur in dieser Form ist die Liebe Elisabeths zu bewerten. Wenn sie Herbert schrieb: „daß sie ihn freigeben wolle wenn er um sie so schwer zu leiden habe", so war dieses — wie ich Elisabeths Wesen zu kennen glaube — in diesem Fall nur ein neuer, vielleicht verzweiflungsvoller Angelwurf. Herberts Liebe war eben doch wert, jedes Mittel anzuwenden, um dieselbe sich zu erhalten — und dieser „edle Verzicht" war allerdings auch ein edler Köder.

Doch er versagte — und nun trat der Stolz in sein Recht, der in ihr eine gewaltige Rolle spielte von Jugend an.

Am 17. Juli 1881 schrieb mir Herbert: „Ich habe seit fünf Wochen garnichts von ihr gehört." Er sollte auch noch weitere fünf Wochen nichts von ihr hören — überhaupt nichts mehr. Es war aus!

Herbert besaß nicht diejenige Liebe für sie, die sie erwartet hatte, die sie verlangte. Das war ihre Anschauung der Lage — eine Enttäuschung. Ich möchte sogar fast annehmen, daß sich so etwas wie Haß in dieses herrschende Frauenherz während jener fünf Wochen geschoben hatte. Etwas, das zu verstehen Herbert nicht imstande war.

So verstand er es denn zunächst nicht, daß es nun wirklich aus sei, wenn er nicht auf Sturmesflügeln nach Venedig eilte, Vater und Mutter, die öffentliche Meinung ganz Europas brüskieren wollte. Das aber konnte er nicht. Und darum war es tatsächlich aus: kein Brief mehr, kein Gruß — auf Umwegen nur Nachrichten von dritten Personen, „daß es der Fürstin gut ginge; sie sei gesund, das venetianische Klima bekäme ihr ausgezeichnet. Viel Gondelfahrten — auch Besuch und Verkehr" — und wie schnitten dem einsam gewordenen Herbert diese konventionellen Nachrichten in das blutende Herz!

Zu Anfang dieser quälenden, furchtbaren Zeit war es, da mir Herbert die hier folgenden Briefe vom 22. Juni und 17. Juli 1881 schrieb. Dann schwiegen wir beide von diesem großen Liebesleid, wie von einem traurigen Begräbnis. Wozu auch an Wunden rühren, die vernarben sollen?

Berlin, 22. Juni.

Mein lieber Phili, Ihren guten Brief habe ich gestern mit herzlichem Danke erhalten und es rührt mich wirklich tief, daß Sie Sich mit mir und meinem Elend so freundschaftlich beschäftigen. Glauben Sie aber nicht, daß ich irgendeine Bitterkeit gegen andere empfinde, am allerwenigsten gegen die arme Fürstin, höchstens gegen mich selbst! Das mag wohl die schlimmste sein, denn die ist durch nichts auszulöschen, ihre Wirkung läßt eine kranke und morsche Stelle zurück, mag sie auch äußerlich überkleidet werden, wenn man zu langem Leben verdammt ist!

Unsere letzten Gespräche, so sehr sie mich auch innerlich angegriffen, haben mir doch wenigstens zu einer gewissen Klarheit verholfen, und es hat mir wohlgethan, daß Sie mich durch so viele Stunden hindurch so bereitwillig und gut angehört haben! In meiner Seele ist aber doch nicht nur das Gefühl finsterer Leere, sondern das viel peinigendere des konstanten Vorwurfes, der nicht stirbt, zurückgeblieben, daß ich mich in früheren Zeiten hätte anders benehmen müssen! — Was nutzt es da, sich zehnmal zu sagen, daß die Macht der Verhältnisse zu stark war, daß man es nicht gekonnt hat, wie es Recht gewesen wäre, weil man sich im Kampf mit der menschlichen Schwachheit so schwer von derselben frei machen kann! Das sagt einem ja Alles nichts, es ist beliebiges Wortgeklingel, wenn man selbst das volle Maß des Elends durchkostet, in dem man fast untersinkt, und den Menschen unglücklich sieht, für dessen Glück man Alles mit tausend Freuden auf sich nehmen und hingeben möchte!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich leide unter dem alles niederdrückenden Bewußtsein, ein Vertrauen getäuscht zu haben, das nun einmal in mich gesetzt war, und das ich doch also auch ins Leben gerufen haben muß! Ich thue es ja nicht aus eigener Entschließung, denn das wäre mir ganz unmöglich selbst gegen den geringsten Menschen: ich habe, so viel an mir lag, niemals jemanden im Stich gelassen, der mir vertraut hat, das widerstrebt meinem Charakter, und mag es die kleinste Sache und meinen Diener oder Tagelöhner betreffend sein, immer habe ich vor mir selbst das Bedürfnis, das in mich gesetzte Vertrauen nicht zu betrügen. Ich kann nichts vergessen, weder mir noch anderen, und daß ich gerade hier, wo mir alles daran lag, in unmögliche Situationen gebracht bin und auf das Härteste mich gezwungen sehe, anders zu handeln, als die arme Fürstin es nun schließlich erwartet hatte, das macht mich bitter und trocken im Herzen! Ich kenne die Fürstin mit ihrem feinen, stolzen Gefühl ja so gut, wie sonst wohl niemand, und begreife es deshalb vollkommen, daß sie jetzt so gut zu mir spricht, wie sie es thut! Darum wird es mir aber doch nicht weniger schwer, nein, viel mehr, daß ich mir immer sagen muß, es hätte dahin nicht kommen dürfen, und es muß mein Verschulden sein, daß es geschehen ist! Nur mich selbst klage ich an, ich bin mir zuwider, und fühle auch, wie die ursprünglich in mich gelegte Kraft, die schon seit vielen Jahren durch die Aussicht auf das Ende, wie es jetzt weit trüber als alles Vorgefühl es ahnen konnte, gekommen ist, untergraben wurde, im vollen Zusammenbrechen ist. Die Fürstin kannte mich gewiß so gut, wie irgend jemand, sie hat aber von mir Anderes erwartet, als ich zu leisten imstande war, sie hat, wie ich es jetzt sehe, sicher darauf gerechnet, daß ich um ihretwillen mit meinen guten, alternden Eltern brechen und das Herzeleid nicht achten und empfinden würde, das dann dadurch geschehe, wenn ich mit ihr vereint wäre. Das habe ich aber nicht gekonnt und würde es nie können, und diese Hoffnung, dies Vertrauen, das sie in mich gesetzt hat, habe ich täuschen müssen! Wie schrecklich das auf mir lastet, wenn ich mir vorstelle, wie die Fürstin jetzt leben wird, wie unglücklich sie sein wird, das läßt sich gar nicht sagen! Und daß es mir noch weit schwerer ist, wenn die Fürstin jetzt wirklich glauben sollte, sie hätte alles in der betrogenen Hoffnung auf mich und nur deshalb geopfert, das ist wohl natürlich! Ich werde ja niemals, so lange ich noch mein gebrochenes Leben tragen muß, anders als mit lauter Liebe an die arme Fürstin denken, wie ich es immer gethan und bewiesen habe. Was mir einmal ins Herz gedrungen ist, verwächst damit und bleibt darin, so lange das Leben währt: ich bin nicht leicht zugänglich, dazu kenne ich zu viel von der Welt und den kleinlichen Regungen, denen fast alle Menschen in Selbstsucht folgen. Um so unheilbarer ist solche Wunde, welche durch das gleichzeitige Einsetzen zweier Gegensätze gerissen ist, die mir beide bis in den letzten Grund des Herzens greifen konnten, für die es keine Schranke hatte: — mein Vater und diese liebe, arme Frau! — Sie haben genug von mir gehört, um mich zu verstehen, und es ist mir ein Trost, daß Sie das thun, nachdem ich so offen mit Ihnen gesprochen habe. Sie verstehen auch die Fürstin, deshalb that ich es so gern, denn das thut hier niemand, es wird in meiner Familie nur als selbstverständlich betrachtet, daß ich sie und mich opfere, und das quält mich sehr, fände ich nur irgend ein Verständnis für das jahrelange und jetzt so schwere Unglück der Fürstin, wie ich es erkenne, so hätte ich darin wenigstens einen Halt gehabt! Jetzt „bin ich allein mit meinem Leid“ wie das arme, zu Grunde gegangene Wesen in Ihrem traurigen und so ergreifenden Unkenliede!

Leben Sie wohl nun, mein lieber Phili, ich muß abbrechen, sonst höre ich garnicht auf mit Schreiben, und Sie haben selbst genug Schweres zu tragen, als daß ich Sie noch trüber stimmen sollte! In steter Treue Ihr H. B.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kissingen, 17. Juli 81.

Mein lieber Phili,

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Brief und für alles was Sie mir darin schreiben. Es hat mich sehr gefreut, daß Sie Sich in München wohl zu fühlen scheinen, möchte es Ihnen dort immer sehr gut gehen; die Aussicht Ihres Besuches in Kissingen ist mir eine große Freude — vielleicht paßt es Ihnen auch am besten, Sich als Geschäftsträger bei meinem Vater zu präsentieren, wenn Werthern seinen Urlaub angetreten hat: er schrieb mir heute, daß er in acht Tagen durch Kissingen kommen und uns hier besuchen wollte. Wie ich auch von Werthern hörte, haben Sie eine Villa in Leoni gemiethet — so nehme ich an, daß Ihre Frau wohl schon im nächsten Monat zu Ihnen kommen wird? Bis Mitte Oktober ist es immer wunderschön am Starnberger See, und ich hoffe, daß Ihnen die frische Luft auch recht gut thun würde.

Was Sie mir von der Fürstin schreiben, ist mir sehr nahe gegangen, ich habe seit 5 Wochen garnichts von ihr gehört, und kann ja auch nicht mehr auf Nachricht hoffen: meine Gedanken gehen aber doch immer den Weg dahin, fruchtlos und hoffnungslos traurig — mir ist so dumpf und stumpf in der Seele, wie sollte das auch anders sein — der Rest des Lebens liegt vor mir wie eine endlose sandige Pappelallee in flacher Gegend, ich wate darin weiter trotz aller Müdigkeit, wenn ich auch genau absehe, daß es immer so bleiben wird, wie jetzt — aber wenn ich damit aufhöre und stillstehe, bleibt es ebenso, da folge ich dem mechanischen Schritt, so lange ich es aushalte. Ich suche möglichst viel zu arbeiten, aber das nimmt mich doch nicht ganz in Anspruch, es ist auch im Grunde immer dasselbe, viel Mühe, noch mehr Widerwärtigkeiten und am meisten Ekel vor der crapule von Menschengeschmeiß, mit der man sich herumschlagen muß oder die man leiten soll. Mein Vater hat wirklich recht, wenn er im Gefühl der Ermattung und Amtsmüdigkeit sagt „Ich bin es müde, Schweine zu treiben".

Ich lebe mit ihm ganz allein, fast den ganzen Tag bin ich selbst mein einziger Gesellschafter — das ist noch das Beste an dem hiesigen Aufenthalt. Nur zu Tisch haben wir gewöhnlich einige Herren, unter denen sich mitunter ein angenehmer Gast befindet.

Daß Sie sich bemüht haben, die Fürstin wieder in Berührung mit alten Bekannten zu bringen, die ihr doch vielleicht von Nutzen und in ihrer schwierigen Lage behülflich sein können, danke ich Ihnen sehr. Ob die Leute es aber nachher auch ausführen, was sie sich vielleicht in einem Moment von épanchement vornehmen, ist eine andere Frage. Von Frauen glaube ich das eigentlich weniger, als von Männern, sie werden doch zu egoistisch, wenn sie nicht sehr edel angelegt sind, sobald sie in ein gewisses Alter kommen. Haben sie ein glückliches Familienleben, so werden sie es für die Glieder desselben mit — fehlt ihnen das, so verdorrt das Herz und die Eigenliebe tritt an seine Stelle: das ist leider menschlich. — Wenn die Gräfin Danckelmann[7]) davon eine Ausnahme machen sollte, so würde mich das gerade in diesem speziellen Fall sehr freuen — daß sie viele gute Eigenschaften hat, glaube ich gern.

Werden Sie Zeit finden, Ihre liebenswürdige Absicht eines Besuches meiner Mutter in Kreuth auszuführen? sie würde sich sehr darüber freuen! Falls Sie dazu kommen wollten, bleiben Sie die Nacht vorher wohl am besten in Tegernsee — in einem Tage hin und herzufahren, ist es doch zu weit und in Kreuth ist schwerlich Unterkommen.

Mit meinem nochmaligen herzlichen Dank für Ihren Brief und in der Hoffnung, Sie bald zu sehen bleibe ich in treuer Freundschaft Ihr H. Bismarck.

[7]) Gräfin Hertha Danckelmann, geb. Gräfin Moltke, eine Verwandte des Verfassers.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich befand mich bei den Kämpfen, von denen die vorstehenden Briefe berichten, in einem qualvollen Dilemma. Riet ich Herbert, an Elisabeth festzuhalten, so trat der Bruch mit seinem Vater und der völlige Zusammenbruch beider, des Vaters und des Sohnes, unfehlbar ein. Wenn der Gründer des Deutschen Reiches jetzt schon an Herbert erklärt hatte, daß ihm an dem ganzen Deutschen Reich nichts gelegen sei, wenn diese furchtbare Frage sich nicht löse, und wenn er von einer körperlichen Krise in die andere fiel, so stand ich tatsächlich vor einer schlimmen Verantwortlichkeit.

Herbert, der völlig die Nerven verloren hatte, sah in mir den Einzigen, der ihm den rechten Weg in seiner Not weisen werde. Was sollte ich tun? Denn Elisabeth hatte ihr Leben auf die eine Karte „Herbert" gesetzt. Sie liebte ihn glühend, hatte sich um seinetwillen scheiden lassen und sah einer traurigen Zukunft, von den Menschen schadenfroh verhöhnt und als „unmöglich" qualifiziert, entgegen. Ich hatte ihr immer gute Freundschaft bewahrt — sie hoffte auf meine Hilfe. Schließlich spitzte sich die Lage zur Entscheidung zu, als Herbert nach Venedig fahren wollte, um noch einmal mit Elisabeth Rat zu halten.

Da ich allen Ernstes für das Leben des Fürsten fürchten mußte, dessen Gesundheit immer schwankender und dessen Seelenzustand immer unbegreiflicher wurde, so konnte ich als die günstigste Wendung in dem Fall der Heirat Herbert-Elisabeth nur noch den Rücktritt des Kanzlers von allen Geschäften und seine Übersiedlung nach Friedrichsruh für das Ende seines Lebens ins Auge fassen. Beides Ereignisse von so schwerwiegender Bedeutung, daß ich mich zu dem qualvollen Entschluß aufraffte, Herbert eindringlich auf seine Pflichten gegen seinen Vater, mit denen die Pflichten gegen sein Vaterland in unlösbarem Zusammenhang standen, hinzuweisen — auf das Opfer, das ein jeder dem Vaterlande zu bringen habe, wenn dieses es erheischte.

Ich mußte allerdings gewaltsam meiner Empfindung einen Zaum anlegen. Denn es spräche nicht gegen Vernunft und Gebrauch, daß ein Vater sich von seinem Sohne trennt, wenn dieser eine Person von der Straße heiratet, wohl aber, wenn der Vater seinen mündigen, dreißig Jahre alten Sohn zwingt, die Frau aufzugeben, die er liebt, weil sie sich scheiden ließ, oder gar weil sie eine Hatzfeldt aus dem Hause Trachenberg ist.

Ich lenkte jedoch meine Gedanken von dieser väterlichen Gewalttat ab, weil ich nach Abwägung der traurigen Ereignisse reflektieren mußte, daß auch ich die Pflicht hatte, das Vaterland über persönliche Empfindungen zu stellen, über alle Freundschaft, über Sympathie, die ich diesem Liebesbunde so warm entgegengetragen hätte — ich tat meine Pflicht mit blutendem Herzen!

* * *

Ich lege nun die stummen und doch so beredten Zeugen einer vergangenen Freundschaft wehmütig aus der Hand.

Das Bild Herberts steht im Geiste vor mir, als er diesen härtesten Kampf seines Lebens kämpfte, unterliegend in der Erdrosselung durch die gewaltige Hand des Vaters, und doch siegend in dem Bewußtsein, den Heros dem Vaterlande in ungebeugter Kraft erhalten zu haben.

Herberts Feinde — und er hatte deren genug! — haben ihm einen Strick aus seinem Verhalten gegenüber der unglücklichen Frau drehen wollen. Ein gewisser Ehrenkodex, aus dem die Pythia mit Gardelitzen und Generalsepauletten ihre Sprüche schöpft, hatte versucht, den Mann zu verdächtigen, der „unfair" einer Frau gegenüber gehandelt haben sollte — und der doch nur ein Opfer war. Ein Opfer seiner Liebe, ein Opfer seiner kindlichen Pflichterfüllung. Die Presse hatte dazu die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üblichen Kommentare geschrieben, die mir ebenso bekannt sind, wie die Sprüche der Pythia mit den Generalsepauletten.

Die Zeit mit ihren dröhnenden Schritten ging über alles hin, doch Herbert blieb nicht derjenige, welcher er gewesen war. Zu tief hatte dieser Kampf ihn verwundet. Er kränkelte Jahre hindurch. Die Menschenverachtung, die bisher nicht seinen frischen, schönen Lebensmut zu stören vermochte, nahm völlig Besitz von ihm. Es war bisweilen erschütternd, die tiefen Furchen zu sehen, die der Pflug der Verachtung in seinem Innern gezogen hatte. Auf dem Boden des vernichteten Jugendglückes, wie es seine letzten, hier mitgeteilten Briefe zeigten, schoß die Giftpflanze eines unüberwindlichen Mißtrauens in erschreckende Blüten [8]). Und verwunderlich war diese Entwicklung nicht. Niemals ist mir in meinem Leben die Niedrigkeit der Menschen in widerlicherer Form entgegengetreten, als im Verkehr alter und gereifter Staatsmänner und Beamten mit dem jugendlichen Herbert. Vor der Macht eines Kaisers und Königs ist eine solche Erscheinung zu gewöhnlich, um noch aufzufallen. Diesem Nimbus ist der Fernerstehende selten gewachsen. Aber vor dem Sohn Bismarcks begann schon, als er Knabe war, das jämmerliche Kriechen des Menschengewürmes.

Wenn sich die „Bismarckschen Jungens" plötzlich mit einem vornehmen antichambrierenden Gaste einschlossen und lachend die Schlüssel zum Fenster hinauswarfen, oder sich auf die beiseite gestellten neuen Zylinderhüte der Exzellenzen setzten, so fanden die Gäste diese Scherze „reizend, entzückend". Der Vater achtete nicht darauf, er bemerkte es kaum. Die nur zu gütige Mutter lachte.

Je mehr nun, nach der häuslichen Katastrophe, der Kanzler, ermüdet und kränklich, Berlin mied, um so schneller wuchs Herbert zu dem mächtigsten Faktor der Wilhelmstraße heran. Seine Gesundheit war nicht mehr die alte, seine Nerven sehr erregt. Man zitterte vor ihm, und hohnlachend sprach er mir einst davon. Wir frühstückten allein miteinander im Kaiserhof zu Berlin. Ich fragte ihn wörtlich: „Lieber Herbert, ist es eigentlich Ihre Absicht, sich Feinde zu machen?"

„Wie meinen Sie das?" sagte er und sah mich mit seinen schönen Augen erstaunt an.

„Bin ich denn der Erste, der Ihnen sagt, daß Sie sich durch Ihre wegwerfende, hochfahrende Art andauernd neue Feinde machen?"

„Allerdings!" sagte er lachend.

„Nun, meine gute Absicht kennen Sie. Ich füge noch hinzu, daß es für Sie und Ihren Vater gefährlich ist, wenn Sie nicht anfangen, die Flöte zu blasen statt der Posaune."

„Das kann ich nicht!" stieß er plötzlich heftig hervor.

„Und warum nicht?"

„Alter Phili," sagte er und legte mir die Hand auf den Arm, „ich kann mich nicht mehr ändern. Die grenzenlose Menschenverachtung, den Ekel vor dem Pack, mit dem man regieren soll, werde ich nicht mehr los. Mit Empfindung erreicht man nichts," sagte er dann lachend und bitter zugleich, „die Menschen wollen getreten sein, wenn sie arbeiten sollen. Glauben Sie, daß die Menschen fleißig aus innerem Bedürfnis sind, und daß man fremden Leuten Eindruck durch Höflichkeit macht?" Ich erwiderte ihm, was ich auf diese Ansichten zu erwidern für richtig hielt. Aber den Sohn des größten Mannes, den wir besaßen, verantwortlich für seine Denkungsweise zu machen, vermochte ich nicht. Denn es ist auch ein Schicksal, Göttersohn zu sein — und Herbert trug die Last der zerstörten Glückshoffnung noch dazu.

[8]) In einem Briefe Bernhards von Bülow an den Verfasser vom 31. August 1881 heißt es: „Ich fand Herbert sehr sympathisch und nett, aber wie verändert seit drei Jahren!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Na, prost, alter Phili", sagte er darauf und stieß so freundlich und warmherzig mit mir an, daß mir ganz weh davon wurde. Es hieß ja doch nichts anderes als: „Ich kann es nicht ändern — und so bleibt es."

Und so blieb es auch.

Hat der große Vater einen Fehler begangen, oder nicht, als er dem Sohn das Jugendglück zerstörte?

Ein Mann, der die Fürstin Elisabeth genau kannte, wie ich, neigt der Ansicht zu, daß es ein Fehler war. Denn mit der Zerstörung seines größten Glücksgedankens wurde der Sohn nicht nur in unüberwindliche Selbstvorwürfe getrieben, sondern es m u ß t e auch der Pessimismus und die Menschenverachtung in der einst so frohen und sonnigen Natur zu einer Entwicklung gebracht werden, die ihre Zukunft dauernd schädigte.

Der Fürst hat auch durch die von ihm verschuldete Wendung im Charakter Herberts tiefer in sein eigenes Schicksal eingegriffen, als er damals ahnte, da die Wogen des Schmerzes, der Sorge und der eigenen Leidenschaft hochgingen.

Die Schwierigkeiten, welche durch die fast ständige Abwesenheit des alten Fürsten von Berlin während der letzten Jahre seiner Amtsführung entstanden, wurden in nicht geringem Maße durch die harte Eigenwilligkeit, zu der sich der Charakter Herberts nach den hier geschilderten Kämpfen entwickelte, vermehrt. Sein Selbstbewußtsein wuchs mit der größeren Selbständigkeit, die ihm die Abwesenheit des Vaters gewährte. Dieses Selbstbewußtsein, ohne das Korrektiv der feinen Seiten des universellen väterlichen Geistes, steigerte sich zu Formen, die verletzten und Gegensätze schufen. Hierfür war Herbert blind geworden. Auch insofern, als er übersah, daß bei dem Temperament des jugendlichen Kaisers der häufige, ja andauernde Verkehr mit dem Kanzler eine zwingende Notwendigkeit war, wenn man nicht Gegensätzen entgegentreiben sollte, die zu den Ereignissen führten, welche jetzt der Geschichte angehören.

Die Fürstin Elisabeth aber liebte Herbert aus tiefster Seele. Sie war eine reiche, begabte Natur. Schön, eitel, wie meist schöne Frauen sind, doch zu genial beanlagt, um der Eitelkeit zu unterliegen. Voll glühenden Interesses für die Kunst. Ungewöhnlich musikalisch. Ein stolzer, vornehmer Charakter, der durch eine s e h r h a r t e Lebensschule im Vaterhause gegangen war, wo die unerquicklichsten Familienverhältnisse herrschten.

Ich zweifele nicht, daß sie an Herberts Seite dem Gatten Glück gebracht haben würde, wenn sie auch niemals in Herberts Elternhaus den Ton der uneleganten Schlichtheit getroffen haben würde, der hier herrschte. Denn internationale Gepflogenheiten des Verkehrs waren in diesem Kreise nicht zu finden. Der Hauch provinzieller Landedelleute aus kleiner Begüterung ist niemals aus dem Salon Bismarck gewichen. Darum trug der ganze Familienkreis den Stempel der Echtheit. Mochte man an dem Wesen dieses Kreises Geschmack finden oder nicht: Niemand wird ihm den Vorzug des Echten und Unverfälschten abstreiten können.

* * *

Die Aufgabe, welche ich mir in dieser „Erinnerung" gestellt hatte, dürfte erfüllt sein. So schließe ich denn meine Betrachtungen mit dem wehmütigen Gedanken an den letzten Händedruck, den wir, die alten Freunde, in diesem Leben miteinander austauschten.

Es war am 2. August 1898. Ich hatte Herbert seit jenem ernsten Zwiegespräch bei erfolgter Entlassung des Fürsten 1890 nicht mehr gesehen. Jetzt standen wir am Sarg des großen Toten, bei der Trauerfeier in Friedrichsruh, wohin ich als Begleiter Kaiser Wilhelms in beschleunigter Fahrt von Norwegen aus auf die Todesnachricht hin geeilt war.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unser Händedruck war, ohne daß wir ein Wort sprachen, gewechselt worden. Empfand Herbert Bitterkeit dabei? Vielleicht gar Neid? Ich hoffe: nein! Aber ich wünschte, er hätte in mein Herz blicken können, als ich einige Minuten später mit dem Kaiser im Sonderzug davonrollte.

* * *

„Nicht träumen sollt ihr euer Leben, erleben sollt ihr, was ihr träumt!" Diese Worte, die mir Elisabeth Hatzfeldt einst ins Stammbuch schrieb, klingen mir jetzt wie ein Hohn auf ihr eigenes Leben, das sie wahrlich nicht nur verträumt hatte: eine Fürstenkrone und ein Palais in Berlin hatte sie erlebt. Aber was sie sich erträumte, ging darüber noch hinaus. Mit ihrer heißen Liebe zu Herbert wollte sie einst auch Fürstin Bismarck heißen und noch über das Grab des harten alten Mannes hinaus triumphieren, daß sie den großen Kanzler besiegt habe, sie, die Einzige auf der Erde.

Nun aber lebte sie einsam in einem alten Palast in Venedig. Die Scheidung von dem Fürsten von Carolath-Beuthen war schon im April 1881 erfolgt; nichts hätte ihrer Vermählung mit Herbert Bismarck im Wege gestanden. Aber Herbert war nicht gekommen! So fuhr sie nun in die Lagunen hinaus — und immer noch wirkte ihre Schönheit auf die Insassen der vorübergleitenden Gondeln, wenn sie, zurückgelehnt gegen die schwarzen Kissen, von ihren Gondolieren in der schwarz-goldenen Hatzfeldtschen Livree gerudert, über die stille See blickte, auf der im Abendgold die Stadt wie ein Traumbild schwebte. Träumend von ihrem Lebenstraum, der eben doch auch nur ein Traum war — und kein Leben.

Dreiunddreißig Jahre lebte sie in dem alten Palazzo der Lagunenstadt, bis sie der Tod aus dem seltsamen Erlebnis, das ihr Leben gewesen war, befreite. Sie starb im Januar 1914.

Die Haltung und der leidenschaftliche Kampf des großen Kanzlers wird schwer Verständnis finden. Es liegt auch mir der Gedanke näher, daß ein Vater sich dem geliebten Sohne opferte, als daß der Sohn sein Lebensglück, das er ein Recht hat, nicht Unrecht zu nennen, dem Vater opfert. Leidenschaften des Herzens sind bisweilen stärker als ideale Begriffe und allgemein feststehende Grundsätze.

Der alte Bismarck sagte zu Herbert: „Was ist mir Deutschland, wenn du mir das antust!" Der arme Herbert aber sollte sich sagen, was ich ihm sagte: „Das Vaterland über alles!"

Ich neige noch heute bisweilen dazu, mir darüber Vorwürfe zu machen, und es liegt deshalb nahe, daß ich nach einer Erklärung für das Unerklärliche der Haltung des Kanzlers in der Krise Herbert-Elisabeth suche.

Ein Genius wird immer eine problematische Natur bleiben, und man wird häufig in widerspruchsvollen Handlungen desselben vergeblich nach der Ursache suchen, weil sich diese oft erst viel später als logische Handlung enthüllt. Häufig aber bleiben sowohl Ursachen als Wirkungen der Handlungen impulsiver, genialer Naturen selbst dem feinsten Beobachter dauernd verschlossen.

Es erfüllt mich in treuem Gedenken an meinen einstigen Freund Herbert mit Genugtuung, daß er — elf Jahre nach der Katastrophe von 1881 — im Jahre 1892 eine Ehe schloß, in der er volle Befriedigung fand. Am 21. Juni des genannten Jahres heiratete er in Wien — wenn auch unter politischen Konvulsionen, die die Anwesenheit seines Vaters hervorrief — die Gräfin Margarethe Hoyos. Sie schenkte ihm drei Söhne und zwei Töchter und würde ihm das denkbar glücklichste, friedvollste Leben bereitet haben, wenn ihn nicht der giftige Hauch unbefriedigter politischer Leidenschaft, bis zu seinem Tode im Jahre 1904 beunruhigt und gequält hätte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der letzte Kampf

Von

Peter Weber

Frankreich träumt seit Jahrhunderten einen verhängnisvollen Traum, den Traum, zum Erben des Imperium romanum berufen zu sein, zum machtpolitischen Beherrscher des alten Kontinents, zum Träger und Vorkämpfer der lateinischen Kultur. Dieser Wahn einer Berufung oder Schicksalsbestimmung hat Frankreich zu einer dauernden Gefahr für die natürliche und gesunde Entwicklung Europas gemacht. Dieser Wahn hat eine Blutspur durch ganz Europa gezogen, hat Millionen durch das Schwert, durch Gewalt, Hunger und Bedrückung gemordet. Aber aus der Blut- und Gewaltsaat ist nur Unheil aufgewachsen. Die Entwicklung Europas wurde immer wieder gehemmt und zurückgeworfen, wurde immer wieder auf ungesunde, unnatürliche Grundlagen gestellt. Was Generationen bauten und schufen, wurde von diesem Wahn immer wieder niedergerissen.

Das Hauptkampffeld war das Rheinland und ist es heute noch. Im Rheinland will Frankreich die „Europa bedrohende Gefahr des Pangermanismus" besiegen. Am Rhein wollte es immer und will es heute noch machtpolitisch und geistig den alten „limes romanus" wieder aufrichten. Machtpolitisch ist ihm das verschiedene Male im Laufe der letzten Jahrhunderte gelungen, geistig-kulturell gelang es ihm nie. Darum konnte die Herrschaft Frankreichs am Rhein nie von Dauer sein, wird sie auch nie von Dauer sein können. Der Glaube Frankreichs, zum politischen und geistigen Führer Europas berufen zu sein, ist ein Irrglaube. Der Glaube an die Weltmission der lateinischen Kultur ist Phantasterei. Es mögen vielleicht einmal früher geistige Führer an diese Berufung geglaubt haben, heute ist all das nichts als Phrase, Stimulans für die Massen, Maske für brutale, bedenkenlose Eroberungssucht. Nichts anderes als Eroberergeist ist es gewesen, der von Ludwig XIV., von Richelieu, Mazarin an immer wieder die wahnbefangenen Massen nach dem Rhein trieb. Heute aber glaubt selbst die Masse diesen Phrasen nicht mehr, sondern bekennt sich mit den politischen Führern zu einer offenen Raub- und Ausbeutungspolitik.

Lassen wir einen Franzosen, der wie selten einer seine Landsleute richtig einschätzte, sprechen, den Historiographen des französischen Kriegsministeriums, Camille Rousset. Unter dem bezeichnenden Titel: „L'esprit de conquête en France" (Histoire de Louvois, Paris 1865, III, 224) gibt er folgende Charakteristik seiner Landsleute:

„Kein Volk seit den Zeiten der Römer strebt so leidenschaftlich nach Eroberungen wie das unsere. Ob sie gerecht oder ungerecht, vernünftig oder töricht, nützlich oder schädlich sind, ist ihm ganz gleichgültig. Solche Überlegungen liebt es nicht, und wer sie macht, gilt in seinen Augen als ein Miesmacher ohne Temperament, Seelengröße und Vaterlandsliebe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie die Unterworfenen über die Eroberung und die Eroberer denken, darüber macht es sich keinen Augenblick Sorge; denn es zweifelt nicht daran, daß jeder stolz ist, ihm anzugehören. Da es eine hohe Meinung von sich selbst hat, von der Überlegenheit seines Genies, seiner Einrichtungen und seiner Bräuche, und da es gleichzeitig umgänglich und edelmütig ist, so will es nur andere an seinen eigenen Vorteilen teilnehmen lassen. Nur deshalb unterwirft es seine Nachbarn, weil es ihr Bestes will.

Was fremde Völker und seine Nebenbuhler darüber denken, darüber beunruhigt es sich noch weniger, aus Geringschätzung und Hochmut; es gefällt ihm, gefürchtet zu sein, und Drohungen schrecken es nicht. Bei einer Eroberung sieht es nur den Erfolg des Augenblicks, sein vergrößertes Gebiet und seinen befriedigten Stolz.

An die Zukunft denkt es niemals; wenn seine Eroberungen Krieg verursachen, sieht es am Ende des Krieges nur Triumph und neue Eroberungen. Es ist einfach unfähig, von vornherein an Wechselfälle des Glücks, an Rückschläge, an Vergeltung, an Minderung seiner Macht zu denken, oder daran, daß sein eigener Boden besetzt, ausgeplündert, durch das Schwert zerstückelt werden könne.

Die Geschichte lehrt, daß es immer bereitwillig mit Fürsten, Ministern oder Generälen geht, die seine Grenzen vorgeschoben und seine Macht erweitert haben. Es ist unerbittlich gegen die, die unterlagen, die zurückweichen und ein Stück eroberten Bodens preisgeben mußten, und es ist bestenfalls gleichgültig gegenüber den Friedlichen, unter denen das Land blieb, was es war, und weder verkleinert noch vergrößert wurde. Und selbst diejenigen, die diese Eroberungssucht tadeln wollen: sie haben gut reden; sie sind Kinder desselben Volkes, teilen seine Leidenschaft und seine Schwächen, glühen in demselben Fieber und empfinden wie die Kriegssüchtigen die Freude an Vergrößerung des Landes und die Gemütserregung der Eroberung."

Camille Rousset idealisiert, er kann gar nicht anders. Auch er teilte als Kind desselben Volkes „seine Leidenschaft und Schwächen", auch er glühte in demselben „Fieber". Es ging der „ritterlichen" Nation nie allein um die „Ehre der Eroberung". Sie wußte stets die Reichtümer der eroberten Länder in höchst realer Weise auszubeuten. Aber immerhin, Ideale und Idole sind ihr nicht abzusprechen.

Der Franzose von heute jedoch ist nicht mehr der Franzose von ehedem, nicht mehr der Kämpfer der Revolution und napoleonischen Feldzüge. Von dem Helden, dessen Ritterlichkeit einst sprichwörtlich war, der an eine Berufung glaubte, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf der Weltbühne streiten zu müssen, ist nichts übrig geblieben als der Komödiant. Er bietet einen widerlichen Anblick in der Maske und Rolle von damals.

Fort mit der Maske! Fort mit der Komödie des „Friedensvertrags" und der „gerechten Reparationsforderungen". Eroberung ist das Ziel, der Raub des Rheinlandes. Wie seit Jahrhunderten. Aber was in den damaligen Zeiten schon als Raub und Raubversuch bezeichnet wurde, ist heute mehr, unendlich verbrecherischer. Damals war Deutschland ein geographischer Begriff. Länder und Völker wechselten Fürsten und Staatszugehörigkeit. Ganze Staaten wurden geteilt. Die Ländergrenzen waren beweglich, machten nicht Halt vor den völkischen Grenzen. Das Recht des Stärkeren, des Siegers, herrschte im Kleinen wie im Großen. Aber auch das Recht der überlegenen Kultur, die sich von dem militärisch und staatlich Stärkeren aus kolonisatorisch auszuwirken suchte. Die deutsche Kultur am Rhein aber war der französischen niemals unterlegen. Hier gab es niemals etwas zu kolonisieren für Frankreich. Hier konnten ein Ludwig XIV., ein Napoleon nur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erobern, nur mit dem Recht des Stärkeren, nicht dem einer überlegenen Kultur, Land an sich reißen. Die kulturelle und völkische Grenze lag fest, seit Jahrhunderten. Es war dieselbe Grenze wie heute. Selbst die Romanisierungsarbeit der Franzosen im Elsaß bis 1871 hat diese Grenzlinie um keinen Strich verrücken können. Das ganze linke Rheinufer war deutsch und blieb deutsch. Kein Wechsel der Staatszugehörigkeit, keine Gewaltherrschaft vermochte daran etwas zu ändern.

Inzwischen aber ist aus dem geographischen Begriff der Nationalstaat Deutschland geworden, ist aus allen deutschen Ländern und Ländchen ein einiges Deutsches Reich erstanden. Diese Einheit des Reiches gemeinsam mit der Entwicklung zur Industrialisierung hat alles deutsche Land zu einem großen, gemeinsamen Ganzen geschweißt. Daraus Stücke herausreißen heißt heute das Leben des ganzen Volkes und Reiches morden.

Es gibt heute in Europa nichts mehr zu „erobern". Am allerwenigsten am Rhein. Vier Jahre schon dauert die „Kulturarbeit", der geistige Eroberungsfeldzug Frankreichs am Rhein. Aber immer noch nicht haben die „Rheinfranken" ihre keltische Seele entdecken können. Wohl aber haben sie entdeckt, wie sehr sie bis in die letzte Faser ihres Herzens deutsch sind. Nicht lieben, sondern hassen haben sie gelernt. Für Maurice Barrès und sein „Génie du Rhin" haben sie kein Verständnis, nur Verachtung für dieses Komödiantentum *).

Und hellsichtig sind die Rheinländer geworden. Sie wissen, am Rhein entscheidet sich heute das Schicksal Frankreichs. Und das Schicksal Deutschlands. Sie wissen, zum letzten Male wird um den Rhein gerungen. Die Rheinländer sehen den Niedergang der Volkskraft Frankreichs. Sie sehen das letzte Ziel der französischen Politik, das über die Machtpolitik von heute hinausgeht: daß aus dem Schoße der rheinischen Frauen einmal — in zwei bis drei Generationen — junge Franzosen geboren werden. Blutzufuhr, Blutauffrischung, Menschengewinn! Und die Rheinländer lachen. Niemals werden ihre Kinder, was auch kommen möge, französischen Geist mit der Muttermilch trinken, nur Haß und abermals Haß!

Durch schwere Not- und Leidenszeiten wird der Eroberergeist Frankreichs die besetzten Gebiete und ganz Deutschland treiben. Man wußte das im Rheinland, ehe es in Berlin geahnt wurde. Die „Erfüllung" mochte bis zur Zerrüttung der deutschen Wirtschaft, bis zum Hungern des ganzen Volkes gehen — die Gewaltpläne Frankreichs konnte keine Erfüllung aufhalten. Diese körperliche und seelische Zermürbung war in die Berechnung der französischen Politik eingestellt. Adrian Dariac braucht nicht erst in seinem berüchtigten Geheimbericht zu versichern, die rheinische Bevölkerung sei ziemlich „knetbar" (malléable), „um Entscheidungen der Gewalt hinzunehmen". Die Rheinländer sahen voraus, was kommen mußte und jetzt gekommen ist. Hätte man auf sie, besonders auf die rheinisch-westfälischen Wirtschaftsführer, gehört, die Stunde und Kraft des deutschen Widerstandes wäre vorbereitet und besser fundamentiert worden. Es gab genug Rufende in der Wüste der deutschen Außen- und Innenpolitik.

Es ist noch nicht lange her, da „entdeckte" die deutsche Presse — durch den Geheimbericht Dariacs — die Ruhrpläne Frankreichs. Man prägte die Formel: „Das französische Erz will die Ruhrkohle", und glaubte den Ruhreinfall genügend motiviert. Nun, Frankreich will einiges mehr: es will die rheinisch-westfälischen Hoch-

*) Wir weisen bei dieser Gelegenheit noch einmal mit stärkstem Nachdruck auf die Schrift von Ernst Bertram „Rheingenius und Génie du Rhin" (Bonn, Friedrich Cohen) hin, in der ein Rheinländer als ein wahrhaft geistiger Mensch mit der verlogenen Pseudogeistigkeit Barrès' in überlegenster Weise abrechnet. Das glänzend geschriebene Zeugnis echten deutschen Geistes verdient die größte Verbreitung.

Die Schriftleitung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öfen und Walzwerke, da die Zahl der französischen in keinem Verhältnis zu seiner Erzförderung steht. Es will die rheinisch-westfälischen Verfeinerungsanlagen für die lothringischen Halbfabrikate, denn diese Anlagen fehlen in Lothringen. Es will die deutsche Industrie gleichzeitig verhindern, sich für die lothringischen Erze und Halbzeuge von anderswoher Ersatz zu schaffen.

Aber all das liegt noch an der Peripherie der französischen Pläne. Die eigentlichen treibenden Gründe liegen tiefer. Es fehlt Frankreich die eigenwüchsige Kraft, den industriellen Machtzuwachs, den es sich im Versailler Vertrag erzwungen, auszunutzen, einzugliedern, umzustellen und auszubauen.

Was ist aus der lothringischen Eisenindustrie geworden? Das erste und zweite „Friedensjahr" lag sie fast still. Dann gelang es, etwas mehr als die Hälfte der Hochöfen in Gang zu bringen. Und das nur mit Hilfe der billigen Reparationskohle. Der Weltmarkt aber ist gar nicht in der Lage, all die Halbfabrikate aufzunehmen, selbst nicht zu Schleuderpreisen. Eine eigene Verfeinerungsindustrie aber fehlt und — das ist das Entscheidende — Frankreich ist unfähig, eine solche zu schaffen. Es ist nicht einmal fähig, die durch die Annexion Elsaß-Lothringens bedeutend vergrößerte Eisenindustrie richtig auszunutzen. Ein paar Zahlen: 1913 betrug die französische Roheisenproduktion 5,1 Millionen Tonnen, 1922 erreichte sie einschließlich der lothringischen nur 4,9 Millionen Tonnen. Auch die Erzeugung von Rohstahl und Stahlguß vermochte 1922 mit 4 365 000 Tonnen die Produktion von 1913 nicht zu erreichen. Noch ein paar schlagende Zahlen. Adrian Dariac setzt sie seinen Landsleuten vor. Vor dem Kriege haben Lothringen, Frankreich, Algerien und Tunis normalerweise 45 Millionen Tonnen Eisenerz produziert — gegenwärtig verarbeiten sie hiervon — 9 Millionen Tonnen. Und der Grund? Nicht der Mangel an Ruhrkoks, wie der Annexionist Dariac seinen Landsleuten aufpeitschend sagt, sondern Unfähigkeit, Mangel an schöpferischen und organisatorischen Fähigkeiten! Nicht der Koks fehlt, die Köpfe fehlen!

Die führenden Politiker und Industriellen haben das erkannt. Sie suchen dem Mangel abzuhelfen — durch neue Eroberungen, durch eine zwangsweise Einbeziehung der rheinisch-westfälischen Industrie mit ihren Führern und Ingenieuren in die französische Industriemacht. Hier die französischen Gedankengänge. Es hatte sich vor dem Kriege über die Staatsgrenzen hinaus, in den Grenzgebieten zwischen Deutschland und Frankreich, rechts und links über Rhein und Maas hinausgreifend, von Basel bis Antwerpen ein gewaltiges Wirtschaftsgebiet mit engsten Beziehungen und Verflechtungen gebildet. Umfassend: Rheinland-Westfalen, Elsaß-Lothringen, das Saargebiet, das luxemburgische, nordfranzösische, sowie das belgische Industriegebiet. Die planende, gestaltende, vorwärtstreibende, organisierende Kraft kam aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Der Krieg, und erst recht der „Frieden", zerriß dieses wirtschaftlich-industrielle Gefüge, indem es Deutschland fast die ganze Erzproduktion nahm. Kohle und Hochöfen aber verblieben ihm. Frankreichs industrielle Fähigkeit vermag den Raub nicht zu bewältigen. Nun will die französische Politik die zerrissenen Zusammenhänge wiederherstellen, indem es Rheinland-Westfalen mit Gewalt an sich zu bringen sucht. Und damit auch die deutschen Industrieführer und Ingenieure, die allein fähig sind, die Wirtschaft in Gang und Blüte zu bringen.

Welche Ungeheuerlichkeit das ist, welche Widernatürlichkeit darin liegt, sieht Adrien Dariac ganz klar, wenn er schreibt: „Die Zahlen der gesamten französischen Produktion vor dem Kriege können auch nicht entfernt verglichen werden mit den Wirtschaftserträgnissen des Ruhrgebietes, obwohl dessen Ausdehnung nicht einmal der eines kleinen französischen Departements gleichkommt." Aber das stört ihn nicht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Also Eroberung von lebendigen Menschen zur Auffüllung des absterbenden Volkes und einfache Annexion der geistigen Führerkräfte. Damit wäre auch die macht- und wirtschaftspolitische Beherrschung Europas gesichert, der Traum vom Erbe des Imperium Romanum erfüllt. Der Plan ist zu verführerisch und erscheint so einfach und leicht. En avant! Gloire!

Es gab einmal eine kurze Spanne Zeit, da glaubte man aufatmen, glaubte man einige Hoffnung fassen zu dürfen. Das war, als Stinnes das bekannte Lieferungsabkommen mit de Lubersac abschloß. Es schien, als ob hier über die pathologische Verranntheit und Kurzsichtigkeit der Regierungen hinweg die führenden Industriemänner der feindlichen Länder eine Politik der Vernunft und der wirtschaftlichen Notwendigkeiten durchsetzen wollten und könnten. Poincaré-la guerre hat diese Hoffnungen zerstört. Er will Stinnes und die anderen Industrieführer samt ihren Werken „beschlagnahmen". Die Vernunft in Frankreich ist fürs erste an die Wand gedrückt. Die hohe Politik entscheidet. Sie wird nicht von den Nordfranzosen, den Industrieleuten gemacht, denen eine Verständigung auf Grundlage der Gleichberechtigung als die einzige Möglichkeit erscheint, aus den unmöglichen Zuständen herauszukommen. Die Politik machen die Südfranzosen, die Fanatiker, die größenwahnsinnigen Va-banque-Spieler seit Jahrhunderten. Was haben sie zu verlieren?! Der Arbeiter, der Verdiener ist der Nordfranzose. Er will eine Politik des Möglichen, eine Politik der wirtschaftlichen Vernunft. Mit dem Instinkt des Selbsterhaltungstriebes spürt er die Verbundenheit seiner Lebensbedingungen mit denen der rheinisch-westfälischen Industrie, spürt er aber auch die Grenzen seiner Fähigkeit. Er weiß, nicht bei ihm, nicht in Frankreich kann die Führung liegen, sondern in Rheinland-Westfalen. Und das Gedeihen. Nicht gegen Deutschland, sondern mit Deutschland.

Ähnlich wie in Frankreich lag in Deutschland die politische Führung nicht in den Händen der Wirtschaftsmänner in Rheinland-Westfalen. Die Führung hatte der Norden, Preußen. Hier aber hat sich ein Wandel angebahnt. Heute, wo in Rheinland-Westfalen um die Grundlage der deutschen Existenz gerungen wird, geht die politische Führung zwangsläufig nach dem Westen, zu dem Hauptträger des Entscheidungskampfes. Und das ist gut so. Das Volk am Rhein kennt seinen westlichen Nachbarn seit Jahrhunderten. Es hat mit ihm gerungen auf Leben und Tod. Das Gesetz des Handelns, der Abwehr und — des Sieges liegt ihm im Blut. Ihm gehört die Führung, nach seinem Willen und seiner Weisung muß das übrige Deutschland in den Kampf eingreifen. Das ist die natürliche Ordnung der politischen Kräfte und in der politischen Leitung Deutschlands. Aus dem Westen kommt der Geist, der alle Stämme und Volksschichten zu einer wirklichen nationalen Einheit, zu einigem, geschlossenem Handeln zusammenschweißt.

In Rheinland-Westfalen denkt kein Mensch, keine Schicht an „Verhandlungen". Dort weiß man, daß alles Verhandeln immer zum Unglück, zur Knechtschaft geführt hat. Und dort kennt man die französische Gewaltherrschaft, dort weiß man, was dem Lande werden wird unter der Fronpeitsche der französischen Machthaber. Dort weiß man auch, daß alle „Intervention" von außen nur zum Unheil sein wird. Hart auf hart, Gewalt wider Gewalt — anders geht es nicht!

Im besetzten Gebiet verlangt man darum: die deutsche Abwehr muß verstärkt werden, muß die letzten Möglichkeiten ausnutzen. Vier Jahre Krieg, und noch mehr vier Jahre „Frieden" haben die körperlichen und seelischen Kräfte des deutschen Volkes zermürbt. Vier Jahre erbitterten inneren Kampfes haben einen Haß erzeugt, der wie ein fressend Feuer jeden Tag ausbrechen kann. Fremdes Gift fließt in den Adern des deutschen Volkes. Der Kampf muß darum mit allen Mitteln der Entscheidung entgegengetrieben werden. Ausruhen, Abwarten, das verhängnisvolle

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewöhnen an die Gewalt, eine Folge vierjähriger deutscher Politik ist Lebensgefahr. Immer kämpfen, erbittert kämpfen! Keine Atempause, weder den Franzosen noch uns. Jedes Zeichen von Müdigkeit und Verzweiflung ist Stärkung des Gegners. Kein Ausspähen nach fremder Hilfe! Denn diese Hoffnung ist Schwäche und erzeugt Schwäche.

Wer fragt: werden wir's schaffen? der gibt den Kampf verloren. Was uns bevorsteht, wenn wir nachgeben, das wissen wir: das Ende des Reiches, die Zerreißung Deutschlands, die Versklavung des ganzen deutschen Volkes. Rhein und Ruhrgebiet in Frankreichs Händen — und in dem Rest-Deutschland sind 20 Millionen Menschen zuviel. Sie müssen verhungern in den nächsten zwei Generationen. An den Grenzen im Osten und Süden sitzt der landhungrige Slawe und wartet darauf, einen Teil der Beute an sich zu reißen. Land will er, aber keine deutschen Menschen. Er wird sie in das hungernde Deutschland treiben.

Darum müssen wir kämpfen, opfern, wenn's nottut, bluten. Es geht uns ans Leben. Und wem es ans Leben geht, der wehrt sich, der fragt nicht, werd' ich's schaffen? Wir haben's geschafft, mehr als einmal, und werden es wieder schaffen, wenn wir wollen, wenn wir an unsere Kraft glauben und nicht wanken und nicht weichen. Was Soldaten und Kanonen! Wir sind 60 Millionen Menschen, die leben wollen.

Werksgemeinschaft

Von

Heinz Brauweiler

I

Die Revolution hat der politischen und gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterschaft einen gewaltigen Machtzuwachs gebracht, aber auf dem Wege zum sozialen Frieden sind wir kaum einen Schritt weiter gekommen. Dieses Urteil mag überraschen: man mag einwenden, daß die Arbeitsgemeinschaft einen wirklichen Friedensschluß zwischen Kapital und Arbeit bedeuten sollte, und daß die Spannung zwischen Unternehmerschaft und Arbeiterschaft vielerorts merklich nachgelassen habe. Indessen, die wirtschaftliche Scheinblüte und die volkswirtschaftliche Unvernunft der gegenwärtigen Wirtschaftsführung ermöglichen weiten Kreisen der Arbeiterschaft (wie auch der Unternehmerschaft) eine Lebenshaltung, die bei Wiederkehr geordneter staatlicher und privater Wirtschafts- und Finanzverhältnisse unmöglich aufrechterhalten werden kann — und dann erst kommt die kritische Zeit. Noch hat niemand zu behaupten gewagt, daß auch dann die Arbeitsgemeinschaft als Friedensinstrument wirksam bleiben könne, daß sie die Belastungsprobe durch den Zwang der „Verständigung" über den Lohnabbau aushalten werde. Es kommt hinzu, daß in weiten Kreisen der Arbeiterschaft schon heute das Vertrauen auf die Gewerkschaften, auf die Gewerkschaftsführer, auf die Gewerkschaftsarbeit und deren Erfolgmöglichkeiten erschüttert ist. Gewiß haben dabei das Vorbild der Sowjetrepublik, die Verheißungen des Kommunismus, die Ideen von der Diktatur des Proletariats und der Herrschaft der Arbeiterräte eine große Rolle gespielt. Aber man darf nicht verkennen, daß starke Kräfte des Idealismus und der Intelligenz in der Arbeiterschaft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

damit verbündet sind, daß es — menschlich und politisch — nicht nur nicht allgemein die schlechtesten, sondern zum Teil sehr wertvolle Elemente sind, die dem kommunistischen Programm vielleicht nicht ihren Glauben, aber ihren Willen schenken.

Mit dem feinen Gefühl für die Unterströmungen und unausgesprochenen Gefühlsregungen in der Volksseele, das ihn immer ausgezeichnet hat und seinen verhängnisvollen Einfluß erklären konnte, hatte der Abgeordnete Erzberger kurz vor seinem Tode das Schlagwort „Werksgemeinschaft" in die christlichen Arbeitermassen geworfen. Wie er die „Werksgemeinschaft" verstand, ein im Kopfe des Urhebers unreifes, in dem Versuche der Verwirklichung verhängnisvolles mixtum compositum aus „christlichem Solidarismus" und Syndikalismus, verdient nicht ausgeführt zu werden. Um so mehr muß das politische Moment beachtet werden: er fand enthusiastische Zustimmung weiter Arbeiterkreise, und er wandte sich mit Bedacht an die Kreise der katholischen Arbeitervereine, deren heimliche Rivalität mit den christlichen Gewerkschaften geschickt ausnutzend. Sein Kampfruf sollte antikapitalistisch klingen, er war in Wirklichkeit gedacht und wirkte auch so: antigewerkschaftlich. Die Bewegung ist mit Erzbergers Tode übrigens keineswegs zur Ruhe gekommen, unter Führung seines ehemaligen Sekretärs wirkt sie noch heute besonders in Westfalen — die aus den „Erzbergerbünden" hervorgegangene sog. „Ameisenpartei".

Ein großer Teil unserer Arbeiterschaft ist mit den Gewerkschaften unzufrieden, er will und erstrebt — um es kurz zu sagen — mehr, als die Gewerkschaftsbewegung geben kann.

Soweit dieses Mehr sich bezieht oder verwirklicht werden soll durch Sozialisierung, Kommunisierung, Räteherrschaft usw., ist es nicht allzu schwer, auch dem denkenden Arbeiter die Unvernunft und Unmöglichkeit klar zu machen. Er gibt das unumwunden zu, aber — er bleibt bei seiner Meinung. Und das zwingt die Erkenntnis auf, daß ein ungelöstes Problem im Hintergrunde steht.

Der Arbeiter ist, trotz allen Errungenschaften der Revolution und aller Machtstellung der politischen und gewerkschaftlichen Organisation seiner Klasse, unzufrieden, unbefriedigt. Was ihm fehlt — er selbst weiß es nicht zu sagen, er weiß nicht anzugeben, wie es ihm gegeben werden soll.

In den Gewerkschaften fühlt man es, daß die Gewerkschaftsaktion allein nicht genügt, um den Arbeiter mit seinem Schicksal auszusöhnen. In der sozialistischen Bewegung will man sich Hoffnungen machen auf die Zeit, wo die Erziehung zum Gemeinschaftsbewußtsein und die Verwirklichung des marxistischen Gesellschaftsideals aus jedem Volksgenossen einen idealgesinnten, pflichtbewußten Staatsdiener gemacht haben. Törichter Wahn, der an den Grenzen und Schwächen der menschlichen Natur vorbeisieht! Im christlichen Lager glaubt man, mit der Erziehung zur Berufspflicht und Berufsfreude zu dem ähnlichen Ergebnis zu gelangen. Eine Utopie, weil es niemals gelingen wird, die religiösen Kräfte im Durchschnittsmenschen so stark zur Geltung zu bringen; auch im christlichen Mittelalter war der Durchschnittsmensch viel weniger Tugendheld, als eine apologetische Geschichtsauffassung es hinstellen will. Man träumt davon, den „geisttötenden" Arbeitsprozeß des gegenwärtigen Wirtschaftsbetriebs in Fabrik und Maschinenbedienung usw. ändern oder erträglicher machen zu können; man vergißt, daß jede Berufsarbeit, zur Gewohnheit geworden und aus Zwang geübt, „geisttötend" werden kann, und daß letztlich und entscheidend bei der „geistigen" und handwerkerlichen Arbeit nicht anders als bei der Fabrikarbeit und „ungelernten" Arbeit es Pflichtbewußtsein und sittliche Berufsauffassung sind, die die Arbeit zum Wert, zur Ehre, zum sittlichen Verdienst machen. Man versucht, die Aktionskraft der gewerkschaftlichen Bewegung zu ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stärken durch Konsumvereine, Genossenschaften, Baugilden, Gewerkschaftsbanken, Verwaltung von Aktienbesitz — so wenig geleugnet werden darf, daß alle diese Anstrengungen nützlich und wertvoll sind, so wenig darf auf der andern Seite verkannt werden, daß sie gewerkschaftlich gedachte Kampfmittel sind, daß sie die Seele des einzelnen Arbeiters nicht berühren.

Es ist erfreulich, daß auch auf Unternehmerseite allgemach die Erkenntnis wächst, daß ein Mehr getan werden muß, als durch Anerkennung der Gewerkschaften, der Tarifverträge, der Arbeitsgemeinschaft, der Betriebsräte getan worden ist. Gewinnbeteiligung und Kapitalbeteiligung der Arbeiter durch Ermöglichung von Aktienerwerb werden empfohlen. So wenig ich den guten Willen verkenne, der darin sich äußert, so wenig ich mißachten will, wieviel „Umlernen" darin sich schon äußert — das genügt nicht. Über Gewinnbeteiligung lacht heute jeder Arbeiter, der die Zahlen der Dividende mit seinen Lohneinnahmen vergleicht, und im Angebot eines kleinen Teils von Aktien sieht er „weiße Salbe". Er denkt und empfindet viel zu sehr solidarisch mit seinen Kameraden und seiner Klasse — und das soll man ihm zur Ehre anrechnen — als daß er sich damit zufrieden geben könnte, daß einzelne ihre Lage vielleicht verbessern können, während die Gesamtheit nichts davon hat.

Es muß mehr geschehen!

II

Was den sozialen Frieden verhindert, was den Arbeiter quält, das ist seine Klassenlage, richtiger: sein Bewußtsein der Klassenlage. Das dämonische Genie des Karl Marx hat dies richtig gefühlt und darauf seine Politik aufgebaut. Noch wichtiger ist die Erkenntnis, daß die gesamte Gewerkschaftsbewegung ohne Unterschied ihrer Denomination auf der Klassenlage, dem Klassenbewußtsein, der Klassenkampfaufgabe gegründet ist. Damit ist nichts gesagt gegen ihre Verdienste und gegen ihre historische Notwendigkeit, auch nicht gegen ihre Notwendigkeit in der jetzigen Zeit. Wohl aber ist damit in Frage gestellt und soll in Frage gestellt werden ihre dauernde Notwendigkeit und ihr dauernder Wert. (Wohlgemerkt: der spezifischen Gewerkschaftsbewegung des gegenwärtigen Charakters; findet eine innere Umbildung statt, so macht es natürlich nichts aus, ob der Name beibehalten wird. Es ist eines der wichtigsten soziologischen Gesetze, daß die Aufgabe den Geist und Charakter der sozialen Gruppe formt.)

Die Gewerkschaftsbewegung wollte dem Arbeiter helfen, und sie hat ihm viel geholfen. Was aber ist der tiefste Sinn der Arbeiterbewegung, was will der Arbeiter im tiefsten Grunde seines Herzens?

Er will sein Menschenrecht, er will ein freier Mensch sein, er will als freier Mensch anerkannt werden, er will für sich und seine Familie eine sichere und selbständige Existenz, er will ein Eigentum, das ihm diese Existenz sichert, er will einen Beruf, er will eine Heimat.

Worte, die selbstverständlich klingen — aber weiß man auch, was sie bedeuten?

Es hat große Irrungen verursacht, daß man in den Gesellenverbänden des späteren Mittelalters, die nach Aufgaben und Kampfmitteln in der Tat kaum einen Unterschied gegenüber den modernen Gewerkschaften zeigen, Gebilde gesehen hat, die zur Wirtschaftsverfassung und zum deutschrechtlichen Wirtschaftsrecht des Mittelalters gehören. In Wahrheit tauchte erst, als das Zunftwesen in die Zeit des Verfalls kam, was mit der Stockung in dem Aufblühen und Wachstum der Städte zeitlich und ursächlich in Zusammenhang steht, die Handwerksgesellenfrage auf, der Streit zwischen den Zünften und den Gesellenverbänden, das Problem des Arbeitsrechts und der Lohnarbeiterklasse. Solange das alte deutsche Recht galt und die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechtsschöpferische Kraft des deutschen Volkes tätig war, gab es keinen „freien Lohnvertrag“ und keine an den Auswüchsen herumkurierende „Sozialpolitik“, sondern eine Wirtschaftsverfassung, die der Arbeit den Vorrang sicherte vor dem „Rechte“ des Kapitals und dem Arbeiter, nach gehöriger Ausbildung und Erprobung (Lehrzeit und Gesellenzeit) die Anwartschaft gab, als Meister wirtschaftlich selbständig zu werden.

Es gibt heute Ideologen, die Fabrik und Großbetrieb verpönen wollen und die Rückkehr zur Handwerksverfassung predigen, weil nur dadurch das Ideal — das durchaus berechtigt ist — verwirklicht werden könne, daß jeder Wirtschaftstätige zur Selbständigkeit gelangen müsse. Für uns ist es kein Zweifel, daß die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens mit ihrer Tendenz zur Maschine, zum Großbetrieb und zur Vergesellschaftung der Unternehmungsform nicht allein nicht rückgängig gemacht werden kann, sondern noch weitere Steigerung erfahren wird. Der Privatbesitz, das Privateigentum an den Mitteln und Erzeugnissen des Betriebs tritt immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem gesellschaftlichen Besitz. Dies bedeutet für den Arbeiter, daß auch für ihn eine Aussicht, zu Privatbesitz und Privateigentum an der Basis und den Ergebnissen seiner wirtschaftlichen Tätigkeit zu kommen, nicht besteht. Bedeutet dies aber auch, daß seine jetzige Lage unabänderlich ist?

„Selbständigkeit“ ist ein relativer Begriff. Es ist vergeblich, die Zustände zurückrufen zu wollen, wo Selbständigkeit gleichbedeutend war mit der Vereinigung von Arbeit und Besitz der Produktionsmittel in derselben Person, und wo jeder tüchtige und fleißige Geselle Meister werden konnte. Die unterdes eingetretene Entwicklung hat die Selbständigwerdung in jener alten Form zur Unmöglichkeit und überdies die Selbständigkeit des alten Sinnes oft zur Maskerade einer größeren Unselbständigkeit gemacht als die ist, in der mancher Lohnarbeiter lebt. „Selbständigkeit“ kann und muß deshalb heute etwas anderes bedeuten, nämlich eine derartige Sicherung der Arbeits- und Lebensstellung, daß ihr Inhaber sich als ein freies und notwendiges, freudig und verantwortlich mitwirkendes Glied in der Volksgemeinschaft fühlen kann. Die Momente der materiellen Sicherung brauchen heute nicht im privaten Sachbesitz zu liegen, sondern liegen vielmehr in der rechtlichen Eingliederung in die Volkswirtschaft.

Dieselbe wirtschaftliche Entwicklung, welche die „Selbständigkeit“ des alten Sinnes für die Wirtschaftstätigen größtenteils vernichtet hat, hat zugleich für ihre neue Form die Wege und Möglichkeiten eröffnet in der Entpersönlichung, der Vergesellschaftung der Unternehmungsform. Je mehr der Privatbesitz an den wirtschaftlichen Unternehmungen zurücktritt, je mehr die Unternehmung als solche selbständiges Vermögenssubjekt wird und die Beziehungen der Privaten zu ihr in die Gestalt der gesellschaftlichen Beteiligung übergehen, um so stärker treten die neuen Möglichkeiten hervor, bei der Verteilung dieser Anteile bzw. der diesen heute vorbehaltenen Rechte neben dem Faktor des Kapitals den Faktor der Arbeit als gleichberechtigt zu berücksichtigen. So können neue und wahrhafte Selbständigkeiten der Arbeits- und Lebensstellung geschaffen werden.

Ist es nötig zu versichern, daß diese Selbständigkeiten nicht schon dadurch geschaffen sind, indem den Arbeitern etliche Prozent Dividende gegeben und etliche Aktien zum Erwerb angeboten werden? Es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, wollte man annehmen, daß es dem „klassenbewußten“ Arbeiter in der Hauptsache auf mehr Geld und bessere Lebenshaltung ankomme. Vielen Arbeitern kommt es in der Tat hierauf an, aber das sind keine Kämpfer, sondern gehören zu der breiten Masse der Philister, die es in allen Schichten und Berufen gibt. Klassenbewußt ist der Arbeiter, der das Klassenbewußtsein im tiefsten Innern als Makel und Qual

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

empfindet, mag es ihm auch nicht so in seinem bewußten Denken leben, mag er vielleicht es als Ehre ausgeben. Der klassenbewußte Arbeiter verlangt nicht nach Geld, sondern nach Recht und Ehre. Und sein Verlangen ist ganz und gar berechtigt.

Es kommt darauf an, dem Arbeiter in der Werksverfassung einen Platz zu geben, der ihm Recht und Eigentum und damit die Sicherheit seiner Existenz gibt. Die heutige Werksverfassung ist beherrscht vom Kapital, der Arbeiter ist durch den Lohnvertrag nur äußerlich mit ihr verbunden. Daran ändert auch der Tarifvertrag nichts. Es muß eine Werksverfassung geschaffen werden, die vom Recht der Arbeit beherrscht wird und das Kapital nur als Hilfe braucht. Stand bisher das Werk im Eigentum der Besitzer der Aktien, so gebe man eine gleiche Summe von Aktien der Gesamtheit der in ihm arbeitenden Personen, vom ersten Direktor bis zum letzten Arbeiter — der Anteilbesitz der Arbeit. Die Gesamtheit der im Werke arbeitenden Personen soll die gleiche Gewinnsumme erhalten, welche die Kapitalsanteile erhalten, und im Namen und Interesse der Gesamtheit verwalten und verwenden. Der Arbeiter und Angestellte soll mit einem bestimmten Lebens- und Dienstjahre vollberechtigtes Mitglied der Werksbelegschaft werden und mit der Zahl der dem Werke gewidmeten Dienstjahre steigende Rechte erhalten. Er soll nur bei schweren Verfehlungen unter Zustimmung der Gesamtbelegschaft entlassen werden können. Werkswohnungen sollen nicht Eigentum des Werks, sondern der Werksbelegschaft sein usw. usw. Wie man auch die Einzelheiten gestalten wolle — einen Weg wird man schon finden, wenn man im Auge behält, worauf es ankommt: das Recht der Arbeit gleich zu machen dem Recht des Kapitals und dem Arbeiter eine gesicherte Rechts- und Eigentumsgrundlage in der Werksverfassung zu geben.

Aber werden die Arbeiter solche Rechte nicht mißbrauchen können? Nun wohl, man fragt ja auch nicht, ob das Kapital seine Recht mißbrauchen kann, sondern vertraut, daß es sie nicht mißbrauchen will. Haben wir ein Recht, dem Arbeiter das gleiche Vertrauen zu versagen? Wird er nicht bald einsehen, daß das Interesse des Unternehmens, seiner Arbeitsstätte, gar kein anderes ist als sein eigenes? Ist es nicht von größter Bedeutung, die Rechtsstellung und den Einfluß der altgedienten Leute zu stärken? Und wenn noch so viele Bedenken möglich sind, entscheidend schlägt dagegen die eine Erwägung durch, daß es gerade für die nächste Zukunft mit ihrer vielfältigen harten Not darauf ankommt, Werk und Werksbelegschaft mit starken Klammern zusammenzuschließen. Der einfache Mensch bedarf eines Stückchens Eigentum im Vaterlande, wenn er so eng mit ihm verbunden sein soll, daß er gern gewillt ist, Opfer zu bringen; wenn er hungern und kämpfen soll, um seine Arbeitsstätte zu verteidigen, muß er sie als ein Stück seines eigenen Besitzes ansehen und lieben gelernt haben.

III

Das ist es, was die Werksgemeinschaft verwirklichen soll: die Befreiung des Arbeiters, die Erhebung des Arbeiters aus der Klassenlage, die Überwindung des Klassenbewußtseins — damit er ein Vaterland gewinne.

Bei der Schaffung der Betriebsräte hat man an Ähnliches gedacht, aber man ist auf halbem Wege stehengeblieben. Gleichwohl hätten die Betriebsräte manchen Nutzen stiften können, und daß sie es so wenig getan haben, ist die schwere Schuld der Unternehmerkreise, die meist die Mühe scheuten, den Weg zum Herzen ihrer Leute zu suchen.

Es würde aber auch falsch sein, wollte man annehmen, daß mit der Verwirklichung der Werksgemeinschaft alles getan wäre, um die sozialen Zustände zu befrieden. Die Werksgemeinschaft gibt gewissermaßen erst die Voraussetzung für die Schaffung einer wirklichen Wirtschaftsverfassung, einer Wirtschaftsordnung. Sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beseitigt mit der Klassenlage und dem Klassenbewußtsein der Arbeiter die soziale Spannung, sie macht Unternehmer und Arbeiter geneigt, anstatt wie bisher die Kräfte gegeneinander zu richten, sie für das gemeinsame Interesse einer sicheren, geordneten, sauberen Volkswirtschaft zu vereinigen. Besteht doch die Gefahr, daß der Werksegoismus durch die Bildung der Werksgemeinschaft noch gestärkt wird. Und in der Arbeit der Gewerkschaften war dies eines ihrer größten Verdienste, das Gemeinschaftsinteresse gegenüber dem egoistischen Einzelinteresse zu betonen. War dieses Gemeinschaftsinteresse zunächst Klassengemeinschaftsinteresse, so hat doch seit langer Zeit auch das Volksgemeinschaftsinteresse sich in der gewerkschaftlichen Arbeit durchzusetzen verstanden. Es wäre ein böser Verlust, wenn die Werksgemeinschaft hier einen Rückschritt bedeuten sollte. Mit der rechtlichen Eingliederung des Arbeiters in die Werksverfassung ist deshalb noch nicht genug getan, es muß die rechtliche Eingliederung der Arbeiterschaft in die Wirtschaftsverfassung hinzukommen. Diese kann nicht aus den Betrieben heraus erwachsen. Es wird also auch fürderhin der besonderen Organisation der Arbeiterschaft bedürfen, um die Vertrauensmänner in die Spruchbehörden des Wirtschaftsrechts und die öffentlich-rechtlichen Vertretungen der Wirtschaft zu entsenden. Vielleicht werden das die Gewerkschaften sein, aber diese werden dann etwas anderes sein als die jetzigen Gewerkschaften, deren Charakter und Form wesentlich durch die — historisch notwendige — Klassenkampfaufgabe bestimmt ist. Entfällt diese Aufgabe, so erhalten sie mit der Notwendigkeit des soziologischen Gesetzes, daß jede Gruppe in Gestalt und Geist durch ihre Aufgabe bestimmt wird, ein anderes Wesen. Manches drängt heute schon dahin: die Entwicklung des Tarifvertragswesens, das politische Verantwortungsgefühl des Gewerkschaftsführers, die eifrige Pflege des Berufsgedankens und des volkswirtschaftlichen und nationalen Pflichtbewußtseins. Was diese Entwicklungstendenzen hemmt, ist die Grundlage der Klassenkampfeinstellung. Und so darf erwartet werden, daß die besten Kräfte und Männer der Gewerkschaftsbewegung gern dazu mithelfen werden, durch die Werksgemeinschaft den tiefsten Sinn der Arbeiterbewegung, das Streben des Arbeiters nach Recht, Ehre, Eigentum und Vaterland zu erfüllen.

Sterne der Heimkehr

Roman

von

Ina Seidel

(Fortsetzung)

IV

Endlich gelang es dieser Musik, die, wie es Aage im Halbschlaf dünkte, schon seit Stunden bemüht war, ihn zu wecken, die Tür der Bewußtlosigkeit aufzustemmen und sein Gehör überquellend anzufüllen. Es war eine unbeschreiblich schöne, getragene, goldfarbige Musik, meinte Aage beseligt, ohne die Augen zu öffnen; er dachte: wahrscheinlich liege ich im Sarge, und sie spielen zu meinem Begräbnis, ganz so habe ich es mir immer vorgestellt! Im selben Augenblick aber völlig erwachend und sich gleichzeitig hastig im Bett aufrichtend und lauschend, erkannte er, dies sei

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freilich eine wunderschöne, aber eine wunderschöne Krieger- und Veteranenvereinsblechmusik, und ehe er noch dem sich ihm aufdringenden Gelüst nach Betrachtungen über die Wirkungen von Ton und Rhythmus auf das betäubte und andrerseits auf das voll erwachte Gemüt nachgeben konnte, ward alle Morgenbeschaulichkeit mit hinter dem Nacken verschränkten Händen und in anderen meditativen Stellungen jählings abgebrochen durch die Erkenntnis: Oh Himmel! dies war wohl gar die Prozession, der er als Zuschauer beizuwohnen gestern abend ganz fest entschlossen gewesen war! Während er sich nun hastig wusch, diese Beschäftigung einschränkend mit der alten Kinderausrede: ich bade ja nachher, und in die Kleider fuhr, spähte er aus dem geöffneten Fenster auf den heut sonntäglich stillen und sauberen Hof, wo nur das bunte Federvieh unbeeinträchtigt seinen nicht aufzuschiebenden Geschäften nachging, und wo die Morgenluft leise, licht und süß mit den Blättern der Platane spielte. War hier nichts von der Prozession zu bemerken, so gemahnte doch die immer wieder von neuem einsetzende Musik und ein fernes auf- und abschwellendes Gemurmel daran, daß der Umzug im Gange sei. Aage ließ sich keine Zeit zur gewohnten zärtlichen Behandlung seines dichten Haars, wie die letzten Monate, oder die Beherrscherin der letzten Monate sie ihn gelehrt hatten, schmückte sich mit der lichtblauen Jacke, dachte: der Spiegel ist sehr klein! und rannte hinaus. Trotz seiner Eile fiel ihm im ersten Stock ein Paar kleiner brauner Straßenschuhe auf, die in trefflich gespielter Kindlichkeit, einen Ausdruck unschuldiger Durchtriebenheit um die stumpfen Schnäuzchen, vor einer Tür harrten. Aage stockte, preßte die Hand erschrocken gegen den Mund, besah sie und blickte dann auf die Tür. Sie trug die Aufschrift „Kleiner Rosengarten“ und darunter in einer bunten Blumenumrahmung den Spruch: „In dem schönen Rosengarten — Will ich meinen Schatz erwarten.“ Aage dachte: O weh! und stürzte weiter, sich tröstend, dergleichen Schuhe trügen doch hundert Damen, ja, tausend — ja, die meisten! Jedoch drängte sich ihm, indem er auf die Straße hinaustrat und dem Klang der Musik nachging, immer wieder die unwillkommene Erinnerung auf, daß er gestern abend, schon halb eingeschlafen, ein Automobil hatte tuten und den Motor anhaltend vor dem Hause toben gehört hatte, unwillig, daß es hier so etwas gäbe wie Automobile. . . .

Die Dorfstraße, die er gestern spät abends mit Mathilde gegangen war, war jetzt im unschuldigen Glanz der Frühe nicht belebter, als sie es im schönen, graublauen Dämmer der Juninacht gewesen war, ja sie schien eher noch ausgestorbener. Aage schritt fast absichtslos in der Richtung auf die Kirche zu, von woher die Musik ihm entgegenschallte, sich nähernd, obgleich die zertretenen grünen Zweige in der Mitte der Straße anzudeuten schienen, daß die Prozession ihren Weg hier schon genommen hatte. Endlich, hinter einer kleinen Biegung, die ihm den Ausblick durch überhängende, weißlich überblühte Holunderbüsche verwehrt hatte, sah er den Altar wieder vor sich und zugleich die sanft ansteigende Fortsetzung der Straße, wie sie sich, den Dorfbezirk verlassend, zu den Hügeln hob: und von dort oben herab, zwischen den braungrün wogenden Breiten des blühenden Roggens und den Reihen der jungen Apfelbäume am Rain, wallte bunt und golden, von Standarten und dem Kruzifix überragt, in ihrer Wolke von Weihrauch, Gebet und Musik die Prozession Aage entgegen, der aufatmend nichts dachte, als: Oh, ich Fremdling! und ein Aufschluchzen unterdrückte, wie es sein sonderbares Herz immer unter dem Eindruck von Kundgebungen alter, geheiligter, seelenverschmelzender Gefühle überfiel. Übrigens sah er jetzt seitlich der Straße, beim Eingang des Birkenpfades zum Kloster, eine kleine Ansammlung von Menschen, entdeckte Mathilde darunter, begrüßte sie und ließ sich von ihr erklären, daß die Prozession, von der Kirche ausgehend, einen Bogen durchs Dorf und am „Herzogsschild“ vorüber durch die Felder und über den sogenannten Johannisberg gemacht habe, von dem sie soeben herabsteige, um wieder in die Kirche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu münden. Während sie sprach und lächelnd zu Aage aufblickte, fragte sich dieser beunruhigt, warum er denn auch heute gar nichts von der alten Bezauberung durch diese Augen und diese Stimme empfinde, und ob denn die irdischen Ekstasen der letzten Monate wahrhaftig die Kraft besessen hätten, sein Gefühl dermaßen zu betäuben, daß er wunschlos aus innerer Ermattung am Ziel geheimer, jahrelanger Suche stände. Mathilde war schön, er sah es wohl, ja, sie war jetzt von einer anderen, stärker aus der Seele strahlenden Schönheit als vor sieben Jahren. Aber ihm war, als sei es gerade jene Macht, jene fremde, lächelnde und selbstverständliche Würde des Ausdrucks, die nun an ihr war, welche es ihm unmöglich machte, sich dem besinnungslosen zärtlichen Erschauern vor ihrer Nähe hinzugeben und dem Taumel hemmungsloser und doch reiner Träume von einst. Abgewandt von ihr und der goldstarrenden Fahne entgegenblickend, die ein Ministrant der Prozession vorantrug, dachte er verwirrt: Mütter und Priesterinnen — l i e b t man denn solche Frauen? während er gleichzeitig versucht war, über diese unerwartete Erkenntnis trauernd niederzuknien und sie der Freundin abzubitten, wie einen Raub an ihrer Glückseligkeit.

„Was verstehe ich übrigens unter Liebe?" fragte er sich erschrocken, den Kopf unwillkürlich tief senkend, da um ihn her nun alles auf die Knie sank und ein dreimaliger Trommelwirbel, vom Geläut der Ministranten durchschrillt, ihm wieder jene seltsame körperlich-seelische Erschütterung verursachte. „Ach, es mußte gut sein, katholisch zu glauben, das Irdische, zum Symbol geheiligt, heiter zu besitzen!" dachte er, jedoch kaum inbrünstiger, als er beim Anblick der musizierenden Russen neulich den Wunsch gefühlt hatte, ähnlich farbenfroh gekleidet gehen zu dürfen. Wie nun die purpurn, weiß und golden prangende Erscheinung der Priesterschaft mit einer hölzernen, himmelblau und rot bemalten, bekränzten Muttergottesstatue in ihrer Mitte, von triumphierender Musik begleitet, sich vom Altar abwandte und der Kirche zuschritt, wie der Weihrauch aus den aufgeregt geschwungenen Gefäßen der Chorknaben in das lichte, hängende Gezweig der Birken bläulich emporwölkte, geriet Aage in einen traumhaften Betäubungszustand; ihm war, als sei er selbst nur der Teil eines Bildes — eines seligen Bildes unter einem reinen, von leichtem Gewölk durchwehten, süßen Frühsommerhimmel, vor dem Hintergrunde der sanften Landschaft. Glocken huben zu läuten an, auf der Höhe des Johannisberges wurden Böller gelöst, und irgendwo stieg vorzeitig ein erdenfroher Jodler in die Luft. Murmelnd zog die Schar der schwarzweißen Nonnen vom Herzen Jesu vorüber, die Hände bewegten Rosenkränze, die Augen schienen fast geschlossen, Aage war es, als hätten sie alle dasselbe Gesicht. Doch zwischen den letzten beiden schritt ein junges Mädchen in weißem Kleide, das weiche, schwarze Haar in zwei langen Zöpfen niederhängend, aus dem kindhaften, bräunlichen Antlitz, über dem doch ein Zug von Geschlossenheit, von Reife lag, ging der Blick der braunen Augen still geradeaus. Ihre Lippen bewegten sich nicht; dennoch war ihr Ausdruck strahlend von Anbetung. Aage, ganz gefangen von ihrem Anblick und in unbewußtem Bedauern von der Frage bewegt: Gehörst du zu den Nonnen? ward jetzt doch völlig abgelenkt von diesem Eindruck dadurch, daß er in der ersten Reihe der heranwallenden Männer, zwischen dem dicken Wirt vom „Herzogsschild" und einer ähnlich stattlichen Erscheinung, die der Bürgermeister oder ein anderer Würdenträger sein mochte, seinen Reisebekannten von gestern schreiten sah, das Haupt heiter erhoben und ebenso frohe bodenständige Frömmigkeit wie Ritterlichkeit in seiner schönen Haltung. Aage erblickend, glitt ein kaum wahrnehmbares Lächeln über sein Gesicht, das in einen Ausdruck grüßender Freude überging, als er auch Mathilde bemerkte. Dies währte Sekunden, dann schoben andere Gestalten ihn weiter, der Trupp der Männer in plumpen, städtisch gemachten Anzügen ward von den Frauen abgelöst, bei denen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch ein paar bunte, seidene Schürzen und hier und da ein silberverschnürtes Mieder an alte gute Tracht erinnerten. Unzählige kleine Mädchen in weißen Kleidern, Blumenkränzchen auf den künstlich gedrehten Locken und brennende Kerzen in den Händen, kamen wie Wolken weißer Schmetterlinge. Aage unterschied keine einzelnen Gesichter mehr. Er hatte sich, als Wendelin Oberhof vorüber war, zu Mathilde gewandt und sie erblaßt und ernst gesehen. Sie hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie gehen; dann, sich seiner erinnernd, hatte sie halblaut gesagt: „Gehen wir, Aage; es — es kommt wohl nichts mehr . . ."

Und nun schritten sie langsam die Dorfstraße hinunter. Während Aage noch nachgrübelte, was er sagen könne, um zu beweisen, daß er Mathildens Betroffenheit oder ihre Verwirrung oder was es immer sein mochte, das ihre Züge so veränderte, nicht bemerkt habe, oh, keineswegs bemerkt, hob sie schon das Gesicht zu ihm und sagte lächelnd und ganz gefaßt: „Sie haben sich landesüblich gekleidet, Aage. Welch schöne blaue Jacke!" so daß Aage nun, an versetztem Taktgefühl leidend, durchaus nichts zu äußern fand als ein gemurmeltes „die habe ich doch schon lange", was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Da waren sie übrigens schon am „Herzogsschild". Mathilde bat Aage, auch für sie Frühstück zu bestellen, und ging noch einmal ins Haus. Aage, nachdenklich zum Garten hinüberschlendernd, fand die Theres mit dem Decken der kleinen Tische beschäftigt, ließ sich in der Nähe des Ufers nieder und sagte, als das Mädchen in seine Nähe kam, voll Leutseligkeit: „Na, Theres, Sie waren ja gar nicht bei der Prozession."

Theres schien verstimmt. Sie sagte mit einiger Würde: „Unsereins, wo am lebenden Material arbeitet, hat ja nie kein' Zeit, Herr Baron. Das hat der Nazi gerad zu mir gesagt. Net einmal für an Herrgott hat unsereins Zeit, Fräul'n Theres! hat er gesagt. Und recht hat er!"

„Wer ist denn der Nazi?"

„Der Kühfütterer!" erklärte die Theres unbefangen, „wir hab'n halt gerad so viel Gäste und Kälber. Befehl'n der Herr Baron an Kaffee?"

Plötzlich fiel ihr etwas ein, und sie wurde zutunlich. Sie lehnte sich über den Tisch.

„Die Dame ist fei noch gar net auf", erklärte sie kopfnickend.

„Doch," sagte Aage, „sie kommt gleich. Sie möchten ihr Frühstück auch gleich bringen!"

„Mein Gott! Doch nicht die Fräul'n Mathilde! Die andere Dame!"

„Welche?" fragte Aage verstört, einen Augenblick annehmend, dieses dienstbare Ingenium brächte ihn in Beziehung zu Tatjana, aber gleichzeitig von einer unklaren Ahnung schreckensvoll berührt. „Welche?" wiederholte er dringlich.

„Ich hab' gemeint, der Herr Baron hat die Dame erwartet", sagte Theres mit schelmischem Zögern, wischte mit ihrer Serviette über den Tisch und legte ein rotweißes Tuch darüber, mit schiefem Kopf die Wirkung ihres schmückenden Tuns beobachtend. „Sie ist gestern abend noch spät mit dem Automobil gekommen. Sie hat gefragt, ob der Herr Baron bei uns wohnen tät, und wir haben's ja noch gar nicht gewußt, daß der Herr Baron der Herr Baron sind . . ."

„Ich bin kein Baron!" rief Aage verzweifelt, „ist sie dageblieben? Die — Dame?"

„Aber doch ein Herr D o n !" sagte Theres nachdrücklich. „Ja, wir haben doch den Namen noch nicht gewußt, aber wie sie gesagt hat, ein großer, schlanker, junger Herr und g a a n z hellblond, da haben wir schon gewußt. Und die Dame wohnt im „Kleinen Rosengarten", es ist ein zweischläfriges Zimmer, und es kriegen's sonst nur Eheleute, aber wir haben halt kein anderes nicht mehr frei."

Theres weidete sich an dem sehr sichtbaren Eindruck ihrer Mitteilung, den sie für eine Form sprachlosen Glücks zu halten schien.

„Eine schöne Dame!" sagte sie andächtig. „U n d elegant! Und die Augen!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ganz dunkel?“ fragte Aage schwach, in einer letzten Hoffnung, die Antwort könnte heißen „nein, himmelblau!“

„Die Dame“, erwiderte Theres in der Betonung einer Schwurformel, „ist so klein und zierlich, als der Herr Baron groß und schlank sind, und so schwarz, wie der Herr Baron blond! — Die Gegensätz', gelt?“

„Theres,“ sagte Aage dumpf, „sagen Sie Fräulein Mackens — sagen Sie Fräulein Mackens, ich hätte schnell zu Herrn Steenbock gemußt. Ja — sagen Sie das. Zu Herrn Steenbock. Für den ganzen Tag.“

Er war aufgestanden. Er ging schnell aus dem Garten. Als er auf der Straße war, begann er zu laufen, nach jener Richtung, von der Mathilde gestern abend gesagt hatte, daß Pieter Steenbocks alter Meister dort wohne. Als er die letzten wenigen Häuser dieses Dorfteils hinter sich hatte und nun im freien Land war, links Felder hatte, die zur Johannishöhe aufstiegen, rechts eine zum Wasser sich senkende, eingezäunte Wiese, mäßigte er seinen Schritt, wischte sich über die Stirn, lachte kurz auf, murmelte: „Was soll ich nun eigentlich machen?“ und ging lächelnd langsam weiter.

„Ich lächle“ — dachte er bestürzt — „mein Gott, ich Unglücklicher! Hier gehe ich auf der Flucht vor Coulou in einem fremden Lande und lächle.“ Er blickte auf und sah das Antlitz dieses fremden Landes vor sich, wundervoll entschleiert, schattenlos strahlend mit der Bläue von Himmel und See, und die Sanftheit seiner Hügelung so selig im noch lichten Grün der Juniwälder und der Vorerntezeit. Aus unerklärlichem Grunde ward ihm, als sähe er in Mathildens Gesicht, er ging noch langsamer, sich ganz an die Landschaft verlierend. „Der frühe Sommer?“ dachte er ergriffen — „ach, bist das du? Mir fern in einer anderen Jahreszeit des Lebens?“ Er ward traurig, er sagte sich, daß er nichts als die Rechte eines flüchtigen Gastes in dieser heiteren Heimat habe und noch tief gebunden sei an das Nebelland seiner Herkunft, solange er dies vermochte, vor Coulou fliehen und doch im geheimen entzückt sein, wenn sie ihn nicht gehen ließ, wenn sie ihm zeigte, er sei in ihrer dunklen Macht. Sich der Erschlaffung seiner Glieder überlassend, die ihn nach dem raschen Lauf und der Erregung fast wohlig lähmte, lehnte er sich an ein schmiedeeisernes Gittertor, das die alte moosbewachsene Parkmauer unterbrach, an der er schon seit einer Weile entlangging. Er starrte in die durchsichtige Wildnis ungepflegter Gebüsche und Baumbestände, zwischen denen die Flut der Sonne beruhigt stand, und meinte, dort hinten in der summenden, vogeldurchtönten Verlassenheit ein graues Haus zu erkennen. Sommerblumen wucherten wild über die Steige, überblühter Flieder verbarg den Boden mit einer Decke von Lila, Jasmin, Akazien und Holunder prangten bleich und machten die Luft hier süß und fiebrig. „Weiße Zeit — weiße Zeit des Lichts . . .“, dachte Aage träumerisch. Er ging weiter. Kein Zweifel, dies war Joie d'été, das sommerliche Liebesschloß Sibyllens. Er hing der Erinnerung an Oberhofs Erzählung nach, das Haupt geneigt, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Ihm fiel ein, was er über die Magie gehört hatte, die an alten Kultstätten walte — war hier nicht dem feurigsten Gott einst gedient worden, und mußte nicht Eros dem Orte heute noch hold sein? Noch war der Weg mit den Blumen und Zweigen bestreut, über die die Prozession hingegangen war — auch diese Frommen, sie hatten dem Gott der Liebe gedient, Aage dachte es, jung und inbrünstig und unbeeinträchtigt von theologischen Erwägungen. Vielfältig wie der Sommer ist der Gott, dachte er glückdurchströmt. Und nun, schneller schreitend, von inneren Rhythmen begleitet und getragen von den pfingstlichen Kräften des Monats, ließ er die Mauer hinter sich und kam an einen verwitterten Lattenzaun, hinter dem eine dichte Wand dunkelgrüner Lebensbäume den Einblick in einen Garten verwehrte. Dann tat sich die Hecke plötzlich auseinander, und durch ein breites Gatter blickte Aage in einen von Apfelbäumen bestandenen Grasgarten, durch den ein Pfad zu dem weißen Fachwerkhause lief, das da ein wenig schräge hingebaut, schweigend lag und aus einem seiner kurzen Schornsteine leichten, blauen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rauch über sein braunes Schindeldach spielen ließ. Unter den knorrigen, verkrümmten Apfelbäumen standen vereinzelt sehr große Lilienstengel, goldene Stempel in den makellosen Kelchen. Aage, träumerisch eingedenk des weißen Mädchens aus der Prozession, hatte eine flüchtige Vision weißgoldener Engelknaben, die hier im Blätterschatten musizierend standen, das Haus zu hüten, schüttelte aber alle Träumerei ab, als da aus der Tiefe des Gartens eine Gestalt sich löste und er mit leisem, freudigem Erschrecken eben jenes Mädchen zu erkennen glaubte, das vorher mit den Nonnen gegangen war, nur daß sie jetzt ein blaues Leinenkleid trug und einen Korb mit Gemüse in der Hand. Da sie langsam näher kam, einen fragenden Ausdruck in den ernsthaften Augen, merkte er plötzlich, daß sein Verweilen an dieser fremden Gartenpforte einer Erklärung bedurfte; er verneigte sich in Verlegenheit. „Verzeihen Sie," sagte er hastig, „wohnt hier vielleicht . . ."

Er brach ab. „Der alte Seegreis mit der schönen Tochter Erdmuthe", hatte Mathilde gesagt, aber in diese Form konnte er doch seine Frage nicht wohl kleiden. Er räusperte sich. „Hm — ist mein Bruder vielleicht . . .", ach, lieber Gott, nein! so ging es ja auch nicht.

„Ich suche Pieter Steenbock", sagte er verzweifelt.

Das Mädchen öffnete ihm.

„Ja, der ist hier," sagte sie, ihn erstaunt ansehend, „aber sind Sie denn sein Bruder?"

„Nein," murmelte Aage, „nein doch! Pieter Steenbocks Bruder bin ich nicht. Wie schön Sie hier wohnen bei den Lilien, nicht wahr? Die Amsel singt heut immerzu. Gingen Sie nicht vorher mit in der Prozession? Sie heißen doch gewiß Erdmuthe."

Auf alle diese geschwinden Sätze hin lachte das Mädchen nur. „Er ist im Garten", sagte sie und wies mit der Hand nach links hinüber, wo die Bäume sich lichteten, „bei den Erdbeeren. Es sind aber noch gar keine reif. Sie fragten aber doch vorher nach Ihrem Bruder."

„Ich weiß nicht immer, was ich sage. Ich bin oft so zerstreut. Wir sind sehr befreundet, nun ja . . ."

„Ich dachte, Sie kennten sich erst seit vorgestern."

„Ich werde ihn mir selber suchen!" schlug Aage angelegentlich vor, „ich finde ihn schon, ach nein, bemühen Sie sich nicht. Sie wollten gerade ins Haus . . ."

Er bog in einen Seitenpfad ein, winkte beruhigend zurück, sah seine Führerin lachend weitergehen, dachte: „Verflucht! das hat er davon!" und besann sich nun darauf, warum er eigentlich gekommen war. Dunkle Verstimmung überkam ihn. Er mußte fort von hier, was blieb ihm übrig, wenn anders er nicht vor seinem Retter aus der Bedrängnis jener Nacht als ein trauriges Subjekt dastehen wollte, etwa als — er suchte nach einem passenden Ausdruck seiner Selbsterkenntnis und schloß mißvergnügt: also als ein wetterwendischer Weiberknecht etwa. Oh, er hatte vorher nicht gelächelt, weil er sich freute, daß Loulou da war — nicht, weil er sich nach ihr, nach der Beruhigung des Blutes, dem vorübergehenden Behagen gesehnt hatte, das das Zusammensein mit ihr ihm immer noch bedeuten konnte. Nicht wahr, es war ihm so ernst wie nur je mit der Einsicht, daß er sich ihr entziehen müsse, er wußte, mit dem Zwang zur Flucht vor ihr wahrte der erwachte eigentliche Mensch in ihm seine Rechte. Und was ihn da vorher lächeln gemacht hatte, war es mehr gewesen, als eine befriedigte dumme kleine Eitelkeit — nun ja, man gab ihn eben nicht so ohne weiteres auf? Oder war es — mehr gewesen? Aage sagte sich verdrießlich: „Ich habe jetzt keine Zeit zu Selbstzerfaserungen. Da steht dieser Pieter Steenbock," — in der Tat, da stand er, gebückt, breitbeinig, mitten in einer Erdbeerrabatte, und untersuchte die Stauden — „und ich muß hin und ihm sagen, so und so. Ich muß fort — und hier ist er, hauptsächlich er, bei dem ich doch bleiben möchte, und außerdem ist hier Mathilde — und Tatjana — und eine Erdmuthe und — oh Jammer, Jammer über mich, aber was kann ich denn dagegen machen! — hier ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf einmal Loulou, und vorgestern schien sie mir wie der Fluch meines Daseins, und heute weiß ich noch, ich weiß es ganz bestimmt, daß sie es ist, aber ich denke doch, es könnte allerliebst sein, mit ihr im Auto ein wenig durch die Landschaft zu sausen, den Bergen zu — ach, undsoweiter, undsoweiter . . ."

„Ich muß fort!" sagte Aage zu Pieter Steenbock, nach einer stumm und düster genickten Begrüßung. Pieter richtete sich auf und starrte ihn verwundert an. Er hielt eine halbreife Erdbeere am Stiel zwischen den Fingern. „Du mußt fort?" wiederholte er verständnislos.

„Sie ist hier!" sagte Aage.

„Sie? Wer? Sie . . . Haha!" Er schob die Beere in den Mund, bückte sich wieder, blickte von unten schief zu Aage auf und lachte noch einmal laut.

„Sie ist hier!" murmelte er. „Wahrhaftig — ausgezeichnet!"

„Da ist nichts zu lachen! Es ist zum . . ."

Pieter richtete sich auf, rieb die Hände an den Hosen ab und kam mit einem langen Schritt aus dem taufeuchten Kraut zu Aage auf den Pfad. Obgleich Aage jetzt voll sein widriges, äußerst widriges Verhängnis fühlte, blieb der Morgen bei seiner unermeßlichen Heiterkeit, lächelte, strahlte, jubilierte mit unzähligen Vogelstimmen. An den Rändern der Rabatte standen Rosenbüsche in Blüte.

„Was will sie denn?" fragte Pieter Steenbock interessiert. Und da Aage mürrisch die Achseln zuckte, erklärte er sich selbst: „Na, was wird sie schon wollen! Das ist aber ein Frauenzimmer! Ausdauernd! Die muß ich kennenlernen." Aage sagte, ohne ihn anzublicken: „Ich habe sie noch nicht gesehen und will ihr nicht begegnen. Sie kam nachts. Mit dem Auto. Man hat es mir gesagt. Du bist wohl so gut, mir meine Sachen zu holen. Wann geht der nächste Zug?"

„Wohin willst du denn?" fragte Pieter erstaunt. „Wenn die hört, du bist abgereist, ist sie doch mit ihrem Auto eher wieder zu Hause als du, und erwartet dich heut abend in deiner Bude."

Aage lachte gereizt auf, um ein sonderbares Frohlocken seines Herzens zu übertönen. „Und hier", sagte er, „sitzt sie hinter einer Tür mit der Aufschrift: „In dem schönen Rosengarten will ich meinen Schatz erwarten. — Nein!" rief er jetzt aufrichtig verzweifelt und ratlos, „ich will nicht unter einem Dach mit ihr sein — ich will es nicht. Aber du hast recht — in der Stadt wäre ich ihr auch wieder ausgeliefert."

Pieter betrachtete ihn nachdenklich. „Nein," sagte er wie zu sich selbst, „und ich will dich auch hier haben. — Du sollst nicht gleich wieder fort!" schrie er plötzlich Aage fast drohend an.

Aage blickte über ihn hinweg.

„Was hilft es? Ich will dies nicht. Nicht unter demselben Dach mit ihr — nie wieder!" sagte er entschlossen.

Pieter Steenbock machte eine ungeduldige Bewegung.

„Warte!" sagte er schroff und ging schnell davon, den lichtgefleckten Schattenpfad unter den Obstbäumen hin dem Hause zu. Aage, auf einmal fühlend, daß er an diesem Morgen noch nichts gegessen hatte, ging ein paar Schritte weiter an den außerordentlich schön gehaltenen Gemüsebeeten vorbei und warf sich auf den Rasen nieder, den Kopf auf die Arme bettend. Das blühende Gras stand so hoch, daß er über das Flimmern der silberbräunlichen Rispen hinweg nur gerade noch einen Streifen blanken Wassers vor dem jenseitigen Ufer sehen konnte. Er blinzelte, fühlte die zärtliche Luft, die Neugier kleiner Insekten auf seiner Haut, fühlte sich augenblicklich geborgen, selig, schläfrig, vergaß schon, wo er sich befand, gähnte, dachte gerade noch, Pieter brauche nun zunächst nicht wiederzukommen: als es „Aage!" rief, „Aage!" mit einer Stimme, die ihn weniger durch ihren Klang, als durch den Ausdruck, die Betonung seines Namens verstört auffahren ließ — hatte er denn eben zu Hause in Lohme auf der Wiese hinter dem Garten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelegen und rief da Wolf nach ihm? Da stand Pieter Steenbock am anderen Ende des Schattenpfades und winkte ihm heftig mit beiden Armen, ach ja, Pieter Steenbock, Pieter, Pieter — nicht Wolf! Aage setzte sich hastig in Bewegung. „Du kannst hier bleiben!" sagte Pieter gönnerhaft, „komm' mit zum Alten!" „Hm," setzte er mit einem etwas verlegenen Auflachen hinzu, „ich meine zum Meister! Ich habe mit ihm gesprochen. Da ist eine Kammer . . ."

Unter der Haustür drehte er sich noch einmal zu Aage um und erläuterte mit derselben Befangenheit: „Er war nämlich mein Lehrer, verstehst du. In Amerika drüben."

„Englisch?" fragte Aage achtungsvoll.

„Unsinn! Baufach!"

Pieter rückte ungeduldig die Schultern. Auf einmal tat sich eine Stubentür auf, Aage fühlte sich hineingeschoben, die Tür schloß sich, und als er sich umblickte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß Pieter Steenbock keineswegs mitgekommen war. Er tat denn einen Schritt vorwärts und sah sich verwirrt in dem großen, hellen Raum um. Das Licht kam durch drei breite, niedrige Fenster, doch fiel in dieser Stunde noch keine Sonne herein, da zwei Fenster an der Längsseite des Hauses nach Westen, das dritte nach Norden ging. Die geweißten Wände waren zur halben Höhe mit Zirbelholz getäfelt, und von demselben Baum stammten die wenigen reinlichen Geräte her, eine niedrige Bank lief um die Ofenecke und um das riesige dunkelgrüne, tiefkachelige Gebäude dieses Ofens selbst. Buntes Tongeschirr stand auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers, und irgendwie hatte Aage den Eindruck von Büchern, von einem bunten Blumenstrauß und von ein paar als Zimmerschmuck ungebräuchlichen Werkzeugen, Kelle, Lot und Winkelmaß, wie ihm dünkte, die in einer Ecke hingen. Er hatte nicht viel Zeit, sich umzusehen, denn er mußte auf den Mann zugehen, der da vor dem Nordfenster an dem großen Zeichentisch stand und ihm entgegensah; einen Mann mit sehr weißem, vollem und etwas lockigem Haar — einen Mann von einer Schönheit des körperlichen Alters, wie Aage sie noch nie in diesem Maße gesehen zu haben meinte. Denn hier war alles Ausdruck jenes Friedens, der über aller Vernunft ist, wie wir ihn auch im Antlitz ganz junger, eben erst zum Bewußtsein ihrer selbst erwachter Kinder finden, und Aage, die zarte Eisenhand in seiner fühlend und in eigentümlich klare, lichtblaue Augen blickend, Aage, zweiundzwanzigjährig, und dem wilden, süßen und furchtbaren Leben sehr hold, er spürte zum ersten Male einen Anhauch der Sehnsucht nach jenen fernen, reinen Firnhöhen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er gar nicht wußte, wie sein ehrwürdiger Gastfreund heiße; er stammelte etwas von Dank für große Güte und dachte dann, es sei auch durchaus nicht nötig, sei ganz belanglos, hier Namen zu wissen, denn die Bezeichnung Meister sage alles. Der alte Mann trug außerordentlich schöne, weiße, weiche Wäsche und eine ebenso himmelblaue Leinenjacke wie Aage. Er war von mittlerer Größe, sehr aufrecht und breitschultrig, im übrigen fast zierlich gebaut, bis auf sein wundervolles und wesentliches Haupt. So, so — dies sei also Pieters Freund, sagte er, Aage mit einem Blick betrachtend, in dem ebensowohl lächelnde Nachsicht wie Zerstreutheit liegen konnte, und der wieder fortglitt, noch ehe Aage sich seines Errötens bewußt werden konnte. Nun, es sei das erste Mal, daß Pieter einen Besuch hätte, seit sie in Deutschland seien — aber es sei sehr gut, sehr wünschenswert und gut! fuhr er in eben derselben Weise fort, während er begann, im Zimmer auf und ab zu wandeln, indem er den linken Ellenbogen in die rechte Hand stützte und mit der Linken in seinem Bart spielte, wobei er versunken vor sich nieder oder verloren durch das Fenster hinausblickte. Es möchte Pieter wohl zerstreuen, der seit einiger Zeit in einer sonderbar gedrückten Stimmung sei. Hier blieb er stehen, blickte, wieder mit jenem unbestimmbaren Lächeln, auf den bunten Wiesenstrauß in dem blauen Tonkrug nieder, zog eine Kleeblüte heraus und sagte, in ihre Betrachtung vertieft, vor sich hin: „Das geht ja vorüber, ihr Kinder!" Dann, als habe er nur laut gedacht, faßte er Aage plötzlich scharf ins Auge und sagte:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ein Freund aus der Heimat — aus der Landschaft der Kindheit —, das ist gut. — Nun, nun", setzte er beschwichtigend hinzu, als bemerke er Aages Verwirrung, und wandte den Blick wieder ab: „Sie haben etwas im Klang der Stimme, im Tonfall der Worte, das mich an den Pieter erinnert, der — vor vier — fünf Jahren zu mir kam." Ohne Belang, so schien es Aage, sei es für diesen, ob er vier, fünf Jahre sagte oder hundert! Er stammelte: „Pieter ist doch Holländer. Aus Edam . . ." Der Alte nickte vor sich hin und sagte gleichmütig: „So, so. So, so. Hat er das gesagt? Nun, dann wird es schon so sein." Auf einmal merkte Aage, daß er zur Tür geführt worden war, daß der Alte wohlwollend zu ihm aufsah und freundlich sagte, er möge nun einmal Erdmuthe aufsuchen und sich vielleicht ein wenig Frühstück geben lassen, wenn ihm so zumute sei — „oder dergleichen", fügte er murmelnd hinzu und ging schon gesenkten Hauptes und die Unterbrechung augenscheinlich völlig vergessend, zu seinem Arbeitstisch zurück, als Aage noch gar nicht ganz begriffen hatte, daß er entlassen sei. Auf dem mit roten Backsteinen belegten Flur stehend, fand er, daß ihm allerdings nach ein wenig Frühstück zumute sei, und zwar ausgesprochenermaßen. Er ging einem Geräusch von knackendem Holzfeuer und klappernden Töpfen nach, und fand Erdmuthe in der Küche, deren Eingang der Wohnstubentür schräg gegenüber nach dem Grasgarten hinaus lag, beschäftigt, einer alten Magd bei der Arbeit zur Hand zu gehen. Seine Wünsche wurden erfüllt, noch ehe sie ausgesprochen waren, er bekam Butterbrot, mit gehacktem Schnittlauch bestreut, er bekam ein Glas kühler, sahniger Milch — er hörte, Pieter Steenbock sei gegangen, seine Sachen aus dem „Herzogsschild" zu holen, beschloß, ihm entgegenzugehen, verließ das Haus — und fand sich am Ende doch wieder im Grase liegen, an derselben Stelle wie vorher, seiner Müdigkeit nachgebend und hingenommen von einem köstlichen Gefühl der Geborgenheit. —

Im Grase zu liegen, sei überhaupt die einzig würdige sommerliche Körperhaltung, erklärte Pieter viele Stunden später. „Und im Winter?" fragte Aage. Es war Spätnachmittag. Sie lagen beide auf der von alten Bäumen und hohem dichten Gebüsch eingeschlossenen, sanft abfallenden Wiese im Schloßpark von Joie d'été, in den sie vom Grundstück des Meisters aus über die Mauer eingestiegen waren. „Es gibt auch ein Pförtchen," hatte Pieter gesagt — „indessen . . ."

Der Park war eine wuchernde Wildnis, und diese Wiese hatte die tiefe, goldgrüne Versunkenheit der Waldwiesen. Über ihrem unberührten Blühen taumelte und tanzte die summende, schwirrende Junitrunkenheit der Insekten. Im Schatten der mächtigen Blutbuche, unter der Aage und Pieter lagen, war das Gras über moosigem Boden hart, kurz und fein, während es zum Seeufer hin höher wurde, dicht und üppig wogte. Erlen- und Weidengebüsch verbarg die Wasserfläche.

„Im Winter" — sagte Pieter, auf dem Bauch liegend und die Wege der Ameisen mit einem Grashalm lenkend — „im Winter kann man schwitzen. — Arbeiten!" fügte er beiläufig mit einem Seitenblick auf Aage hinzu.

„Hm", brummte dieser. Und in der plötzlichen beschämenden Einsicht, er habe bisher auch wohl im Winter im Grase gelegen, fragte er tastend, sich aus der Rückenlage ein wenig auf die Seite wälzend: „Was verstehst du so — unter Arbeiten? Ich meine — wir sind beide noch so jung . . ." Und da Pieter, anstatt zu antworten, nur einen kurzen, verächtlichen Ton ausstieß, setzte er verdrießlich hinzu: „Nun ja, das ist eben je nachdem. Was hast du eigentlich drüben in Amerika gemacht? Und der Meister?"

„Und der Meister! Und der Meister!"

Pieter, ohne von den Ameisen abzulassen, schüttelte mehrmals den Kopf. Niemand schätzt es, seine Worte wiederholt zu hören in einem Tone, als habe man eine hoffnungslose Dummheit gesagt. Da Aage außerdem hinter seiner absichtlich und ängstlich möglichst allgemein gehaltenen Frage den heißen Wunsch verbarg, mehr von den letzten Jahren Pieters zu hören, fühlte er eine etwas wehleidige Verstimmung und schwieg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Plötzlich warf Pieter sich auf den Rücken, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und begann:

„Also!"

Er machte eine Pause und blinzelte Aage versöhnlich an.

„Na also! W i e der Alte mich vor fünf Jahren gefunden hat, ist nebensächlich. Ganz und gar. Wenn du wissen mußt, wo — in San Franzisko. Was ich da zu suchen hatte? Ist auch nebensächlich. Außerdem hatte ich gar nichts da zu suchen. Ich war da so hingekommen — hingekommen . . ." Er stockte und starrte in die rotschwarze Dämmerung der Blätterkuppel.

„Hingepeest . . ." ergänzte Aage für sich. Er lag ganz still und sah den anderen nicht an. Er hütete sich, ein Zeichen der Teilnahme zu geben.

„Als Matrose", fuhr Pieter langsam fort. „Ich war nämlich früher Matrose. Ich war da hingekommen nach San Franzisko mit einem dänischen Segelschiff. Auf einen Dampfer bin ich natürlich nie gegangen." Er warf Aage einen kurzen Blick zu, der Einverständnis voraussetzte.

„Natürlich!" sagte Aage eifrig, voller Hochmut gegen alle Dampfer der Welt. In allen Spielen der früheren Zeit hatte zwischen Wolf und ihm auf diesem Gebiet die stillschweigende Übereinkunft bestanden, daß Segelschiffe die einzig anständigen Schiffe seien.

„Also," sagte Pieter, „der Alte fand mich — fand mich am Sea-wall. Ich hatte keine Heuer — war wohl krank — weiß nicht. Gleichviel. Brachte mich ins Marienhospital, zu den Nonnen. Bei denen Erdmuthe erzogen wurde."

„Ist sie seine Tochter?"

„Weiß ich nicht. Wußte keiner. Ist auch ganz gleichgültig. Der Alte ließ mich also gesund pflegen — dachte wohl, für einen Landsmann . . ." Er hielt inne, räusperte sich und sagte dann gänzlich ohne Verlegenheit: „Ein ganz waschechter Holländer bin ich nämlich nicht, verstehst du. Habe auch deutsches Blut — hm — vom Niederrhein."

„Ich dachte es mir beinah", sagte Aage freundlich.

Pieter schwieg eine Weile und zog einen Grashalm zwischen den Zähnen hin und her.

„Du bist ein Esel!" sagte er ebenso freundlich.

„Der Alte also machte mich gesund und nahm mich dann mit. Noch ehe wir bei ihm zu Hause waren, merkte ich — na, merkte ich, daß er der M e i s t e r war — verstehst du?!"

Er wälzte sich herum, stemmte den Ellbogen auf und blickte Aage, Widerspruchs gewärtig, drohend an. Aage, in Erinnerung an seine erste Begegnung mit dem Alten und das heiter-feierliche Mahl mit ihm und Erdmuthe, sagte leise und ganz ehrfürchtig:

„Ja, das ist wohl der Meister!" worauf Pieter sich befriedigt wieder auf den Rücken legte.

„Da ist also eine Kolonie von Deutschen im Klamathtal an einem der vielen Seen, auf den Namen kommt es nicht an," erzählte er weiter, „da war er der Meister ganz und gar. Als er hinkam, wohnten sie in Blockhäusern und Lehmhütten — na, was war es überhaupt, als er hinkam? Zwei, drei Familien — der Anfang von einer Obstfarm. Als er wegging nach zwanzig Jahren, war es eine Ansiedlung von dreitausend Menschen, eine kleine Stadt, und ich kann dir sagen: sauber! sauber!"

Er sprang auf, reckte sich und lehnte sich an den Stamm der Buche. Seine Begeisterung verbot es ihm augenscheinlich, länger zu liegen. Er zog seine kurze Pfeife aus der Tasche und gestikulierte im Weitersprechen damit.

Sie hätten eine Kirche gehabt und ein Haus für öffentliche Angelegenheiten. Eine Schule. Eine Sparkasse. Eine große Badeanstalt und einen Spielplatz. Der Alte nämlich, fügte Pieter ein, könne die Worte Turnen und Sport nicht leiden. Das alles heiße bei ihm Spiel. Er lächelte. „Der Alte, weißt du," sagte er mit einer Art schüchterner Zutraulichkeit, und es war Aage fast erschütternd, als enthüllte der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere zum ersten Male für einen Augenblick das Antlitz seiner Seele — „der Alte machte denen aus Europa alles neu, was fade und abgeschmackt gewesen war. Er baute ihnen die Häuser, und sie richteten ihr Leben nach ihm, als könnte es nicht anders sein . . .“ Er sprach immer freier, als vergäße er sich selbst und seinen Zuhörer. „Schöne Häuser!“ sagte er zärtlich in Erinnerung versunken, „Fachwerk mit geschnitzten, buntgemalten Balken, wie in einer alten, deutschen Stadt. Als ich kam, war die Kirche noch nicht fertig, und er nahm mich als Lehrling in die Bauhütte auf. Da habe ich alles gelernt. In der Bauhütte wohnten auch alle ledigen Männer, bis sie ihre Häuser fertig hatten, wir aßen zusammen, und abends sprach er mit uns.“

„Wovon sprach er?“ fragte Aage leise, vom Ton in Pieters Worten gebannt.

„Von der unsichtbaren Bauhütte — vom oberen Staat — von der ewigen Kirche und — vom heimlich wachsenden Deutschland“, sagte Pieter ebenso stockend.

„Ich kann dir das jetzt nicht alles so erklären,“ fuhr er nach einer Weile stirnrunzelnd fort, „er konnte aber in dem Deutschen Reich von 1870 her nicht leben. Aber ich glaube, kein Mensch hat auch nach 1918 noch so an Deutschland geglaubt wie er.“ Und auf Aages Frage, wie denn eine so umfangreiche Ansiedlung von Deutschen in Amerika durch den Krieg hindurchgekommen wäre, antwortete er lächelnd: „Oh, sie ließen uns ungeschoren. Vielleicht, daß wir beobachtet wurden. Aber der Meister bürgte für uns alle. Sie hielten uns für eine Art religiöser Sekte, schätz' ich.“

Aage hätte gerne noch vieles gefragt, aber jetzt sagte Pieter mit einem Blick zur Seite gleichmütig: „Da bist du ja. Das hat lange genug gedauert!“ und auf einmal stand Erdmuthe lächelnd zwischen ihnen.

„Als ob ihr mich vermißt hättet!“ Sie ließ sich neben Aage auf den Boden nieder und saß dort anmutig, auf die bräunliche Hand gestemmt und von einem zum andern sehend. „Ihr habt euch natürlich unendlich viel zu erzählen. Ähnlich seht ihr euch aber wirklich nicht.“

„Was willst du damit sagen?“ Pieter blickte starr auf sie hinunter. Sie lachte ihn an, voll unschuldiger Schelmerei, streifte den tief erröteten Aage mit den Augen und sang dann eine kleine Melodie auf die Worte: „Ach, sei mir nur nicht böse, sei du mir nur nicht böse!“ ganz gedankenlos und ohne Anzüglichkeit vor sich hin. Aage, in ihren Anblick versunken, dachte: „Ach nein — zu den Nonnen gehörst du nicht — ach nein, du bist selige Erde . . .“ als sie plötzlich zusammenfuhr, ihre Augen, die über die Wiese hingeblickt hatten, hilflos abwandte, wieder hinsah und sich fast taumelnd erhob, indem sie murmelte: „Wer ist das? Und was will sie mir tun?“

Aage fuhr empor.

Drüben, nahe am Seeufer, vom Erlengebüsch halb verdeckt und im warmen, tiefgoldenen Licht der späten Sonne, stand eine nackte Frau — da stand Coulou und blickte dunkel und böse zu ihnen hinüber.

Coulou hatte ihr abendliches Bad im See unbehindert nehmen können, denn Pieter hatte nach einer schnell bekämpften heftigen Aufwallung davon abgelassen, hinüberzugehen, um ihr, wie er nachher sagte, beim Anziehn und Verschwinden behilflich zu sein. Er hatte, selbst erblaßt und ein sonderbares Licht in den Augen, den willenlosen Aage beim Arm genommen und war mit ihm Erdmuthe gefolgt, die von den Zweigen des Dickichts gestreift und gestreichelt, den Weg zum Mauerpförtchen suchte. Sie gingen ihr nach, einer lichten Gestalt, die sie aus der unbewegten dämmerigen Schwüle des Parks hinausführte in den von süßer Abendkühle durchwehten Garten der weißen Lilien, aber unterwegs sagte Pieter, ohne Aage anzusehen: „Ich gehe heut' abend noch ins Dorf — da ist Tanz, und ich glaube, es würde Erdmuthe Freude machen, zuzusehen. Du kommst wohl nicht mit?“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Worauf Aage hastig versicherte, er käme natürlich mit, denn er müsse doch Mathilde über sein plötzliches Verschwinden aufklären — und wenn er nur nicht im „Herzogsschild" zu wohnen brauche, so fürchte er sich gar nicht vor Loulou. Außerdem würde er ja nie allein mit ihr sein müssen, und schließlich — Pieter habe es ja gesehen, daß es gar nichts nütze, ihr aus dem Wege zu gehen. So befanden sie sich kurze Zeit später, nach Sonnenuntergang, aber noch im vollen Licht des hohen Juniabends, zu Dreien auf dem Wege zum „Herzogsschild" und trafen Mathilde im Begriff, ihren gewohnten Abendgang zu machen.

„Da kommt der Treulose", sagte sie lächelnd, die Stufen der Veranda herabsteigend. Sie trug ein loses, weißes Sommerkleid mit sanften, blauen Streifen, und ihre schöne freie Kopfhaltung, die Bewegungen ihrer mehr als mittelgroßen, in ihren Formen schön beruhigten Gestalt, die Art, wie sie die drei jungen Menschen und besonders Erdmuthe willkommen heißend anblickte, dies alles hatte etwas Vornehmes, etwas nahezu Vollkommenes. Aage, immer noch bemüht, das jetzige Verhältnis seines Herzens zu der einst so blind Geliebten zu klären, stellte bei sich fest, daß er wohl geneigt sei, dieser Frau königliche Ehren zu erweisen. Er fühlte eine peinliche Beschämung, da er nun die Gründe seiner plötzlichen Flucht auseinandersetzen sollte, und wußte doch, daß er bis ins kleinste offen sein müßte. Er sprach, während sie die Richtung zum Johannisberg einschlugen und Pieter und Erdmuthe hinter ihnen zurückblieben. Er fand andere Worte, als er sie vorgestern Pieter gegenüber gebraucht hatte, als er sich aber plötzlich durch die gelassene Frage unterbrochen hörte: „Also war es eine große Liebe, Aage?" da erkannte er verzweifelt, daß es ihm wohl doch nicht gelungen war, die richtigen Worte zu finden, und daß er trotz seines redlichen Willens zur Ehrlichkeit ein Licht auf sich und auf Loulou hatte fallen lassen, dessen Glanz er nicht verantworten konnte. Er verstummte, er senkte tief den Kopf, sein Schritt ward schleppend, und er erlag trostlos dem Gefühl seiner Gebundenheit. Sie gingen schweigend die Anhöhe hinauf, der weiße Kalkstaub der Straße leuchtete im blauen Licht des Abends, und über der geheimnisvollen Lebendigkeit der Felder war immer noch das verzückte Jubilieren von Lerchen, aus Höhen, die noch von Sonne erfüllt sein mochten. Ein kleiner Hain von alten Haselsträuchern war da oben auf dem Hügel, sie gingen auf einem Graspfad daran hin. Dann erschrak Aage plötzlich: eine Nische, eine tiefe Laubgrotte wölbte sich hinein in die dichte grüne Blätterwand, und überlebensgroß, bunt bemalt, einen Heiligenschein mit sieben Sternen über der hohen Mitra, den Bischofsstab in der Linken, im rechten Arm ein Kruzifix, auf das er liebend hinabsah, stand hier ein hölzerner heiliger Johannes.

Mathilde ließ sich auf der Betbank zu seinen Füßen nieder und stützte den Kopf in die Hand. Aage sah voll Schwermut, wie süß das Land sich ausbreitete, und wie geruhig der volle goldene Mond jenseits des Sees über den dunklen waldigen Höhen emporzuschweben begann. Er war der Überzeugung, alles Anrecht auf die Schönheit der Erde verscherzt zu haben und nie wieder froh sein zu können, wenn Mathilde ihn nicht freisprechen würde. „Mathilde," sagte er zagend, „verstehen Sie denn wenigstens, daß ich versuche, von ihr loszukommen?"

„Aage — lieber Aage!" Mathilde sah lebhaft zu ihm auf, ja, es war, als käme sie aus Gedanken, die nichts mit dem zu tun gehabt hätten, was er ihr eben erzählt hatte, als riefe erst der arme Ton seiner Stimme sie zu ihm zurück.

„Wenn Sie sich doch setzen wollten, Aage, dann brauchte ich nicht so in die Baumkronen empor zu sprechen. Sie sind so traurig — traurig, weil Sie einmal sehr glücklich durch diese Frau gewesen sind und plötzlich begriffen haben, daß — nun, daß diese Form des Glücks Ihrer nicht ganz würdig war. Sie können das noch nicht ganz fassen — denn es war vielleicht sehr schön?"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aage nickte heftig. Lieber Gott, ja, so war es! Aber wie konnte sie das wissen. Mathilde lächelte ruhevoll und ein wenig wehmütig in den Abend.

„Seien Sie doch nicht traurig, Aage! Sie mußten dies Erlebnis haben. Es hat seinen Höhepunkt überschritten, auch für jene Frau. Ihre Wege werden sich teilen, auch ohne, daß Sie die Trennung gewaltsam herbeiführen und gegen Ihre Natur wüten, indem Sie mit Härte auftreten."

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie zögernd: „Sehen Sie, Aage — in jedem Menschen, zu dem wir in eine leidenschaftliche Beziehung geraten, tritt uns verkörpert und leibhaftig eine Seite unseres Selbst entgegen. Und je weniger einfach wir sind, desto öfter werden wir enttäuscht werden auf der Suche nach dem Einen, der auf unser ganzes Wesen antwortet. Für welche Seite Ihres Wesens war Ihnen diese Frau Symbol?"

Aage blickte sie zweifelnd an und wandte sich ab, Mathilde, ein wenig vorgebeugt, fühlte die Neigung, sein lichtes Haar zu streicheln und sein schönes, ratloses Knabengesicht lächeln zu machen. Wie kindlich war er, dieser im untersten Labyrinth des Eros Verirrte! „Und ich — die ich so weise Reden führe — ich . . .?" dachte sie heimlich verzagt und lauschte hingegeben auf den Schritt, den sie seit einer Weile schon sich nähern zu hören glaubte. Sie hob den Kopf — da stand der einsame Gänger über die Felder vor ihnen, und seine breite Gestalt verdeckte die Mondesscheibe. „Du bist es, Wendelin?" fragte sie — „und wolltest du zu mir?" Und während seiner irgendwie durch einen Ausdruck von Verlegenheit befangenen Erklärung, ja, allerdings sei er auf dem Wege zu ihr, da sie denn nicht, wie er es doch nach ihrem gestrigen Versprechen geglaubt habe, annehmen zu können, zu ihm gekommen wäre — er habe mit dem Tee auf sie gewartet, fügte er mit leisem Vorwurf ein, dann freilich wären der Pfarrer und der Doktor gekommen — während dieser Reden hatte Mathilde sich erhoben und durch ihren sanften Aufbruch die ganze Gesellschaft dem Dorfe zu in Bewegung gesetzt. Aage gesellte sich zu Erdmuthe und Pieter, die in einiger Entfernung im Grase gesessen hatten, und ging mit ihnen langsam voran. Ihm war sonderbar zu Mute, als sei ihm alles erlaubt, gleichzeitig aber das unerbittliche Antlitz eines Wächters in der eigenen Brust enthüllt worden. Er ging in sich gekehrt und hörte nicht, was die anderen sprachen — sie sprachen auch nicht viel, nur, daß Pieter eine befremdliche Ungeduld zeigte, zur Eile drängte, der Tanz habe gewiß längst begonnen, und Erdmuthe wolle doch so früh zurück.

„Willst du denn auf einmal tanzen, Pieterlein?" fragte Erdmuthe lachend, worauf er nur etwas Unfreundliches brummte. Übrigens hatte der Tanz noch keineswegs begonnen, oder wenn er begonnen hatte, so war gerade eine Pause. In der offenen hölzernen Halle im Garten des Gasthofs saßen in einer Ecke zwei dörfliche Musikanten bei ihren ruhenden Instrumenten, Zither und Ziehharmonika, und tranken. Auf den langen Bänken an den Wänden saß bunte Gesellschaft durcheinander, Bauern und Sommergäste. Aage bemerkte sogleich Herrn Palmer in einem weißen Flanellanzug und erkannte mit leisem Erschrecken in der Dame, mit der er sich beflissen unterhielt, Loulou, die stark gelangweilt wirkte. Ihrem schweifenden Blick folgend, sah Aage nun ungefähr in der Mitte der Längswand einen Menschen im grauen Wanderanzug stehen, mitgenommen und bestäubt und ohne eine andere Anziehung als seine nicht allzu große, ebenmäßige Gestalt und sein dunkles, unzufriedenes Gesicht, auf dem jetzt aber freilich etwas wie ein Lächeln lag, ein kühner, lockender Zug. Dazu paßte die Gebärde, mit der er nun den Kopf zurückwarf und mit beiden Händen ein kleines Instrument an die Lippen führte — oh, das war eine Mundharmonika, Aage hörte mit vergnügter Verwunderung, daß es verschiedene Arten gab, eine Mundharmonika zu behandeln, und daß die des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fremden nahezu vollkommen war. Der Spielende hielt den dunklen Blick unabläſſig in das Dämmer des Gartens gerichtet, wo neben Aage, Pieter und Erdmuthe noch einige Zuſchauer ſtanden, und plötzlich löſte ſich eine helle Geſtalt aus ihrer Reihe und ging mit ein paar gleitenden Schritten in die Mitte des leeren Raumes. Es war Tatjana. Ein ſeltſam ſüßes Lächeln auf den Lippen, begann ſie zu tanzen, ohne ſich übrigens viel vom Fleck zu bewegen, es war, als habe der Sturm eine weiße Blüte ergriffen, und ſie wirbelte nun an ihrem Stiel hin und her, langſam, ſchneller, zuletzt in hilfloſer Hingeriſſenheit auf- und niederſchwankend und verlangend, von dieſen ſtarken Flügeln entführt zu werden. Es war Tatjana, ſehr bleich und wie gegen ihren Willen tanzend, dennoch mit dieſem Lächeln gelöſter Verzückung . . .

Ein Bann lag über den Zuſchauern, von denen ebenſo viele auf den Unbekannten ſtarrten wie auf die Tanzende.

„Das iſt der Rattenfänger!“ flüſterte Erdmuthe neben Aage.

In dieſem Augenblick ließ der Fremde die Hände ſinken und lachte wie ein Knabe auf Tatjana hin, die mit dem Ausſetzen der Muſik weich und lautlos ins Knie geſtürzt war, um ſich ſogleich wieder zu erheben und, ebenfalls lächelnd, zu Palmer und Coulou hinüberzugehen. Hinter ſich hörte Aage Schritte, und dann ſagte Oberhofs Stimme, im Tone freudiger Überraſchung:

„Mein Gott, das iſt ja Roubroucq!“

V

Mathilde

Als Mathilde ſich am nächſten Morgen auf den Weg zum Johannishof machte, fühlte ſie eine Beklommenheit, deren Urſache ſie nicht ergründen konnte — vielleicht aber auch gar nicht ergründen wollte. Sie war ſpäter aufgeſtanden, als ſie beabſichtigt hatte, und hatte dann gemeint, gerade an dieſem Morgen einmal die Skizzenblätter aus den letzten Wochen ordnen zu müſſen. Ein kleines Bild, das ſie vollendet geglaubt, hatte ſich auf einmal als unerträglich ſentimental in der Auffaſſung erwieſen, und ſie hatte der Verſuchung, es zu überarbeiten, nicht widerſtehen können. Nach einer halben Stunde nervöſen vergeblichen Bemühens hatte ſie verſtimmt davon abgelaſſen. Baumblüte malen zu wollen, ſei überhaupt an ſich ein ſentimentales Unterfangen, ſagte ſie ſich. Natürlich lag der Fehler im Gegenſtand ſelbſt, was hatte ſie auch den Johannishof malen müſſen und ausgerechnet im Monat Mai! Ein flammendes Herz in einem Vergißmeinnichtkranz in aller Stille auf Löſchpapier gepinſelt und ſchamhaft wieder verbrannt, hätte ihr dieſelbe Erleichterung des Gemütes verſchaffen müſſen! Oder andere Embleme noch deutlicherer Natur. Sie räumte auf, bedeutend ſorgfältiger, als das ſonſt ihre Gewohnheit war, wuſch ſich umſtändlich die Hände und ſah ſich beim Abtrocknen ſo unglücklich in dem großen, niederen quadratiſchen Raum um, als gelte es einen Abſchied fürs Leben. Nun, und war es etwa nicht an dem? Sie ſchüttelte abwehrend den Kopf und widmete ſich aufmerkſam der Pflege ihrer ſchönen, ſtarken Fingernägel. Sie dachte jetzt nicht weiter, und ſie *wollte* nicht weiter denken, als daß ſie eben eine Vorliebe für dies helle, nüchterne Zimmer habe, in dem außer den beiden großen, mit Büchern, Schreib- und Zeichengerät bedeckten Tiſchen und dem kleinen, in der Ecke beim Ofen, auf dem der Spirituskocher und allerlei Geſchirr ſtand, nur die notwendigſten Möbel waren. Warum ihr das gerade in dieſer Stunde mit ſolcher Eindringlichkeit klar wurde, dieſer Frage entzog ſie ſich jetzt, indem ſie ſeufzend aus der Tür ging. Warum mache ich eigentlich dieſen Umweg? fragte ſie ſich fünf Minuten ſpäter, als ſie be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

merkte, daß sie zum Johannisberg hinaufstieg, anstatt den kürzesten Weg zu Wendelin am Seeufer entlang zu nehmen. Sie seufzte wieder und gestand sich endlich ein, daß sie ganz gut wisse, was das Hinzögern dieses Besuches zu bedeuten habe, und mit dem etwas gewaltsamen Entschluß zur rückhaltlosen Offenheit, wenigstens sich selbst gegenüber, schritt sie weiter. War es recht, so viel Enttäuschung zu empfinden, weil dieser Mensch, auf den sie zehn Jahre gewartet hatte, nicht in der Gestalt des Zweiundzwanzigjährigen wiederkehrte, als der er damals hinausgegangen war, nicht so schlank, nicht so stürmisch zufassend in jeder Bewegung, nicht mit diesem jünglingshaften, ungenügsamen Feuer in Blick und Wort? Lieber Himmel, dachte Mathilde voll Ratlosigkeit, daß er verändert sein würde, wußte ich doch! In welcher Traumwelt aber habe ich auf ihn gewartet, daß ich diese Veränderung so wenig in meine Vorstellung einbezog! Sie ließ sich auf dem Bänkchen zu den Füßen des heiligen Johannes nieder, wo sie gestern mit Hage gesessen hatte, und ergab sich wehmütig der Erinnerung.

Achtzehn Jahre alt, war sie zum erstenmal auf den Johannishof gekommen, mit ihrem Vater, der in irgendeinem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zu Frau Oberhof gestanden hatte, einem Verhältnis, bei dem, wie die junge Mathilde bald herausfühlte, freilich weniger die Verwandtschaft den Ausschlag gab, als gewisse gemeinsame Erinnerungen, über die nicht gesprochen wurde, deren stiller Glanz aber über jedem Gespräch der beiden Grauhaarigen, ja, über dem ganzen goldenen Ablauf jener entrückten Septemberwochen gelegen hatte. Wendelins Vater war seit zwei Jahren tot gewesen, und Frau Oberhof hatte den Jugendfreund eingeladen, um seinen Rat in der Frage der Berufsentscheidung des Jünglings einzuholen, zu welchem Zweck ein längeres Zusammensein, wie sie mit Recht meinte, notwendig war. Wendelin, von seinem Vater zum Erben des Johannishofes bestimmt und erzogen, da denn das Gut seit nahezu hundert Jahren in der Familie war, hatte nämlich in den beiden Jahren der Freiheit eine Neigung zu dem, was der Alte stets als Unfug, als Schöngeisterei bezeichnet und nach Kräften beschnitten hatte, ins Kraut schießen lassen; er beschäftigte sich also mehr mit der schönen Literatur und den Künsten, als mit Landwirtschaft und frönte außerdem einem in seinen Äußerungen ebenso feurigen als in seinen Grundlagen phantastischen Sozialismus. Endlich war er so völlig besessen von einer nicht zu bändigenden Reiselust, von dem Bedürfnis, rund um die Erde zu kommen, daß es auch einer dermaßen von den Vorzügen ihres Sohnes überzeugten und sich für sein Naturell einigermaßen verantwortlich wissenden Mutter nicht zu verdenken war, wenn sie in der Sorge um die Zukunft eines stattlichen Besitzes einen Berater zuzog, dessen Erfahrung und Weltblick sie mehr traute, als dem eigenen. Theodor Mackens enttäuschte denn auch ihre Erwartungen nicht, erfüllte sie vielmehr insofern aufs schönste, als er, unbeeinflußt von ihr und völlig auf seiner eigenen Beobachtung des jungen Menschen fußend zu demselben Ergebnis kam wie sie, zu einer Zusammenfassung seiner Ratschläge, die dahin ging, daß sie Wendelin nachgeben solle und ihn zunächst einmal in die Welt schicken, da sie in der glücklichen Lage sei, ihm die Mittel dazu gewähren zu können. Mathilde hatte damals dem Vater recht gut eine Art von stiller, gerührter Begeisterung für Wendelin angemerkt; sie wußte, daß er sich ursprünglich heftig einen Sohn gewünscht hatte, und daß ihm dieses späte Mentorverhältnis zu einem Jüngeren wie eine endliche Gunst der Götter erscheinen mochte. In ihrer demütigen und unbedingten Abhängigkeit vom Vater empfand sie in seiner Anerkennung Wendelins die wundervolle Bestätigung einer ersten Neigung, und in der frommen Schicksalsgläubigkeit ihrer Natur hatte sie nicht gezaudert, Wendelin, der vom ersten Augenblick an lebhaft um sie geworben hatte, beim Abschied alles zu versprechen, was er wollte, eine Treue über Jahre des Wartens hinaus — eine Treue nicht nur gegen seine Person,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern gegen die Elemente des Geistes, die ihn damals trugen, gegen das Unbedingte, das Unsichtbare, dem in der bedingten Welt Gestalt und Sichtbarkeit zu verleihen, Aufgabe des Wirkenden sei.

Er war schön! dachte Mathilde und starrte mit gefalteten Brauen grübelnd in die unschuldig lächelnde Landschaft. Er war schön in dem goldenen Feuer, das aus seinen Augen brach, wenn er redete. Dennoch erinnerte sie sich halb widerwillig eines gewissen ahnungsvollen Unbehagens, das sie überkommen hatte, wenn er die Dichtungen zitiert hatte, die er liebte, oder aus eigenen Versen vorlas, als seien da zuweilen Klänge gewesen, die wenig mit dem Unbedingten, viel dagegen mit einer Unsicherheit in Fragen des Geschmacks zu tun hatten, und die Mathildens sonderbarer, fast nüchterner Leidenschaft für das Echte widerstanden. Daß sie über diesen Gegensatz nicht aneinander geraten waren, lag in einer frühzeitig in ihr entwickelten, nicht ungefährlichen Geneigtheit, dort, wo sie liebte, stets in Bescheidenheit auch das hinzunehmen, was ihr selbst nicht entsprach, fast als dürfe sie der Maßgeblichkeit der eigenen Empfindung nicht trauen. Übrigens wußte sie jetzt, daß dieser von früh auf geübten Gepflogenheit bei ihr nicht das sehr weibliche Anpassungsvermögen zugrunde lag, sich den andern um jeden Preis zu erringen oder zu erhalten — denn was galt eine eigene Überzeugung neben der Seligkeit des Unterordnens! Sie wußte jetzt genug von sich, um die feine, ein wenig kühle Skepsis zu erkennen, die es ihr verbot, eine fremde Meinung, eine ihr widerstehende Geschmacksrichtung zu bekämpfen oder umbiegen zu wollen, so klar bewußt war sie sich allmählich einer angeborenen, von dem optimistischen Vater stets bei ihr unterdrückten, in den letzten neun Jahren der Selbständigkeit aber voll entwickelten Überzeugung von der Bedingtheit jedes menschlichen Standpunktes geworden, einer Bedingtheit, die ursächlich unentwirrbar mit den feinsten Faserungen jeder geistigen Organisation zusammenhing. Und darum, dachte sie, sich erhebend und langsam den Wiesenpfad fortschreitend, nicht ohne zuvor dem heiligen Johannes einen Abschiedsblick geschenkt zu haben, diesem verschwiegenen Zeugen so vieler ihrer einsamen, sehnsüchtigen und nachdenklichen Stunden — darum: was heißt denn Echtheit? Wer konnte sich das Recht anmaßen, die Lebensäußerungen der andern abzuschätzen? War Blei weniger echt als Gold, Roggen als Weizen, Wasser als Blut? Ich werde, dachte Mathilde nun plötzlich ein wenig gelangweilt von den eigenen Gedankengängen, ich werde Wendelin ein Gespräch über diese Frage anbieten und über den Wert der Transsubstantiation. Der Arme! dachte sie gleich darauf, zärtlich erheitert, wie möchte er erschrecken! Aber liebte er nicht ehemals die endlosen Dispute? Ganz beglückt darüber, daß sie doch dieses bei seiner Vorstellung empfand, dieses zärtliche spielende Mitleid, versicherte sie sich gläubig, oh, sie liebe ihn wahrhaftig noch und vielleicht tiefer und besser als je, da sie ihn nun so völlig überblickte und verstand. Ja, diese unmittelbare Einfühlung in die Landschaft seines Herzens, wie sie nun in einfältiger Vollendung aus den Zeitaltern der Eruptionen und Umfaltungen, der Wüsten und Überflutungen hervorgetaucht war, diese mühelose Einfühlung, konnte sie etwas anderes als Liebe bedeuten? Sie blieb stehen und sah ergriffen über die Felder hinüber zum Johannishof, dessen Gebäude und Gärten in einer sanften Senke des Geländes eingebettet waren. War es denn das Versprechen, auf ihn warten zu wollen, gewesen, daß sie vermocht hatte, ihm über diese lange, lange Frist hinaus die Treue zu halten? Das sie immer wieder in diese Landschaft, an diese Stätte erster überschwenglicher Erfüllung gezogen hatte? War es nicht eine viel tiefere, eine ganz unpersönliche, überpersönliche Bindung, die sie auf allen Wegen und Umwegen ihrer Entwicklung immer im Untergrunde ihres Wesens gefühlt hatte wie den unverrückbaren Schwerpunkt, dies, daß hier zwischen den mütterlichen Feldern das Haus der Heimat auf sie wartete, auf sie beide, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einander letzte menschliche Erfüllung gewähren sollten? Oh, hatte es nicht Beruhigung, Sänftigung, hatte es nicht Rettung und Zuflucht bedeutet, Treue halten zu müssen, hatte sie nicht dieses Reifens bedurft, um ihr Herz zu bändigen, damit sie unbeeinträchtigt durch die Hemmungen ausgelebter Gefühle den strengen Weg hatte gehen können, den ihre Kunst ihr vorschrieb? Und wollte die Natur nun, da ein Ziel, eine gewisse Höhe erreicht war, das Mittel, dessen sie sich bedient hatte, um so weit zu kommen, vergehen lassen, wie Duft und Farbe der Blüten?

Mathilde stand und blickte nach den reinen blauen Berglinien, fern drüben am Horizont. Klage fiel ihr ein und Roubroucq, mit dem sie gestern kaum ein Wort gesprochen hatte. Auf einmal ward sie sich dessen bewußt, daß sie hier stand und dachte, dort drüben hinter den Bergen warte die Welt auf sie, die glühende, süße und drohende, wilde und heilige Welt, an der sie ihr Herz noch nicht gemessen hatte. Sie senkte ihr Haupt und schritt tief nachdenklich zum Johannishof hinunter.

„Da ist er wieder! O, höre doch! Er ist wieder da!" flüsterte sie, als sie den Garten halb durchschritten hatte und vom Hof herüber Wendelins Stimme schallen hörte, die irgend einen Auftrag erteilte, irgendwelche Anordnungen traf. Gleich darauf rasselte ein Wagen davon, Hunde bellten wie närrisch, und die Stimme von vorhin lachte, rief: „Argos! Barry! Muckl!" steigerte den Lärm der Tiere und sich selbst zu einem ungeheuren Getöse der Vergnügtheit. Mathilde war stehen geblieben. „Ja — da ist er nun", flüsterte sie noch einmal, aus ihrer stummen Zwiesprache mit einer Toten heraus, in die sie versunken gewesen war, seit sie das Heckenpförtchen oben am Feldweg durchschritten hatte. Konnte sie nun nicht zufrieden sein, die alte Frau, die drüben auf dem Friedhof bei den Nonnen schlief? „Und ich — kann ich nun nicht gehen?" fragte Mathilde, selber kaum wissend, was sie dachte, in die heiteren braunen Augen hinein, die sie auf einmal vor sich sah. Sie schüttelte den Kopf und blickte ratlos um sich. Die Bäume standen still und froh in der reinen glänzenden Morgenluft, eine Amsel sang, Mathilde wußte, sie saß hoch auf dem Dachfirst des Hauses und sang und sang vom ersten Frühjahr an. Dies war der Garten der Heimat. War sie nicht Jahr für Jahr diese grünen Pfade gegangen, in dem Gefühl, daß hier der Friede des Herzens auf sie warte, den sie in der Welt nicht fand und nicht finden wollte. Oh nein, es hatte sie kein Mensch verpflichtet, den Heimatgarten für den zu hüten, der nach dem Ablauf seiner immer wieder verlängerten Reisezeit vor fünf Jahren durch den ausbrechenden Krieg in Ostafrika festgehalten worden war, fast in derselben Stunde, als er das Schiff zur Heimkehr hatte betreten wollen. Oh nein, auch jene alte Frau, die in der unbeirrbaren Heiterkeit ihres Herzens hatte sterben dürfen, als die Rückkehr des Sohnes dem Anschein nach unmittelbar bevorstand, auch jene hatte in einer gesunden Weltklugheit nie versucht, das leichte Band einer frühen Neigung zwischen zwei jungen Menschen zu einer Kette umzudichten und Mathilde mit einem Verantwortungsgefühl für Glück und Zukunft nicht nur Wendelins, sondern auch seines nun verwaisten Hauses zu belasten. Es war kein Ring an Mathildens Hand, es gab nicht den Begriff, nicht das Wort einer Brautschaft, einer Verlobung. Nein, Mathilde war sich ganz klar darüber, selbst Wendelin hatte sie an jenem fernen Herbstabend kaum an seine Zukunft, an sein Schicksal und noch viel weniger an Haus und Hof binden wollen. Er hatte sie seiner Seele verbunden, seiner jungen, reinen und schwärmerischen Seele — vielleicht nur dem Glanz, den diese Seele damals im Widerschein der großen ewigen Ideen hatte. Er hatte sie nicht auf das Sakrament der Ehe vereidigt. Mathilde lächelte. Oh, keineswegs. In den wenigen Briefen, die während der ersten Jahre seiner Abwesenheit zwischen ihnen hin- und hergegangen waren, hatte nichts von Wiederholungen jenes damals vielleicht deutlicher noch gefühlten als in Worte gefaßten Versprechens gestanden. Dennoch — da war in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathilde dies gewesen, was weniger die Ausdauer eines Gefühls, als der süße Glaube an eine Bestimmung gewesen war und somit den Namen der Treue verdiente, einer seltsamen phantastischen Treue. Sie gab ihr die Sicherheit des Nachtwandlers, ohne Schwindel an gefährlichen Abgründen hinzugehen. Sie gab ihr eine sonderbare Unantastbarkeit, eine unzerstörbare Kühle, von deren herbem Atem umweht sie sich auf Abenteuer des Gefühls eingelassen hatte, um ihrer Sensationen teilhaftig zu werden und doch völlig im Besitze ihrer selbst zu bleiben. Diese Treue verlieh biegsame Kraft und war zuweilen von denen, die unter ihr zu leiden hatten, als Härte bezeichnet worden, wennschon diese Härte, falls sie denn vorhanden war, sich unvergleichlich viel schmerzhafter nach innen auswirkte als nach außen. Denn diese Treue war ebensogut ein Fanatismus der Strenge gegen das eigene Gefühl, eine überweibliche Ekstase, ein Rausch der Selbstgeißelung, als sie weiblichste Hoffnungsseligkeit, mütterliches Verantwortungsgefühl für den geliebten Mann war, als sie zu Zeiten Wiegenlied, Verheißung eines endlich den unerbittlichen Forderungen des Geistes abgewandten, ganz im Schoß der Erde gemündeten, frauenhaften Daseins sein konnte. Der Genius eines Menschen nimmt erstaunliche Verkleidungen an, um sich begreiflich zu machen, um sein Ziel, die Entwicklung, die Steigerung, die Vollendung der Persönlichkeit zu erreichen! Die wunderschöne Jünglingsgestalt des Geliebten war zum Symbol geworden, und die Treue hatte dem eigenen, ungestüm nach Größe verlangenden Ich gegolten. Mathilde, hier unter dem alten Kastanienbaum stehend, unter dem sie vor zehn Jahren Abschied von Wendelin genommen hatte — fast verstört auf die heitere, von blühender Clematis geschmückte Breitseite des Hauses blickend, das auf einmal so unleidlich wirklich und zur Einkehr mahnend dastand, Mathilde dachte: „Er spielt mit seinen Hunden — nun, warum auch nicht — er ist ein lieber, reizender Junge, wie gönnt man ihm das Glück der Heimkehr. Aber, mein Gott, mein Gott — was habe ich nur mit diesem fremden Menschen zu schaffen?“

Sie stand, die Rechte an den schrundigen Stamm des alten Baumes gelegt, als suche sie in der erschrockenen Verwirrung ihres Herzens Schutz und Halt bei dieser zeitlosen Lebendigkeit. Baumrinde, ach, kann tröstlich zu fühlen sein, wie die Haut von deiner Mutter Wange. Bäume sind gut, sind immer gut, wenn sie auch keinen Rat wissen. Drüben aus den Gebüschen hervor, auf dem schmalen Pfad, der zwischen Herrenhaus und Wirtschaftsgebäuden vom Hof in den Garten führte, trat auf einmal Wendelin in das scheinende Licht, von den Hunden begleitet. In dem Augenblick, als Argos, ihre Nähe witternd, anschlug, als Wendelin suchend aufsah und fast gleichzeitig mit freudig grüßender Gebärde über den Rasen auf sie zuging, empfand Mathilde darin, daß sie hier, an dieser Stelle stand, daß sie einander wieder begegneten an der Stätte ihres Abschieds, etwas wie die unlösliche Besiegelung eines Schicksals, als schlösse sich nun ein Ring . . . Sie lächelte hilflos und tat ihm ein paar Schritte entgegen. „Es ist nichts zu ändern,“ dachte sie, „hier stand ich, als hätte ich die zehn Jahre mit der alten Kastanie auf ihn gewartet. Ach, und muß man ihm denn nicht gut sein? Kann man denn anders? Und ich bin nicht geschaffen, Wohlgefallen zu verbergen — Gott helfe mir!“ Indessen hatte sie doch die Kraft gehabt, den schattigen Bannkreis des Erinnerungsbaumes zu verlassen, und hier, mitten auf dem vom Mittagslicht überströmten Rasenplatz, begrüßten sich zwei Freunde, nicht zwei Liebende. Sie gingen langsam dem Hause zu. „Du bist durch den Garten gekommen,“ redete Wendelin hastig, „du kennst die alten Schleichwege noch, du bist nicht fremd hier geworden, das ist schön.“

„Nun — fremd?“ wiederholte Mathilde mit einem halben Lächeln zu ihm aufblickend, in der Brust das ganz leise Verwundern, den feinen strahlenden Schmerz, den sie nicht wahr haben wollte, auf den sie kein Recht zu haben glaubte. Immerhin

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— hätte er nicht sagen können: Du standest unter der alten Kastanie . . . Du standest dort unter der alten Kastanie . . . und weiter nichts? Natürlich war es gut, daß er dies nicht sagte. Zu ihrem leisen Schrecken aber hörte sie selbst sich sagen: „Wie hätte ich denn fremd hier werden sollen, Wendelin! Ich bin doch die ganze Kriegszeit über in jedem Sommer ein paar Wochen hier gewesen, und wir waren ganz vertraut miteinander, der Garten und ich. Der alte Bestlmayer ließ mich hier kommen und gehen, wie ich wollte."

Warum, dachte sie noch, während sie sprach, warum erzähle ich das diesem fremden hübschen Mann, der verlegene Augen dazu macht? Wendelin sah sie in der Tat mit einem unsicheren Ausdruck an und sagte: „Ja, da wirst du ebenso wie ich gefunden haben, daß hier vieles anders werden muß. — Übrigens wäre es hübsch für mich gewesen, das da unten am Tanganjika zu wissen — daß du hier durch den alten Garten gingest, Mathilde . . ."

„Ach, du warst nicht allein in Afrika," sagte Mathilde und blickte von ihm weg — „auch ich . . . Ja, auch ich hatte vielleicht meinen Tanganjikasee, meine Gefangenschaft, meine Tropensonne . . ."

„Du meinst?" fragte Wendelin ratlos.

„. . . und wußte doch nie, ob du noch manchmal wenigstens im Traum mit mir durch den alten Garten gingest . . ."

„Ach — du meinst es symbolisch! Liebe Mathilde! Ja, du mußt schon Nachsicht mit mir haben." Er räusperte sich. Mathilde fragte sich: „Gott helfe mir, was rede ich nur so kokett sentimental?" und fühlte doch angstvoll, daß sie beinah weinte. Sie blieb am Eingang der Veranda stehen und lächelte auf Wendelin herab, der ihr langsam die Stufen hinauf folgte.

„Mathilde," sagte er bittend, „du mußt nicht denken, ich hätte vergessen. Nur — es sind doch zehn Jahre seitdem. Und ich habe viel erlebt, wie sollte es anders sein. Auch Frauen, Mathilde — aber es ist wohl keine Schönrederei, wenn ich sage, daß kein solches — und auch kein . . ." Er tastete nach dem Wort und sagte dann eifrig: „nein, auch kein realeres Erlebnis unser Erlebnis dort unter dem Kastanienbaum überstrahlen konnte. Und als ich dich eben dort stehen sah, als hättest du die ganze Zeit geduldig auf mich gewartet . . ."

„Ich hab' es ihm mit meinen Gedanken suggeriert!" dachte Mathilde verzweifelt, „oh, welche Komödie!"

„Lieber Wendelin," sagte sie hastig und hob die Hand, als wollte sie ihn verhindern, weiter zu sprechen, „oh nein, ich habe wirklich nicht die ganzen zehn Jahre unter dem Kastanienbaum gestanden! Vielleicht, daß ich immer wieder zu ihm zurückkehrte, aber . . ."

„Ja, schon in dem Augenblick," sprach er unaufhaltsam weiter, „als ich unterwegs hörte, du seist hier, da wußte ich . . ."

Er blickte ihr zum erstenmal voll in die Augen und vollendete zaghafter, als es zum Schwung seiner Rede passen mochte:

„Ich wußte, mein Schicksal hatte gesprochen, Mathilde."

„Ach, Wendelin — spricht Schicksal je so eindeutig?"

Sie wandte sich und schritt der offenen Saaltüre zu. In dem dämmerigen kühlen Raum mit der weiß und himmelblau gestreiften Tapete blitzte der messingene Kronleuchter über dem langen ovalen Tisch, ein Strauß von Rittersporn und Akeley stand darauf, die Birkenholzmöbel glänzten hell und freudig.

„Laß uns durchs Haus gehen!" bat Mathilde und öffnete die Tür zum Nebenzimmer. „Sieh," sagte sie, „da sind die lieben Mahagonisachen mit dem roten Damast — ach, ich muß dir erzählen, in Lohme, da in der Heimat des jungen Rungström, da ist ein Zimmer ganz ähnlich eingerichtet, das war mir dort so heimatlich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich war in Lohme, weißt du, zwei Jahre nach deiner Abreise — ein Jahr nach dem Tode meines Vaters war ich da, und gab dem jüngsten Bruder von Hage Zeichenunterricht. Ach, das weißt du schon? Aber ich habe dir so viel zu erzählen, Wendelin, und gerade über diesen Schüler von mir hätte ich gerne mit dir gesprochen. Nur nicht eben jetzt, nein. Wir wollen durch das Haus gehen. Und sieh, so eine Tapete wie diese graue mit den traumhaften goldenen Lyren, die gab es in Lohme nicht, die gibt es sicherlich nirgends in der Welt als hier."

„Traumhaft! Da hast du recht! Ich habe Jahre und Jahre von diesen alten Stuben geträumt, und wenn ich einmal nach Monaten fürchterlichster Mühsal alle Erinnerung versunken glaubte — immer wieder kam die Nacht, die mich heimbrachte — wo ich durch den Garten ging und das Haus, und alles berührte und sogar den Duft fühlte — den Duft . . ."

Unwillkürlich atmeten sie beide tief, sahen sich an und lächelten. Mathilde spürte den unbeschreiblichen Geruch nach altem Holz, nach getrocknetem Lavendel vermischt mit der frischen Süße der Blumensträuße, und sagte langsam: „Deine Mutter hatte immer Hortensien hier stehen, rosa und zartblau — weißt du es noch?"

„Weißt du das auch noch so genau?" fragte er lächelnd zurück. „Es ist so seltsam, zu entdecken, daß ein Mensch Erinnerungen von uns teilt, die wir für ein Bestandteil unseres Innersten, Eigensten gehalten haben. Diese Hortensien waren mir immer sehr wunderbar, seit . . ."

„Seit du als kleiner Junge in dem alten „Buch der Welt" ein Hortensienbild fandest, handkoloriert, von märchenhafter Zartheit", vollendete Mathilde lächelnd.

„Woher weißt du auch das?" fragte Wendelin staunend — „von meiner Mutter? Von mir selber? Bist du mit mir klein gewesen? Ach, ähnlich muß es zwischen Geschwistern sein, Mathilde, wie gut, daß du hier bist! Haus und Hof — Acker — Vieh — das ist noch nicht Heimat — nicht Heimat genug, weißt du . . ."

Mathilde öffnete die nächste Tür, die in das Arbeitszimmer des alten Oberhof führte, einen Raum, den der junge Wendelin nicht gern betreten hatte, einen Raum der nüchternen Gradlinigkeit, des Stehpultes und der schmalen, fast deckenhohen Bücherschragen mit ihrem Inhalt von Geodäsie, Landwirtschaft und bestenfalls noch von Weltgeschichte, von lauter Fächern, denen Wendelin damals keinen Reiz abgewinnen konnte.

„Wendelin," sagte Mathilde ernsthaft, „wirst du nun wie dein seliger Herr Vater im schwarzen Cüsterjackett hier am Pulte stehen, mit dem Federhalter in der Rechten Rechnungen nachprüfen und mit der Linken das lange Pfeifenrohr schräge von dir weghalten, an dem du saugst? Entschuldige bitte, aber so stelle ich mir deinen seligen Herrn Vater immer vor. Und hier ist ein Lehnstuhl mit grünem Rips bezogen und mit weißen Porzellannägelknöpfen beschlagen — ach, lieber Wendelin, darin wirst du in deinen Mußestunden sitzen und im Treitschke lesen oder über die Fruchtwechselfolge deiner Äcker nachdenken . . ."

Wendelin hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging mit leicht gerunzelter Stirn im Zimmer auf und nieder. Mathilde stand am Fenster, die Unterarme auf die Lehne jenes Sessels gelegt, und beobachtete ihn mit einer seltsamen Neugier. Die Fenster gingen hier nach dem Hof hinaus, nach Norden, ruhiges, schönes Licht füllte den Raum, dessen nüchterne Arbeitsstimmung Mathilde eher behagte als abstieß. Indessen sagte sie noch rasch: „Und mit dem Pfarrer und dem Doktor spielst du dann abends Skat, nicht wahr?" worauf sie sich setzte, die Füße kreuzte und Wendelin erwartungsvoll ansah, denn er hatte ausgerufen: „Du irrst!" und: „Du gehst von falschen Voraussetzungen aus!" Nun blieb er vor ihr stehen und sagte mit einem Ausdruck von Schonung, der sie rührte: „Ach, liebe Mathilde, du meinst, ich würde nun auf deinen heiteren Ton eingehen, und wir würden zusammen über die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tugenden des Spießbürgers lachen, wie vor zehn Jahren. Aber siehst du, diese zehn Jahre sind nicht spurlos an uns vorübergegangen, auch an dir nicht, obgleich ich einstweilen noch nicht dahinter kommen kann, worin die Veränderung bei dir besteht — außer in der Tatsache, daß du eben nicht mehr das Kind von damals bist. Doch ist mir, als hättest du dich mehr auf der Linie entwickelt, die mir damals für mich vorgezeichnet schien, während ich . . ."

Er stockte. Er stand nun an dem Stehpult, die eine Hand in der Joppentasche, mit der anderen ein elfenbeinernes Falzbein hin- und herdrehend. Mathilde, ihn unverwandt anblickend, empfand seine Männlichkeit stark, wie den heuduftenden, strahlenden Junitag, sie sah seinen rötlich verbrannten Hals über dem niedrigen weichen Hemdkragen, den Schimmer des goldbraunen Haares, das schöne Gesicht mit seinem Zug von Knabenhaftigkeit, sah die gutgewachsene Gestalt in ihrer lässigen Kraftfülle mit all den Merkmalen guter Rasse — sah als Künstler und empfand als Frau, als Frau, die diesen und gerade diesen Mann mit allen Sinnen bejahte, und die dennoch aus irgendeiner Wesenstiefe ein strenges, ein unerbittliches Nein vernahm. Ihr Blick irrte ab, Wehmut lähmte ihre Gedanken, sie hörte kaum, wie er nun sagte:

„Ich, Mathilde, habe heut keinen anderen Ehrgeiz mehr, als den, ein guter Landwirt zu sein und mein Stück Deutschland gesund zu erhalten — ich mußte wohl in die Ferne gehen, um meine Grenzen kennen zu lernen. Aber nun, da ich sie kenne, ist mir auch ganz wohl darin."

Sie dachte: „Nicht von mir, ach, nicht von mir kommt dieses Nein." Da stand er, so heiter, so gefestigt, so unbeirrbar. „Ich habe meine Grenzen gefunden", hatte er gesagt. Warum beugte sie denn dies Wort so tief? Warum empfand sie es wie einen harten Schiedsspruch? Sie sah empor zu dem von Tabaksqualm und Alter gebräunten Gipsabguß eines Athenehauptes, das dort oben auf dem Bücherschragen stand, unter dem Aegishelm mit blinden Augen ins Leere starrend. Poe's großes düsteres Gedicht schattete einen Augenblick mit den Rabenfittichen seines trostlosen Nimmermehr! schwer über ihre Seele hin; fast taumelnd erhob sie sich, und sanft, als spräche sie Abschiedsworte, hörte sie sich sagen: „Ich verstehe dich, ich verstehe dich ganz, Wendelin. Du hast heimgefunden — wer ist glücklicher zu nennen, als der das von sich sagen kann. Aber dein kleines Zimmer oben — das Zimmerchen, weißt du, mit den schrägen Wänden und den vielen Reclambändchen — das möchte ich heut doch auch noch wiedersehen . . ."

„Das möchtest du wiedersehen? Du lieber Gott, ja, das möchte ich auch wiedersehen, da bin ich selbst noch nicht gewesen! Ja, was willst du . . ." Er stieg leicht und schnell die gewundene Treppe ihr voran hinauf, sie folgte, das weite lose Kleid ein wenig raffend, den großen Strohhut am Arm hängend.

„Ich kam vorgestern abend und fand mich unten einquartiert im ehemaligen Schlafzimmer von Mama — wie sonderbar das war, ich kann es dir nicht sagen! — lief durch die Zimmer unten, durch die Ställe, redete mit allen Leuten — da war das Vieh, die Hunde. . . . Nach dem Essen kam Bestlmayer, er konnte es nicht erwarten, Rechenschaft abzulegen, der gute Alte. Nun, wir hatten tausend Dinge zu bereden, es wurde Mitternacht, wurde ein Uhr. Dann war ich müde, todmüde, schlief — schlief in dem Zimmer, in dem ich geboren wurde. . . . Nun, und gestern — der Feiertag — ja, es schien mir nichts schöner, als gleich in der Frühe mit der Prozession durch meine Felder zu gehen — man wird so einfach, wenn man solche Jahre hinter sich hat wie ich, Mathilde."

Er war oben angelangt und lehnte sich über das Geländer des Treppenabschlusses, hinuntersprechend zu ihr, die stehen geblieben war und zu ihm auf-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lächelte, nicht ganz wissend, wie von ihr selbst dies Lächeln über die Ratlosigkeit ihres Herzens gebreitet wurde, gleich der Milde des Schnees über entblättertes Land.

„Und da bist du noch nicht wieder in dem kleinen studio gewesen? Sieh, und ich dachte immer, das sei dir das Zentrum der Heimat gewesen . . ."

„Oh — nun gehen wir zum erstenmal miteinander hinein! So wie wir uns unter der Kastanie wiedersahen, Mathilde — d e n Platz hatte ich bis dahin auch noch nicht betreten!"

Mathilde verzichtete auf die Feststellung, man habe sich auf dem Grasplatz und nicht unter der Kastanie begrüßt, obgleich ihr weiblicher Sinn diese Feststellung dringend forderte. Indessen sie verzichtete namenlos irritiert und innerlich um alle Fassung gebracht durch diese und andere Forderungen jenes weiblichen Sinnes, den sie bis jetzt noch nicht von der Seite kennen gelernt hatte, die er plötzlich hervorkehrte. Wie, besaß auch sie alle jene Eigenschaften, die sie an andern Frauen immer mit der nachsichtigen Überlegenheit einer Andersgearteten, Stärkeren beobachtet hatte? War auch sie zum Widersprechen in Kleinigkeiten geneigt, zum Wichtignehmen belangloser Tatsachen, die nichts darstellten als einen bedingten, höchst bedingten Gefühlswert? Aber eben dies war's, dies, daß sie plötzlich und in ungeahntem Maße ihr Verhältnis zu einem Menschen vom Gefühl bedingt sah, von dem Gefühl einer blinden, schwachen, weinenden, einer nahezu, ja, einer rein körperlichen Abhängigkeit! Denn sie wollte dies nicht, wollte sich nicht hilflos sehen vor der blonden, strahlenden Männlichkeit dieses Fremden. Ein Fremder war es, mit dem sie jetzt in der goldenen Dämmerung der Kammer stand, an deren verhängte Fenster das Mittagslicht brandete. Ein Fremder, der sie in den Erinnerungen störte, die sich hier erhoben und sie mit stillen Augen ansahen.

„Lieber Gott, ja," sagte Wendelin fast betreten, und bückte sich zu dem halbhohen Bücherregal, „die alten Freunde alle! Das hieß eine Welt — das war eine Welt . . ."

„Das i st eine Welt!"

„Gewiß, Mathilde, gewiß! Nur, daß unser Schwerpunkt nicht mehr in ihr ruht, nicht wahr, nicht mehr in Nietzsche und auch nicht mehr in Marx und Engels — nein, aller heutigen Entwicklung zum Trotz, doch nicht! Denn das alles war ja Theorie — schöne Theorie, nicht wahr? Die Tat, die Tat — auf die kommt heute alles an."

Er zog die Vorhänge auf und öffnete ein Fenster, handelte, als erfüllte er unbewußt Notwendigkeiten. Licht stürzte herein, und mit ihm quoll der warme, klare Wiesenduft in die Kammer. Mathilde, auf einem der harten, alten Stühle niedergelassen, sah sich mit stillen Augen um. Sie dachte: „Ach, dies Zimmer eines Jünglings, eines Schwärmers! Bücher voller Verse, voller Pathos, voller Aufruf zu Kampf und Tanz! Schmales, eisernes Bett, auf dem die träumende Seele nächtlich den Körper zurückließ, um unbeschwert ins Grenzenlose zu taumeln. Tintenbekleckster Tisch, an dem Gedichte gelesen und geschrieben, an dem sitzend ins Blaue gestarrt und auch sonst getan ward, was man „arbeiten" nannte. Königliche Erdkugel dort auf dem Schrank, liebe Laute voll gefangenen Wohlklangs neben dem Ofen in der Ecke — bekränzte Bilder der Heroen und Poeten an der Wand! Ach, aber die Saiten sind zerrissen, die Kränze welk und voll Staub . . ." Sie dachte, während Wendelin nun doch von Erinnerung gebannt diesen und jenen Band aus den Bücherreihen herauszog und darin blätterte, —

„Und dieser, der ein Jüngling war und ein Schwärmer, ist ein Mann geworden — und ein Arbeiter. Wie gut ist das."

Beruhigung überkam sie, hellsichtiges Erkennen.

„Er wird seine Felder bebauen, er wird sein Stück Deutschland in Ordnung halten. Ach, der Glückliche — wie glücklich wird er machen!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie beugte sich vor, sie stützte den Kopf, den Ellbogen aufs Knie gesetzt, als wäre sie allein. Ganz leise bewegte sie sich im Rhythmus ihrer Gedanken, wie es ihre Gewohnheit war. „Und ich?“ fragte sie sich — „und ich?“ — und fragte es grübelnd, arm und bang — „warum weiß denn ich so gut, daß er m i c h nicht glücklich machen wird?“

Gleich aber dieser Fragestellung ausweichend, hob sie den Kopf und blickte einer Einsicht ins Auge, die Erlösung versprach: „Dies alles,“ sagte sie sich, „was hier von den Wänden sieht, es war ihm schon damals nicht mehr, als dem Baum Duft und Farbe seiner Blüten, war nicht die Blüte, nicht das Wesen selber. Und was ich liebte — es ist dasselbe, dem ich auch heut nicht widerstehen kann . . .“

Sie lächelte, unbewußt, menschlich, weiblich bezaubert.

„Es i s t das Wesen selber, dem ich erliege,“ flüsterte ihr Herz, „und — ich werde mich wohl ergeben müssen.“ In diesem Augenblick ergab sie sich tatsächlich. In diesen Augenblick verdichtet, erlebte sie die Erleuchtung, daß es keine geistige Bindung gewesen war, die sie fast zehn Jahre lang an diesen Ort gefesselt hatte. Sie hatte ihn umkreist, wie eine arme Seele die Stätte ihrer irdischen Glückseligkeit — ja, was noch an ungeklärtem Menschentum, an unerfüllter Weiblichkeit in ihr war, das hatte hier die Heimat gesucht, und Wendelin war nicht der Genosse ihres sonderbaren, inbrünstigen, geistigen Pfades, zu dem sie ihn geschaffen hatte, er war eben der Mann gewesen, auf den ihr Blut einst seine erste heiße Antwort gegeben hatte, und lange, lange, und dann immer wieder, und so auch heute, in dieser Stunde, waren in ihr Blut und Geist verschmolzen zu einer mächtigen dunkelklaren Einheit, deren Strom sie sich gern überließ. In diesem Augenblick bejahte sie jene ferne, süße, dumpfe Antwort ihres Blutes, der sie so lange die Treue gehalten hatte — die letzten Jahre freilich in einer Art von Gewöhnung — dankbar für diesen Inhalt eines Gefühls, dem sie keine Macht über ihr eigentliches Leben einzuräumen brauchte. In diesem Augenblick vergaß sie die Erschütterung, die ihr seit vorgestern durch den plötzlichen, den ganz und gar unvorbereiteten Übergang vom Traum in die Wirklichkeit geschehen war. Sie saß ganz still, ganz demütig, ganz hingegeben der zeitlosen Gewalt, die in der Sonne des Frühsommers flammend um sie her triumphierte — sie hörte Schritte draußen auf dem Flur, sie fühlte, daß jemand die nur angelehnte Türe öffnete, auf der Schwelle stehen blieb — sie wußte, dies war Roubroucq, konnte nur Roubroucq sein. . . . Aber sie rührte sich nicht aus ihrer sommerlichen Betäubung, ehe Wendelin den Namen des Freundes ausrief — ja, und da wandte sie ihr Antlitz dem Fremden zu, unwissend, daß es noch das Lächeln der Hingegebenheit trug, und erschrak ein wenig vor dem Blick des Vorwurfs und der Unzufriedenheit, dem sie begegnete.

Übrigens schien dies ein stehender Zug im Ausdruck dieses Menschen zu sein. Während er sich über ihre Hand beugte, sah sie zu Wendelin auf, als suche sie einen Halt.

„Du kommst in eine Tempelstunde der Erinnerung, Roubroucq,“ rief Wendelin, „Mathilde und ich — ja, wir suchten wohl die „Spur von unseren Kinderfüßchen“. Ach, nun, so ungefähr. Dies ist mein Schülerzimmer, Roubroucq, weißt du, auch die ersten Semester als Student hab' ich hier gehaust. Und, Roubroucq — ja, ist es dir nun eigentlich klar geworden, wer Mathilde ist? Du warst gestern abend so wenig zur Unterhaltung aufgelegt . . .“

Wendelins Blick ging zu Mathilde, als bäte er im voraus für eine Unterlassung um Verzeihung. Roubroucq machte eine Handbewegung, als winkte er weiteren Erklärungen ab: „Ja, ja, ich weiß. Du sprachst damals von einem Mädchen. Immer von einem Mädchen. Ich wußte nicht, daß es Mathilde Mackens sei.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er richtete seine Augen, die im Zimmer umhergeschweift hatten, plötzlich voll auf Mathilde:

„Ich habe vorgestern — gestern — wieder Bilder von Ihnen gesehen, Mathilde Mackens. Es sind so ein paar Namen, nach denen ich immer suche, wenn ich in eine Ausstellung gehe. Und Ihrer ist darunter, seit ich vor zwei Jahren eine Kollektion von Ihnen bei Schulte in Berlin fand. Ich besitze auch ein Bild . . ."

„Ach — und welches?"

Roubroucq fuhr sich mit der Hand über die Augen und lächelte.

„Ein schönes Bild", sagte er langsam. „Ein Kiefernwald, von einer tiefstehenden, verschleierten Wintersonne ganz mit einem silbrigen Licht durchwoben. Etwas Schnee, etwas niedriges Buchengehölz. O, es ist sonst nichts, als das sonderbare Glühen des roten Winterlaubes und der violetten Kiefernstämme in diesem Licht, das eigentlich ein transparenter, hauchfeiner Nebel ist . . ."

Er brach ab. Er machte wieder jene abschneidende Handbewegung. Dann sagte er trocken: „Ja, ich kenne Bilder von Ihnen. Ich wußte nicht, daß Sie Oberhofs Verlobte sind."

Wendelin und Mathilde blickten sich an. Mathilde mußte plötzlich über Wendelins Gesicht lachen: „Ach, Wendelin," rief sie, „widersprich ihm schnell!"

„Dies Wort — diese Bezeichnung freilich . . ." stammelte Wendelin hilflos.

„Nun, ich dachte, in bürgerlichen Kreisen nennte man das so", sagte Roubroucq gleichmütig. —

„Das Bild mußt du auch für mich malen, Mathilde!" redete Wendelin jetzt hastig. „Du malst also noch, o ja, ich erinnere mich, du hattest schon damals immer ein Skizzenbuch bei dir!"

„Ich male nie ein Bild zweimal!"

„Oh," sagte Wendelin betroffen, „niemals? Und wenn ich dich sehr bitte?"

„Warum hast du mich nicht hier einquartiert, Oberhof?"

Roubroucq, der im Zimmer umhergegangen war und sich aus dem Fenster gelehnt hatte, wandte sich jetzt zurück, als habe er das Lächeln, das ihn bei den letzten Worten Wendelins überkommen hatte, hinausgeworfen. Nein, Roubroucq sah nicht immer hochmütig und unzufrieden aus. Roubroucq rief: „Hier hättest du mich unterbringen sollen, bei Gott! Das Bett ist nicht gut, sagst du? Nun, mein Lieber — was für Betten du und ich wohl in den letzten Jahren gewohnt waren, meinst du nicht?! Ach, so ein spartanisches Jünglingsbett! Und Nietzsche darüber als Schutzengel und Dehmel als geistiger genius loci und die göttliche Morena als Walküre oder ein sonstiges Heldenweib! Ach, Wendelin — es gemahnt mich! Es gemahnt mich!"

Er ging umher, alles entzückt betrachtend, er klopfte Wendelin auf die Schulter. „Es gemahnt mich, Gnädigste, an diesen Knaben hier, wie er war, als ich ihn kennenlernte. Es ist dies alles, wie ein Abdruck seines damaligen Geisteszustandes in die Materie. O, er war allerliebst! Sie erinnern sich?"

„Ich erinnere mich", sagte Mathilde lächelnd, sonderbar benommen in Roubroucqs dunkle Augen sehend, die auf ihr lagen, wie die eines Schützen auf seinem Ziel.

„Sie erinnern sich — ach, selbstverständlich! Sie sind miteinander aufgewachsen oder — nein, Verzeihung, so war's: Sie kannten sich nur ein paar Monate und gerade in Wendelins Maienzeit. Vielleicht teilten Sie sie? Nun ja, nun ja — wenn man miteinander zwanzig Jahre alt ist . . ."

Er ging wieder auf und ab, er pfiff ein paar Töne.

„Ach, wärst du doch der Ackersmann geblieben,
Zu dem dich Gott gewollt, als er dich schuf . . ."

sang er halblaut.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Oberhof!“ rief er dann lachend, „ja, ich habe damals eine Elegie auf dich gemacht, und so fing sie an! Denn auch ich war jung — auch ich war jung . . .“

Er lehnte wieder am Fenster. „Wipfel und Berge,“ sagte er auf einmal still — „oh, welch ein heimatliches Tal!“

Mathilde betrachtete ihn. „Warum ergreift er mich so?“ dachte sie.

„Ein wunderschöner Blick, nicht wahr?“ sagte Wendelin stolz. „Das wäre etwas zum Malen, Mathilde! Und wie wär's, könntest du dir dies als Arbeitsraum denken? Denn gewiß, gewiß, du wirst immer Zeit zum Malen haben, wennschon eine Gutsfrau . . .“

Er stand vorgebeugt, auf eine Stuhllehne gestützt, er blickte sie mit den Augen eines übermütigen Knaben an. Mathilde erschrak, sie erhob sich unwillkürlich, und einen Atemzug lang stand sie groß, in abwehrender Haltung vor ihm. „Nicht doch!“ murmelte sie — „nicht doch . . .“

„Lieber Oberhof — diese Gutsfrau wird Zeit von der Malerin erbitten müssen!“ sagte Roubroucq mit ganz sanfter Stimme. Er hatte die alte Laute aufgehoben, blickte Mathilde an und ließ die beiden einzigen Saiten in einem dunklen Akkord erklingen.

In diesem Augenblick erschien der Diener Anton auf der Türschwelle, der gute Anton, der fünf Jahre hindurch Monat für Monat die unbewohnten Zimmer gebohnert, die leeren Fenster geputzt und das Silber poliert hatte, von dem niemand mehr aß. Es ging auch das Gerücht, Anton habe einen Teil der Kupfer- und Messinggeräte aus der Gutsküche im Garten vergraben, anstatt sie abzuliefern, aber das war nicht nachzuprüfen. Jedenfalls sprach diese Geschichte Bände für die Gesinnung Antons, der nun dastand und, während sein altes Bauerngesicht strahlte, meldete:

„Besuch, Herr Oberhof! Zwei Damen, ein Herr. Frau Lund und Fräulein Tochter. Herr Palmer.“ —

Sie gingen hinunter. Auf der Treppe hörte Mathilde hinter sich Wendelin zu Roubroucq sagen: „Du irrst dich. Mathilde gehört nicht zu den Menschen — nicht zu den Frauen, die unter dem Vorwand der Kunst der Übernahme von Pflichten ausweichen. Wie, Mathilde? Was denkst du darüber? Aber jetzt ist nicht Zeit dafür. Ihr entschuldigt . . .“ Er hastete ihnen voran zur Saaltür, die Anton offen hielt. Von der Veranda her schimmerte es weiß wie geballtes Sommergewölk mit schaumigem Rand: das waren Herrn Palmers Flanellanzug und Tatjanas Kleid — so ein Kleidchen, das mit ihr verwachsen schien wie der Kelch mit der Blume. Mütterchen, in irgend etwas Sanftes, Zärtliches, Würdiges aus leichter Naturseide gekleidet, einen großen, hellen Strohhut auf dem Kopf, unter dem ihr kleines Gesicht innig und mädchenhaft hervorsah, hob die Augen zu Wendelin und sagte ganz schüchtern, man habe auf der Rückkehr von einem Vormittagsspaziergang wirklich nicht an dem lockenden Schatten seiner Parkbäume vorübergehen können, und da sei man nun eben. Und, rief Tatjana, die übrigens an der Erde, zwischen Argos und Barry hockte, durchaus nicht aufstand und dem Hausherrn von unten herauf mit einem sehr süßen Lächeln die Hand hinstreckte — und Mütterchen sei nun einmal nicht zurückzuhalten gewesen, dem sympathischen Herrn aus der Bahn und von gestern abend einen Besuch zu machen . . . Worauf Mütterchen fassungslos: „Pfui, Tatjana, wie kannst du nur!“ sagte, Tatjana aber weiter lächelte, jetzt Mathilde und Roubroucq entgegen, die langsam durch den Saal kamen. — —

Roubroucq hatte auf Wendelins Worte, die nicht ohne einen befremdlichen Ton von Schärfe gewesen waren, irgend etwas wie: „Oh, lala!“ gebrummt und sich den Kopf gerieben, als habe er einen Schlag bekommen. Dann sah er Mathilde an, bis sie unter dem Zwang dieses Blickes ihre Augen seinem Gesicht zuwandte, das in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Höhe mit ihrem eigenen war. Die Augenblicke, in denen wir zum erstenmal die Züge eines Menschen wirklich erkennen, liegen nicht in unserer Willkür. Wir können tagelang, wir können jahrelang einen Menschen gesehen haben und wissen nichts von seinem Gesicht. Und es kann vorkommen, daß erst in der Erinnerung ein Gesicht sich uns entschleiert, ein Gesicht, dem wir vielleicht einen Abend lang gegenübersaßen, in den Nebel unsrer Gleichgültigkeit gehüllt; daß wir erst am andern Morgen wußten, w e r uns angesehen hat, daß eine Seele uns nahe gewesen ist, die unsrer bedurfte oder die den, ach, so verschmachtend, so von Anbeginn gesuchten Labetrunk für uns bereit hatte. Wir wissen es plötzlich, überschauert von der Melancholie der Versäumnis. Mathilde hatte gestern abend, hatte auch heute noch Roubroucqs Äußeres gleichmütig gestreift. Es schien ihr einem Typ anzugehören — ihr aus den Kreisen der Künstlerbohème nur allzu gut bekannt und in seiner Anziehung längst von ihr überwunden — wenn denn diese Sorte, die den Künstler mehr durch Lebensform als durch Leistung auszudrücken liebte, je von tieferem Interesse für sie gewesen war. Sein literarischer Name war ihr bisher wenig mehr als eine noch ungelöste Formel gewesen — Roubroucq, ja, gewiß, der schweifende, der wandernde Dichter. Nichts mehr. Er ging sie nichts an. Und jetzt, hier, im dämmerigen, kühlen Flur des Heimathauses, plötzlich, als erhellte ein Blitz ihre Sinne, jetzt sah sie zum erstenmal sein Gesicht und sah, es war schmal, bartlos, braun, es hatte den leidend gespannten Mund der Niegestillten, der Unstillbaren, und seine Augen waren von asiatischem Schnitt, von einer aus dem Innern fanatisch durchstrahlten Ruhe. Mathilde sah in dies Gesicht, dessen Stirn und Schläfen rein und schön von glattem, anliegendem, schwarzem Haar abgeschlossen, in dem alle Züge bis zur höchsten Schlichtheit bearbeitet waren — sie sah hinein wie in eine Schale voll Blut und Schicksal. Und indem, ihr selber unbewußt, ihr Blick Betroffenheit ausdrückte, Frage — jenes Zaudern der Seele am Kreuzweg — da hörte sie Roubroucq sagen, und sah sein zorniges Lächeln: „Für unsersgleichen — würde da nicht die Übernahme anderer — Geschäfte einen Vorwand bedeuten, der Kunst auszuweichen?"

Sie war stehen geblieben. Sie stützte sich mit der Hand auf den Tisch, um Herr über dies befremdliche Beben zu werden, das sie in allen Nerven spürte. Sie fühlte das liebe Zimmer um sich her wie schützendes Gewand, sie zog dieses Heimatgefühl eng und bang um sich zusammen. Und sie fragte zurück, in diese unerbittlichen Augen hinein, die, schmal zusammengezogen, wieder auf ihr ruhten, wie die des Schützen auf seinem Ziel:

„Unseresgleichen?"

Roubroucq lachte auf.

„Nein — Sie sind nicht meinesgleichen. Ich bin ein Mann — Sie sind eine Frau. — Sie sind — nochmals eine Frau, und ich bin ein Zigeuner. Ich — habe ein Zeichen auf meiner Stirn und Sie — sind zum dritten Male: eine Frau. Das heißt: Sie ruhen — Sie ruhen — aber ich schweife. Sie sind die schwere Erde und ich der sausende, irrende Meteor. Der Meteor stürzt der Erde zu — aber er schlägt ihr Wunden. Wehe dem Acker, den der Zigeuner erwirbt! Keine Mutterhände erlösen Kain vom Fluch . . ."

Er hatte abgerissen gesprochen, immer mit diesem Lachen der Verachtung in seiner Stimme. Nun sagte er plötzlich unvermittelt sanft, traurig, fast vorwurfsvoll:

„Warum malen Sie denn solche Bilder, wenn Sie nicht meinesgleichen sind?" Und dann, als vergäße er alles, wandte er sich der Veranda zu. Mathilde folgte ihm, und nach der Begrüßung mit Mütterchen und dem feierlichen Palmer blieb sie in einer sonderbaren Hilflosigkeit bei der kauernden Tatjana stehen, die ihre Hand festhielt und zu ihr aufblickend sagte: „Sie haben das menschlichste Gesicht, das ich seit Jahren gesehen habe."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathilde fühlte eine Hand, in der Unruhe zuckte, sie fühlte etwas auf sich überspringen, das war wie ein Ruf, das war als werfe ein verfolgter Vogel sich an ihre Brust. Sie kniete neben Tatjana nieder, ohne sie anzusehen, und streichelte stumm den Kopf des Hundes, der, von der Hitze träge gemacht, ihr seine alte Vertrautheit durch nichts kund tat als durch ein Schlagen der Rute und eine Bewegung der Lider.

Tatjana, zusammengekauert, als fröre sie mitten in dem Bade der Juniluft, redete schnell, und weder zu Mathilde gewandt, noch zu Roubroucq, der zu ihnen getreten war und an einer der hölzernen von Clematis übersponnenen Säulen lehnte:

„Menschen bekommen Tiergesichter — Tiere werden menschlich, wenn ich sie anrühre. Aber diese Frau ist gut."

Ihre Hand lag auf Mathildens Arm, Mathilde sah in den blauen, saugenden Glanz dieser länglich geschnittenen Augen und erschrak, wie sehr sie den anderen, dunklen glichen, in die sie eben geblickt. Sie erlag diesem Eindruck so, daß sie den Kopf zu Roubroucq hob und ein schönes, trauriges Lächeln fand, das auf ihr und Tatjana ruhte. Und wieder erkannte sie die ungemeine, die hohe Einfachheit dieses Gesichtes wie die einer göttlichen Maske.

„Finden Sie mich ein wenig sentimental?" Tatjana, die nun mit türkisch gekreuzten Beinen dasaß, holte eine Zigarette hervor und bat Roubroucq mit einer Gebärde um Feuer. „Oh, das leiste ich mir zuweilen wie einen Likör. Mein Leben ist ein bißchen grausam, wissen Sie . . ."

„Sie haben Ihre Mutter", murmelte Mathilde.

„Ah bah, ma petite mère!" Tatjana schlug den Rauch mit einer Handbewegung beiseite und spähte hinüber. „Sehen Sie doch nur, sehen Sie doch nur, wie glücklich sie ist! Ach, dieser Herr Oberhof ist eine Himmelsgabe, wie gönne ich ihr das!"

Sie schnitt eine kleine Fratze, die für Herrn Palmer bestimmt war, der unzufrieden zu ihr hinsah. „Palmer hat seinen dick-mürrischen Tag, er hat nur noch solche Tage. Solche Männer wie Herr Oberhof sind aber auch reizende Exemplare! Hübsche, gesunde, gutmütige Männer in gesicherter Lebenslage. Ach, mein Gott — Mütterchens Jugend! Dorpat. Professorenkreise . . ."

„Und Ihre Jugend, Tatjana Lund?" Roubroucq beugte sich lächelnd zu ihr nieder. Tatjana blinzelte ihn gleichmütig an.

„Meine Jugend? Petersburg, Stockholm, Riga — mein Vater war Schwede, handelte mit Holz — wir gehörten nirgends recht hin. Er starb während des Krieges, wir verloren alles, wir gingen nach Deutschland — voilà!"

Sie wiegte sich leise in den Hüften und sah starr vor sich hin.

„Ich fand Landsleute, Russen, die sich damit durchbrachten, daß sie in Kabaretts tanzten und sangen. Ich schloß mich ihnen an.

Mütterchen weiß das übrigens nicht.

Ich gab Sprachunterricht, russischen, schwedischen, dachte sie — nicht wahr. — Herr Palmer — nun er sah mich — er ließ mich ausbilden." Sie zerdrückte den Rest ihrer Zigarette auf dem Fußboden und stand auf, sich in Schultern und Hüften dehnend. Aufblickend meinte Mathilde zu sehen, daß Roubroucq und sie sich einen Augenblick wie Gegner maßen. Dann legte Tatjana ihr die Hand auf die Schulter. „Mütterchen hat sich daran gewöhnt. Mütterchen gewöhnt sich an alles, was ich will. Sie ist nun stolz auf mich. Mütterchen ist m e i n Kind — nicht wahr?"

„Was wollen Sie mit einem Kind?" Roubroucq musterte sie von oben bis unten. „Schon das Wort gehört nicht zu Ihnen. Nehmen Sie sich in acht: ein kleines Kind, und Ihre Laufbahn ist hin."

„Ah, bah, kleine Kinder! Man sollte sie totschlagen!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tatjana lachte und zog sich mit einem leichten Schwung auf die Einfriedung der Veranda.

„Recht so!“ hörte Mathilde Roubroucq sagen und fühlte seinen Blick auf sich. Sie rührte sich nicht. Sie streichelte nur ganz leise Barrys Fell. So ein Tier war warm und gut. Drüben saß Wendelin und faltete sich in Mütterchens Wohlwollen wie eine Sonnenblume auseinander. Kinder von ihm würden blond und braunäugig sein, hatte sie oft gedacht. Kraushaarige, schimmernde Bübchen mit goldenen Augen, wie Dürersche Engelknaben. . . . So ein Tier war warm und gut. — —

„Gnädige Frau Wingart und Fräulein Töchter!“ meldete jetzt Anton, noch bedeutend mehr strahlend als vorher, da es sich um eine Huldigung lokaler Größen handelte. In der Tat, man schien geneigt, dem Besitzer des Johannishofes alle Vorrechte heimgekehrter Helden und Märtyrer einzuräumen, man wartete seinen Besuch keineswegs ab, man kam zu ihm, jubelte, streute Palmen. . . . Hatte übrigens alle die süßen, bunten Sträuße geschickt, die in den Zimmern standen, und hätte, hätte natürlich es sich nicht nehmen lassen, die Türen zu bekränzen, als nächste Nachbarn, wenn nur der liebe, gute Herr Oberhof nicht gar so geheimnisvoll wiedergekommen wäre. Hier klirrte die Stielbrille an ihrer Kette nieder, die kleine Frau Wingart gab sich einen Ruck, und plötzlich umschlossen ihre Hände Wendelins Kopf, es gab das Geräusch eines kräftigen Kusses und den jauchzenden Ausruf: „Geh', ich werd' doch nicht Herr Oberhof sagen, wo ich dich als Bub gekannt hab', und dein Mutterl dich mir noch sterbend ans Herz gelegt hat! Und schau nur, schau nur, was aus die Mädeln geworden ist, Wendelin — gelt, da schaust! So viel haben wir alleweil an dich gedacht, Wendelin — arg viel!“

Bei der allgemeinen Vorstellung durch den etwas verlegenen Hausherrn sah sich Mathilde von den Damen Wingart äußerst kühl begrüßt, während Tatjana von Hanni und Wini Wingart sogleich mit enthusiastischer Neugier belagert wurde. Das habe man sich ja nie träumen lassen, als man sie im letzten Winter bewundert habe — ach, ob sie denn länger bliebe? Und ob sie Tennis spiele? Ob sie gern segelte?

Tatjana, auf einmal in einer Haltung spielender Befangenheit, durchaus nicht entgegenkommend, aber auch durchaus nicht ablehnend, ließ sich den Hof machen, da oben auf ihrem schmalen Sitz, den schimmernden Kopf in das grüne Gerank der Clematis gelehnt. Mathilde erkannte, hier handelte es sich um eine Erscheinung außerhalb aller Konkurrenz und zudem durch eine so überaus vertrauenerweckende Mama gesellschaftlich für die Damen Wingart von vornherein legitimiert. Dies war keine „allein durch die Welt vagabondierende“ Künstlerin, dies war einmal jemand aus der anderen Sphäre, dessen vieldeutigem Reiz man ohne Gefahr für den eigenen Ruf nachgeben durfte, jemand, der nebenbei niemals Übergriffe und Eingriffe in die eigene Sphäre planen würde, denn dafür bürgte nun wieder der — ohne Mütterchens Anwesenheit allerdings höchst anstößige — Herr Palmer. Mathilde, seit vielen Jahren von den Damen Wingart mehr oder weniger geschnitten, hatte jetzt von Frau Wingart beiläufig die anzüglichen Worte: „Ach, auch wieder im Lande!“ bekommen. Sie stand vereinsamt. Wendelin mußte sich über seine Erlebnisse ausfragen lassen, und Mütterchen vereinigte baltische Naturlaute der Anteilnahme mit den oberbayrischen von Frau Wingart. Palmer hatte sich Roubroucqs bemächtigt. Palmer, so erinnerte sich Mathilde, hatte gestern abend geäußert, dieser Roubroucq sei ein prächtiges Naturkind. Jetzt stand er und ließ sich auf seine literarischen Phrasen hin mit wohlwollendem Lächeln maßlose Ungezogenheiten sagen, er legte Roubroucq seine fette Hand auf die Schulter und sagte: „Sie Hamsunsches Original!“

Mathilde wandte sich gequält ab. Und sieh, aus dem Garten her kam Trost. Über die Rasenfläche heranwandelnd, miteinander, und dennoch getrennt, jedes in die eigene Versunkenheit gebannt, kamen Erdmuthe, Aage und Pieter. Erdmuthe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schritt in der Mitte, den Kopf erhoben, die Augen groß und wie in einer sanften, glücklichen Ekstase auf das Haus gerichtet. Mathilde sah ihr entgegen, aufmerksam still, zugleich mit leisem Verwundern auf eine kleine Bangigkeit achtend, die sich in ihrem Herzen erhob, auf die Frage: „Was willst du hier?", die sich diesem schönen, fremden Kinde entgegenwarf und es zur Seite drängen wollte. Pieter ging in seiner sorglosen Art, gerade vor sich hinblickend, die linke Hand auf dem Rücken, mit der Rechten die kurze Pfeife haltend — Aage schlenderte in lyrischer Manier, mit schief geneigtem Kopf und in nicht ganz guter Haltung, was bei seiner schlanken Größe übrigens mehr nach einem gewollten Sichgehenlassen als nach einer Nachlässigkeit aussah. Mathildens Augen blieben an ihm hängen: „Kleiner Bruder!" dachte sie erlöst und lächelte nun, als er sie anstrahlte. Unwillkürlich tat sie den Dreien ein paar Schritte entgegen, ein, zwei Stufen hinunter; unwillkürlich auch war es fast, daß sie Erdmuthe mit der Linken über den Scheitel und die heiße bräunliche Wange strich, während sie ihr die Hand gab. Aage sagte:

„Erdmuthe wollte den Garten sehn, und da sind wir." Erdmuthe aber blickte zu Pieter hin wie zu ihrem Beschützer und setzte hinzu: „Wir wollten gar nicht ins Haus, Pieter, nicht wahr? Und nun sind hier so viele. . . ."

Dann aber plötzlich zu Mathilde aufblickend mit einem schüchternen, sehr süßen Lächeln:

„Aber Sie sind auch hier, und niemand wird böse sein, daß wir kamen." Die letzten Worte waren halb und halb an Wendelin gerichtet, der hinzugetreten war, seine neuen Gäste zu begrüßen. Er sah niemand besonders an. Er leuchtete über und über: „Mathilde," rief er, „so lieb ich's, so soll es auf dem Johannishof bleiben! Könnt' ich euch nur alle zum Essen dabehalten — aber ich fürchte, meine alte Kreszenz träfe der Schlag, wenn ich gleich am dritten Tage so anfinge. Ein andermal! Ein andermal!"

Die Damen standen aufbrechend in Gruppen zusammen. Wendelin, der Aage und Pieter lachend umfaßt hatte, ausrufend: „Nun, ihr Epheben! Kastor und Pollux, David und Jonathan, genießt ihr des Sommers?!" hatte auf einmal die Arme sinken lassen und starrte fast betroffen auf Erdmuthe, die mit ihrem seltsam unschuldigen Ernste zu ihm aufblickte. Dann, sich ihr nähernd, sagte er fast ehrfürchtig und als sei dieser süße Ernst auf ihn übergegangen: „Verzeihen Sie! Denn ich sah Sie nicht gleich. Wir sahen uns gestern in der Kirche — und dann abends . . ."

Er lächelte plötzlich. Mathilde, von ihm zu Erdmuthe blickend, fand das gleiche Lächeln, unbewußt wie grüßendes Erkennen, in den Augen des Mädchens aufgegangen. Sie senkte ihr Haupt. Einsamkeit schauerte über ihr Herz. Ohne es zu wissen, suchte sie mit den Augen nach Roubroucq. Aber Roubroucq war verschwunden.

„Gnädiges Fräulein," hörte sie Palmers Stimme jetzt fett und wichtig neben sich sagen, „Sie, als weltfremde Künstlerin, lesen natürlich niemals Zeitungen und nun gar in der Abgeschiedenheit dieser sommerlichen Idylle! Dennoch, schätze ich, wird Ihnen dieser kleine Artikel, dies superbe kleine Artikelchen, ein wenig Vergnügen bereiten, und so habe ich mir denn erlaubt — habe ich mir erlaubt . . ."

Er entfaltete knisternd ein Zeitungsblatt und wies mit seinem dicken Zeigefinger nachdrücklich auf einen mit dem Blaustift eingerahmten kleinen Aufsatz, der die Überschrift trug: „Frau und Landschaft. Kollektion Mathilde Mackens im Ausstellungshaus." Mathilde, der sowohl der Name des Verfassers, wie seine wohlwollende Meinung von ihrer Kunst nichts Neues bedeuteten, nahm das Blatt mit lächelndem Dank entgegen, ward aber von Wendelin daran verhindert, es so unbemerkt einzustecken, wie sie beabsichtigte. Er nahm es ihr aus der Hand und las voll Aufmerksamkeit, wobei er langsam tief errötete.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du bist so berühmt geworden", sagte er am Schluß, ganz aus der Fassung gebracht, und gab ihr die Zeitung zögernd zurück.

Mathilde wurde ein wenig ungeduldig. „Lieber, du vergreifst dich im Ausdruck," sagte sie — „die Kunst bringt einen in den Mund der Leute, das ist nicht immer angenehm und ist noch lange nicht das, was ich unter Ruhm verstehe."

„Und wie ist das," beharrte er mit einiger Steifheit, „wie ist das, als Frau in den Mund der Leute zu kommen?"

„Ach, Wendelin!" rief Mathilde jetzt etwas ärgerlich lachend, „wie soll es sein? Es ist einem wie der Katze im Regen — man läuft hindurch, schüttelt sich und vergißt es wieder. Es ist Gewohnheitssache, weißt du."

„So, so", sagte er, wieder mit dieser unnötigen Schwere, und starrte an ihr vorbei in den Garten. „Nun — vielleicht — gewöhne auch ich mich . . ."

Er wandte sich unvermittelt ab und widmete sich der Pflicht, seine Besucher zu verabschieden und hinaus zu geleiten, mit übertriebenem Eifer. Mathilde, in einer Art von Betäubung den andern folgend, nickte am Hoftor ein gleichgültig freundliches „Ja, ja!" auf seine leise, reuige Frage, ob er sie bald wiedersehen dürfe. Sie fühlte auf dem Heimweg Hage an ihrer Seite und empfand seine Nähe dankbar als die eines schweigenden Freundes, bekümmert um ihren von ihm geahnten Kummer und von unendlicher Bereitwilligkeit, ihr zu dienen.

VI

Es war ein tüchtiger, kleiner Aufsatz von der rechtschaffenen Beredsamkeit eines ehrlichen Berufsschreibers — eines, der sich im Fall sieht, seine Pflicht einmal mit Vergnügen ausüben zu können. Mathilde las ihn nach Tisch bei einer Zigarette in ihrem kühlen, dämmerigen Zimmer auf dem Sofa liegend, und sie las nicht ohne Vergnügen. Flip hatte ihn verfaßt, Flip, ein anständiger Kerl, ein treuer Freund, ein guter Einfühler — und, was mehr war, einer, der etwas von Kunst wußte und auf keinerlei Ismus eingeschworen war. Er ritt ein wenig sein altes Steckenpferd, nämlich das Problem von der Berufung der Frau zur Kunst überhaupt, spielte die Begriffe Natur und Weiblichkeit durcheinander, bezweifelte rhetorisch, daß Natur sich selbst malen oder dichten, daß also die Frau, die Erdgebundene, je zum Künstlertum berufen sein könne. Widerlegte sich mit dem Einwand von der Notwendigkeit des weiblichen empfangenden Elementes im Künstler und sagte listig, eher noch sei es zweifelhaft, ob der Mann, der Mann an sich — in Klammer: oh, dies simpelst konstruierte und langweiligste Geschöpf der Welt — ob also der Mann schöpferisch zu nennen wäre? Jetzt, dachte Mathilde voll gelinder Spannung, erscheint gleich Flips unentbehrlicher androgyner Typ auf dem Plan! Indes der androgyne Typ blieb diesmal aus oder kam nur in seine Bestandteile zerlegt zum Vorschein, nämlich in der Forderung abgewogener Eigenschaften von Mütterlichkeit und Zeugungsvermögen in einem geistigen Organismus, als der Bedingungen wahren Künstlertums. Flip verzichtete übrigens auf eine unmittelbare Nutzanwendung. Flip hatte die Höflichkeit, das ganz dem Leser zu überlassen. Er ging nach seinem kleinen Präludium energisch zum Thema über und besprach die ausgestellten Landschaften Mathildens — Ölbilder und Radierungen — mit Wärme, ja, mit Enthusiasmus, freilich ohne auch nur für einen Augenblick die Haltung des Kritikers aufzugeben und ohne auf die abschließende Bemerkung zu verzichten, daß zwar immer neue Fortschritte zu verzeichnen seien, daß die Technik der Künstlerin jetzt völlig zu gehorchen scheine — daß indessen die letzte Freiheit vom Stofflichen noch nicht ganz erreicht sei, obgleich es zuweilen wäre, als trenne nur ein kühner Schritt, nur ein endgültiger Entschluß zum Geist hier vom innersten Heiligtum . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathilde ließ das Blatt sinken. „Was meintest du hiermit, liebenswürdiger Flip?“ fragte sie und blinzelte ein wenig schläfrig in das gedämpfte Licht, das durch die Spalten der Läden drang. O, aber sie wußte nun ganz gut, warum Wendelin Anstoß an dieser Kritik genommen hatte, sie empfand deutlich, was ihn reizen und verwirren mochte, wenn er ihre Weiblichkeit, ihre Mütterlichkeit hier gleichsam öffentlich zur Diskussion gestellt sah. Er war — nun ja, er war zu männlich, um hierin mehr zu sehen, als eine Bloßstellung, oder er war nicht imstande, seine bessere Einsicht Herr über dumpfe ataviſtische Empfindungen werden zu lassen, die ihn peinigten. Er war eins jener simpel konstruierten Geschöpfe, die der kleine Flip mit gut gespieltem Hochmut abtat, obgleich er sich gelegentlich was wußte mit jenem „schwermütigen Neid auf die Blauäugigen und Blonden, die Gesunden“, den er mit einem großen Zeitgenossen gemeinsam zu haben behauptete. Und Flip — war keine Frau, dachte Mathilde, und ihre Betrachtung näherte sich Wendelin mit zärtlicher Demut. Flip wußte nicht, was es hieß, sich nach dem Schutz zu sehnen der Hand, die das Haus baute, den Acker pflügte, den Samen ins Erdreich warf . . . Mathilde stand plötzlich hastig auf und begann im Zimmer auf und nieder zu wandern. O, hab' ich denn das gewollt, dachte sie erschrocken, das und nichts anderes? Und ist's dies, was du — unbewußt — meintest, liebenswürdiger Flip?

Sie fragte es ganz und gar nicht mehr schläfrig. Es nutzte nichts, sich Seelenruhe vorzuspielen. Sie blieb, fast ohne es zu wollen, stehen und starrte in den Spiegel, so weit von sich selbst entfernt, daß ihr erster Eindruck nichts war als tiefste Befremdung: Wer ist das? Und dann: Was ist mit mir geschehen? Sie kannte dies Gesicht, kannte es aus der sachlichen Beobachtung seiner Züge, seiner Farbwerte, hatte zu ihm meist das kühle, unpersönliche Verhältnis wie zu anderen Gegenständen und allerdings eine Art von Verliebtheit, als in einen Gegenstand, der ihrem Geschmack sonderbar entsprach. Jetzt dachte sie: Was ist mit meinen Augen? Sah eine Weile scharf hin und setzte dann ihre Wanderung durch das Zimmer fort. Sie zwang sich zur Erinnerung, zwang sich, scharf und klar zu denken. Sie wußte auf einmal genau, daß das lebendige Gefühl, das Wendelin einst in ihr geweckt hatte, jener unvergleichlich selige Überschwang ersten Frühlings, damals ein ganzes Jahr lang der Inhalt ihres Herzens gewesen war. Dann kam der Tod des Vaters und mit ihm plötzlich die Freiheit, die Selbstverantwortlichkeit. Ein kleines Vermögen hatte zu ihrer Verfügung gestanden, und niemand hatte etwas dreinzureden, daß sie einem langgehegten Wunsch, den Süden zu sehen folgend, sich der Schülergruppe eines bekannten Malers anschloß, die einen Frühling in der Umgebung von Florenz zubringen wollte.

Mechanisch hatte Mathilde unterdessen die Riegel der Läden gelöst, diese zurückgestoßen und das volle Licht hereinströmen lassen. Wieder vor dem Spiegel stehend, berührte sie ihre Brauen, die eine neue fremdartige Stellung zu haben schienen, eine Spannung, bedingt durch die gequälte Faltung der Stirn und fuhr fort, sich zu erzählen: ja, und in Florenz kam der andere große Rausch über mich, der den ersten durchdrang — aber ohne ihn zu vertilgen, ohne ihn zu zerstören, nicht wahr? Sie grübelte. Wie war es gewesen? Jener Rausch der Farbe und der Linie dort in der wundervollen toskanischen Klarheit, der Rausch eines ersten, starken und ursprünglichen Kunsterlebnisses in den Sälen der Uffizien — o, er hatte den anderen Taumel in sich aufgenommen, wie der Sommer den Frühling. Übrigens, dachte Mathilde, jetzt wieder in der Sofaecke sitzend und die Vergangenheit erbarmungslos prüfend — übrigens ist es geradezu kitschig, bei meiner Natur von einem Rausch zu sprechen. Ich handele nie im Rausch oder im Traum, ich nachtwandele auch nicht — ich war bestimmt, mich ganz zu geben, und dafür hatte ich zwei Möglichkeiten, die Liebe und die Kunst. Und weil der einzige Mensch, der mich so völlig ergriff, daß ich ihm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blind zu eigen gewesen wäre, der einzige, der mich jene erstmalige süße unbekannte Macht über mein Blut spüren ließ, und der damit auch die Macht über meinen noch ganz an das Blut verlorenen Geist besaß — weil der mich nicht nahm, sondern von mir ging, darum verfiel ich — dir. Auge in Auge jetzt mit der Gottheit riß sie den letzten Schleier von ihrer Seele und stand nackt im scharfen kalten Licht unbedingter Selbsterkenntnis. Ich suchte Trost bei dir, Schutz, Freude, Wärme, bekannte sie, sich wohl bewußt, Sünden wider den Geist zu beichten. Den Ersatz der Zärtlichkeit suchte ich in Heiterkeiten, die ich dir zutraute, Zeitvertreib suchte ich, Betäubung in den ratlosen Wartezeiten des Herzens, wenn die Briefe ausblieben, wenn die verzweifelte Einsicht, vergessen worden zu sein, alle Lebensantriebe in mir ertöten wollte. Aber ich hatte dich nicht gekannt und mich selbst nicht — nicht deine Forderung und nicht mein Muß, die eines Ursprungs sind und eine Kraft wie Sonne und Erde, wie Erde und Mond. Und du hast ganz genommen, was ganz dein eigen war — und hast Jahr um Jahr das Ziel verlockender, strahlender, seliger gestaltet und es zugleich weiter hinausgesteckt . . . Mathilde war während der letzten Minuten wieder aufgestanden und im Zimmer umhergegangen. Eine Geschäftigkeit war über sie gekommen, die, allen ihren Betrachtungen zum Trotz, etwas Blindes, Unbewußtes, Nachtwandlerisches an sich hatte. Die kleine leichte Staffelei ward aufgestellt und in die Nähe des Spiegels gerückt, eine rechteckige, nicht allzu große Leinwand darauf gelehnt, Kohlen, Farben, Palette — das grüne Tongefäß mit den Pinseln, alles fand seinen Platz unter dem Spiegel auf dem Waschtisch, der nun ein wenig beiseite geschoben wurde. Und wieder trat Mathilde vor das blanke Glas, jetzt mit einem Ausdruck andachtsvoller Spannung, als blickte sie in den Vollzug eines jener Wunder, die sich sonst im Dunkel des Geheimnisses abspielen. Ist Selbsterkenntnis nicht Reife und Geburt und hatte sie ihr eigenes Antlitz nicht heut, nicht in dieser Stunde zum erstenmal erkannt? Ach, auch dem eigenen Antlitz gegenüber gilt dies, daß wir ein Menschenalter lang mit ihm gelebt haben können, ohne von ihm zu wissen, und manche Seele mag erst über dem verlassenen Leichnam wie der Schmetterling über der Puppe schwebend, mit Schaudern in die richtenden Züge der nun auf ewig nicht mehr zu verbessernden Form starren.

Mathilde zog ein wenig an den Vorhängen und regulierte das Licht, so gut es gehen mochte. Sie schloß die Türe ab. Sie vertauschte ihr Kleid mit dem Malkittel und ging ans Werk. Sie wußte nichts in den kommenden Stunden von sich selbst. Sie wußte nichts, als daß da ein Antlitz vor ihr war mit einem seltsamen Gegensatz in dem Ausdruck der Qual, der Mund und Brauen verzog, und in dem Blick einer unbeirrbaren Klarheit — einer Loslösung vom Geschick, welcher Art es auch immer sei. Ein Gesicht nebenbei, von dem weichen Typus, wie er im Nordosten Deutschlands nicht selten zustande kommt, mit jener durchaus nicht immer glücklichen Vermengung germanisch-niedersächsischer und slawischer Züge, die auch in Schweden gefunden wird. Ein Gesicht unter tief in Stirn und Schläfen gescheiteltem, dunkelblondem Haar, das seine Betonung einzig durch die starken sanft geschwungenen Brauen, die über der geraden stumpfen Nase fast zusammenstießen — durch die dunkle Wimperumrahmung der hellen, in allen Meerestinten wechselnden Augen erhielt.

Es klopfte während des Nachmittags mehrmals an ihre Tür; sie antwortete nur durch eine stumme, ungeduldige Bewegung, ohne den Blick von der Leinwand zu lassen. Man drückte von außen die Klinke nieder — sie lächelte schadenfroh vor sich hin und arbeitete weiter. Endlich, als das Licht immer blauer, ruhiger, tiefer ward, seufzte sie ein paarmal auf, ließ die Hand mit dem Pinsel sinken, trat zurück, starrte prüfend auf das Geschaffene, wollte ein wenig an der Mundlinie bessern, fühlte auf einmal, daß ihre Hand, ihr Arm zitterte, und legte Pinsel und Palette mit einer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganz plötzlichen, ganz verzagenden Gebärde der Entsagung hin. Sie wagte nicht noch einmal in den Spiegel zu blicken. Sie schlich durchs Zimmer mehr, als daß sie ging, mit hängenden Schultern, tief gesenktem Haupt. Sie fühlte sich kalt, matt — leer von Blut. Mit diesen bebenden Händen, die nicht ganz gehorchten, schnitt sie sich an dem Tisch in der Ecke Brot ab, bestrich es mit Butter, aß stehend ein paar Bissen. Fühlte auf einmal mehr von sich selbst, merkte, sie war halb verhungert, bereitete sich hastig noch ein paar Scheiben und trug alles samt einer dunkelblauen Glassatte voll saurer Milch in die Sofaecke hinüber, löffelte die Milch und aß ihr Brot langsam kauend, gedankenlos, allmählich wieder von körperlichem Wohlgefühl durchströmt. Sie saß noch eine Weile in Versunkenheit, hörte die Geräusche des Lebens aus Haus und Garten wieder zu sich dringen, Tellergeklapper der Speisenden drüben, Rufe — das Hämmern und Rauschen des Motorbootes draußen auf dem See und das Geplätscher, Stampfen und Klatschen der Tiere, das fröhliche Geschrei der Knaben von der Pferdeschwemme her. Sie atmete die kühle, süße abendliche Luft, einen Geruch nach gelöschtem Staub, als habe es kurz und heftig geregnet. Sie stand auf, empfand, daß ihre Nerven immer noch bebten, empfand Dankbarkeit für die nun schon dichte Dämmerung, trug die Leinwand von der Staffelei in den Winkel hinter dem Ofen, wo sie sie gegen die Wand lehnte, legte den Kittel ab, wusch sich, zog das Kleid an. Strich sich mit dem Kamm durch das Haar, ohne das Licht anzudrehen, wie sie gut wußte, aus Angst, sich noch einmal im Spiegel zu begegnen, und ging dann hinaus — um Luft zu schöpfen, wie sie sich vorredete — um einen Menschen zu finden, ach, nur einen Menschen, der mit ihr sprach, wie sie im geheimen gut wußte — und doch in einer bösen gehetzten Angst, jetzt unter Leute zu geraten. Sie dachte flüchtig: Ach, kleiner Aage, komm du doch und sei bei mir! Aber niemand begegnete ihr auf dem stillen Weg am Seeufer entlang. Niemand erwartete sie bei der Rückkehr in ihr Zimmer, als das Bild, vor dem sie sich fürchtete. Niemand war bei ihr die lange, warme, helle, flüsternde Nacht hindurch.

Dies Einsamsein aber war fürchterlich, wußte sie auf einmal. Dies war nicht zu ertragen, dies führte zur Hölle, zum Wahnsinn. Dies ist mehr, wußte sie, als — eine Frau ertragen kann. Dies habe ich nur ertragen, weil ich wartete. Weil ich auf dich wartete . . .

Sie erwachte spät am andern Vormittag, sammelte mühsam ihre Gedanken, erblickte die Staffelei am Spiegel, die ganze werkstattliche Unordnung von gestern nachmittag und fühlte in sich ein seltsames Geschehnis, wie die Erinnerung einer Tat, die nicht rückgängig zu machen, deren Folgen nun zu tragen waren. Indessen, dachte sie . . . Aber nein, sie dachte nicht viel, obgleich sie eine Weile auf dem Bettrand saß, weniger grübelnd, als in das Gefühl des eigenen Körpers versunken, wie in die strahlende, jubilierende Sommerlichkeit des Tages, der voll durch die offenen Fenster hineinwogte. Plötzlich stand sie auf, lief zum Schrank, hob eine leere Bilderkiste herunter, nahm das Selbstbildnis, ohne es anzusehen aus seiner Ecke, tat es in die Kiste, drückte den Deckel hinunter und die Stifte fest ins Holz, klopfte vergnügt mit der Hand darauf, lachte ein wenig, sagte etwas wie: „So, schlaf gut!“ und stellte das Ganze wieder auf den Schrank. Klappte sodann die Staffelei zusammen, räumte Farben und Werkzeuge beiseite, wusch sich fast ausschweifend, zog sich ungeheuer sorgfältig an und begegnete beim Frisieren ihrem Gesicht im Spiegel mit kühlen, kritischen Augen, indem sie feststellte, daß sie zwar heute ein wenig allzu blaß sei, im allgemeinen aber seit Jahren nicht so gut ausgesehen habe. Anderes wünschte sie in diesem Augenblick nicht zu sehen.

„Wai, ich bitte Sie, Teuerste — was wissen Sie über diesen Herrn Roubroucq?“ fragte Mütterchen in klagendem Ton, als Mathilde bei Tisch neben ihr Platz genommen hatte. Man hatte gestern schon die kleinen Tische in der hölzernen Garten-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halle zusammenrücken lassen, um gemeinsam zu speisen. Heute war der Kreis noch um Frau Binz vermehrt, dafür blieb Tatjanas Stuhl leer, während die Theres bereits mit aufmunterndem Gebärdenspiel eine Schüssel voll Schnitzel von einem zum andern trug. Mütterchen musterte das Gericht kurzsichtig und sorgenvoll und wiederholte ihre Frage, worauf Mathilde auch nicht viel mehr zu sagen wußte, als daß Herr Roubroucq ein ganz berühmter Mann sei. Palmer sagte mit einem Unterton von versetztem Ärger: „Aber auch ein Beweis dafür, wie selten große Künstler sympathische Menschen sind!“ um dafür von Loulou den in gedehnter Sanftmut gesprochenen Satz zu ernten: „Ach — wirkt er so auf Männer?“ Bei diesen Worten bekam Mathilde ein sehr süßes, Einverständnis heischendes Lächeln über den Tisch hinüber. „Ein so interessanter Mensch! Gelt, Fräulein Mackens?“

„Ich weiß nicht, warum diese Art unsteter Männer so eine Anziehung für Tatjana hat!“ klagte Mütterchen weiter. „Gestern mittag noch war sie wie eine matte Fliege, und da kommt dieser Mensch um drei, stört sie in ihrer Siesta — ich bitte Sie, sie ist so erholungsbedürftig! — und anstatt ihn fortzuschicken, ist sie die Liebenswürdigkeit selber! Und nun dieses Fest! Und diese Aufführung! Ich frage immer, geht man dazu in die Sommerfrische?“

„Welches Fest?“ fragte Mathilde.

„Aber ich bitte Sie, Sie wissen noch gar nicht . . .“

Palmer sagte kurz und beinah grob:

„Dieser Roubroucq hat sich in den Kopf gesetzt, uns die Sonnenwende feiern zu lassen, als wären wir Wandervögel, hem, und keine erwachsenen Menschen. Es grenzt an Geschmacklosigkeit!“

„Aber wieso denn, um alles in der Welt?“

„Eine so entzückende Idee, gelt?“ Loulou sah Mathilde wieder außerordentlich liebenswürdig an. Mathilde sagte, ohne sie zu beachten: „Ich finde das aber sehr hübsch, Herr Palmer. Wo soll es denn vor sich gehen? Im Johannishof? Und wer führt etwas auf?“

Herr Palmer antwortete verdrießlich: „Wo waren Sie denn gestern nachmittag? Man suchte Sie wie eine Stecknadel. So, Sie arbeiteten. Auch ein Vergnügen. Diese beiden Jünglinge liefen die Gegend nach Ihnen ab, besonders der Knabe Aage.“ Herr Palmer benutzte einen Zahnstocher. Mathilde konnte nicht umhin, Loulou auf die Wirkung von Aages Namen hin schnell anzusehen und fand arglos ins Blätterdach der Ulmen erhobene Augen vor.

Palmer schnaufte ärgerlich.

„Nun hat man sich geeinigt, daß nur Tatjana mit Roubroucq etwas aufführt. Ich begreife Ihre Tochter nicht!“

„Ich auch nicht“, sagte Mütterchen demütig. „Aber sie ist nun einmal unberechenbar. Da ist dieser wirklich reizende, gut erzogene Herr Oberhof, und glauben Sie, er macht den geringsten Eindruck auf sie? Im Jejenteil!“

„Ach was!“ sagte Palmer brüsk. „Das ist auch ganz unnötig. Erholen soll sie sich.“ Er stand auf, grüßte obenhin und ging ins Haus. Mathilde erlag jetzt der Versuchung, einen Blick mit Loulou zu wechseln, bereute es aber gleich, denn Loulou wand sich vor Vergnügen. „Der gute Palmer ist so nervös, er hat ein Steijnleijden“, erzählte Mütterchen, kummervoll schmausend. „Nein, daß Tatjana auch gerade in der Mittagshitze mit diesem Herrn Roubroucq proben muß, ist auch zu unvernünftig.“

„Nehmen Sie mich heut abend mit nach Joie d'été, gnädiges Fräulein?“ fragte Loulou wie ein schmollendes Kind, „ich habe hier gar keinen Anschluß. Freilich, der Herr Roubroucq tät' mich gleich mitnehmen, aber der ist halt gar zu beschäftigt. Mit seiner Aufführung . . .“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie sind zur Erholung hier, gnädige Frau?“ sagte Mathilde kühl und blinzelte ein wenig.

Coulou sah aus wie ein gereiztes, scheues Tier.

„Ich sehe mir da herum Landhäuser an,“ stieß sie hochmütig hervor, „hier gefällt's mir ganz gut. Jetzt bin ich ganz vernarrt in das Ding, das Schlössel, dies Joie d'été, wo's heut abend spielen tun. Denken's sich nur, das gehört den Herz-Jesu-Nonnen!“

„Und wollen die denn verkaufen?“ Mathilde fühlte Bedauern, sie liebte den stillen, kleinen Park.

„Die täten schon ein Geschäft mit mir machen wollen. Aber ich überleg' mir's noch. Ein alter Kasten, ich müßt' zu viel hineinstecken. Und eine alleinstehende Frau hat eh schon Schererei genug mit ihrem Sach.“

Sie sah schwermütig ins Leere, aber gleich darauf fuhren ihre Augen wieder unruhig beobachtend über Mathildens Gesicht.

„Nehmen Sie, gnädige Frau, als Theatermutter uns beide heut abend unter Ihrem Schutz mit“, wandte diese sich scherzend an Mütterchen, unter ihrem Lächeln eine jäh aufsteigende Abneigung gegen die Fremde verbergend, eine Abneigung gegen die tierhafte Hilflosigkeit im Ausdruck der anderen, gegen die glatte Kühle dieser braunen Haut, die sie jetzt beim Aufbruch in einem gleitenden Händedruck zu fühlen bekam. —

Ein Fest! Nun ja, warum auch nicht ein Fest? Ganz gut, ganz gut, ein Fest, um die Ratlosigkeit der Seele zu betäuben, die immerwährenden Monologe zum Schweigen zu bringen! Ein Heimkehrfest für Wendelin, hatte Mathilde gedacht, als sie das weiße Kleid anzog und den Ringelblumenkranz ins Haar drückte. Ja, Aage war mit einem ganzen Arm voll Blumen angelaufen gekommen, die Damen müßten alle Kränze tragen, Roubroucq wünschte es so, Roubroucq sei ein einziger Kerl! Mathilde hatte wieder die Versuchung gefühlt, Aage ein wenig zu streicheln, wie er so von Vergnügen glühend vor ihr stand, die lichten Haare in der Stirn und auf den Wangen die Farbe der Gesundheit, die er sonst nicht hatte. Selbst jetzt noch war da dies, was ihr Herz schon einst an ihm ergriffen hatte, als er noch ein Knabe war — irgendein Zug des Kranken, Gebrechlichen, irgendeine kleine Schmerzlichkeit im Blick, im Lächeln, von der er selbst nichts wußte. Und vielleicht war es darum, daß man ihn nicht streicheln, nicht ganz wie einen Knaben behandeln konnte. So viele Blumen — ja — Aage war noch tiefer errötet — die waren auch zum Teil für Frau Binz bestimmt, er habe sie selbst gepflückt, und die weißen seien für Mathilde, und die gelben für Frau Binz — und ob — so stammelte er — Mathilde nicht vielleicht so gut sein wollte, sie Frau Binz zu geben, denn er, Aage, wollte — die Dame nicht stören, auch mußte er noch zu den Damen Wingart laufen, damit nur diese nicht kranzlos erschienen — und überhaupt — Tatjana trüge rote Nelken, und Erdmuthe hätte sich Wicken und Rittersporn geholt — die Damen Wingart, na, die würden wohl Rosen und Geranien auf Draht flechten, die hätten ja ihren eigenen Garten, denen machte er keine Vorschläge. —

Es war klar, die Damen Wingart hatten seinen Beifall nicht. Was aber, so dachte Mathilde, als sie am Abend mit Mütterchen, Tatjana und Coulou in der Richtung zum Sommerschlößchen die Dorfstraße entlang schlenderte — was fesselte den Knaben Aage an diese Frau Binz? Tatjana hatte ihren Arm in Mathildens geschoben und ging in einer Art von Sommermüdigkeit halb auf sie gelehnt hinter Mütterchen her, die mit Coulou voranschritt. Mathilde, das starke Khavanaparfüm einatmend, das von jener ausging, sagte sich, daß vielleicht schon dieser Duft allein genügen könne, um einen armen Jungen immer von neuem zu verwirren, und selbst wenn dieser Duft die einzige spirituelle Ausstrahlung der kleinen, dunklen, vollen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau wäre, die in ihrem übereleganten weißen Spitzenkleid und trotz der sehr tadellos europäisch und sicher auftretenden winzigen, hochhackigen weißen Schuhchen doch wirkte wie eine verkleidete Südsee-Insulanerin. Mathilde sah mit einer sonderbaren Neugier, wie das starke, dunkle Haar sich um Ohr und Nacken krauste; sie sah das direktionslose Schlenkern der kleinen täppischen Hände, die ihr schon bei anderer Gelegenheit als merkwürdig unbeherrscht und als irgendwie zurückgeblieben im Ausdruck, als fast idiotenhaft aufgefallen waren, und sie ertappte sich auf der überraschenden Wahrnehmung, daß diese Frau sie an jemand erinnere, und zwar an niemand andern als an die Mutter von Aage — an Brigitte ten Maan. Und als Coulou in diesem Augenblick den Kopf halb zurückwandte, fand sie es bestätigt: das war dasselbe flache Profil mit der zu kurzen, breiten Nase, derselbe große Mund mit den vollen, feuchten Lippen. . . .

Sie gingen schon an der Parkmauer entlang. Es war gegen acht Uhr, die Sonne war nahezu hinter dem langgestreckten Rücken des Johannisberges versunken, die Schatten fielen groß, und von den Wiesen an der andern Seite der Straße her duftete das tagsüber gemähte Gras. Alles war unnennbar heiter, feierlich und süß. Junge Leute und Mädchen, bunt gekleidet und bekränzt, singend und auf Gitarren klimpernd, überholten die vier Frauen — die Mitglieder einer Malschule, die den Sommer über in der Nähe von Wiesbach kampierte und die durch Pieter eingeladen worden waren, wie Mathilde von Aage wußte. Tatjana lehnte sich auf einmal ganz auf Mathilde und zwang sie, stehen zu bleiben. Mathilde sah sie lächelnd an. „Kind," sagte sie, „was ist Ihnen? Sie sind blaß . . ." Tatjana schloß plötzlich die Augen, ein Ausdruck grenzenloser Müdigkeit, grenzenlosen Ekels machte ihr junges Gesicht schmal und leidend. „Sie ist blond wie Aage", dachte Mathilde zärtlich und berührte leise Tatjanas Wange mit der Hand. Tatjana murmelte zornig mit einer Gebärde nach der weitergehenden Coulou: „Ach, dieses Weib! Dieser Raubtierdunst . . ." Dann plötzlich die Augen weit öffnend, sah sie Mathilde an, wie gehetzt, und flüsterte: „Ich fürchte mich . . ."

„Muß man sich vor ihm fürchten?" sagte Mathilde sehr sanft, aber von einem schmerzlichen Schauer durchrieselt. „Ach, Tatjana, ich glaube, eigentlich ist er gut . . ."

„Ist er das?" murmelte Tatjana lächelnd, „ist er das?" Und Mathildens Arm leidenschaftlich an sich pressend und sie mit sich ziehend, redete sie hastig: „Sie sind gut! Oh, schweigen Sie, ich weiß es. Und Sie würden ihn gut machen. Er ist unter Merkur geboren — gut mit guten — bös mit bösen Gestirnen." Sie lachte unvermittelt. „Und da steht der schöne Herr Oberhof, und Mütterchen lächelt ihn an, und Madame Binz ist nah am Gähnen, denn das hat sie mit mir gemeinsam, daß sie Herrn Oberhof zum Sterben langweilig findet — und ihr blonder Hamlet ist nirgends zu sehen."

„Meinen Sie Aage?" fragte Mathilde belustigt.

„Ja, haben Sie das noch nicht bemerkt? Diese alte Person . . ."

„Oh," meinte Mathilde, „bin ich auch schon alt?"

„Ach, Sie!" rief Tatjana stürmisch, „Sie sind nie alt und werden es nie, und wenn dieser dumme Junge zu Ihnen liefe, täte er das Beste, was er tun könnte . . ."

Sie machte sich los und lief vorbei an der Gruppe am Tor und hinein in den Park, als Wendelin ihnen entgegenkam und nun halblaut zu Mathilde sagte: „Da bist du endlich — ich wartete schon." Und mit einem erleichterten Blick auf Mütterchen und Frau Binz, die sich dem Tor zuwandten, dem Rufen und dem Gelächter, den bunten und weißen Gestalten im Park zu, bat er: „Laß uns noch ein wenig in die Wiesen gehn. Ich — ich wollte so gern mit dir reden."

Ach — dachte Mathilde in einer Aufwallung von Angst — rede doch lieber nicht!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du bist viel schöner, wenn du schweigst. Sieh, auch der Abend schweigt so süß und so verheißungsvoll . . . So dachte sie, aber sie sagte es nicht. Sie wußte nicht, daß um ihren Mund ein Lächeln lag, das lockte, weil es so voll Wissen schien und voll fraulicher Ergebung.

„Ich habe dich gestern den ganzen Nachmittag gesucht", sagte Wendelin mit schwankender Stimme. „Roubroucq hatte diesen Einfall mit dem Fest, er wollte dich durchaus zu den Vorbereitungen haben. Roubroucq ist sehr angetan von dir, ich fühle es . . ."

Er lachte ein wenig kurzatmig. „Gefällt er dir?" fragte er. „Ach, selbstverständlich. Da ist auch eine Gemeinsamkeit zwischen euch — ich weiß nicht, worin sie eigentlich besteht. Es freut mich so — ja, es freut mich, Mathilde. Er ist mein bester Freund — du verstehst mich, der einzige Mensch, der einmal ganz entscheidenden Einfluß auf mein Leben gehabt hat. Und du — und du . . ."

Mathilde dachte: Ach, warum bist du nur so erregt? Und den Blick zu seinem heißen, geröteten Antlitz erhebend, das hilflos auf sie niedersah, sagte sie still: „Ich bin doch da, Wendelin, ich bin ja bei dir. Du warst viele Jahre so einsam, nicht wahr . . ." Ihre Hand glitt über seinen Arm. Er hielt sie fest und lachte wie ein Kind. Mein Gott, dachte Mathilde, hier gehe ich nun Hand in Hand mit ihm — aber bin ich es denn, die das tut? Eine müde Bereitschaft für das, was kommen mußte, war in ihr. Wendelin redete wieder: „Ich dachte, du wärest mir böse. Ja, du hättest allen Grund dazu. Du — du hast die zehn Jahre still auf mich gewartet, und da komme ich wieder und weiß dir nichts zu sagen als Torheiten. O, Mathilde! Deine Treue hat mich so — ergriffen. Und glaube es mir, glaube es mir nur, deine Kunst soll mir immer heilig sein . . ."

Mathilde wandte sich ihm zu. „Laß die Kunst, Wendelin! Das — hat nichts mit uns beiden zu tun!"

Sie hatte seine Hand zittern gefühlt, ein heftiges Erbarmen kam fast stoßweise über sie. Sie blieb stehen, das Gesicht zu ihm erhoben in einem blinden Nichtanderskönnen: „Ich bin dir gut. Was soll mir da die Kunst?"

Und nun — und nun?

Die abendlich beschatteten sanften Flanken des Johannisberges da vor ihnen; die runden Buschgruppen in dem stillen Grün der gemähten Wiesen, die kleinen Hügel des geschnittenen Grases, halb schon verdorrt und in Wohlgeruch veratmend. Und, da sie sich zurückwandten, die Laubmassen des Parkes dort hinter der Mauer, die Wipfel noch ganz in Sonne getaucht — die weiße Straße mit den Wandergesellen der jungen Ahornbäume daran. Das Geschrill der Grillen — das Brüllen des Viehs in der Koppel — die Rufe, der aufklingende und verhallende Gesang junger Menschen, die in das Parktor hineinzogen — das Abendgeläut vom Dorf herüberklingend — warum, ach, warum hatte das alles den Klang oder die stumme Gebärde der Nimmerwiederkehr? Warum war diese Stunde nicht Jubel und Anfang, sondern Wehmut und Entsagen, Abschied — Sonnenwende? Nichts hatte Mathilde geantwortet, als ein Zucken, ein Druck von Wendelins Hand; als ein staunendes Lächeln, das sich in gefaßte Güte vertiefte; als ein Wort, gemurmelt — war es ihr Name, war es ein Dank gewesen? Und sie, nichts wissend und fühlend als die Hand, die ihre festhielt, als den unnennbar süßen, schmerzlichen Rausch des Opfernwollens, der besinnungslosen Demut — sie beugte sich fast taumelnd nieder und zog diese feste, sichere Hand an ihre Lippen.

Gleich darauf betraten sie die Straße, der Park nahm sie auf, und auf den dämmerigen Steigen erstarb jedes Wort im schweren Duft der Schwüle, die der Tag hier zurückgelassen hatte. Ja, doch — Wendelin sagte etwas — er sagte: „Wir müssen wohl eilen — Roubroucq wollte gleich nach dem Abendläuten anfangen." —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war also auch keine Zeit mehr, Worte zu wechseln, dachte Mathilde, und, oh, was blieb auch noch zu sagen? Dies war Schicksal, erfüllte Bestimmung. Sie trug ihr weißes Kleid, und nun kam das Fest — und die Augen des Bildes, die sie scheute, waren in blicklose Finsternis gebannt. Sie würde das Bild nie mehr ansehen — einst vielleicht, wenn sie alt war, wenn der Weg nur noch e i n Ziel kannte. . . .

Sie umgingen das Schlößchen auf einem Seitenpfad bergab schreitend und standen dann, aus den Büschen tretend, plötzlich unter den alten Rüstern, die im Halbkreis den Platz vor dem zierlichen Bau umgaben. Hier war das zerborstene Becken eines Springbrunnens und ein paar alte, bemooste Steinbänke. Joie d'été mochte einst heiter genug auf seiner achteckigen Basis gethront haben, mit spiegelnden Fensterscheiben, geschmückt mit den Emblemen des Sommers und des Eros. Jetzt war alles erblindet, abgebröckelt, verwittert und moosüberzogen. Hier herrschte immer der kühle und feuchte Schatten der uralten Bäume, und hier war jetzt schon tiefe Dämmerung, über der die Kronen der Rüstern sich als eine schwarzgrüne, vom Himmelsgold durchbrochene Kuppel wölbten. Mathilde nahm undeutlich die Gesichter der am Boden gelagerten Gesellschaft wahr, die weißen Kleider der Mädchen, die gedämpften Farben der bunten Hemden und Jacken und der vielerlei Kränze. Zwischen den Stufen zum Schlößchen und dem Springbrunnenbecken war ein Holzstoß aufgeschichtet, ein riesiger Kerl legte letzte Hand daran, schichtete die obersten Knüppel und Äste, die er aus dem Parkdickicht herbeischleppte — ach ja, dies war der rote Alois aus dem „Herzogsschild", eine ganz bekannte Erscheinung — warum wirkte nur alles so sonderbar fremd, so bedrückend — warum lief der leise, warme Abendwind wie ein Seufzer über den Beginn dieses Festes? Wendelin hatte Mathilde zu einer der steinernen Bänke geführt und ließ sich ihr zu Füßen nieder.

„Roubroucq ist ein Romantiker," sagte er mit leisem Lachen, „er hat sich in die tote Gräfin Sibylle verliebt, gib acht!"

Plötzlich stand Aage dort oben auf der Terrasse, die um das Schlößchen herumlief, er hielt in der gesenkten Hand eine glimmende Fackel, die aufloderte, als er sie nun um sein Haupt schwang, so daß die dunklen Scheiben hinter ihm Feuerkreise spiegelten. Seine Stimme — „ach, junge Stimme!" mußte Mathilde denken — sprach ein wenig stockend und von innen durchlächelt:

„In den blauen Kreis des Sommers rief
Uns das Schattenspiel der Sonnwendnacht,
Tote Liebe, die verschüttet schlief,
Ist mit dieser Fackel neu entfacht.
Benvenuto und Sibylle sind
Wie zwei Träumer aus der Gruft erwacht,
Und sie irren heiß und seligblind
Durch den Flammenkreis der Sonnwendnacht."

Er befestigte die Fackel in einem Ring an der Mauer und war verschwunden, während am Fuß der Terrasse jetzt ein Mann in einem dunklen, weiten Mantel stand, einen Fuß auf die Stufen gesetzt, den Kopf erhoben, eine Laute aufs Knie gestützt. Es gab ein paar schwirrende Akkorde; dann trat die Gestalt aus dem Schatten in den Lichtkreis der Fackel.

Und Benvenuto begann:

„Ich rufe dich, Gefährtin dieser Nacht!

Und Antwort kam; wie traumwandelnd trat Sibylle aus der Dunkelheit des Hintergrundes an die Balustrade:

Hier bin ich, Benvenuto! Sei gegrüßt!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Benvenuto:
Weißt du es noch?

Sibylle:
Ich weiß es noch.

Benvenuto:
Das Immerdar und Ewig — weißt du noch?

Sibylle:
Das Immerdar und Ewig ist nur heut.

Benvenuto:
Wie sieht das Immerdar und Ewig aus?

Sibylle:
Es glänzt wie eine süße Heumondnacht,
In der die Sterne matt wie Perlen stehn.

Benvenuto:
Der Bäume große Schatten schwanken sacht
Im lauen Winde vor dem Firmament,
Als wallten Schleier um der Liebe Bett —

Sibylle:
Die Blätter rauschen süß gelöst und sanft
Über dem brünst'gen Schrillen der Zikaden.

Benvenuto:
Und unser Duft, Geliebte — unser Duft!

Sibylle:
Der Duft der Linden und der Wiesenblüte,

Benvenuto:
Des Jasmins und der jungen Rosen Duft,

Sibylle:
Der Lilien sehnsuchtstrunkne Unschuld und
Ach, der Akazie süßes, schweres Gift . . .

Benvenuto:
Wie lange blühen die Bäume diese Nacht?

Sibylle:
Sie blühen heut und immerdar und ewig.

Benvenuto:
Weißt du es noch?

Sibylle:
Ich weiß . . .

Benvenuto:
Die Qual?

Sibylle:
Ich weiß . . .

Benvenuto:
Den Durst, den Stachel und die Geißel.

Sibylle:
Ach,
Die lange, lange Buße vor der Tat . . .

Benvenuto (taumelnd):
Du weißt es noch?

Sibylle (sehr süß):
Ich weiß es heut und immerdar und ewig.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Benvenuto (leiſe):
Was iſt die Liebe, die das liebſte Blut
Nie ſchmecken wollte?

Sibylle (ebenſo):
Und die Liebe, die
Nie ſterben wollte in der Liebe Hände,
War das je Liebe?

Benvenuto:
Weißt du es noch?

Sibylle:
Ich weiß . . .

Benvenuto:
Das Eis — die Trennung — und den Tod . . .

Sibylle:
Ich weiß —
Die lange, lange Buße nach der Tat.

Benvenuto (ſchmerzvoll):
Du weißt es noch?

Sibylle (verloren):
Ich weiß —
Von einem Winter, der vorüberging.

Benvenuto (leiſe):
Was war die Trennung?

Sibylle (ſchnell):
Sehnſucht, und die Wut
Den Weg zu finden, zu verſchmelzen — war
Der Umweg unſrer Seelen um den Leib,
Den wir nicht anders überwinden konnten.

Benvenuto:
Was war dein Tod — und meiner?

Sibylle:
Jedem nur
Sein Tor ins Heut und Immerdar und Ewig.

Benvenuto:
O ſüße Weisheit! Und verſchmolzen nun
Eins mit dem andren fanden wir uns heim
Zur Sommerſtätte der Glückſeligkeit.
Sanft, o, ſehr ſanft zog uns der Ort — gelind
Durchdrangen wir ihn mit dem Himmelslicht,
Mit Sommerregen, mit dem feuchten Wind,
In dem wir atmend ſchweifen, Göttern gleich.
Wir ſind der ſüße Ernſt der Fichten, ſind
Der Linden Gütigkeit, der Buche Glut,
Des Raſenhanges Üppigkeit — es glänzt
Hier jeder Keim und jedes Blatt von uns.
Die Liebenden verſtehn es ahnend. Hier
Sind ſie nicht ihrer ſelbſt mehr mächtig, hier
Durchwaltet ſie die Zauberkraft des Orts.
Sie winden Kränze. Jede Blume, die
Spielend entblättert zwiſchen ihnen fällt,
Bedeutet ein entfaltetes Geheimnis.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Luft bebt zwischen ihnen heiß und süß,
Hier ist kein Fleck, der nicht Erinnerung haucht,
Mit deines blonden Körpers Juniduft,
Von dem die Erde heut noch trunken ist,
Ach, Süße, heut und immerdar und ewig —

Sibylle:

Mit deiner Liebe Sommersonnenkraft,
Von deren Seele heut der Ort noch lebt.

Benvenuto (laut):

Ich rufe dich, Gefährtin dieser Nacht.

Sibylle:

Hier bin ich, Benvenuto! Sei gegrüßt!

Benvenuto:

Weißt du es noch?

Sibylle:

Ich weiß es noch.

Benvenuto:

Das Immerdar und Ewig — weißt du noch?

Sibylle:

Das Immerdar und Ewig ist nur heut.

Benvenuto:

Wie sieht das Immerdar und Ewig aus?

Sibylle:

Es glänzt wie diese süße Heumondnacht,
In der die Sterne matt wie Perlen stehn.

Benvenuto:

Es glänzt wie diese süße Heumondnacht,
Die uns zur Sehnsucht Jahr um Jahr erlöst,
Uns sanft entzweit und sanfter wieder eint . . .
O, hohe Nacht des Sommers, sei uns hold!
Und hold sei allen Liebenden des Jahrs!
Den Heimgekehrten führe ganz nach Haus,
Dem Heimatsüchtigen tu auf die Tür,
Den Heimatlosen nimm in deinen Schoß,
Irrsal und Sehnsucht soll gebunden ruhn,
Und Heimat, Heimat, Heimat ist allein
Dort, wo das Herz eingeht ins andre Herz —
Ach, Herz, mein Heut und Immerdar und Ewig . . ."

Die Laute rollte, dunkel ertönend, zu Boden, Benvenuto stürmte die Stufen empor. Sibylle tat ihm ein paar taumelnde Schritte entgegen und ward von seinen Armen aufgefangen. Im selben Augenblick stand Aage wieder oben, ein lichter, schlanker Diener des Feuers. Er riß die Fackel aus dem Ring, und während das geisterhafte Liebespaar den Augen der Zuschauer plötzlich entrückt war, sprang er hinab und stieß die Fackel in das dürre Reisig am Fuß des Holzstoßes. Golden, rot und bläulich stieg die Flamme prasselnd gen Himmel empor.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polens Wirtschaft

Von

Heinrich Sikorski

Es hat in der Geschichte noch nie ein Land gegeben, das so kurze Zeit nach seiner Entstehung durch eigene Schuld und Unfähigkeit seine Wirtschaft zugrunde gerichtet hat, wie Polen.

Für das Aufblühen des Landes waren die besten Vorbedingungen vorhanden. Die Fürsorge der Entente hat den Staat ins Leben gerufen. Er war frei von Vorkriegsschuld, ist ein Ackerbau treibender Staat mit großem Bodenreichtum.

Welches sind nun die Gründe, die zu der schnellen Verelendung geführt haben?

Wir möchten nur diejenigen angeben, die am augenscheinlichsten zutage getreten sind, und zwar sind dieses:

1. Mängel in der Verwaltung. — Den Polen fehlt das Verwaltungstalent, was sich bereits in dem früheren Königreich sehr fühlbar gezeigt hat. Aus diesem Grunde waren auch die einsichtsvollen Polen des ehemaligen preußischen Teilgebietes seinerzeit gegen die Vertreibung der deutschen Beamten, jedoch ohne gehört zu werden.
2. Der unglückliche, nur aus Habsucht gegen Rußland geführte Krieg.
3. Allgemeine Arbeitsunlust. — Es ist der slawischen Rasse eigentümlich, daß der Landmann zu seiner Ernährung eine größere Bodenfläche benötigt als der germanische Bauer.
4. Bestechlichkeit, Schmuggel, Betrug.

Gleich nachdem der polnische Staat zusammengeschweißt war, gingen die Wogen der polnischen Begeisterung, gepaart mit der angeborenen Selbstüberhebung, außerordentlich hoch. Man fühlte sich als Angehöriger eines reichen Agrarstaates, der dazu berufen ist, mit seinen Bodenfrüchten zur Ernährung des größten Teiles Westeuropas beizutragen. In der polnischen Presse wurde die Einführung einer neuen Währung, des Zloty (Goldwährung), die die provisorische Markwährung ersetzen sollte, lebhaft erörtert, und man war sich noch nicht ganz darüber einig, ob diese Goldwährung die deutsche um 50 oder 75 Prozent überragen würde. Da wurde plötzlich im Juni 1919 die erste Ernüchterung ins polnische Volk getragen, und zwar durch eine Rede des damaligen Finanzministers Bilinski, früher in Österreich in gleicher Stelle, der darauf hinwies, daß mit Rücksicht auf die bedenkliche Wirtschaftslage an eine Umwertung der Valuta in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu denken sei. Von diesem Zeitpunkte ab verschlechterte sich die polnische Valuta zusehends, erst langsam und dann immer schneller, wie eine Kugel, die ins Rollen gekommen war.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß dem polnischen Volke Verwaltungstalent fehlt. Dieser Mangel hat sich auch gleich in den ersten Verwaltungsmaßnahmen sehr übel bemerkbar gemacht und schwere, für das Wirtschaftsleben nachteilige Folgen gezeitigt.

Galizien und Kongreßpolen (das ehemalige russische Gebiet), die stets Zuschußgebiete waren, waren durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen, so daß die Ernährungslage als trostlos bezeichnet werden mußte. Das ehemalige preußische Gebiet dagegen, das in Friedenszeiten zur Hauptkornkammer des Deutschen Reiches

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehörte, produzierte, wenn auch durch die Kriegswirtschaft die Erträgnisse zurückgegangen waren, immerhin noch ein reichliches Quantum Nahrungsmittel. Um nun nicht ganz von den erstgenannten Gebieten (also Galizien und Kongreßpolen) ausgehungert zu werden, errichtete das ehemalige preußische Gebiet eine besondere Zollgrenze gegen die beiden anderen Landesteile und ließ Nahrungsmittel nicht ausführen. Der Erfolg war natürlich der, daß Kongreßpolen und Galizien gezwungen waren, große Mengen Getreide und Mehl aus Amerika zu beziehen, wodurch die ganze Preisgestaltung in den beiden Gebieten sich mehr den Weltmarktpreisen angliederte. Die Kaufkraft der polnischen Mark war demnach in Kongreßpolen und Galizien eine geringere als in den ehemaligen preußischen Teilgebieten. Das drückte sich naturgemäß in der außerordentlichen Teuerung in den ersten beiden Gebieten aus. Dem Druck der öffentlichen Meinung folgend, mußte im Herbst 1921 die erwähnte innere Zollgrenze fallen, und es setzte somit eine ungeheure Teuerung in den ehemaligen preußischen Gebieten ein, weil sich naturgemäß ein Ausgleich zwischen diesen beiden genannten Wirtschaftsgebieten vollziehen mußte. Die Folge war eine starke Erschütterung des Wirtschaftslebens in den ehemaligen preußischen Gebieten.

Es ist heute noch immer sehr stark die Ansicht verbreitet, daß der Agrarstaat Polen ein noch reichlich Nahrungsmittel produzierender Staat ist, daß er bedeutende Mengen zur Ausfuhr freistellen kann. Das ist aber ein grundsätzlicher Irrtum.

Wie schon bemerkt, sind Kongreßpolen und Galizien Zuschußgebiete. Es reicht also hier die Erzeugung der eigenen landwirtschaftlichen Produkte zur Ernährung der Bevölkerung nicht aus. Die statistischen Ausfuhrzahlen des Jahres 1910 bezeugen dieses klar, denn Kongreßpolen führte in diesem Jahre allein für 65 Millionen Kronen Getreide aus, dagegen für 90 Millionen Kronen Getreide aus dem Auslande ein. Der Grund für diese Unterproduktion der Agrarerzeugnisse liegt in dem russischen Agrargesetz von 1862, nach welchem die Hälfte des ganzen Großgrundbesitzes in bäuerliche Hände überging. Heute befindet sich in Kongreßpolen 60 Prozent und in Galizien 66 Prozent des Ackerlandes in bäuerlicher Hand. Mehr als die Hälfte dieses kleinbäuerlichen Besitzes ist nicht größer als 9 Morgen. In Galizien ist der bäuerliche Besitz durchschnittlich 2 bis 5 Hektar groß, reicht also in beiden Fällen nicht oder nur notdürftig zur Ernährung der eigenen Familie aus. Das flache Land ist durch diesen Kleinbesitz übervölkert und kann keinen Überschuß an Nahrungsmitteln produzieren. Die ehemaligen preußischen Teilgebiete, die früheren Hauptkornkammern des Deutschen Reiches, haben noch immer nicht die Höhe der Friedensproduktion erreicht. Die Ursache ist der Mangel an künstlichen Düngemitteln, die zufolge des schlechten Valutastandes in genügender Menge aus dem Ausland nicht zu beschaffen sind. Während die Landwirtschaft in diesen Gebieten vor dem Kriege intensive Bewirtschaftung betrieb, ist sie aus angeführtem Grund gezwungen gewesen, wieder zur extensiven Bewirtschaftung überzugehen, d. h. sie läßt wieder Brachfelder liegen, wodurch die Ernteerträgnisse gleichfalls ungünstig beeinflußt werden. Hierzu kommt noch die durch das Liquidations- und Agrargesetz von der polnischen Behörde geschaffene Unsicherheit, durch welche Gesetze der deutsche Bodenbesitz bedroht wird und die tüchtigsten deutschen Landwirte schon von ihren Besitzungen vertrieben sind und noch werden sollen. Es fehlt diesen Elementen natürlich an Lust und Liebe, die Ernteerträgnisse zu steigern, da sie nicht wissen, ob sie noch in den nächsten Monaten Besitzer ihrer Scholle sind.

Die von der polnischen Regierung auf ehemaligem deutschen Besitz bereits eingesetzten polnischen Bauern stammen zumeist aus Galizien und befinden sich auf einer sehr tiefen Kulturstufe.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist auch kaum anzunehmen, daß in absehbarer Zeit eine Hebung der Erzeugung eintreten wird, da die außerordentliche Kapitalknappheit in Verbindung mit dem Tiefstand der Valuta es den Landwirten gänzlich unmöglich macht, sich genügende Mengen künstlichen Düngers im Auslande zu beschaffen. Polen ist daher als Agrarstaat nach wie vor gezwungen, große Mengen Getreide teils aus Amerika, teils aus Rumänien zur Ernährung der Bevölkerung einzuführen.

Nach den Angaben des statistischen Hauptamtes betrug die Einfuhr von Weizen und Weizenmehl im Jahre 1920 14 730 Waggons (Waggon zu 200 Zentner), im ersten Halbjahr 1921 7620 Waggons; Roggen und Roggenmehl im Jahre 1920 1300 Waggons, im ersten Halbjahr 1921 5080 Waggons; Hafer im Jahre 1920 560 Waggons, im ersten Halbjahr 1921 1230 Waggons; Gerste 1920 820 Waggons, im ersten Halbjahr 1921 3760 Waggons.

Andere Getreidearten, Grütze, Mehl usw., im 1. Halbjahr 1920 5860 Waggons, im ersten Halbjahr 1921 5420 Waggons.

An Fleisch und Fleischerzeugnissen wurden eingeführt 1920 7100 Waggons, im ersten Halbjahr 1921 4440 Waggons.

Die Einfuhr des zweiten Halbjahres 1921 ist nicht geringer gewesen. Vom Jahre 1922 liegen bisher erst die Ausfuhrzahlen des Statistischen Hauptamts von den ersten vier Monaten vor, und zwar nicht, wie bisher, in Gewichtszahlen, sondern in Werten ausgedrückt. Hiernach hat Polen allein von Amerika in einem Wert von 16 629 Millionen Mark Getreide und Mehl bezogen, welcher Betrag eine solch ungeheure Summe darstellt, daß dieser Staat als Einfuhrstaat gleich an zweiter Stelle rangiert. Es ist daher kaum zu verstehen, wenn der polnische Staat trotz dieses erwiesenen Mangels an Nahrungsmitteln dennoch solche ausführt. So wurden allein in den ersten vier Monaten 1921 für 6353 Millionen Mark Lebensmittel zur Ausfuhr gebracht. Durch die Zuteilung Oberschlesiens, also seit Juni 1922, hat sich die Ernährungsziffer noch verschlechtert, da dieses Gebiet kaum 60 Prozent seines eigenen Bedarfes produziert.

Nur um seine Handelsbilanz einigermaßen zu stützen, führt der Staat Nahrungsmittel aus. So wurden z. B. 1922 660 Waggons Eier über die Grenze gebracht, trotzdem der Eierpreis Anfang Januar 1923 eine Höhe von 3000 M. für die Mandel erreicht hat.

Die Regierung hat sich ferner einen Überschuß von 1000 Stück Rindvieh und 700 000 Stück Schweinen errechnet und beabsichtigt, auch diese in das Ausland auszuführen, ist jedoch bisher an der Ausführung dieses Planes durch die öffentliche Meinung verhindert worden. Seine Verwirklichung würde naturgemäß bei der Knappheit an Lebensmitteln eine weitere ungeheure Preissteigerung verursachen. Ende September 1922 kostete ein Pfund Rindfleisch ca. 800 M., ein Pfund Schweinefleisch 1000 M. Anfang Januar 1923 ist der Rindfleischpreis auf 3000 M. und der Schweinefleischpreis auf 4000 M. gestiegen.

Die Handelsbilanz Polens ist die denkbar schlechteste. Im Jahre 1920 stellte die Ausfuhr nur 10 Prozent der Einfuhr dar. Im Jahre 1921 und in den ersten Monaten 1922 wurde nach den statistischen Zahlen des Ausfuhramtes die Ausfuhr auf 40 bis 45 Prozent der Einfuhr berechnet. Die Zahlen können aber nicht als stichhaltig angesehen werden, da ein Vermerk fehlt, ob in ihnen auch die Verpflegungsziffern des Kriegsministeriums enthalten sind. Dieses Ministerium hat die Verpflegung der Truppen selbst übernommen. In den statistischen Zahlen des Jahres 1920 wurde diese erhebliche Einfuhrziffer verschwiegen, um die Handelsbilanz zu verfälschen, was von einer sehr angesehenen polnischen Handelszeitschrift aufgedeckt wurde. Auch die statistischen Zahlen des Jahres 1921/22 ergeben ein unklares, für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den polnischen Staat aber günstiges Bild, weil in der Aufstellung nachstehende Handelsergebnisse nicht verzeichnet sind:

1. die ungeheure Menge der Waren, die zufolge der Umgehung der deutschen Wirtschaftssperre über Österreich-Ungarn, Tschechoslowakei, Danzig und den Randstaaten nach Polen gelangt sind,
2. die bedeutenden Mengen Kolonialwaren, die über Danzig nach Polen gelangt sind, weil nach Herstellung der Zollunion mit Danzig das Danziger Zollamt keine statistischen Angaben mehr liefert,
3. der Handel mit Rußland, da er als nicht legaler keiner Registrierung unterworfen ist.

Stellt man alle diese Ziffern mit in Rechnung, so bekommt man ein klares und äußerst ungünstiges Bild der polnischen Handelsbilanz.

Der der Regierung nahestehende Teil der polnischen Presse bemüht sich, aus naheliegenden Gründen bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß der Export eine dauernde Besserung erfährt. Wenn es in den letzten fünf Monaten möglich gewesen ist, größere Mengen Industrieprodukte auszuführen, so ist das auf den Sturz der polnischen Mark zurückzuführen, der die polnische Industrie in die Lage versetzt, mit dem Ausland zu konkurrieren. Bei dem großen Rohstoffmangel ist aber dieser Export einem Ausverkauf Polens gleich.

Die Handelsbeziehungen mit Deutschland stehen seit der Existenz Polens stets an erster Stelle. In Prozenten ausgedrückt stellen sie sich z. B. im Vergleich zu den anderen Ländern in den ersten vier Monaten 1922 wie folgt:

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
	1. Viertelj. 1922,	April 1922	1. Viertelj. 1922,	April 1922
Deutschland	29,3	28,0	44,3	54,8
Vereinigte Staaten	21,4	24,4	—	—
Österreich	12,5	14,4	17,2	11,5
Tschechoslowakei	9,6	7,8	12,3	9,8
England	4,5	4,7	1,6	0,5
Frankreich	4,2	4,4	3,7	2,1
Rumänien	1,1	0,4	4,7	4,7
Sonstige Länder	18,0	15,9	16,2	16,6

Hieraus ergibt sich, daß die wirtschaftlichen Beziehungen dieser beiden Staaten, Polen und Deutschland, so eng miteinander verknüpft sind, daß Polen mit Deutschland steht oder fällt.

Der polnische Kaufmann hat es nicht verstanden, das Vertrauen des englischen Kaufmannes zu gewinnen. Der englische Kaufmann hat schlechte Erfahrungen gesammelt, so daß im vergangenen Jahr sich der Handelsminister genötigt sah, in dem amtlichen Organ, dem „Monitor Polski", darauf hinzuweisen, daß das Vertrauen des englischen Kaufmannes erschüttert wurde durch Nichteinhaltung von Kontrakten und Lieferung schlechterer Warenqualitäten, und den polnischen Kaufleuten empfahl, günstige Verträge mit England abzuschließen, damit das Vertrauen wieder hergestellt wird. Ein englisches Konsortium kaufte im vorigen Herbst ein größeres Quantum Zucker aus dem ehemaligen preußischen Teilgebiet, machte aber den Abschluß des Kaufvertrages davon abhängig, daß eine deutsche Bank die Lieferungsgarantie übernimmt. Ein solches Vorgehen ist bezeichnend für die bisherigen polnischen Handelspraktiken und wirkt beschämend.

Die Hauptausfuhrprodukte Polens sind Zucker, Holz, Naphtha und Zement. Die Naphthaindustrie ist dauernd im Rückschritt begriffen. Die Ursachen sind verschiedener Natur, und zwar Arbeitsunlust, Mangel an Beförderungsmitteln (Tank-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wagen) und Material (Förderungsseile, Rohrleitungen) usw. Der Hauptgrund des Rückganges liegt jedoch in dem Mangel an Betriebskapitalien. Die Bohrlöcher reichen nur für eine Reihe von Jahren aus, und wenn nicht rechtzeitig mit Anlegung neuer Bohrlöcher begonnen wird, so geht die Produktion zurück. Zur Herstellung solcher Bohrlöcher ist ungeheuer viel Geld notwendig. So werden z. B. die Kosten eines Schachtes bis zum 3. Horizont, also etwa 1300 bis 1500 Meter tief, nach dem heutigen Stande der Valuta auf 400 bis 600 polnische Millionen Mark veranschlagt. Der stärkste Rückschritt wurde bisher im 1. Quartal 1921 bis zum 2. Quartal 1922 verzeichnet, in welchem Zeitraum die Förderung von 45 400 Tonnen auf 11 500 Tonnen sank. Nur um die Handelsbilanz zu stützen, hat man in den letzten Monaten so viel Rohöl ausgeführt, daß die heimischen Raffinerien kaum noch genügend Material zur Verarbeitung haben, weshalb ein vorübergehendes Verbot der Naphtha-Ausfuhr zu erwarten ist.

Zufolge des Versandens der Weichsel und der außerordentlich hohen Frachten läßt die Holzausfuhr viel zu wünschen übrig. Um die einheimische Industrie zu stützen, führt man hauptsächlich bearbeitetes Holz aus. Das Interessanteste, was in der letzten Zeit in der polnischen Presse besprochen wurde, ist die Feststellung, daß Polen nicht genügend Waldbestand besitzt, um seinen eigenen Bedarf in den nächsten Jahren decken zu können. Nach den amtlichen Zahlen hat Polen ohne die östlichen Grenzmarken, d. h. ohne die ehemaligen russischen Gebiete, die durch den Rigaer Friedensvertrag zu Polen gekommen sind, gegen 1½ Millionen Hektar Brachfelder und mit diesen genannten Grenzmarken über 2 Millionen Hektar. Die Wälder Polens müßten bei seiner geographischen Lage mindestens 26 Prozent betragen. Es ist dieses der Waldprozentsatz, den Deutschland aufweist, welches trotz dieses Waldbestandes vor dem Kriege noch genötigt war, gegen 19 Millionen Kubikmeter Holz jährlich einzuführen. Der Waldbestand Polens ohne die östlichen Grenzmarken beträgt in der Tat nur 17 Prozent. Er ist also wesentlich kleiner als derjenige Frankreichs, welches Land nicht zu den waldreichen gehört. Polen fehlt samt seinen Grenzmarken gegen 1 800 000 Hektar Forst und nimmt ohne Grenzmarken prozentual unter den europäischen Staaten den 11. Platz ein, kommt also noch hinter Deutschland, das an 9. Stelle steht. Nach den aufgestellten Berechnungen fehlen dem ganzen polnischen Staat für den normalen Bedarf auf eine Reihe von Jahren jährlich 11 600 000 Kubikmeter Holz. Zu diesem normalen Holzbedarf kommt noch der zum Wiederaufbau benötigte, der nach den statistischen Zahlen für die nächsten 5 Jahre auf über 18 Millionen Kubikmeter Holz berechnet ist. Die Berechnung führt zum Schluß, daß die polnischen Forsten ein Viertel Holzvorrat weniger besitzen, als es der normale Bedarf Polens erfordert.

Polen treibt also in der Holzausfuhr einen Raubbau, der sich später rächen muß.

Zur Beruhigung der Bevölkerung haben hin und wieder einzelne polnische Wirtschaftsblätter auf die großen Bodenreichtümer hingewiesen, die die große Schuldenlast nicht so drückend erscheinen lassen. Was nützen aber einem Staat Bodenreichtümer, wenn er nicht in der Lage ist, sie zu beheben und somit zu verwerten! Es fehlen Polen zu diesem Zweck geschulte Arbeitskräfte, Materialien und vor allen Dingen das notwendige Kapital.

Die letzten Finanzminister haben wiederholt verkündet, daß Polen zu arm geworden ist, um sich aus eigenen Mitteln aufbauen zu können, und haben das ausländische Kapital zur Mitarbeit aufgefordert. Das Ausland hält sich aber im allgemeinen noch fern, da es kein Vertrauen zu der polnischen Wirtschaftsführung hat. Aus diesem Grunde ist es Polen auch bisher nicht gelungen, auch nur eine einzige Anleihe zu erhalten. All die entgegengesetzten Nachrichten, die in dieser Beziehung durch die polnische Presse gegangen sind, beruhen auf Irreführung. Selbst nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das verbündete Frankreich konnte sich zu einer Anleihegewährung entschließen. Die hierfür gestellten Bedingungen waren so außerordentlich schwer, daß die polnische Regierung sie nicht annehmen zu können glaubte. Es ist auch anzunehmen, daß das unsichere politische Verhältnis, in dem Polen zu Rußland steht, für das Ausbleiben der ausländischen Kapitalien entscheidend ist, da bei kriegerischen Verwicklungen mit diesem Staat diese Kapitalien als verloren bezeichnet werden müßten. Wir finden heute vornehmlich französisches Kapital in den Naphthagebieten Galiziens (und zwar bis ca. 54% der sämtlichen investierten Kapitalien), ferner im Dabrowoer Kohlengebiet und in der oberschlesischen Industrie investiert. Ferner Schweizer Kapital — z. B. gehört das Lodzer Elektrizitätswerk einer Schweizer Gesellschaft — und etwas belgisches Kapital in der Lodzer Textilindustrie. Dagegen hat sich Amerika und England gänzlich ferngehalten bis auf einige Investierungen des letzten Staates in der oberschlesischen Industrie.

Der Rückschritt des polnischen Wirtschaftslebens kennzeichnet sich am besten in dem Anschwellen des Papiergeldumlaufes. Er betrug

Anfang Januar 1920 . . .	2	Milliarden,	
November 1920	38½	„	
Januar 1921	50	„	
10. März 1921	70	„	
30. April 1921	86,755	„	(April 1920 = 16 Milliarden)
31. Mai 1921	94,5	„	
31. Januar 1922	239,6	„	
20. Dezember 1922	729	„	

Die Schulden bei der staatlichen Darlehnskasse betrugen

am 30. April 1921	106,6	Milliarden	(April 1920 = 19,3 Milliarden),
am 31. Mai 1921	117	„	
am 31. Januar 1922 . . .	227,3	„	
am 20. Dezember 1922 . .	400	„	

Das Defizit des Haushaltungsplans für 1923 wird mit 2300 Milliarden angegeben. Hierzu kommt noch die Auslandschuld Polens, die sich nach der offiziellen Statistik des polnischen Finanzministeriums wie folgt beläuft:

an Amerika	184 145 000	Dollar,
„ Frankreich	783 858 400	Franken,
„ England	4 774 800	engl. Pfund,
„ Italien	17 486 200	Lire,
„ „	37 385 100	Franken,
„ Holland	18 218 700	Gulden,
„ Norwegen	16 497 400	Kronen,
„ Dänemark	358 800	Kronen,
„ Schweden	173 000	Kronen,
„ Schweiz	73 600	Franken,

insgesamt 283 370 600 Dollar.

Das ist eine vielfache Billionenschuld.

Diese Schuldenlast ist im Vergleich zu der Deutschlands noch um so gewaltiger, wenn man berücksichtigt, daß Polen keine Vorkriegsschuld hatte, daß die Einwohnerzahl Polens nur halb so groß ist, wie die Deutschlands, daß Deutschland seine Schulden ausschließlich bei seinen Bürgern aufgenommen hat, und daß Polen keine solch wertvollen Industrieanlagen zur Verfügung stehen wie Deutschland. Der Rückschritt des Wirtschaftslebens ergibt sich ferner daraus, daß der Dollar Anfang

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

August 1922 mit 3500 polnischen Mark und Anfang Januar 1923 mit 20 600 polnischen Mark notiert wurde.

Die Kapitalknappheit ist im Lande so außerordentlich groß, daß Industrie und Großhandel nur noch ihre Betriebe mit Hilfe von Staatskrediten aufrechterhalten können, die aber gleichfalls nur durch Inanspruchnahme der Notenpresse vom Staate geleistet werden können. Valutareformen können hier nichts helfen, und so ist Polen ernstlich vom wirtschaftlichen Untergange bedroht.

Zum Schluß sei noch der Ausspruch eines in Polen sehr angesehenen Mannes, des Generalprokurators Kierski, erwähnt, der im „Kurjer Poznanski" Anfang 1921 wie folgt schrieb:

„Was in Warschau vorgeht, muß jeden polnischen Patrioten mit Grauen erfüllen. Eine wilde Sarabande wird von Wahnsinnigen und vom Abschaum des Volkes getanzt. Die unaufgeklärten Volksgenossen haben schon begriffen, daß wirkliche Bürgertugend sich nicht bezahlt macht, wo im Volksleben Dummheit, Diebstahl, Gemeinheit und Egoismus herrschen. Das Rechtsbewußtsein, die Unterlage jedes zivilisierten Volkes, ist verschwunden. Die Leute unterliegen einem Massenverderben. Bündnisträume werden geträumt, in die man wie hypnotisiert verrannt ist, und deren sinnloser Phantasie die polnische Wirklichkeit geopfert wird. Trotzdem hat man bei niemand Sympathie erworben. Man hat alle abgestoßen. Ohne den geringsten Zeitverlust muß man sich mit den Staatsfinanzen befassen, denn, sagen wir es offen, Polen steht am Rande des kompletten Bankerotts."

Die Vergewaltigung der Ukrainer durch Polen

Von

J. Biberowytsch

Der polnische Staat hat seine Grenzen bekanntlich weit über die Grenzen der Gebiete ausgedehnt, die geschlossen von Polen besiedelt sind. Dort wohnen Fremdstämmige, die dem polnischen Staate unterworfen wurden; im Westen Deutsche, im Norden Litauer und im Osten Weißruthenen und Ukrainer, zwischen welche polnische Großgrundbesitzer, Siedler und Stadtbewohner nur eingesprengt sind.

Diese unnatürliche Grenzziehung nimmt der polnische Staat nun zum Anlaß, zwecks „Sicherung", diese seine gegen jedes Recht und gegen jede Vernunft erworbenen Grenzgebiete mit Nationalpolen zu kolonisieren. Der reichsdeutschen Öffentlichkeit ist die Vertreibung der deutschen Grundbesitzer, Ansiedler und Domänenpächter und ihre Ersetzung durch Legionäre und ähnliches Gesindel gut bekannt. Daß die Polen aber systematisch unter Schädigung ihrer fremdvölkischen Minderheiten a l l e Grenzgebiete kolonisieren, dürfte weniger bekannt sein. Und doch verdient diese Tatsache Beachtung; denn sie zeigt, daß die polnische Nation das Recht aller Völker, die mit ihr in Berührung stehen, mißachtet. Darüber möchte ich einige Tatsachen, die für sich selbst sprechen, aneinanderreihen.

Am 17. Dezember 1920 beschloß der polnische Landtag in Warschau ein Gesetz, das die Beschlagnahme der ehemaligen staatlichen, kirchlichen und privaten Güter in den östlichen Gebieten Polens und deren Aufteilung unter die polnischen Soldaten aussprach. Die polnische Tageszeitung „Kurjer Poranny" erzählt über den Zweck dieser Kolonisierungsaktion weißrussischer und ukrainischer Gebiete folgendes:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der polnische Kolonist in den Ostgebieten soll nicht nur Pflüger dieser Erde, sondern auch ihr Verteidiger sein. Die Kolonistenabteilungen sollen neben der wirtschaftlichen Wiederherstellung der landwirtschaftlichen Produktion auch die nationalpolitische Rolle der Verteidiger der Grenzgebiete durch das polnische Element übernehmen. . . . Man muß die Kolonisierungsaktion schnell und energisch in Angriff nehmen und jede schädliche und laute Polemik unterlassen. Die ganze Aktion muß binnen drei bis vier Jahren in radikaler Weise durchgeführt werden, wobei die polnische Bürgerschaft den Kolonisten mit Geld, Errichtung von Schulen, Aufklärung usw. helfen soll." (Es handelt sich hier um jenes Wolhynien, in dem bei den letzten Reichstagswahlen kein einziger polnischer Kandidat gewählt wurde. Alle Sitze fielen in die Hände der Minderheiten.)

Von seiten der polnischen Regierung wurde im Sejm erklärt, daß im Jahre 1921 8000 polnische Soldaten zur Kolonisierung bestimmt und als durchschnittlicher Anteil 15 Hektar Boden festgesetzt wurden. Es sind damals 40 000 Anmeldungen eingelaufen. Mit Rücksicht darauf, daß der vorhandene Bodenvorrat, der früher Eigentum der russischen Regierung, der Zarenfamilie, der orthodoxen Kirche usw. war, nicht genügte, wurden von den Privatbesitzern 401 Güter in der Gesamtfläche von 196 143 Hektar „übernommen". Weitere 120 000 Hektar sollten später enteignet werden. Von den 401 „übernommenen" Gütern waren nur 9 Prozent polnischer Besitz, der Rest gehörte natürlich den Minderheiten. So wird die bodenständige ukrainische Bevölkerung aus ihrem angestammten Territorium verdrängt. Ihr Land wird durch die polnische Regierung landfremden, eingewanderten Polen ausgeliefert. Anbei einzelne Tatsachen aus der Kolonisierungspraxis, wie sie in der unter polnischer Zensur stehenden Lemberger Tageszeitung „Wpered" in großer Zahl mitgeteilt wurden.

Vom Besitz des orthodoxen Klosters in Milci im Bezirk Kovel (Wolhynien) wurden 45 Deßjatinen Boden beschlagnahmt und dem dortigen polnischen Militärkommando zugeteilt. Im Jahre 1920 wurden die Grundherrschaften Wasyliw, Susziw, Nowosilka, Lakiw und Poturszyn im Cholmland unter mühsam herbeigezogene polnische Bauern aus der Gegend von Krakau aufgeteilt. Den bodenständigen ukrainischen Bauern dagegen, welche landbedürftig sind, wurde der Ankauf der Parzellen lediglich deshalb verwehrt, weil sie orthodoxe Ruthenen seien. — Als das Herrengut Kymtschyn, Bezirk Tomaschiw im Cholmland, auch nur unter Polen parzelliert wurde, war es den bodenständigen Ukrainern gleichfalls nicht erlaubt, den Boden anzukaufen, weil sie orthodox seien! — Als im Dorfe Zoltanci im Cholmland bei der Parzellierung der Majoratsgüter der gesamte Boden ausschließlich den polnischen Bauern übergeben wurde, wies der Staatskommissar Surmann die Bitte der urkrainischen Kleinbauern und besitzlosen Bauern an das polnische Parzellierungsamt glatt ab. (Lemberger Tageszeitung „Wpered" vom 20., 21. Juli und 23. September 1921.) Und wie der Staat, so machen es auch die polnischen Privatleute. —

Aber nicht nur die Ukrainer, sondern auch die Polen selbst berichten über ihre Kolonisierungspolitik. Die polnische Zeitung „Glos Wolynski" meldete, daß die Sektion der Parzellierungsgenossenschaft der polnischen Landwirte in Warschau in der Zeit vom 1. Mai bis 1. Dezember 1921 in den Bezirken Dubno, Horochol, Kreminec und Luck 18 Güter mit einer Fläche von 6216 Deßjatinen im Werte von 173 296 125 polnische Mark parzellierte. Die Polen gestehen selbst zu, daß von parzelliertem Boden 77 Prozent in polnische und nur 23 Prozent in ukrainische Hände übergingen. „Glos Wolynski" plaudert sogar aus, daß binnen sieben Monaten in Wolhynien 107 702 Hektar Boden mit polnischen Einwanderern kolonisiert wurden. Außerdem

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurden den ehemaligen polnischen Soldaten 23 588 Hektar Boden in gemeinsame Bewirtschaftung übergeben.

So verfuhr der polnische Staat mit dem Boden, den er teils aus russischem Staatsbesitz, teils aus Beschlagnahme bei Klöstern, Grundbesitzern usw. erwarb. Aber man schreckte auch vor Diebstahl nicht zurück. Besonders übel spielte man jenen ukrainischen Bauern mit, welche infolge kriegerischer Ereignisse, Zerstörungen usw. nach dem Innern Rußlands verbracht worden waren.

Die ukrainischen Heimkehrer aus den Gemeinden Posadiw, Lychoschyn, Zulyci, Zymne, Tornykiw, Telayn usw. im Cholmland fanden, als sie ihre Besitzungen wieder übernehmen wollten, diese von polnischen Kolonisten besetzt, die ihnen erklärten: „Hier ist Polen und kein Platz für Bolschewiken." Die polnischen Behörden wollten den Heimkehrern keine Hilfe angedeihen lassen und schikanierten sie obendrein in jeder Weise.

Ein Sonderfall verdient besondere Erwähnung: den ukrainischen Bauern Janec und den zwei Brüdern Martschyk aus dem Dorfe Michylnz, Bezirk Vladimir in Wolhynien, gelang es, im Dorfe Chotiatschiw einige Deßjatinen Boden vom parzellierten Herrschaftsgut zu kaufen. Als sie aber nun auf dem neuerstandenen Boden zu arbeiten begannen, wurden sie von den polnischen Soldaten mit den Worten verjagt: „Der Boden gehört uns, denn wir haben dafür unser Blut vergossen." („Wpered" vom 1. Juli 1921, Nr. 100.)

Hie und da ist es vorgekommen, daß die bodenständige ukrainische Bevölkerung den Mut fand, die in den Hütten anderer einquartierten Kolonisten wieder hinauszu „bitten". Einen Akt der Selbsthilfe möchte ich erzählen: Als der polnische Kolonist Wonsik aus Galizien nach dem Dorfe Homiatyn, Bez. Tomaschiw im Cholmland, kam, um die dort angekaufte Parzelle zu übernehmen, erschienen bei ihm die Bewohner des Dorfes unter Führung des Gemeindevorstehers und des Dorfpolizisten und zwangen ihn, seinen Besitz unverzüglich zu verlassen. Dasselbe stieß den polnischen Kolonisten in Konitschyn, Bez. Tomaschiw, zu. (Tageszeitung „Kurjer Illustrowany" in Krakau vom November 1921, Nr. 215.)

Die Folgen einer solchen Politik blieben nicht aus. Der ultrapolnische „Kurjer Polski" in Warschau berichtete am 22. Juni 1921, daß im Bezirk Kremenec in Wolhynien unter der bodenständigen ukrainischen Bevölkerung infolge der militärischen Parzellierung der Güter des berühmten orthodoxen Klosters von Potschajiw Unruhen ausgebrochen seien. So schafft Polen künstlich und gewaltsam seinen nationalen „Besitzstand" auf den ukrainischen Gebieten. Es bereitet auf diese Weise eine blutige Auseinandersetzung der bodenständigen ukrainischen Bevölkerung mit den polnischen Eindringlingen vor. Diese Auseinandersetzung hat schon in Ostgalizien, jenem Lande, über das der Oberste Rat noch nicht entschieden hat und in dem die Polen sich doch schon als Herren gebärden, begonnen. Auch im Cholmland und Wolhynien mehren sich die Symptome der tiefen Gärung in der Bevölkerung, die im geeigneten Augenblick mit elementarer Gewalt losbrechen wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Berliner Kunstjahr

Von Ausstellungen, Kunstpolitik und Kunstkritik

Kunstleben bedeutet gegenwärtig, praktisch gesprochen, Ausstellungsleben. Das Ausstellungswesen ist das einzige allgemein verständliche und durchaus wirksame Organ des modernen Kunstlebens. Sein Entstehungsgrund ist vorzüglich zu suchen in der Ausbildung des Kunstinteresses als eines in sich beruhenden und sich selbst genügenden geistigen Bereiches; aber Hand in Hand mit diesem Vorgange der Differenzierung vollzieht sich fortschreitend die Ablösung der Kunst von den großen Lebenskräften, die sie früher getragen und genährt hatten, zuerst von der Religion und später auch von der Arbeit. Die Künstler, denen die Fühlung mit dem breiten und tiefen Volksleben langsam entgleitet, schaffen sich in den Kunstausstellungen eine neue Gelegenheit zur Begegnung mit dem künstlerisch interessierten Publikum und einen neuen Markt. Aufklärung und Rokoko haben in Frankreich die Entfremdung der Kunst von der Religion stark gefördert, während gleichzeitig eine üppig treibende Luxuserzeugung Abfluß suchte: So hat sich hier zuerst das Ausstellungswesen in endgültiger Form verfestigt; seit 1737 ist der Pariser Salon ständige Einrichtung. Auf dem Boden der süddeutsch-österreichischen Kultur, wo Barock und Rokoko, stürmische Weltlust mit religiöser Ekstase unbedenklich vereinend, noch fast bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts aus den echtesten Volksinstinkten Kraft sogen, hat sich das Ausstellungsbedürfnis noch lange nicht geregt; es baute sich zuerst im deutschen Norden, in Dresden und Berlin, an. Bis dann die bürgerlich-klassizistische Kultur auch bei uns über die Isolierung der Kunst entschied.

Gleichfalls war es die bürgerliche Kultur, die die Kunst dem Staate überantwortete. Bis dahin war sie selbst da, wo sie mit Staatsaufgaben verwachsen war, doch zuletzt immer Angelegenheit starker kunstsinniger Einzelpersönlichkeiten gewesen. Die Lehre des Liberalismus wies die Kunst den „Kulturaufgaben" des Staates zu. Der liberale Staat hat jedoch, so viel ich erkennen kann, die ihm so übertragene Aufgabe immer nur in dem äußerlichen Sinne erfüllt, daß er durch Erhaltung und Unterstützung der Lehranstalten und Sammlungen, durch Austeilung von Preisen und Stipendien an die Künstler u. dgl. m. Kunstförderung und Kunstpflege betrieb. Dagegen hat er eine Kunstpolitik aus der Wurzel nie aufgenommen. Echte Kunstpolitik mündet immer in Sozialpolitik, weil die innerste Lebenskraft und das tiefe Lebensrecht der Kunst darin beruht, daß sie ein Gemeinschaftsanliegen ist. Es war durchaus folgerichtig, daß Ruskin, der begeisterte Kunstpolitiker, sich zum Sozialpolitiker entwickelte. Kunstpolitik: das ist Baupolitik, Wohnungspolitik, Arbeitspolitik, zuletzt alle Politik, die die schöpferischen Kräfte des Volkslebens in Bewegung setzt. Denn indem diese ihrer Natur nach zum Gestalteten streben, bereiten sie den Boden für den künstlerischen Aufbau und die künstlerische Durchdringung des Volkstums. Aber es ist weit davon entfernt, daß diese Erkenntnis Allgemeingut und daß die außerordentliche Tragweite einer nationalen Kunstpolitik für die Volksgesundung begriffen wäre. Vielmehr hat die Umstellung des liberalen Staates zur Demokratie auf einen neuen Irrweg geführt, indem die demokratische Lehre die bekannte Forderung aufstellte, daß „die Kunst dem Volke" ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mittelt werden müsse, und indem sie den Staat nun mit der Erfüllung dieser Forderung belastete. Sie wurzelt in der unhaltbaren Vorstellung, als ob Kunst irgendwie auf bildungsmäßigem Wege als etwas Fertiges übertragbar sei, während die wirkungsfähigen Mittler zur Kunst allein in den tätigen Kräften des individuellen Lebens zu finden sind: indem diese in der Kunst Bestätigung, Ergänzung oder Erfüllung suchen, vermögen sie echtes Kunstbedürfnis zu erzeugen. Die Kunst kann nicht empfangen werden; ein jeder muß sie erwerben, um sie zu besitzen, und so führt jener geschäftige und weitschichtige Betrieb an Kunsterziehung, den Staat und Private heut wetteifernd entfalten, und von dem in Berlin mit Führungen in Wort und Schrift und allerlei andern Veranstaltungen ein Überfluß erzeugt wird, von den wahren Aufgaben der Kunstpolitik nur immer weiter ab, indem er die Eitelkeit der Massen mit einem leicht erhältlichen, aber unechten Scheine von Kunstbildung betrügt und so die Quellen echten Kunstbedürfnisses noch tiefer verschüttet.

Die Kunstkritik als organisierte literarische Gattung ist ein Sprößling des Ausstellungswesens, an dem sie ursprünglich die Aufgabe übernahm für die absterbende unmittelbare Beziehung zwischen Künstler und Publikum Ersatz zu leisten. In der Geschichte dieser Aufgabe wird ein Wandel erkennbar: im 18. Jahrhundert sah es der Kritiker als seinen Beruf an, die Künstler über die Forderungen der Kunst und die des Publikums zu belehren, im 19. ging er dazu über, das Publikum über das Wollen der Künstler und den Sinn ihrer Werke aufzuklären. Beide Auffassungen umschließen Teilaufgaben der Kritik, aber selbst vereinigt decken und treffen sie nicht ihr wirkliches Wesen. Denn die Kritik hat freilich sowohl den Künstlern wie dem Publikum etwas zu sagen, aber unabhängig von diesen Beziehungen bildet sie eine völlig auf sich selbst beruhende geistige Tätigkeit, die ihre Ziele und Aufgaben allein aus ihrer eigenen Natur empfangen und entfalten kann. Es ist eine geniale, noch nicht nach Gebühr gewürdigte Leistung der deutschen Romantik, daß sie, der geschichtlichen Entwicklung weit vorauseilend, die Autonomie der Kritik — sie beschäftigte sich dabei in erster Linie mit der literarischen Kritik — erkannt und in ihren Folgen untersucht hat. Der Kritiker steht der Gesamtmasse der künstlerischen Erzeugung nicht anders gegenüber, wie der Künstler der Natur: sie ist ihm Rohstoff, aus dem er eine Form, eine Ordnung, ein Gesetz, ein Bild gestalten will, das irgendwie von einem eigenen Lebens- und Kulturgefühle erfüllt ist. Zuletzt bildet die eigentliche Aufgabe des Kritikers immer die Erkenntnis und Darstellung der Bewegung — der Bewegung der Kunst in sich, und der Bewegung der Kunst im Zusammenhange des Lebens und in ihrer Wechselwirkung mit ihm. Selbst das Verhältnis des Kritikers zum großen Meister wird durch diese Rücksicht bestimmt. Gewiß gibt es für ihn keine dankbarere und erfreulichere Aufgabe als die, das Bildnis eines Meisters zu zeichnen; er genießt dabei das Glück, eine bedeutende, in ihrer Art einzige Persönlichkeit zu erleben, und oft früher, frischer und reicher zu erleben als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Dennoch liegt auch in diesem Falle das eigentlich kritische Interesse in dem Studium des überaus wichtigen Vorganges, wie der Strom der Entwicklung durch die Kraft des Genies oder auch des Talentes gesammelt, verstärkt, umgestellt und weitergesandt wird. Es hat sich im modernen Kunstleben als ein empfindlicher Nachteil fühlbar gemacht, daß sich die Kritik so gut wie ausschließlich als Organ der Künstler gegenüber dem Publikum ansieht und in der Entfaltung und Ausnützung ihrer Aufgaben und Möglichkeiten rückständig geblieben ist. Je reiner, sicherer und selbständiger sie ihre Aufgabe erfaßt und übt, um so weiter entfernt sie sich vielmehr von den Ansprüchen und Erwartungen, die der Künstler an sie stellt. Der Künstler, der Ausstellungen beschickt, will bemerkt und anerkannt sein, und er will verkaufen; übrigens sind, wie man weiß, der kritische und der wirtschaftliche Erfolg in der Regel innig miteinander verknüpft.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er wünscht und verlangt, daß der Kritiker ihn hierin fördert; er beklagt sich, wenn er ihn hemmt oder ihn beschweigt. Aber so gewiß der Kritiker dem Künstler Erfolg bereiten oder seinen Erfolg aufhalten kann, so gewiß ist dies nur eine Nebenwirkung seiner Tätigkeit. Denn er hat es überhaupt nicht zu tun mit dem einzelnen Künstler und mit den einzelnen Kunstwerken, sondern mit der Kunst als einem Gesamtorganismus: er hat es zu tun mit dem Schicksale der Kunst und darüber hinaus mit dem Schicksale des Lebens, insofern die Kunst aus dem Leben stammt, ins Leben wirkend zurückzufließen strebt und zu ihrem Teil an seiner Gestaltung mitwirkt.

Es erklärt sich bei dieser Betrachtungsweise, warum die Geschichte der Kunstkritik von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag erfüllt ist von Gegensätzen und Zusammenstößen zwischen Künstlern und Kritik: die Künstler stellen Forderungen, die dem innersten Gesetze der Kritik zuwiderlaufen. Es erklären sich auch die Gewissensnöte, die dem Kritiker sein Amt, wenn er es ernst nimmt, stets von neuem bereitet. Kein Kritiker kann ohne ein Gefühl der Bedrücktheit jene großen Sammelausstellungen durchwandern, deren Typus in Berlin durch die Jahresausstellung, durch die Juryfreie und die Ausstellungen der Akademie vertreten wird. Wie viel ehrliche und gute Arbeit findet er nicht hier vereinigt! Wie viel Hoffnungen harren der Erfüllung! Wie viele Existenzen hängen vom Erfolge ab! Aber indem der Kritiker ein Werk oder einen Künstler nennt, begeht er bereits ein Unrecht gegen zahlreiche andere, die den gleichen Anspruch erheben können; entschließt er sich aber, alles zu beschweigen, was nicht in die strenge kritische Linie fällt, so wird die Enttäuschung und Erbitterung, die er bei den Künstlern erregt, um so größer sein — nicht erst zu reden vom Publikum, das am liebsten vom Kritiker eine Liste der Werke haben möchte, die es „sehen muß“. Die strenge kritische Linie aber fordert, daß er aus dem Chaos der Großausstellungen nur die Persönlichkeiten und die Erzeugnisse herausgreift, die er als Glieder und Träger einer lebendigen, der Zukunft entgegenführenden Entwicklung aufzufassen und zu deuten vermag. Was ihm dies Geschäft besonders erschwert, das ist eben das chaotische Wesen dieser Ausstellungen. Stellten sie sich bestimmt formulierte Aufgaben, gäben sie sich einen festen Mittelpunkt, so gewänne der Kritiker einen Halt, um den er die Einzelerscheinungen gruppieren, auf die er sie beziehen kann. Es ist merkwürdig, daß die Juryfreie Ausstellung, die doch ihrem Gedanken nach die grenzenloseste von allen ist, indem sie nur eben die einlaufenden Einsendungen aufnimmt, in dieser Hinsicht den anderen überlegen zu sein pflegt. Schon daß die Arbeiten der einzelnen Künstler hier grundsätzlich zusammengehängt werden, schafft eine gewisse Ordnung; und wenn sie diesmal eine Art Bildnissaal zusammengestellt hat, so liegt hierin ein Fingerzeig nicht nur für sie, sondern für alle Ausstellungen dieser Art, wie Sammelpunkte des Interesses gebildet werden können und so die rudis indigestaque moles eines großen Schwarmes zufällig vereinter Werke gegliedert und faßbar gemacht werden kann.

Der Kritiker, der seinen Beruf im Verneinen findet, ist ein kümmerliches Geschöpf und ohne die Gnade. Nur in der Bejahung können sich die fruchtbaren Kräfte der Kritik entfalten. Glücklich die Jugend, die, von den Bedenken der Erfahrung unbeschwert, sich rückhaltlos und begeisterungsvoll einem Neuen hinzugeben vermag, in dem sie eine große und schöne Zukunft sich verkündigen sieht. Es ist, wenn man will, der traurige Vorzug der Reife, daß sie dem Neuen mit größerer Zurückhaltung gegenübersteht. „Neuerungen machen (sagt Lessing einmal) kann sowohl der Charakter eines großen Geistes als eines kleinen sein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist, dieser, weil es alt ist.“ Man hat viel kommen und gehen sehen, was als monumentum aere perennius begrüßt wurde und sich dann doch nur als ein Sandbau von schwachen Händen erwies, den die Flut

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schnell hinwegspülte. Mit wachsender Erfahrung steigern sich die Ansprüche, und es schärft sich der Blick für das Verhältnis zwischen Absicht und Leistung. Was dort als Vollkommenes gepriesen wird, erscheint hier als ein Bedingtes und Unzulängliches. Werden doch selbst Stimmen laut, die den Tag der Kunst als verfallen und ihre Funktion als erloschen bezeichnen! An diese Prophezeiungen glaube ich nicht, weil ich in der Kunst ein Element sehe, dessen das Leben, so oder so, immer bedürfen wird. Aber soviel halte ich freilich für gewiß, daß es gegenwärtig in der Kunst wie in unserm Volksleben überhaupt ums Ganze, daß es um die Grundlagen und Grundkräfte selbst geht. Auch hier gilt es, den Glauben wach zu halten und das Auge frisch für das Werdende. Es gilt, sich ganz mit der Erkenntnis zu durchdringen, daß das Werdende, auf dessen Erscheinen zu vertrauen unseres Daseins Halt und Hoffnung ist, anders, ganz anders aussehen wird, als wir es uns jetzt etwa vorstellen mögen. Es gilt, sich nicht an das Künstliche, an das Mechanische, an das ewig und unsterblich Triviale zu verlieren, und gebe es sich hundertmal als das Neueste und als große Offenbarung des Geistes aus, und immer feiner und reiner auszubilden den Sinn für das Lebendige. „Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes."

Der Patriarch der deutschen Kunst

Mehrere Monate hindurch füllte die Ausstellung von Werken Hans Thomas im verflossenen Sommer das Mittelstockwerk der alten Nationalgalerie, und es war an dem Zuspruche, den sie fand, und an der Wirkung, die sie übte, wohl zu merken, daß der Künstler nunmehr in den Stand der Volkstümlichkeit aufgenommen ist. Ein Verdienst kann dem Publikum hieraus nicht gemacht werden, denn wenn ein Künstler zu hohen Jahren kommt und so schon bei Lebzeiten in eine achtungeinflößende geschichtliche Entfernung zurückgeschoben wird, so kann er erfahrungsmäßig einer gewissen Volkstümlichkeit kaum entgehen, und Gevatter Publikum hat nur einmal wieder bezeugt, daß er die Früchte lieber historisch konserviert als in der süßen Frische ihrer lebendigen Reife genießt. Im Falle Thoma ist die hartnäckige Sprödigkeit des Publikums dem Meister gegenüber um so merkwürdiger, als er nicht zu jenen verwegenen Umstürzlern oder den verwickelten Charakteren gehört, die Publiko höchst beschwerlich zu sein pflegen; vielmehr kann man geradezu behaupten, daß seine künstlerischen Eigenschaften in ihren starken wie in ihren schwachen Seiten sozusagen ideale Projektionen des Volksgeschmackes darstellen.

Die Ausstellung war von Ludwig Justi (der auch für den bei Julius Bard in Berlin erschienenen Katalog eine reich unterrichtende Einleitung geschrieben hat) mit Takt und Geschick so aufgebaut worden, daß sie Thomas Entwicklungsgang und die beste Kraft seiner Leistung in einem runden Bilde sammelte. Man konnte beobachten, wie Thoma mit ungewöhnlicher Aufnahmefähigkeit sich immer von neuem fremden Einwirkungen hingegeben hat. Die paysage intime der Franzosen, Courbet, die Leibl-Gruppe, Böcklin: sie alle haben Einfluß auf sein Schaffen geübt, und selbst in vorgerückten Jahren hat seine Palette noch Anregungen von der Freilichtmalerei aufgenommen. Es gibt Augenblicke in seiner Entwicklung, wo die Gefahr nicht ausgeschlossen erscheint, daß er sich an das Fremde verliert, aber zuletzt erweist sich doch immer sein eigentlicher Kern als unantastbar, und alle Einflüsse werden aufgesogen, verarbeitet und eingeschmolzen von einer Persönlichkeit, die ihren Schwerpunkt in sich selbst findet. Diesen Schwerpunkt möchte ich vor allem in Thomas Verhältnis zu Natur und Welt erblicken. Er malt nur, was er liebt, und er liebt, was er malt — Landschaft und Blumen, Mensch und Tier. Seine Landschaften beschränken sich nicht auf die Beschreibung optischer Erscheinungen; immer sind sie gefühlsbelebt, immer menschlicher Abdruck. Gern stellt er den Menschen in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie hinein, als Wanderer etwa oder als Pflüger, genießend oder schaffend, und lenkt so die Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen Mensch und Natur. Aber auch wo die Natur mit sich allein bleibt, ist es eine menschliche Natur, gestaltet, begrenzt, voll traulicher Ansprache. Das Urmäßige wird vermieden, und wenn Thoma in späteren Jahren an die Darstellung der Alpen geht, so ist es ein bezeichnender Zug, daß er unmittelbar am Fuße der Hochgipfel behaglich die kleine Welt des Bauernhauses und Bauernlebens ausbreitet. Gibt er ein Gewitter, so schildert er nicht das Rasen der Elemente, sondern den befruchtenden Himmelssegen; seine weichen Abende lullen die müde Welt in Ruhe, und der Mond spendet ihr ein freundliches, stilles Licht. Die vorzüglichsten seiner Landschaften haben etwas vom Volksliede: einfach in ihrem Gehalte und in ihrem Bau, gefühlvoll und gelegentlich wohl auch sentimental, und von jener Objektivität, die aus reiner Hingabe an ein Erleben fließt.

Vielleicht ist der Grund dafür, daß die Volkstümlichkeit so spät zu Thoma gekommen ist, darin vor allem zu suchen, daß er eigentlich volkstümlicher ist als das Volk. Wer je Führungen geleitet hat, der hat sich davon überzeugt, daß es ein Irrtum ist, wenn man annimmt, das Volk — dies Wort in einem sehr weiten Umfange genommen — wolle im Bilde der Kunst sich selbst und sein Leben sehen. Das ist ihm zu alltäglich, zu vertraut. Es sucht und liebt das Ungewohnte, Fremde, Entfernte, das Erregende, das Prächtige und selbst das Seltsame. Und davon bietet ihm Thoma nicht viel. Er mag seine Motive noch so weit herholen, sie setzen sich ihm immer in ein Erdnahes und Volknahes, in Gestalten eng vertrauten Lebenskreises um. Jeden Blutstropfen Romanismus hat er instinktiv als Fremdkörper abgeschieden. Seine Faune und Satyrn sind nicht Elementarwesen, wie die Böcklins, sondern schalkhaft-wohlwollende Gesellen, die aus der Antike in das geliebte Deutsch übersetzt sind — Bauernbuben, wie seine Engel und seine Putti pausbäckige deutsche Buben sind. Seine Flora ist von einer ungeschickten nordischen Unschuld, und die Nacht wird ihm zur Mutter, die die Kinder treu behütet. Der heilige Georg ist ein frommer, tumber, deutscher Reitersmann, und die heilige Familie: das sind schlichte, einfältige Bauersleute, ohne tragische Gebärden, die ihr Geschick so still erfüllen, wie es das Volk seit Jahrtausenden gewöhnt ist.

Den Quellpunkt des echt Volkstümlichen in diesem Künstler bildet wohl seine gesegnete Fähigkeit zur Andacht. Er hat jene große Andacht zur Welt, in der zutiefst alle Religiosität wurzelt. Er wird ihrer immer von neuem mit frohem Erstaunen gewahr und hat sich so bis in seine Greisentage hinein eine glückliche Kindlichkeit erhalten können. Sie ist ihm wie ein schönes Märchen, das er erfreut wiedererzählt; ein feiner Zug von Märchenhaftigkeit weht durch sein ganzes Werk. Er steht Böcklin und Marées an Verstandesschärfe unendlich nach, aber er ist in seinen Instinkten ungebrochener als sie. Dem Dramatischen geht er aus dem Wege; er liebt und schildert das geruhige Sein, das Erwarten, das Gedeihen, das Empfangen und das schöne Geben. Erde, Himmel und Wasser umfangen sich, die Bewegung ist still geleitet, nichts ist gewaltsam, nichts zerrissen, ein ruhiger Vortrag überspinnt gelassen die Fläche.

Trotz aller modernen Einflüsse, die Thoma aufgenommen hat, führt sein Stammbaum auf die Romantik zurück. Es ist doch nicht zu übersehen, wie tief die Kunst der Romantik dem deutschen Volkstume verbunden ist, und je klarer sich ihr Bild enthüllt, um so wahrscheinlicher wird es, daß in ihr noch unverbrauchte Kräfte schlummern. So sollte man denn annehmen, daß von Thomas Kunst Brücken zu der des Expressionismus führen, den man ja auch als eine romantische Kunst ansprechen kann. Aber zwischen diesen beiden Spielarten der Romantik gähnt ein Abgrund. Die expressionistische Romantik ist aus der Unruhe geboren und äußert sich in der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unruhe. Sie ist leidenschaftlich gespannt. Sie ist Suchen und Sehnsucht, nicht Erfüllung. Sie ist grüblerisch und zweifelnd, selbst wo sie inbrünstig stammelt. Sie will das Weiteste und Fernste umspannen, während Thoma immer still in sich zurückkehrt. Sie gibt sich nicht liebend der Welt hin, sondern möchte eine neue Welt herausreißen. Sagen wir es nur ruhig: Thoma ist gründlich unmodern. Er ist vielleicht zu allen Zeiten seines Schaffens unmodern gewesen, und darin liegt eine Bürgschaft der Dauerhaftigkeit seines Werkes. Denn alles Moderne fließt ab wie Regenwasser, und es bleiben nur die Persönlichkeiten und die Werke, in denen Werte über das Zeitliche hinaus gesammelt sind. Es kommen Zeiten, denen diese Werte fremd sind, und die an ihnen vorübergehen, und es kommen andere, die in ihnen ihre eigenen Bedürfnisse wiederfinden und sich an ihnen bereichern. Und schon stehen vielleicht die Dinge wieder so, daß die Welt Thomas Werte zu bieten hat, deren die Zeit bedarf, und nach denen sie sucht. Sie sucht jedenfalls mit aller Kraft nach Bejahung, und unschuldiger, inniger, reiner sind Welt und Leben nicht oft bejaht worden als im Werke Hans Thomas.

Sowjet-Kunst

Selten bin ich einer Ausstellung mit so lebhafter Spannung entgegengekommen wie der vom „Kommissariate für Volksbildungswesen und Kunst" veranstalteten „Ersten russischen Kunstausstellung", die in den wohleingerichteten Räumen der Kunsthandlung van Diemen ihre Wanderung durch europäische Kunststädte antrat. Ganz zu geschweigen von dem natürlichen Mitgefühle für ein unter furchtbare Erlebnisse gebeugtes Volk ist es eine nicht auszulöschende Ahnung möglicher Schicksalsgemeinschaft zwischen uns und den großen Völkern des Ostens, die uns dazu drängt, uns in ihr allzulange uns unbekannt gebliebenes geistiges und seelisches Leben zu vertiefen, ihrer Natur habhaft zu werden und die Frage zu prüfen, ob sich ein Boden zu gedeihlichem Kulturaustausch findet. Zwei Umstände machen diese Frage für die Kunst besonders dringend. Zunächst die Tatsache, daß die Russen ein künstlerisch hervorragend befähigtes Volk sind: das bezeugt die Dichtung, das bezeugt die Musik; es bezeugt es auch die bildende Kunst, in der die Russen in der Regel einen starken künstlerischen Griff haben und oft durch unverbrauchte Vitalität packen; an die noch unversiegte Quelle russischer Volkskunst soll nur nebenher erinnert werden. Das andere ist die Beobachtung, daß an den neuesten Entwicklungen in der deutschen Kunst der Osten offensichtlich sehr beträchtlich beteiligt ist — so beträchtlich, daß die Frage aufgeworfen werden kann, ob nicht gewisse Erscheinungen und Bestrebungen des Expressionismus und dann ganz besonders die ganze Richtung der „absoluten" Kunst überwiegend auf den Einfluß russischer Emigranten in Deutschland und in Paris zurückgehen. Es hätte das Studium dieser Frage vielleicht gefördert, wenn die Ausstellung national gegliedert worden wäre. Denn das ist uns nach den Erlebnissen jüngster Zeit ja wohl zum Bewußtsein gekommen, daß „Rußland" und „Russen" politische Sammelbezeichnungen sind, hinter denen wir vor allem zwei große Volksindividualitäten suchen müssen: die Großrussen, ein Nordvolk mit finnischem Einschlage, und das mittelländische Volk der Ukrainer, dessen eigene künstlerische Begabung außer Zweifel steht. Da die Sowjet-Republik im Gegensatze zum zarischen Rußland ein Föderativstaat ist, so wäre ein solcher Aufbau in ihren politisch-kulturellen Voraussetzungen wohl begründet gewesen. Auch hätte es lehrreich sein können, wäre die künstlerisch auffällig regsame Gruppe der Ostjuden hier einmal geschlossen zusammengefaßt worden, denn der Anteil dieses Volkselementes an der Zielsetzung jüngster Kunst ist sehr bedeutend und verdient durchaus nähere Untersuchung und Klärung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist jetzt sechzehn Jahre her, daß in Berlin eine russische Kunstausstellung gezeigt wurde. Diese führte in großer Linie von der Ikonenmalerei, die mit einigen Proben vertreten war, über die seit Peter dem Großen vollzogene Wendung der russischen Kunst zum Westen bis auf die damalige Gegenwart. In Künstlern wie Korowin, Kustodiew, Kusnetzow, Wasnetzow, Grabar, Juon, Maliawin, reichen jene und diese Ausstellung sich die Hand; doch ist die neue Ausstellung insofern von Hause aus anders angelegt, als sie, so viel ich sehe, nur Werke Lebender umfaßt. In wenigen Sälen drängt sie die Schöpfungen jener Künstler zusammen, deren Wurzeln noch auf die große, Anfang der neunziger Jahre in engem Zusammenhange mit dem Impressionismus erfolgte Erneuerung der russischen Malerei zurückreichen, um dann die neuen und allerneuesten Bestrebungen breit zu entfalten.

Unter den älteren Künstlern steht Talent neben Talent, ohne daß jedoch eine durchaus überragende Persönlichkeit, eine beherrschende Mittelpunktgestalt erkennbar würde. Da ist Jukowski, dessen Herbstlandschaft unmittelbar auf Levitan weist; in seine farbenstarken Innenräume strömt aus breiten Fenstern die Natur ein; eine kleine Schneelandschaft, klarer Wintertag mit kalter Sonne, ist von echt nordischem Charakter. Oder Korowin, der mit breiter, lockerer Pinselführung festlich lichterfüllte Innenräume und Stilleben malt. Juon, Gausch, Grabar, Turjanski — alles tüchtige Künstler, meist im Landschaftlichen. In Kustodiews sorgfältig durchgearbeiteter, aber reichlich abgeglätteter „Frau am Samowar" und der „Braut" steckt ein schwüles, leicht orientalisches Parfüm. Aber es ist bemerkenswert, wie wenig man in dieser Gruppe von nationalem Zuge zu fassen bekommt. Denn Wasnetzows altrussischer Reiterkampf, oder Morawows „Dekabristen", die in einer zarten Frühlingslandschaft unter grauem Himmel im Lande der Verbannung arbeiten, oder Archipows Bauernjunge, der den Älteren aus der Zeitung vorliest, sind russisch nur nach dem Stofflichen, nicht aber in der künstlerischen Ausdrucksform. Eher schon fühlt man aus dem Volksboden aufsteigende Kräfte in Archipows „Markt", wo an strahlendem Sommertage die blonde Erde, der leuchtend blaue Himmel und der lachend farbige Strauß der Kleider, Hauben, Tücher und Schürzen der Bäuerinnen zu einer rauschhaft heiteren Vision zusammenklingen, oder bei Maliawin, der üppige, lebenslustige, derbsinnliche Bäuerinnen schildert und, in Anlehnung an den Schweden Anders Zorn, die Fläche mit Kaskaden funkelnder Farbe überströmt. Da ist etwas Breites, Unbekümmertes, Blutvolles, eine der individuellen Begrenzung ausweichende Verbundenheit mit dem Typischen, mit dem Massen- und Volksleben, eine ungebrochene Lust am Prestissimo der Farbe, eine natürliche Hinneigung zu kräftiger dekorativer Wirkung, worin wir — mit Recht oder Unrecht — etwas von russischem Volkstume zu erkennen glauben. Es mag ein Zufall sein, daß die Stimmung, die in diesen Sälen vorherrscht, ganz die einer starken, ja selbst jubelnden Naturfreude ist, aber wir erinnern uns immerhin, daß es in der russischen Dichtung nicht nur einen Dostojewski, sondern auch (um nur ein paar Beispiele herauszugreifen) das „Tagebuch eines Jägers" von Turgenjew und den kraft- und lebenstrotzenden „Taras Bulba" des aus dem ukrainischen Volksbezirke stammenden Gogol gibt.

Dann aber findet man sich sogleich in neuem Land. Cézanne übt eine starke Wirkung, die z. B. in den Landschaften von Fedorow und Osmerkin sichtbar wird; es besteht die Neigung, des Franzosen romanisch geschultes Formgefühl in flimmerndes Farbengewebe aufzulösen. Der Kubismus meldet sich und erweist sich auch hier als innerlich arm und unfruchtbar, wenn er als Selbstzweck aufgefaßt und nicht nur als Hilfsmittel zur Verfestigung der von den Impressionisten zersetzten Form benutzt wird. Jäh fällt der Expressionismus ein und bringt wilde, wirre Phantasmagorien, erfüllt von einer heftigen, trüben und dumpfen Unruhe, Bilderrätsel, deren Lösung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht lockt, weil der Verdacht einer das Auffallende als Zugmittel benutzenden Berechnung an reiner Hingabe hindert. Es gibt doch zu denken, daß der ungebärdige, wild-exzentrische Chagall in dem Bilde eines lesenden alten Mannes ein ganz unschuldiges, leicht und beinahe etwas spielend vorgetragenes Stück Malerei gibt.

Aber der Expressionismus knüpft doch immer noch, wenn auch oft nur parodierend, an Naturformen an, und nun folgt in breiter Front das „gegenstandlose Schaffen", das, wie einer der ausstellenden Künstler, Nathan Altmann, mitteilt, die bevorzugte Betätigungsform der jüngsten russischen Kunst bildet. Ich führe wohl am besten an, wie Altmann (in der „Kunstchronik") die drei Richtungen dieses Schaffens umschreibt. Die erste, „Suprematismus" genannt, hat mit der Oberfläche der Leinwand zu tun, komponiert sichtbare, grundfarbige Flächen und gebraucht die Farbe nur als Kolorit. Die zweite, der Raumkonstruktivismus, hat sich von der Fläche der Leinwand losgelöst, bedient sich der verschiedensten Stoffe, wie Eisen, Holz, Glas, und hat die Tendenz, von der Kunst zum Betrieb, zum Ingenieurtum, zur Technik überzugehen. „Sie strebt unmittelbar das Leben zu organisieren, Gegenstände produzierend, die praktisch verwendbar sind." Die dritte hat mit der Fläche zu tun, die verschiedensten Naturstoffe, wie Holz, Kohlen, Papier, Stukkatur, Emaille, als malerisches Element verwendend. So Altmann, und man kann ja nur dankbar sein, die Absichten der jungrussischen Künstler von einem der Ihren selbst zu hören; beiläufig bezeugt sich Altmann in der Bronzebüste eines jungen Juden, der besten Skulptur der Ausstellung, als ein schönes Talent. Was nun die aus diesen Theorien hervorgegangenen Arbeiten anlangt, so zeigen die der „Suprematisten" zumeist ziemlich große Flächen, die durch schwarze und farbige Ringe, Kreise, Drei- und Vielecke und allerhand andere geometrische Formen aufgeteilt sind. Aus diesen Aufteilungen lassen sich für die Behandlung von Flächen, also z. B. Wand, Decke, Fußboden, möglicherweise verwendbare Motive gewinnen; die Orientierung ist also kunstgewerblich, und in diesem Zusammenhange ist mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß auch auf dieser Ausstellung die kleine Sammlung handwerklicher Arbeiten, vor allem von Porzellanen, die Ausnutzungsmöglichkeit der „suprematistischen" Bemühungen im Kunstgewerbe erkennen läßt. Mögen daher die Vertreter dieser Richtung — und nicht nur in Rußland! — endlich der Verschwendung von Leinwand absagen und sich entschlossen dem Kunsthandwerke zuwenden; Möglichkeiten und Grenzen ihrer Leistung dürften sich dann bald zeigen. Andere Suprematismen wirken etwa wie mathematische Wandtafeln, ähnlich wie die Erzeugnisse der „Konstruktionisten" an technische Lehr- und Hilfsapparate erinnern. Wenn Altmann mit diesen Konstruktionen (die er vorerst nur als „Laboratoriumsversuche" angesehen wissen will) die Kunst sich der Technik annähern sieht, so ist das jedenfalls gewiß, daß die Techniker diese Annäherung bestimmt ablehnen werden, da sie nur solche Werke anerkennen, die der Lösung praktischer Aufgaben dienen. Der Gedanke der Raumgestaltung aber durch dergleichen Konstruktionen ist ein erschreckender Lebensfremdheit entsprungener Wahn. Denn den Raum gestaltet der Mensch, indem er ihn aus und nach seinen Bedürfnissen organisiert und ihn also vermenschlicht. Bauer und Forstmann, Baumeister und Ingenieur sind Raumgestalter. Ihre Erzieher zur Raumgestaltung sind — oder sollen sein — die Künstler, indem sie durch ihre Schöpfungen ihnen den Sinn öffnen für die räumlich-rhythmischen Funktionen von Form, Körper, Farbe und sie auf diese Art dazu anleiten, bei jedem Einzelwerke, das sie ausführen, bei jeder Einzelveränderung, die sie vornehmen, das rhythmisch-gesetzmäßige Leben des Raumganzen mitzufühlen und es durch sie zu deuten und sichtbar zu machen. Römische Zweckbauten, toskanische Landschaft, Stadtbau des Barocks bekunden, wie glückliche Ergebnisse diese Erziehungsarbeit der Künstler zu erzielen vermag; es entsteht dann, was Goethe so fein eine zweite, eine bürgerliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natur genannt hat: das Bedürfnis adelt sich zur Kunst, das Einzelne und Zufällige legitimiert sich künstlerisch als Element gesetzlicher Raumgestaltung. Jener Gedanke der „konstruktiven Raumgestaltung" führt geradenwegs dazu, der Kunst die Wurzeln abzugraben, mit denen sie im Leben haftet, sie abzuschneiden von der schönen und fruchtbaren Gegenständlichkeit des Bedürfnisses, sie ihrer gesichertsten und erfolgreichsten Funktion zu berauben. Er preist sich als der Technik verwandt an — er ist vielmehr atechnisch, antitechnisch. Er empfiehlt sich als „gegenstandsloses Kunstschaffen" — er ist unkünstlerisch, außerkünstlerisch, denn die Kunst ist an den Gegenstand gebunden und der Gegenstand an die Kunst.

Und von hier eröffnet sich der Blick auf den furchtbaren Abgrund der Lebensfremdheit, an dem die heutige Kunst steht, ja in den sie bereits zu versinken droht. Vielleicht sollte man statt Lebensfremdheit eher noch Lebensfeindschaft sagen. Diese Erscheinung mag hervorgegangen sein aus der Verzweiflung und dem Ekel der Künstler an dem Chaos des modernen Lebens, das eben daraus entstanden ist, daß die Kunst ihre Kraft, das Leben zu ordnen, zu deuten und zu gestalten, darin eingebüßt hat. Es mag in diesem Zusammenhange erlaubt sein, daran zu erinnern, daß der Schreiber dieser Zeilen bereits im Jahre 1904 (in dem Buche „Der Weg der Kunst") das Versagen der künstlerischen Funktion als Anzeichen einer schweren Erkrankung des sozialen Körpers gekennzeichnet hat. Man wird nicht wohl in Abrede stellen können, daß diese Auffassung sich bestätigt und die allgemeine Zersetzung seither reißende Fortschritte gemacht hat. Daran vermag keinerlei soziale und politische Quacksalberei etwas zu ändern, weil sie nach den Symptomen greift und die Krankheitsursache übersieht. Das Verzweifeltste der Lage ist aber dies, daß die Künstler selbst versagen. Keinen anderen Weg vermag man für sie zu erkennen, als daß sie sich ganz ins Volkstum versenken, sich mit seinen lebendigsten Kräften vollsaugen und aus ihnen ihren Beruf zur Gestaltung des Volkslebens neu zu finden und zu entwickeln versuchen. Aber sie gehen vielmehr den Weg, daß sie das Leben leugnen und neben ihm, außer ihm eine Kunstfiktion oder Fiktionskunst zu bilden unternehmen. Darin sind sie nicht führend und originell, sondern getrieben vom Strome trüber Zeitideen; denn wem könnte es entgehen, daß der in mannigfachen Formen und Spiegelungen sich zeigende Konstruktionismus in der Kunst Kind desselben Geistes ist, der in der Politik das Volksleben nicht organisch aus seinen Kräften entfalten will, sondern es nach den Forderungen und Dogmen konstruierter Theorien zu bestimmen bestrebt ist. Das Erlebnis der russischen Ausstellung ist darum besonders lehrreich, weil sie auf das eindringlichste beweist, daß die in dem demokratisch-sozialistisch-proletarischen Volksstaate des Ostens erzeugte Kunst schlechterdings nichts mit dem Volke zu schaffen hat. Was dort die stummen Millionen erleben und erleiden, was sie fühlen und denken, wohin ihre Sehnsucht und ihr Hoffen sich richtet: davon weiß die Kunst nichts auszusagen, und gegenüber den mächtigen Problemen, die das russische Volksleben den Künstlern aufdrängt, haben sie nichts anderes zu bieten als müßiges Spiel mit ärmlichen und schlecht durchdachten Theorien. Das ist in Reinkultur die Internationale der Kunst, die sich überall ansiedeln kann, weil sie überall gleich volksfremd sein wird, die aber am bereitwilligsten dort Aufnahme finden wird, wo das Volksdasein in seinen Grundlagen schwankt. Und hierin liegt für uns die russische Gefahr in der Kunst.

In memoriam

Paula Modersohn und Franz Marc wurden in der Neuen Nationalgalerie (Kronprinzenschloß) durch Gedächtnisausstellungen geehrt.

Paula Modersohn, dem Worpsweder Kreise zugehörig, begann mit naturalistischen Studien nach Bauern- und Kindervolk, in denen ein tastender Drang nach Ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiefung des seelischen Ausdrucks leicht in Widerstreit zur modellhaften Auffassung gerät. Eigene Farbakzente von zarter Abstimmung deuten auf die Entwicklungsmöglichkeiten ihrer Begabung. Sie findet sich in Paris, vorwiegend wohl unter der Einwirkung Gauguins und Cézannes; sie sagt dem naturalistischen Verfahren ab, kräftigt und entfaltet ihre Farbe, sucht sich an dem seit Cézanne verbindlich gewordenen Schulfalle des Stillebens der farbigen Füllung und Gliederung der Fläche zu bemächtigen. Früh verstorben, hat sie sich doch einen Darstellungskreis geschaffen, an dem sie ihr individuelles Vermögen zum Ausdruck gebracht hat. Mit dem reinen, instinkthaften Mitgefühle der Frau schildert sie alte Frauen, Mütter, Kinder: die geduldige, hoffnungslose Verbrauchtheit des Alters, die triebhafte Kraft der Mütterlichkeit, die unaufgeschlossene Frage des Kinderblicks ans Leben. Das Genrehafte, Zufällige wird ausgeschaltet, Bewegung in Motiv und Formengebung vermieden, das stille Sein der Menschen selbst zu geben ist das Bestreben. Ihre Bilder sind abgeschlossen, ihre Welt fest abgegrenzt; sie hat und sucht keine Ferne, keine Beziehungen; ihre Menschen sind allein mit ihrem Erleben, pflanzenhafte Geschöpfe, die lautlos kommen und lautlos gehen, und in denen eine stumme, erschreckte Klage über das Rätsel ihres Seins zittert. Es ist in ihren Bildern etwas primitiv Menschliches, dem die zunehmende Vereinfachung ihrer Formengebung insofern gefährlich wurde, als sie ihre natürliche rührende Primitivität einer primitiven Manier annäherte. Nicht immer erscheint dann die zarte Linie gewahrt, die Gefühl von Gefühlsseligkeit trennt, und darum wirkt ihre Kunst stärker in wenigen ausgewählten Hauptwerken als in einer Versammlung ihrer Arbeiten. Denn da wird es merklich, daß es nur ein einziger feiner, inniger, doch leicht ermüdender Ton ist, den sie singt, und man wünschte wohl etwas mehr Herzhaftigkeit und einen frischen Luftzug.

Das ist das Anziehende am Schaffen des gleich ihr vorzeitig dahingegangenen Franz Marc, daß es von einem regen Willen getragen ist. Es ist männliche Kunst: nicht triebhaft, sensibel, mit einem leichten Einschlage von Dumpfheit, wie bei der Modersohn, sondern behende, wachsam, fest zugreifend. Auch er ist von naturalistischen Studien ausgegangen und hat dann Einflüsse von van Gogh, Gauguin und besonders auch vom Kubismus aufgenommen. Er schilderte das Tier: Pferd, Kuh, Reh, Affe, Tiger. Er besaß kräftiges Verständnis und Liebe für Gestalt und Bewegung des Tieres, denen er in großem Zuge das Charakteristische abzugewinnen suchte. Sein Farbengefühl war reich und blühend, aber seine Farbe ist mehr festlicher Schmuck als organisches Element des Bildaufbaus. Marc ist einer jener Künstler, bei denen die Frage zu erheben ist, ob die westliche Einwirkung sie nicht mehr gehemmt als gefördert hat. Der frische Fluß seiner Begabung gerät ins Stocken. Der Bildaufbau wird künstlicher, berechneter, unfreier. Das Naturgefühl wird von einem nicht immer überzeugenden Stilisierungswillen zurückgedrängt. Er heftet sich jetzt gern an eine einzelne Linie, an eine Bewegung, an einen Rhythmus, auf die er das Bild ganz einstellt, und die er oft, wie z. B. in dem bekannten „Turm mit den blauen Pferden", schwungvoll durchführt. Aber die Formen entleeren sich, die dicht und bunt gefüllte Fläche will dennoch kein rechtes Gewicht gewinnen, und dem ersten geistreich-lebendigen Eindruck folgt leicht ein Gefühl der Enttäuschung. Vielleicht hätte Franz Marc, wäre ihm längere Lebenszeit vergönnt gewesen, die Krisis zu überwinden und auf höherer Stufe Naturnähe und Stilwillen zu vereinigen vermocht, denn er war ein Künstler, der sich ernste Rechenschaft über seine Arbeit nicht ersparte. Aber wie sein Werk jetzt abgeschlossen vorliegt, gibt es deutschen Künstlern eine Warnung. Denn sie neigen oft dazu, fremde Einflüsse, die ihnen eine Hilfe sein sollten, um ihr Eigenes voll und groß zu erschließen, viel-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr als alleinseligmachende Rezepte anzunehmen; sie bauen sich eine Theorie aus ihnen und finden ihre Begabung dann bald durch eben das gefesselt, was sie hätte befreien sollen.

Plastische Probleme

Richtung und Werk der deutschen Bildnerei sind während der jüngsten Jahrzehnte durch drei Meister vornehmlich bestimmt worden: Rodin, Hildebrand, Maillol. Es war ein würdiger Gedanke der Akademie, auf ihrer Jahresausstellung Adolf von Hildebrand zur Erinnerung eine Anzahl seiner Schöpfungen zu vereinigen, allein die Gruppe reichte nicht zu, um vom Ausmaße dieser Persönlichkeit und von ihrem Wirkungsbereiche ein Bild zu geben. Seit Hildebrands großer Ausstellung in München 1891 und noch stärker seit seiner Übersiedlung dorthin, arbeitete sein Einfluß als Gegenkraft zu dem Rodins, und es finden sich in diesem Zeitraume nicht viele deutsche Bildhauer, die nicht, so oder so, von ihm wenigstens berührt worden wären. Man kann getrost sagen, daß Hildebrands Kunst der Familie nach dem Hochklassizismus Thorwaldsens nahesteht, mit dem sie sich in manchen grundlegenden Formauffassungen und in jenem vornehm-harmonischen, nordischer Zurückhaltung zuneigenden Humanismus begegnet, der die Welt- und Lebensanschauung der bürgerlichen Kultur am reinsten verkörpert. Aber dem dänischen Meister ist der deutsche weit überlegen an plastischer Kraft, an Reichtum und Auswirkungsmöglichkeiten seiner Formvorstellung, an geistiger Fülle, und nicht seinesgleichen hat Hildebrand unter den Bildhauern seiner Zeit in dem lebendigen und durchgebildeten Verständnisse für die Beziehungen und Zusammenhänge zwischen Architektur und Skulptur. Mit untadeliger Einsicht wußte er ein Bildwerk in einen gegebenen Raum so einzugliedern, daß es als organischer Bestandteil darein einging; Meisterbeispiel ist seine mit Recht viel gefeierte Brunnenanlage auf dem Maximiliansplatze in München, an der er seine Grundauffassung von der Reliefwirkung der Skulptur auf das geistvollste und schlüssigste am Monumentalwerk im Freiraume verwirklicht, auch die Behandlung des Wassers fein in sie einbezogen und durch Einsetzung der plastischen Masse an richtiger Stelle und in richtiger Fassung dem Rohstoffe des Platzraumes erst künstlerische Gestalt geliehen hat. Ganz anders als Hildebrand verfuhren bei derartigen Aufgaben die Barockbildner. Während der Klassizismus Hildebrands das in sich Ruhende des Raumes betont und ihn durch Klärung vereinfacht, so werfen die Barockkünstler ihre malerisch unruhigen Gestalten, Gruppen und Wasserstrahlen in ihn hinein, verschlingen Raum und Plastik miteinander in Bewegungswirbeln, und indem sie den Raum auf diese Weise verunklären und komplizieren, machen sie ihn für die Auffassung reicher. Ich bin auf diese raumplastischen Grundprobleme mit einigen Worten eingegangen, weil jetzt eine Neuordnung des Verhältnisses zwischen Raum und Plastik auf der Tagesordnung der deutschen Bildnerei steht. Hildebrands berühmtes Büchlein „Das Problem der Form“ gilt nicht mehr als das Evangelium des Bildhauers. Die jüngeren Künstler, unter denen der begabte Rudolf Belling eine führende Stellung einnimmt, lassen das Bildwerk nicht mehr aus der „idealen Reliefwand“ herauswachsen, sondern es nicht, zwischen zwei Ebenen geschichtet, vom Raume ab, sondern füllen und durchdringen es vielmehr mit Raum, nutzen diesen als plastisch mitbildendes Element aus und verknüpfen so Raum und Plastik zu dynamischen Wirkungen. Belling hat diesen Gesinnungswandel im jüngsten Hefte des „Genius“ recht klar und lehrreich dargelegt. Wir stehen also, scheint's, vor einer ähnlichen Wendung vom Klassizismus zum Barock, wie sie sich bereits vor zwei Menschenaltern einmal vollzogen hat, als Begas den Eisesbann des Thorwaldsen-Rauchschen Klassizismus brach — nur daß die Wendung sich diesmal erfreulicherweise auf einer ungleich höheren Stufe des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

plastischen Vermögens, daß sie sich aus echt plastischen Wurzelvorstellungen heraus vollzieht.

Derselbe Rudolf Belling steht zugleich dem Gedankenkreise der „absoluten Plastik" nahe, dessen Kernvorstellung darin zu suchen sein wird, daß Formen und Bewegungen allein als plastische Werte erfaßt und dargestellt werden. Dabei wahrt sich der Künstler die Freiheit, sich an die Naturformen zu halten oder sie in stereometrische Formen umzusetzen oder auch (was Belling z. B. tut) beide Verfahren im selben Werke miteinander zu verbinden. Diese Behandlungsweise hat als eine original plastische den Vorzug, daß sie der bei uns noch immer überwiegenden Auffassung der Skulptur als einer Puppenbildnerei, als einer Art Monumentalphotographie in Erz oder Stein entgegenwirkt. Aber sie birgt zugleich die Gefahr der Vereinzelung und Spezialisierung der Skulptur und damit die ihrer fortschreitenden Lebens- und Volksferne und -fremdheit in sich. Denn freilich vermag jede Kunst Wirkungen zu erzielen, die ausschließlich auf der Ausnutzung der ihr eigentümlichen Kunstmittel beruhen und von der Verwertung aller außerhalb dieser liegenden Beziehungen absehen, aber dann verarmt sie auch an geistigen und seelischen Gehalten, und sie schränkt sich damit ihren Anteil an der Lebensgestaltung auf die Möglichkeit der Reinigung der Formvorstellungen ein. Inwieweit aber diese Möglichkeit wirksam zu werden vermag, ist aus dem Grunde zweifelhaft, weil die Aufnahme des Kunstwerks erfahrungsmäßig sich durch das Medium der darin gefaßten Lebensinteressen vollzieht und daher auch die Beeinflussung der Formvorstellungen nur auf diesem Wege wahrscheinlich ist. So droht also auch von dieser Seite der Kunst das Schicksal einer vom Volksboden und von den lebendigen Volkskräften abgelösten Künstlerkunst.

Ganz außerhalb dieser Probleme stand August Gaul, über den hier anläßlich seines Hinganges bereits früher gesprochen wurde. Sein Entwicklungsgang zeigt typische Züge: aus der Nähe von Begas herkommend, hat er seine plastischen Vorstellungen an Hildebrand (und Marées) neu geordnet und von hier aus den Weg zu monumentalem Stile gewonnen. Geschlossene Form wird klar entfaltet und überall in einer Hauptansicht zusammengefaßt. Die Wirkung des Materials wird mit feinstem Verständnisse in die plastische Rechnung eingestellt. Das Tier wird als Einzelerscheinung gefaßt, von seiner Umwelt abgelöst, zumeist in ruhigem Sein geschildert; Motive bewegter Handlung sind selten; im Gruppenbau wird eine gewisse Unsicherheit wahrnehmbar. Was Gauls Kunst ihr unverrückbares Eigengewicht gibt, das ist ihre tiefe Natürlichkeit. Sie schielt nicht über sich hinaus, sie kokettiert nicht mit Philosophie über Tierseele und Universum; rein und schlicht wird die Erscheinung aufgenommen, frei und mühelos erscheint die künstlerische Form, und die gesunde Freude des seines Könnens sicheren Werkmannes erfüllt seine Schöpfungen mit einem heiteren Lebensgefühle. Die Gedächtnisausstellung der Akademie brachte an Neuem vor allem sein letztes Werk, den Menschenaffen, an dem Gaul lange Jahre gearbeitet, und in dem er sein Großwerk geschaffen hat. Das Tier ist wachsam sitzend mit aufgestützten Armen dargestellt; mit sparsamem Aufgebote von Mitteln ist dem Steine durchweg ein reiches Formenleben abgewonnen; Bau und Organismus des Tieres sind mit vollendeter Sicherheit gekennzeichnet, eine mächtige Kraft wird in den ruhenden, schweren Formen fühlbar gemacht. Wie aber im Charakter dieses Menschenaffen Instinkt und Bewußtheit, Tierisches und Halbmenschliches sich begegnen, das gibt dem Bildwerke einen großen und beinahe tragischen Zug.

Still und stetig ist Ernst Barlach seinen eigenen Weg gegangen, indem er danach strebte, die plastischen Formen zu Trägern eines starken seelischen Ausdruckswillens und Ausdrucksvermögens zu machen. In der Jahresausstellung der Akademie waren wiederum einige bedeutende Arbeiten von ihm zu sehen. Ein „Ekstatiker": wenige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

harte, kraftvolle Linien fassen die Formen, bestreiten sich, türmen sich zu einem pyramidalen Bau, vermitteln eine plastische Deutung ekstatischen Seelenzustandes. Ein ähnliches Verfahren hat mit zeichnerischen und malerischen Mitteln Edvard Munch in seinen Werken eingeschlagen. „Schreitende Bäuerin": eine Masse in gleichmäßig rhythmischem Schwunge ruhigen Ausschreitens; der Blick späht dem Wege voraus, der Leiden bringen wird. Denn seine Kunst ist leidschwer und schicksalhaft; er bildet nicht Einzelwesen, sondern Typen, Menschen schlechthin, mit denen immer jene geheimnisvolle Macht geht und schaltet, die schon die Griechen als die Moira selbst ihrer heiter-menschlichen Götterwelt übergeordnet haben. An Barlach hat sich Emy Roeder geschult, von deren Schaffen eine Ausstellung bei Wallerstein und Goldschmidt ein Bild gab. Gleich ihm ist sie vorzugsweise Holzbildhauerin, von ihm hat sie die Behandlung des Stoffes gelernt. Ihre Gestalten sind zusammengeballt, schwer, dumpf. Mütter mit ihren Kindern werden dargestellt und Frauen mit klagend und sehnsüchtig emporgewandten Gesichtern. Alle sind sie voller Harm, Schwermut, Angst, Scheu; nicht eine ist lebensstark, blickt frei und gerade aus den Augen. Wenn Barlach das Schicksal mit männlicher Kraft packt, so ist die Tonart hier in Hilflosigkeit und gequälte Ergebung umgesetzt.

Geschmeidiger, beweglicher ist die Begabung von Milly Steger, die bei Gurlitt eine Sammlung ihrer Arbeiten zeigte. Sie gibt schlanke, langbeinige Gestalten, vorzüglich weibliche, die sie gern mit verschränkten Armen und Beinen, gleichsam in Drehungen sich aufschraubend, darstellt. Die Stellungen haben oft etwas Sperriges, der Umriß verläuft unruhig und voller Arhythmien. Durch reiche Verwendung von Gegensatzmotiven werden die Körper in eine schwingende Gesamtbewegung versetzt. Im seelischen Sein dieser Gestalten wird eine innere Unruhe fühlbar, die lyrisch gedämpft, voll zarter Sehnsucht und nicht ohne einen leichten erotischen Beisatz ist. Die Menschen der Steger haben etwas Unerfülltes und vielleicht überhaupt nie zu Erfüllendes; die Melodie der Körper und Bewegungen ist wie still bewegter Gesang von Mädchen am Abend, der sehnsuchtsvoll anschwillt und traurig abklingt. Es kehrt wiederholt ein Motiv wieder, das man als Aufschwungsmotiv bezeichnen könnte: Gestalten mit leidenschaftlich aufgeworfenen Armen. Aber der Aufschwung ist in sich geknickt, müde, hoffnungslos. Selbst der Tanz ist ohne Freude.

Die Kunst dieser beiden Bildnerinnen ist Kunst des Mitfühlens und Mitleidens. Auf Formen und Bewegungen drückt die Lebenslast; Mütterlichkeit erscheint als unerbittliche Satzung, die Sorge, Not und Verzweiflung mit sich bringt. Empfindsame Seelen singen das Klagelied vom Schicksale des Menschenpilgers, der nicht weiß, von wannen er kommt, noch wohin er geht, und der sich in stummer Qual seinem rätselhaften Lose beugt. Sie singen und sie wiederholen es in eintönigen Strophen, und in diesen Wiederholungen wird doch — irre ich mich? — ein Wühlen und Schmachten im Leide fühlbar. Und das nicht nur bei den erwähnten beiden Künstlerinnen. Das zerquälte Gesicht des Bildhauers Thorak, den Kohlhoff gemalt hat, die Bildnisse Krauskopfs und mancher anderer weisen auf eine ähnliche unfreie, fatalistisch abgestimmte Seelenverfassung; alsbald aber finden sich auch solche, die, was bei manchen Künstlern natürlicher Ausfluß dunklen Temperamentes und schwerer Erfahrung ist, als wirksame Geste übernehmen, und es darf wohl einmal ausgesprochen werden, daß dieser in unserer Kunst sich recht breit machende dumpfe Fatalismus, der in sich unfruchtbar ist, am Ende unerträglich wird. Dostojewski in Ehren, aber unser Volkstum und unsere Kunst kennen doch andere Tonarten. Lebt in den deutschen Künstlern keine Kraft mehr von jenem Beethoven-Willen, allen Gewalten zum Trotze sich zu erhalten? Weiß keiner mehr vom Menschen, der frei ist, und wäre er in Ketten geboren? Stehen sie den auftreibenden Kräften im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Volke ohne Verständnis und ohne Teilnahme gegenüber? Einem jeden Künstler muß das Recht unbenommen bleiben, sein persönliches Erleben zu bekennen, aber wenn für alle Kunst Goethes schönes Wort gilt, daß sie Gesang eines Liebenden sei, der auf Echo hofft, so müssen die, von denen die Künstler das Echo erwarten, das Recht haben, ihnen zu sagen, daß sie ihre stärksten, gesündesten und zukunftsreichsten Kräfte in ihren Werken nicht wiederfinden, und daß sie darin eher die Stimme einer versinkenden Generation als die eines kommenden Geschlechtes zu hören glauben.

Querschnitte

Es ist nun so, daß die Impressionistengruppe, die noch vor etwa zwanzig Jahren mitten im Kampfgetümmel stand, jetzt die alte Garde stellt. Sie behauptet sich dabei mit allen Ehren. Eine Kunst muß offenbar von gesunder Konstitution sein, wenn sie sich hohen Jahren zum Trotze so frisch und spannkräftig halten kann wie bei Max Liebermann. In seinen Bildnissen tritt die nervöse Anspannung jetzt hinter einer gelassenen und ernsten Sachlichkeit zurück, die Farbe ist gekühlt, über seinen Gartenbildern liegt ein bleicher Schimmer; es ist der Altersstil eines Künstlers, der über seine Mittel mit voller Freiheit verfügt und der sich in strenger Selbstzucht die knappsten und verdichtetsten Formen der Aussprache erobert hat. Corinth dagegen wirkt gerade durch das Ungebändigte seiner Persönlichkeit. Ihm entgleitet und zerfließt die Form, schwer fügt sich der Raum geschlossenem Rhythmus, die Charakteristik streift die Karikatur — überwältigend bleibt dennoch der elementare, der rubenshafte Zug in diesem Manne, eine unerschöpfliche und unersättliche dionysische Lebenskraft, die sich nun in einem rauschhaften Farbenjubel austobt. Er gleicht jenen Klaviermeistern, die im Fortissimo schwelgen, oft daneben hauen und dennoch durch das Strömende ihrer Persönlichkeit hinreißen. Ein tiefblauer Seespiegel leuchtet auf, smaragdne Berghänge kränzen ihn, Silberschimmer ist in die Farben verwoben; eine strahlende, nicht leicht zu vergessende Vision von Sommerherrlichkeit prägt sich ein. Der dritte der Meister dieser Gruppe, Max Slevoigt, ist neuerdings in den Ausstellungssälen seltener geworden; er hat in der Graphik Aufgaben gefunden. in denen seine heitere Phantasie, seine anmutig mit der Fläche spielende, geistreich andeutende Zeichnung Triumphe feiert. In die Anfänge des deutschen Impressionismus wies die Ausstellung zurück, die die Freie Sezession Lesser Ury widmete und die diesen Künstler als einen Vorgänger in der Erkämpfung des Malerischen legitimierte. Auf eigenem Wege hat er sich frühzeitig von den Konventionen der Atelierkunst befreit, hat Licht und Farbe in der Natur gesucht und sie unerschrocken und kraftvoll dargestellt. Die von erzählenden Zutaten abgelöste Schilderung der Großstadt und ihres Lebens hat er zuerst bei uns als Gattung begründet. Wenn er späterhin in der Entwicklung zurückgetreten und, wie die Engländer das ausdrücken, ein outsider geblieben ist, so scheint dies darin begründet zu sein, daß es seinem schönen Talente doch an einem Schwerpunkte mangelt. Rege und ehrgeizig stellte er sich immer neue Aufgaben, leistete überall Beachtenswertes, aber er vermochte sich nicht in Werken zu sammeln, in denen sein reiches und großes Wollen sich restlos in Tat umsetzte.

Unter den Künstlern, die die eigentliche Kerntruppe des deutschen Expressionismus bilden, scheint sich ein Bedürfnis zu engerer Anlehnung an die Natur geltend zu machen. Man spürt es in den Landschaften Max Pechsteins, die aus dem Dekorativen in vertieftes Naturgefühl hineinwachsen. Deutlicher noch bei Erich Heckel, dessen Ausstellung eine Reihe Landschaften voll zarten und beruhigten Daseinsgefühls brachte. Sie besitzen nicht Pechsteins sinnliche Fülle, sondern eher etwas schwebend Idyllisches, eine heitere Idealität. An lichten Seeufern stehen oder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegen schlanke, leichte Gestalten von Badenden, sanft bewegte Linienzüge binden die Formen zusammen — diese feine und wohl auch ein wenig schwärmerische Naturlyrik steht vielleicht dem Vorstellungskreise der deutschen romantischen Landschaft nicht mehr gar fern. Auch Ludwig Meidners Formensprache hat an Natürlichkeit gewonnen. In ihm streitet eine starke plastische Kraft mit einer ungebändigten wilden Phantastik. Seine Entwürfe sind gefüllt mit Gestalten, bei denen Japans Ronins Pate gestanden haben könnten: Gestalten in wirbelnder Bewegung, mit kautschukhaft wandelfähigen Gliedmaßen und drohenden, stierenden, spukhaften Gesichtern. Auch im Bildnisse neigt er dazu, die Form zu quälen, aber in seinen besten Köpfen hält er ihre Unruhe in strammem Umrisse zusammen und erzielt eine eindringliche Charakteristik, der freilich in der Regel das Gespannte und Mühsame der Gestaltung anhaftet und die nur in seltenen Fällen zu jener Ausgeglichenheit heranreift, in der der Stoff restlos in die künstlerische Form eingeht. Zu dem von manchen so hoch gerühmten Karl Schmidt-Rottluff ein Verhältnis zu finden, hindert mich sein Mangel an künstlerischer Ökonomie. Sein mächtiges Aufgebot an Farbe lähmt häufig die freie räumliche Entfaltung, zuweilen zerreißt es geradezu die Bildform; die Farbe bleibt Eigenwert, und die mit großer Energie verdichtete Form gibt doch zuletzt gleichfalls wenig her. Seine Bildnisse bleiben, trotz heftigen Bemühens, die Charakteristik auf große monumentale Formen zurückzuführen, leer. Es ist da, wie mich dünkt, eine gewisse barbarische Kraft am Werke, die mit sich nichts Rechtes anzufangen weiß und die sich deshalb damit begnügt, sich in primitiv stilisierten Formen als Kraft zu äußern; man dürfte das Wesen dieser Kunst vielleicht umschreiben als einen visionären Kolorismus, dem es an Körper und Gehalt gebricht.

Hinter der ersten Reihe der Expressionisten schiebt sich nun allmählich ein jüngeres Geschlecht vor, das bereits von jenen Einflüsse übernommen hat. So weist M. E. Nicolas auf Jäckel, L. Blumenthal auf Magnus Zeller, M. Schwichtenberg auf Schmidt-Rottluff, E. Zimmermann auf Heckendorf zurück, und W. Reimann scheint sich an Kohlhoff anzuschließen. Seine „Offenbarung" trägt in manchem typische Züge dieser Gruppe; in der leidenschaftlich verkündenden Gestalt flammt es wie ein Schrei aus Unendlichkeit auf, dem Erschauern und Entsetzen im Endlichen antwortet. Das Stilempfinden ist der Barockmalerei verwandt; die stützende Kraft, die der Ausdruck des Gefühls durch vertiefte Darstellung der Naturformen gewinnen könnte, bleibt unausgenutzt. Führende Persönlichkeiten sind in dieser Jungmannschaft bisher nicht zu unterscheiden — ist's ein Zufall? oder müssen wir für die Zukunft nun dauernd mit den Früchten verfehlter Künstlererziehung rechnen? In der russischen Ausstellung befand sich eine Abteilung von Schülerarbeiten, auf die die Veranstalter vielleicht besonders stolz waren, die aber auf den nüchternen Beobachter höchst unvorteilhaft wirken mußte. Die Schüler können sich, wie sie bekundet, von den modernen Lehrern ohne Schwierigkeit gewisse Manieren, Kniffe und Mätzchen aneignen, die es ihnen ermöglichen, ihren Erzeugnissen eine gewisse äußerlich-künstlerische Aufmachung zu geben, ohne daß ein rechter Ernst der Arbeit dahinter läge; und wenn nach einem bewährten Erfahrungsworte nur das Unvollkommene produktiv ist, so stellt sich hier eine unerfreulich vorzeitige Fertigkeit zur Schau, die der Entfaltung des wirklich Schöpferischen und Eigenen in der Künstlerjugend nicht förderlich sein kann. Ich fürchte, wir werden auch bei uns ähnliche Erscheinungen erleben — oder vielmehr: wir beobachten sie bereits, wenn wir etwa die Novembergruppe in der Großen Ausstellung oder die entsprechenden Abteilungen der Juryfreien durchwandern. Denn sie stehen im Zeichen eines Geistes verheerender Nachahmung, die kein höheres Ziel zu kennen scheint, als sich durch Auffälligkeit und Ausschweifung bemerklich zu machen, die den Bluff als legitimes Kunstmittel aufge-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nommen hat und die eine wahrhaft erschreckende Fähigkeit darin besitzt, ein Nichts anspruchsvoll und herausfordernd zu frisieren. Es hängt eng damit zusammen, daß in dem wilden Lärme der Farben und Formen, der von den Wänden gellt, keine Einheitlichkeit oder Gliederung der künstlerischen Gesinnung und des Wollens zutage tritt; unmöglich zu sagen, worauf diese Maler eigentlich abzielen; ein jeder bearbeitet aus Leibeskräften sein Instrument; der gibt sich kindlich oder kindisch, jener zynisch, ein dritter hieratisch; der eine behandelt die Fläche „gegenstandslos", der andere malt geschwätzige und platte Satiren, die noch vor einem Jahrzehnte als „literarische" Malerei in den Höllenpfuhl verwiesen worden wären — und gemeinsam ist all diesen Arbeiten zuletzt nur die maßlose Übersteigerung, die Abneigung gegen das Einfache und Natürliche, die Umgehung oder Verwischung der einen Frage, die uns im Grunde an allen diesen malenden Menschen allein interessiert: wer bist du? was willst du? was kannst du?

Nun fehlt es aber doch nicht an Künstlern, die abseits von diesem Tumulte sich ihre eigenen Wege suchen, und die Teilnahme an ihren Arbeiten wird nicht vermindert, wenn sie die Schwierigkeiten bekennen, mit denen ihre Schöpfer zu ringen haben. So begegnet man seit einigen Jahren, bald in dieser, bald in jener Ausstellung, in wachsender Zahl Malern, die ihre Werke vorzüglich aus der zeichnerischen Form und somit aus einer Grundlage zu entwickeln streben, die die Kunstgeschichte als eine eigentümlich deutsche Fähigkeit und Neigung ausweist. Leicht laufen sie dabei Gefahr, sich ins Harte, Trockene, Mühsame zu verlieren, und nur in Ausnahmefällen glückt ihnen die harmonische Auswiegung und die organische Verschmelzung der Bildelemente, allein es lebt in diesen Arbeiten ein Ernst der künstlerischen Gesinnung, der Achtung fordert. Es sei als Beispiel Erich Feyerabend genannt. In seinem Porträt einer Frau in einer Berglandschaft steht die große kaltblaue Masse des Kleides als ein Fremdkörper, der die Bildeinheit koloristisch sprengt; man wird an jene Gemälde der Florentiner Quattrozentisten erinnert, die mehr aus plastischer als aus koloristischer Anschauung schufen, allein es hat in seiner herben Sprödigkeit Charakter, und wenn man bei seinem treuherzigen blauäugigen Kinderbildnisse an Runge denkt, so liegt darin der Hinweis, daß hier edelstem deutschen Kunstboden entsprossene Kräfte sich zu regen scheinen. Von anderer Seite her bemüht sich E. Honigberger um scharfe Profilierung der Form; er ist stärker mit modernen Einflüssen gesättigt als Feyerabend und in seinem Farbgefühle geschmeidiger, allein in seinem Gruppenbildnisse liegen Einzelformen und Bildform in ungeschlichtetem Streite. Es ist nicht eine klar abzugrenzende Künstlergruppe, die diese Bestrebungen trägt; sie treten vielmehr in verschiedenen Lagern und bei Persönlichkeiten von weit abweichender Formgesinnung zutage, und man kann daher nicht wohl von einer geschlossenen Willensrichtung sprechen, allein es bleibt doch immer dieser Drang zu strengerer Auffassung und wuchtigerer Betonung der Form ein Zug, der nicht übersehen werden darf.

Fest geschlossen erscheint dagegen die Gruppe des „Café du Dôme". Ihre Angehörigen verdanken Frankreich ihre Ausbildung, sie haben sich an Cézanne geschult und sind dann durch die Werkstatt und Lehre von Matisse gegangen. Am engsten hält sich Rudolf Levy an seinen Pariser Meister; bezeichnend, daß das Schwergewicht seines Schaffens im Stilleben liegt, das, wie bereits angedeutet, seit Cézanne das kanonische Schulbeispiel zum Studium der Aufgaben der Flächenaufteilung und Flächenfüllung bildet. Auch Levys Stilleben sind flächig gedacht; mit einfachsten Mitteln werden Horizontale und Vertikale in die Fläche eingebaut, und in dies Gerüst wird etwa eine Vase mit Blumen eingestellt, deren Farben und Formen vor glatten koloristischen Abschlußflächen ausgebreitet werden. So wird die Bildform allein aus wohlverteilten Farbwerten erstellt. Diese Aufgabe löst Levy um so glück-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher, je einfacher er sie formuliert; bei Aufwendung eines größeren Apparates läßt die Sicherheit in der Beherrschung der Fläche zu wünschen übrig. Die Wirkung, die er erzielt, ist die des Gefälligen und Geschmackvollen; die Verwandtschaft mit dem Dekorativen ist bei dieser Art Malerei nicht wohl zu vermeiden. Sieht man Levys Stilleben, wie in seiner Ausstellung bei Flechtheim, in größerer Zahl zusammen, so ermüden sie, weil sie über das eine Problem hinaus nichts zu bieten haben, und es macht sich das Berechnete und Ausstudierte seines Verfahrens geltend. Das ist nun überhaupt ein Zug der ganzen Gruppe. Ihre Kunst ist eine wohlgeschulte, leidenschaftslose, etwas blutdünne Geschmackskunst, die mit kühler Einsicht einen ziemlich engen Umkreis formaler Probleme bebaut und die sich von der deutschen Expressionistengruppe deutlich absondert. Das stärkste Talent dieses Kreises ist Hans Purrmann, dessen Farbe in ihrem juwelenhaften Emailglanz in Deutschland gegenwärtig kaum ihres gleichen findet. Carl Ahlers-Hestermann setzt mehr die Linie Cézanne, als die Linie Matisse fort; er gibt hochgebaute, reich ausgestattete, in Form und Farbe sorgsam durchgerechnete Landschaften; es sind Landschaften von idealer, arkadischer, zuweilen selbst leicht heroischer Haltung — einen modernen Poussin hat Cézanne gelegentlich als sein Ideal bezeichnet. Hier berührt sich die deutsche Kunst mit modernster französischer Entwicklung, wie sie die Ausstellung von André Derain erkennen ließ, allein Derains Farbe hat mehr Klangtiefe, seine Formen haben mehr Energie, seine ganze Kunst hat einen größeren Reichtum, als die des deutschen Malers.

Ein Schlußwort: Talent und Genie

Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche. Man kann billig nicht erwarten, daß die Übersicht über die Kunst eines Jahres von großen Abschlüssen oder entscheidenden Neubildungen zu berichten habe. Doch läßt sich die allgemeine Lage der deutschen Kunst im gegenwärtigen Zeitpunkte recht wohl erkennen. Sie steht, kann man sagen, in einem unruhigen Wirbel, ohne daß doch die Bewegung vom Flecke kommt. Die Auswirkungen des Impressionismus und besonders die Cézannes arbeiten weiter, eröffnen aber bisher keine neuen Möglichkeiten. Der Expressionismus ist, das steht wohl jetzt über allem Zweifel, so ziemlich am Ende seines Vermögens angelangt, und es verdient bemerkt zu werden, daß er an dieses Ziel in weniger als einem Menschenalter gelangt ist, während das normale Lebensalter kunstgeschichtlicher Stile drei Generationen zu umfassen pflegt. Das jüngere Geschlecht aber sieht man halt- und führerlos zwischen dem Gestern und dem Vorgestern schwanken und gelegentlich auch weit in die Vergangenheit zurückgreifen, ohne daß ein geschlossenes und zukunftsreiches Wollen offenbar wurde. Die Zermürbung der künstlerischen Schaffenskraft wird verschärft durch die Erscheinung, daß das Niveau der künstlerischen Persönlichkeiten sich allgemein bedenklich gesenkt hat; dies gilt vornehmlich von der Malerei, während es um die Bildnerei besser bestellt ist. Wiederum stößt man auf die Gleichartigkeit der Entwicklung in Kunst und Politik: hier wie dort werden echte Führernaturen, große und volle Persönlichkeiten bitter vermißt; wir büßen die alten Sünden einer verkehrten Volkserziehung, die sich um eine unfruchtbare „allgemeine Bildung" bemühte und die schöpferischen Kräfte ungefördert verkümmern ließ, ja zu ersticken strebte. Leben und Kunst leben gleicherweise vom Genie, das durch sein Schaffen alle Kräfte organisiert und selbst der bescheidensten einen fruchtbaren Wirkungskreis bereitet. Eine Kunst, die von einem Schwarme größerer und geringerer Talente bestritten wird, ohne daß ihre Tätigkeit durch das Werk genialer Persönlichkeiten Halt und Ziel findet, wird ein Chaos, in dem der einzelne Künstler sich an Aufgaben zerreibt, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über seine Kraft gehen. Es ist, irre ich nicht, Fontane, der einmal gesagt hat, Talent sei nichts; es komme darauf an, was daraus gemacht wird. Was aber das Talent aus sich macht und machen kann, das hängt viel weniger von ihm selber ab, als vielmehr davon, ob es ein vom Genie organisiertes Kunstwollen findet, an dessen Erfüllung es nach seiner Gabe und Befähigung teilnehmen kann. Wir leben auch in der Kunst in der schrecklichen, der genielosen Zeit. Albert Dresdner.

Moderne indische Malerei

Die beiden Adjektiva schlagen sich eigentlich ein bißchen für unser Gefühl: modern und indisch will nicht recht zusammenpassen. Indische Malerei ist Museumssache — nicht Angelegenheit des Kunstsalons. Infolgedessen empfindet man es als ganz richtig, daß die erste moderne indische Ausstellung, die wir in Berlin erleben, wenigstens im Kronprinzenpalais stattfindet, wo die Aktualität schon immer ein bißchen durch die Tradition in den unteren Stockwerken gemildert wird.

Unter Mitwirkung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft hat Geheimrat Justi in drei Räumen der Galerie etwa hundert indische Aquarelle ausgestellt. Meist Arbeiten mittleren und kleineren Formats, in Aquarell und Guasch. Der Katalog zählt rund 50 Künstlernamen auf.

Der europäische Betrachter hat mancherlei Schwierigkeiten, zu diesen Blättern einen einheitlichen Zugang zu finden. Ihn interessiert das Thema ebenso wie der Vortrag — und erst in dritter Linie taucht die Frage auf nach der künstlerischen Energie, die das Ganze trägt. Und wenn sie auch auftaucht, so ist es nicht leicht, eine eindeutige Antwort zu finden.

Der Kreis der Themen ist ziemlich weit gezogen. Dorfmädchen und Milchmädchen, Enten und Rehe, ein Bananenwald und ein Korbverkäufer, stehen an dem einen, dem naturalistischen Pol — Götter und Helden, Gestalten altindischer Erzählungen und Sagen am andern. Dazwischen trifft man Illustrationen zu modernen indischen Dichtungen — und Abschweifungen ins Mohammedanische: der alte Omar Khayyam ist drei-, viermal vertreten. Landschaftliches, ins Phantastische erhoben, taucht auf, lyrische Stimmungen vor der Welt, die den Kreis des national Bedingten fast am weitesten durchbrechen.

Alle diese vielfältigen Objekte werden nun aber wieder zusammengefaßt von der starken Einheitlichkeit, welche die Malerei all dieser verschiedenen Künstler trägt. Die ganze Ausstellung macht einen sehr stark geschlossenen Eindruck, weil bei aller Verschiedenheit der Anlagen und des Wollens die farbige Haltung der Blätter untereinander sehr verwandt ist. Die naturalistischen, wie die illustrativen und märchenhaften Blätter zeichnen sich alle durch die gleiche zurückhaltende, zuweilen äußerst geschmackvolle Gedämpftheit des Zusammenklangs der Farben aus, die überall, auch bei den naturnahen Arbeiten, der Aggressivität des Wirklichen entzogen sind, fast ein bißchen wie künstlich auf Alter gestimmt wirken. In der gleichen Richtung wirkt das fast alle Arbeiten durchziehende Bestreben zur Verschmelzung der einheimischen oder wenigstens der orientalischen Tradition, mit neuen europäischen Einflüssen.

Man sieht dieses Ineinander am deutlichsten am Verhältnis zum Raum. Die ererbte indische Tendenz geht mehr oder weniger auf ein Verbleiben in der Fläche, auf dekorativ farbiges Aufteilen der Bildebene ohne Rücksicht auf illusionäre Wirkungen in der Tiefendimension. Die moderne europäische Malerei dagegen (bis zum Expressionismus) geht mit verschwindenden Ausnahmen grade auf Ausein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andersetzung mit dem Räumlichen aus, betont das Illusionäre, was die östliche Kunst, die indische ebenso wie die Chinas oder Japans, vermeidet. Je mehr nun Europäisches in die Versuche dieser indischen Maler eindringt, desto mehr beginnt eine Auseinandersetzung zwischen den beiden Tendenzen, zuweilen mit ganz eigentümlichen Wirkungen. Ein paar Beispiele: eine europäisch aufgefaßte Frau mit moderner Tracht und Frisur sitzt in einer abendlichen Landschaft. Die Einzelheiten der Gestalt sind fast naturalistisch exakt gegeben: aber sie sitzt raumlos in einer raumlosen Welt. Ein anderer malt ein Dorfmädchen, mit feinem Gefühl für Wirkliches; er gibt ihm aber, obwohl das Gesicht im Profil steht, ein fast rein von vorne gesehenes Auge, wie ein alter Ägypter, und arbeitet wie alle ohne Verwendung von Schatten. Die Farben sind überall mit viel Delikatesse auf Stimmung und Ausdruck gestellt: die Gesichter dagegen gar nicht. Seelisches wirkt sich höchstens in Gesten aus; die Züge verbleiben im typischen Schema. Die Tradition ist hier stärker als alles andere. Sie ist es eigentlich auch in den bewußt europäisch gestimmten Arbeiten. Ein Blatt, wie der Tempel von Gogonendranath Tagore, ist äußerlich ganz modern perspektivisch und geradezu auf Raumwirkung angelegt — und ist doch raumlos. Die ererbte Tendenz, das Blut, ist stärker als alle Versuche zum Ausgleich mit dem Europäertum.

Diese Versuche gehen naturgemäß am häufigsten über die englische Malerei. Die Präraffaeliten haben ziemlich stark gewirkt; daneben glaubt man zuweilen Verwandtes zu Toorop und der blassen Art der Damen zu sehen. Da und dort werden auch klassizistisch zeichnerische Einflüsse sichtbar — etwa bei Abanindranath Tagore, zuweilen anglisierte Feuerbachtöne („Der Liebesbrief" von Durgashankar Bhattacharya). Bei den vortrefflichen Enten Bratindranath Tagores denkt man an chinesische Tierdarstellungen, und bei einem Blatt, dem „Vogelland" des Gogonendranath Tagore erlebt man sogar einen ersten Versuch, expressionistische Farben- und Formtendenzen ins Indische zu übersetzen.

Bliebe die Frage nach den künstlerischen Energien, die hinter den einzelnen Arbeiten stehen und sie tragen. Sie ist für uns nur schwer zu beantworten. Die Einzelerscheinungen lösen sich nur schwer, und erst nach langer Betrachtung aus dem Reigen des Ganzen; weil offenbar das Persönlichkeitsgefühl und damit das vitale Welterlebnis auch des heutigen Inders von dem unsrigen irgendwie prinzipiell geschieden ist. Schon die innere Ordnung des Ich scheint eine andere zu sein: es ist, als ob die straffe Zentralisierungstendenz des europäischen Ich, die innere Ordnungstendenz von einem Punkt aus, hier fehlt, und daß dafür verschiedene gleichwertige Zentralpunkte die seelische Ordnung bestimmen. Infolgedessen ist es auch nur schwer und auf Umwegen möglich, eine Wertung von der persönlichen Energie des Welterlebens aus zu vollziehen. Eine ästhetische Stufenleiter kann man wohl zusammenbringen, aber nur schwer eine Rangordnung nach dem Maßstab der lebendigen Kraft. Die müßte schon ein Inder aus seinem Erlebnis der indischen Seele heraus aufstellen: der Europäer kann, heute wenigstens, hier nur Zuschauer und Betrachter sein.

Will man trotzdem den Versuch unternehmen, außer den schon genannten noch ein paar Erscheinungen herauszuheben, so stößt man in erster Linie auf die verschiedenen Vertreter der Familie Tagore. Der modernste von ihnen ist Gogonendranath, der überhaupt als der in unserem Sinn energischste erscheint; daneben steht weicher, lyrischer Abanindranath und der naturalistisch kräftigere Bratindranath mit seinen Tierbildern. Des weiteren hebt sich Sudhangsu Chowdhuri mit einem Dorfmädchen heraus, dann Ardhendra P. Banerji mit dem sachlich gefaßten Bananenwald, Nandalal Bose mit dem sehr wirkungsvollen Regen und Sailendranath Dey mit einer feinen Nachtstimmung „Yakschini". Fechter.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politische Rundschau

Am 16. Februar klagte der der englischen Arbeiterpartei angehörige Abgeordnete Snowden im Unterhause Frankreich an, daß es auf die vollkommene Zertrümmerung des deutschen Wirtschaftslebens und auf die Zerstückelung des Reiches ausgehe. Ein Konservativer rief dazwischen, daß Deutschland nicht anders gehandelt hätte. Snowden erwiderte, daß Deutschland vor 50 Jahren weder französische Provinzen Frankreich gestohlen habe noch französische Schiffe zertrümmert hätte. Es habe lediglich zwei Provinzen zurückgenommen, die vorher 800 Jahre lang deutsch gewesen wären, und in denen neun Zehntel der Bevölkerung deutsch sprächen. Es habe nicht den französischen Kredit zerstört, und im übrigen sei der Weltkrieg von den Verbündeten geführt worden mit der Behauptung, daß eine neue Moral in der Welt siegreich werden solle. Die ganze Unwahrhaftigkeit und Heuchelei der Politik unserer verbündeten Feinde kann kaum schärfer entschleiert und gebrandmarkt werden, als das hier geschehen ist. Frankreich haust gegenwärtig im Ruhrgebiete, wie Mélac unter Ludwig XIV. in der Pfalz hauste, und wie die Truppen der französischen Revolution von 1794 an im Rheinlande gehaust haben. Die Peitsche in der Hand der französischen Offiziere wird zum Symbol der französischen Hoffart durch die ganze Welt hin werden. Daraufhin ist im Ruhrgebiet ein Volkskrieg in offensichtlicher Entwicklung begriffen. Die Bevölkerung ist von unsagbarer Wut über die Gewalttätigkeit erfüllt, mit der die Franzosen auftreten. Alles wirkt zusammen, um sie zu hindern, daß sie in den Besitz der Kohlen und der Eisenbahnen gelangen. Es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn wir aus den Beobachtungen der letzten Wochen den Schluß ziehen, daß die politische Haltung Deutschlands gegenwärtig nicht in Berlin, sondern im Ruhrgebiet bestimmt wird. Eben darum liegt die Zeit der Erfüllungspolitik hinter uns und stehen die Franzosen dem harten und entschlossenen „Nein" gegenüber. Damit halten wir zusammen, daß wir zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder die Anzeichen einer einheitlichen Bewegung des Germanentums links des Rheines sehen. Die zum Reich gehörige rheinische Bevölkerung ist von dem Willen der Ruhrbevölkerung zum Widerstande mitgerissen worden. In Belgien sind die Vlamen in ihrem Abwehrkampfe gegen die Verwelschung Belgiens entschieden im Fortschritte. Daß sie ihren Anspruch auf die Universität Gent durchgesetzt haben, muß im Zusammenhang mit all den kleineren Erfolgen gewürdigt werden, die sie beim Wiedereindringen in den Verwaltungsdienst Belgiens in der letzten Zeit davontrugen. Es ist immerhin lehrreich, daß die englische öffentliche Meinung darauf zu achten beginnt. Die Sache hat nicht mehr nur örtliche Bedeutung. Und ebenfalls nicht mehr bloß örtliche Bedeutung hat die Abwehr, zu der sich nun auch die Schweizer deutscher Sprache gegen das französische Eindringen in ihre Wirtschaft aufgerafft haben, und in der es in Wahrheit um die Erhaltung der politischen Selbständigkeit der Eidgenossenschaft geht. Nachdem die Berner Regierung seit Versailles Schritt für Schritt zurückgewichen war, ist nunmehr aus dem Volke heraus der Einspruch erfolgt. Am 18. Februar wurde darüber abgestimmt, ob das Volk in die von der Regierung nachgegebene Aufhebung des Zonenabkommens willigt; das Volk verwarf sie mit 410 048 gegen 91 728 Stimmen.

Daß in das ganze linke Rheinufergebiet gleichzeitig mit dem Ruhrgebiet Lebenswille und Kampfbegeisterung zurückgekehrt ist, könnte die Franzosen wohl zum Nach-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken bringen. Aber teils ist es ihre Eigenschaft nicht, wenn sie erst einmal von der Leidenschaft gepackt werden, noch innezuhalten. Teils dürften sie sich einerseits auf die Gründlichkeit ihrer Vorbereitungen und die Gewißheit des Klappens bei deren Durchführung, andererseits auf die immer sichtbarer werdenden Mängel verlassen, welche die Folge der verkehrten diplomatischen Einstellung Deutschlands vor dem Einmarsche und des in unserem Vaterlande sich immer noch in den alten Bahnen weiter schleppenden bürokratischen Betriebes sind. Sechs Wochen nach der Besetzung des Ruhrgebietes war noch kein energischer Mann in Preußen mit der diktatorischen Regelung der Lebensmittelversorgung des Rheinlandes wie des Ruhrgebietes und noch keiner im Reiche mit der Leitung der Propaganda im Innern wie draußen beauftragt. Man wartete darauf, ob sich jemand unter den von Frankreich ausgewiesenen Beamten fände, und inzwischen konnte die Zusammenarbeit der Franzosen und sozialistischer Saboteure einen so niederträchtigen Stein wider unsere Einigkeit wie die Fälschung eines angeblichen Rundschreibens der Arbeitgeberverbände führen, ohne daß er wirksam pariert wurde. Auch hatte niemand daran gedacht, daß es erwünscht werden könnte, die Kinder möglichst von der Ruhr wegzuschaffen. Die Heime waren des Winters wegen für die Aufnahme der kleinen Ankömmlinge nicht bereit, und die Sozialdemokraten hielten es auch hier für richtig, noch weitere Schwierigkeiten zu schaffen, wie sie denn überhaupt möglichst verdeckt eine einheitliche Stimmung durch die ganze Nation hin und ein einheitliches Handeln nicht aufkommen lassen wollen.

Die Franzosen haben inzwischen im Rheinland wie im Ruhrgebiet durch Ausweisungen Raum zu schaffen begonnen, um die Verwaltung in ihren wesentlichen Zweigen nach und nach durch eigene Leute zu übernehmen. Sie stehen im Begriffe, wenigstens einige Bahnstrecken von Hamm nach Belgien und Frankreich hinüber zu militarisieren, um sie selbst betreiben zu können. Dabei liegt ihnen die englische Besetzungszone empfindlich im Wege. Die Engländer weichen dem französischen Versuche, sie aus ihr herauszudrücken, zwar nur langsam, aber Schritt für Schritt. Hand in Hand damit gehen, wie üblich, die Anstrengungen Frankreichs, die öffentliche Meinung der Welt auf seine Seite zu bringen und Verbündete in ihr zu gewinnen.

In Spanien ist den Franzosen kurz vor dem Einmarsche ins Ruhrgebiet der Sturz des konservativen Ministeriums endlich geglückt. Der Mißerfolg des Feldzuges in Marokko hatte ihm den Boden unter den Füßen unterwühlt. Es muß sich jetzt am 28. Februar, an dem die vorläufige, höchst unbefriedigende Regelung der deutsch-spanischen Handelsbeziehungen abläuft, zeigen, ob das neue liberale Ministerium die von Frankreich auf den Regierungswechsel gesetzten Hoffnungen erfüllt oder ob der gute Geist der spanischen Nation, der sich im Kriege so tapfer und unbeugsam bewährte, auch dieses Mal wieder die Franzosen enttäuscht. Beinahe herzlich benehmen sich die französischen Politiker wieder einmal gegen Österreich. Die Kredite, die Österreich in Genf für Ende des Jahres zugesagt waren, flossen ihm nicht zu, obwohl es selber alle Bedingungen dafür im Innern erfüllt hatte. So mußte sich der Bundeskanzler Seipel zu einem neuen Bittgang beim Völkerbunde entschließen. Im letzten Augenblicke wurde dessen Tagung von Genf nach Paris verlegt, angeblich weil man dort die englischen Geldleute mehr in der Nähe hatte. Seipel erschien in Paris, obwohl die Franzosen an der Ruhr standen. Viviani hat sich keine Gebärde und kein Wort geschenkt, das dazu dienlich war, das Triumphgefühl in der Brust der Franzosen zum Ausdruck zu bringen. Gleichzeitig war der Leiter der Geschicke unserer Stadt Danzig des Völkerbundes wegen ebenfalls in Paris anwesend. So bitter es für unser Empfinden ist, müssen wir verstehen, daß sich die beiden Männer auf den einmal von ihnen beschrittenen Wegen vorerst nicht aufhalten lassen. Seipel hat die Genugtuung, daß im Anschluß an seine Reise eine weitere Reise seines Finanzministers Kienböck die Kreditangelegenheit von der Stelle gebracht hat. Die „D. A. Z." ließ sich bei dieser Gelegenheit am 15. Februar aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wien melden: „Man weist hier gerade in der allerjüngsten Zeit nicht ohne Erbitterung darauf hin, daß der Mangel einer gesamtdeutschen Orientierung der deutschen Regierung seit dem Zusammenbruch von 1918 sein vollgerüttelt Maß an Schuld an der Verkümmerung der deutschen Zukunft trägt. Die Art, in der die Regierung Wirth noch im August mit Österreich die Verhandlungen führte, wurde hier als ein Türzuschlagen nach dem Reich bezeichnet." Im August — das war, als Seipel, ehe er nach Genf ging, in Berlin war. Über diesen Berliner Besuch laufen in der letzten Zeit auch im Reich die merkwürdigsten Gerüchte um. Vielleicht ist es jetzt nicht an der Zeit, den Sachverhalt aufzuklären. Aber die Regierung Cuno sollte sich rüsten, um, wenn der Augenblick kommt, Rede und Antwort sowohl der Nation wie ihren geheimen Gegnern in der Sozialdemokratie und im Zentrum zu stehen, falls die Gerüchte nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sind.

In derselben Richtung sind die Bemühungen Frankreichs um die Befriedigung der Litauer durch die Preisgabe Memels verlaufen. Die Vermutung, daß dort nur Theater gespielt wurde, hat sich inzwischen durch die Entscheidung des Botschafterrates bestätigt. Wir sind um die Erfahrung reicher, daß sich französische Soldaten auch einmal vom Gegner entwaffnen und ihre Fahne mißhandeln lassen, wenn es der politische Vorteil gebietet. Auf alle Weise versuchen die Franzosen den Polen die Sicherung zu verschaffen, daß ihnen jetzt kein Angriff von Rußland her droht. Der Austausch kleiner diplomatischer Freundlichkeiten mit Rußland, wie die Einladung der Bolschewiken zu der Leipzig und Frankfurt nachgemachten Lyoner Frühjahrsmesse, wohl auch die Lancierung der Nachricht, daß man einen Botschafter nach Moskau schicken wolle, wobei sogar schon ein bestimmter Name genannt wurde, dürfte vor allen Dingen einstweilen noch auf Polen gemünzt sein. Auch in Ungarn ist die französische Partei rührig. Dem ersten überraschenden Druck der Tschechoslowakei und Rumänien auf die Magyaren in den Tagen des Einmarsches in das Ruhrgebiet ist keine weitere Drohung gefolgt. Die ungarische Regierung hat umgekehrt ihre friedfertige Gesinnung beteuert. Wie weit die französische Bemühung um die Pflege einer ruhigen Stimmung im östlichen Mitteleuropa durch Gewalttaten wie die Ermordung des polenfreundlichen rechtgläubigen Erzbischofs von Polen um ihren Erfolg gebracht werden kann, läßt sich von Deutschland aus noch kaum übersehen.

Im Mittelpunkte der diplomatischen Bemühungen Frankreichs stehen natürlich seine alten Verbündeten. Die belgische Regierung fährt völlig im französischen Schlepptau, obgleich der belgische Handel durch das Ruhrabenteuer bisher den ärgsten Schaden davongetragen hat. Wie abhängig das Gedeihen Antwerpens von einem geordneten und beiderseits aufrichtig wohlwollenden Zusammenarbeiten mit der westdeutschen Industrie ist, tritt eben wieder deutlich zutage. Italien hält sich wenigstens in der Nähe Poincarés. Mussolini hat das Vorgehen der Franzosen benutzt, um einen neuen schweren Schlag gegen die Selbsterhaltungsforderungen der Deutschen in Südtirol zu führen und sich dabei nicht einmal gescheut, auch die Gefühle der Tridentinischen Welschen zu verletzen. In seinen öffentlichen Reden drückt er allmählich immer deutlicher aus, daß er uns in einem vermeintlichen italienischen Interesse die Verfügung über die Ruhrkohle entzogen zu sehen wünscht. Frankreich kommt Italien unterdessen im Orient möglichst weit entgegen. Wie Italien, halten sich auch die Vereinigten Staaten noch immer so, daß sie tatsächlich das französische Unternehmen gegen uns stützen. Ihr Vertreter im Wiedergutmachungsausschuß, Boyden, wurde von Harding zurückgepfiffen und wieder zu unbedingter Untätigkeit verurteilt. Daß der Senator Borah nach dem Einmarsche der Franzosen seinen schon zurückgezogenen Antrag in abgeänderter Form wiederum einbrachte, hat leider nur wenig zu bedeuten. Die Art, wie die Regierung der Vereinigten Staaten das von England durch die Entsendung seines Lord Schatzsekretärs nachgesuchte Abkommen über die Regelung der englischen Schuldentilgung vom Kriege

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

her benutzte, um den Engländern geradezu ein Ultimatum zu stellen, kann nicht dazu beigetragen haben, die europäische Lage zu unseren Gunsten zu erleichtern.

Die englische Politik wehrt sich mit allen Mitteln ruhiger Besonnenheit dagegen, daß das Netz, in das sie sich selber durch ihre Politik vor und im Kriege verfing, ihr immer mehr die Bewegungsfreiheit nimmt. Sie hat, wie immer darauf bedacht, nicht gleichzeitig nach mehreren Richtungen hin sich Gegner zu schaffen, das Abkommen mit den Vereinigten Staaten, ohne zu zucken, unterzeichnet. Im Orient hat sie, wie nun erst verlautet, am 22. November des vorigen Jahres einen Vertrag mit Afghanistan geschlossen, der den Afghanen geradezu wieder eine Stellung zwischen den Russen und Engländern in Mittelasien einzuräumen scheint. Die Zugeständnisse liegen durchaus in der Richtung der englischen Gesamtpolitik dem Islam gegenüber, die schon zur Spaltung der Mohammedaner in Ägypten und in Indien führte. In Ägypten regt sich allmählich die England feindliche Partei wieder etwas lebhafter. Einheitlich wird die Stimmung in Birma gegen England geschildert. Während die Türken auf diese Weise innerhalb des Islam nach und nach wieder isoliert werden sollen, zeigt die englische Regierung die größte Beflissenheit, die Türken selber noch zum baldigen Friedensschlusse zu überreden, trotzdem sie in Lausanne ihre Unterschrift unter die ihnen vorgeschlagenen Bedingungen verweigert und die Konferenz dadurch Anfang Februar zur Auflösung gebracht haben. Die letzten Tage der Konferenz standen unter dem Zeichen erregtester Eifersucht der beiden Westmächte aufeinander. Die Franzosen machten dabei ihrer Art nach mehr Lärm. Die Engländer erwiesen sich zuletzt als die Verschlageneren. Zum Ziele kamen einstweilen beide nicht, obwohl die Engländer den Türken noch einmal um ein Erhebliches entgegenkamen. Nur aus Mossul wollten sie nicht weichen und dem keinen Vorschub leisten, daß die Russen auf dem Schwarzen Meere wieder zur Macht kommen. Für uns war an ihren letzten Bedingungen außerdem lehrreich, daß sie in ihrem seit 1914 überall in der Welt getätigten Willen, unsere Arbeit und unser Kapital zu vernichten, wo immer es sich im Wettbewerb mit ihnen zeigte, ebenfalls bis zum Schlusse hartnäckig blieben. Umgekehrt hat sich Leslie Urqhart, nicht entmutigt durch die Ablehnung seines mit Krassin vereinbarten Vertrages über die Ausbeutung Rußlands, inzwischen schon auf die Türkei geworfen und eine besondere wirtschaftliche Vereinigung mit dem menschenfreundlichen Zwecke ihres wirtschaftlichen Wiederaufbaues gebildet.

Auch deutsche Unternehmungen, wie Krupp und Otto Wolf, sind daran im Dienste der angelsächsischen Weltherrschaft beteiligt. Es bedarf wohl keiner besonderen Warnung, insbesondere an Krupp, damit er auf der Hut ist. Das Geschick der Engländer brachte es fertig, daß die Verantwortung für das Scheitern der Konferenz zuletzt auf die Franzosen fiel, weil sie an dem alten Recht der Kapitulationen zu zähe festhielten. Aber vielleicht entspricht es auch den künftigen Absichten Kemal Paschas, daß sich die türkische Front zurzeit mehr gegen Frankreich als gegen England richtet.

So wie die Lausanner Konferenz ausging, ist sie am ungünstigsten für die Russen verlaufen. Der Eindruck, den sie hinterläßt, kann kaum ein anderer sein als der, daß sich die russische Macht in Lausanne als schwächer erwiesen hat, als nach der Konferenz von Genua angenommen werden durfte. Die Russen sind wohl auch nicht ohne Gefühl dafür. Tschitscherin ist rasch nach Moskau zurückgekehrt. Es ist, als ob die Russen gegenwärtig unter ähnlich starkem Druck zu stehen meinen, wie wir ihn auszuhalten haben, und daß sie ebenso vereinsamt sind wie wir. Sie verhandeln daraufhin wieder einmal nach allen Seiten. Es gehen Meldungen um, daß sie heute bereiter sind, das Urqhart-Abkommen in Kraft zu setzen. Mit uns haben sie die Ratifikationen des Rapallovertrages ausgetauscht; die Beratungen über den Handelsvertrag gehen weiter. Beträchtliches Aufsehen erregten die Verlautbarungen über einen Vertrag Moskaus mit der Sinclair Ölgesellschaft, durch den die Amerikaner auf die noch von Japan be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

setzte nördliche Hälfte der Insel Sachalin geführt werden. Andererseits aber haben die Bolschewiken auch Joffe, der sie in China vertritt, nach Japan geschickt, und er ist dort als Gast der japanischen Regierung mit Auszeichnung aufgenommen worden. Was ist die Ursache des russischen Schwächegefühls? Vielleicht werden auch wir ihre Wirkung bald zu erfahren haben. Was den Russen an weltpolitischer Geltung wieder zukam, war Kraft aus dem Orient, ganz ähnlich wie doch wohl die tiefsten Antriebe zur Neubelebung unseres Widerstandsvermögens ebenfalls dorther kommen. Nun aber müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß sich diese Kraft in den nächsten Monaten wieder mehr zurückzieht, und wir sie nicht verspüren werden. Nach der erfolgreichen Erhebung der Türkei und nach dem Schrecken, der von ihr auf ganz Südosteuropa bis nach Prag und nach Warschau ausstrahlte, macht sich ein Bedürfnis nach Sammlung und Erholung im Orient bemerklich. Dazu kommt, daß der Orient ohnehin seinen Weg langsameren Schrittes als die europäischen Völker zu gehen gewohnt ist. Kemal Pascha wird sich nicht übereilen. In Polen läßt sich der Ministerpräsident Sikorski sichtlich und nicht ohne Erfolg, trotzdem er von Frankreich wieder eine neue erhebliche Anleihe in Empfang genommen hat, angelegen sein, auswärtige Verwicklungen zu vermeiden. Er will sein Land, wenn es geht, davor bewahren, daß die wirtschaftliche Zerrüttung noch weiter fortschreitet und es noch vor uns her in den Abgrund stürzt. Vor kurzem war sich der Wert der polnischen und der deutschen Mark tatsächlich schon einmal gleich und unsere oberschlesische Industrie im geraubten Gebiet daraufhin bereit, die polnische Währung einzuführen. Sikorskis Bestrebungen kommt die Haltung der deutschen Abgeordneten im Sejm entgegen. Hier wie in Jugoslawien haben die politischen Führer der deutschen Minderheit gerade jetzt eine betont freundliche Haltung gegenüber dem neuen Staate, dem sie zugeteilt wurden, an den Tag gelegt, obschon die Regierungen in Warschau wie in Belgrad bisher niemals über ein paar verbindliche Lockworte hinausgingen. Polen hat erst jüngst wieder weit ausgreifende Enteignungen deutscher Güter verfügt. Wie Litauen gegen uns gesinnt ist, hat der Überfall auf Memel gezeigt. Allerdings mag Litauen seit dem letzten Sommer nicht mehr sonderlich klug von Ostpreußen her behandelt worden sein. In Lettland und Estland nehmen die Regierungskrisen ihren Fortgang, ebenfalls ohne daß für unsere Landsleute dort ein Vorteil dabei herausschaut. Auch in Bulgarien ist es zu einer Umbildung des Ministeriums gekommen. Überall ist die Sehnsucht, vorläufig Frieden zu behalten, vollkommen deutlich. Man duckt sich vor uns oder vor den Russen, ohne daß einstweilen eine aufrichtige Verständigung mit dem deutschen oder russischen Volke auch nur in Erwägung gezogen wird.

Ohne Zweifel stehen wir in dem neuen furchtbaren Ringen, das uns Frankreich aufzwang, noch allein in der Welt. Hier und da mögen sich Sympathien für uns zeigen, wo sie uns im Kriege verweigert wurden. Politisch fallen sie gewiß nicht ins Gewicht. Das Mitleid Skandinaviens für uns hatte zunächst nur die sehr üble Einmischung des schwedischen Ministerpräsidenten Branting, unseres alten Gegners vom Weltkriege her, in Paris zur Folge, die auf einen Sturz des Kanzlers Cuno und seinen Ersatz durch eine erfüllungsbereite sozialistische Regierung abzielte. Der Wiederzusammentritt des englischen Parlaments zwang uns zu der Erkenntnis, daß die Stimmung der englischen Nation noch ebenso deutschfeindlich ist wie im Kriege, und daß Bonar Law Hemmungen daheim genug zu überwinden hat, um der Volksleidenschaft gegenüber auch nur die wichtigsten Eigeninteressen Englands in der Weltpolitik zu wahren. Ein liberales englisches Blatt verglich dieser Tage Englands vorläufige Stellung zu dem Wiederaufleben des Kampfes zwischen uns und den Franzosen mit der Haltung der Vereinigten Staaten vom Ausbruch des Krieges bis zur Kriegserklärung. Die Erinnerung an den Schaden, den uns die Einmischungsversuche Wilsons in dieser Zeit außen- und mehr noch innenpolitisch zufügten, ist hoffentlich auch in unserer Regierung noch lebendig. Alles hängt davon ab, ob wir selber wieder Manns genug sind, uns zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wehren, ob wir den ersten Anreiz, den wir sofort wieder verspürten, in Worten uns auszugeben und Siegesmeldungen zu verbreiten, zu unterdrücken und diesmal alles an die zähe, durchhaltende Tat zu setzen vermögen. Es ist weder eine Zeit, uns Mut zuzureden, noch überhaupt viel miteinander zu sprechen. Was wir brauchen, ist eine mannhafte Führung, die weiß, was sie außenpolitisch kann, und innenpolitisch jedes Aufsässigen Herr wird, und für uns andere ein festes Beißen der Zähne aufeinander und ein Zusammenstehen bis zum Letzten. In dieser Gesinnung grüßen wir im Geiste alle die, die an der Ruhr und am Rhein schon ihre harte Pflicht tun.

Pertinacior.

Wach auf!

Es ist der Titel einer kleinen Sammlung festlicher Weisen, „in alten und neuen Tonsätzen vom Turm zu blasen oder in Gemeinschaft zu singen", die Walter Hensel im Böhmerland-Verlag zu Eger herausgegeben hat.

Man ist zunächst mißtrauisch, wittert entweder einen neuen Beitrag zur Liedertafelei, mit der wir in Deutschland überreichlich genug gesegnet sind, oder eine überflüssige Kundgebung romantischer Gefühlsausschweifung und eine historizistisch kostümierte Vergangenheit. Dann aber blättert man in den alten und neuen Liedern, die das Büchlein enthält, das Mißtrauen schwindet und wird von Staunen und Bewunderung abgelöst, die zunächst den Liedern selbst, der Fülle ihrer Ausdruckskraft, dem reichen, kunstvollen und doch natürlichen Satz und jenem überzeitlichen, unmittelbaren, ergreifenden Element, das ihnen innewohnt und ein ewig junges Leben verleiht, gelten. Sie steigern sich aber noch, wenn man bedenkt, daß eine solche Sammlung dazu angetan ist, von Gemeinschaften, denen die Kultur des Volkes am Herzen liegt, zur Grundlage für die Pflege einer sakralen Volkskunst gemacht zu werden, die dem widerwärtigen Treiben jener Kreise ein Ende zu machen berufen ist, welche vaterländischen Geist und Hochspannungen des Gemeinschaftswillens zum Vorwande nehmen, um ihrer Neigung zu unkünstlerischer Gefühlsseligkeit und betrunkenem Radaupatriotismus freien Lauf zu lassen.

Es sind „festliche Weisen", die das Büchlein enthält; sie sind nicht für den Alltag bestimmt, auch nicht für die „Begeisterung" spießbürgerlicher Stammtische in vorgerückter Stunde. Sie sind als Krönung wahrhafter Gemeinschaftsfeste des Volkes gedacht. Daß die meisten von ihnen vergangenen Jahrhunderten entstammen, tut nichts zur Sache, denn sie sind überzeitlich und folglich auch gegenwärtig. Mit historischer Sentimentalität haben sie nichts zu schaffen. Daß das 19. Jahrhundert nicht vertreten ist, beruht darauf, daß es nur eine äußerliche, keine tief innerliche deutsche Gemeinschaft gekannt hat. Das aus der heutigen Not entstandene „Böhmerlandlied" von Walter Hensel kann sich mit den schönsten alten Festweisen messen. Daß es geschaffen werden konnte, ist eine Bürgschaft dafür, daß ein neues deutsches Gemeinschaftsleben im Entstehen begriffen ist, dessen Grund in den Herzen und nicht in den „Interessen" der Volksgenossen ruht.

Bruno Goetz.

Die ästhetischen Anschauungen Wielands. Von Werner Bock, Berlin 1921, Deutsche Verlagsanstalt.

Bisher war die Ästhetik Wielands nur in einzelnen Stadien, vor allem in der Jugendzeit, Gegenstand von wissenschaftlicher Betrachtung gewesen. Bock bietet zum ersten Male eine ausführliche Auseinandersetzung von Wielands kunsttheoretischer Entwicklung von den ersten Anfängen an bis zur Vollendung. Das Material lag überreich vor, da der Dichter es stets geliebt hatte, theoretische Erörterungen in Vorreden, Anmerkungen oder Exkursen seinen Schöpfungen beizugeben oder in seinen vielen Briefen, Zeitschriftenaufsätzen und Rezensionen derartige Fragen zu besprechen. In trefflicher Anordnung und mit guter methodischer Schulung nutzt Bock diesen Stoff für seine Darstellung aus, die recht ansprechend das entwicklungsgeschichtliche Moment mit dem systematischen eint. Das Buch bedeutet eine wesentliche Förderung unserer Wieland-Kenntnis und stellt sich ebenbürtig neben Ermatingers Untersuchung über die Weltanschauung des jungen Wieland.

Wolfgang Stammler.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bogumil Goltz, Das Paradies der Kindheit. Herausgegeben von Georg Weberknecht. Stuttgart 1922, Robert Lutz.

Wenn man den Vollständigkeitswahn besitzt, so ist man ein sehr geschlagener Mann und starrt sehnsüchtig jenen beneidenswerten Schmetterlingen nach, die von einer schönen Blume zur andern im Garten deutscher Dichtkunst gaukeln und sich den Teufel um die Gräser, Sauerampfer und Löwenzahn kümmern. Im Lesebuch für Obertertia fand ich einst Stücke aus Goltzens Buch der Kindheit, die mich höchlich entzückten und schwor mir zu, daß ich es von A bis Z durchlesen würde, sobald es nicht mehr hieße: dazu bist du noch zu klein. Ich habe den Schwur gehalten, ich habe selten einen Schwur so bitter bereut. Unendliche Strecken sind dermaßen — sit venia — ledern, daß man aufstöhnt, nicht bildlich, sondern laut und deutlich. (Nebenbei: es kommt verhältnismäßig selten vor, dieses laute Stöhnen, weshalb ich den Vollständigkeitswahn auch durchaus nicht schelten will, aber weiter auch nicht preisen, um die Aufmerksamkeit der Psychiater zu meiden.) Georg Weberknecht hat sich nun der wenig beneidenswerten Aufgabe unterzogen, mit dem Rotstift dreinzufahren. Er hat es mit so viel Feingefühl getan und mit so viel Liebe, die auf eine harte Probe gestellt worden ist, daß wir ihm danken. Diese Ausschnitte erinnern nun an Richters kleine Bilder, an Schwind, freilich manchmal auch an Pletzsch. Der Mann mit dem Vollständigkeitswahn muß naturgemäß „gekürzte“ oder „ausgewählte“ Werke hassen. Hier bekennt er sich freudig dazu; freilich, er hat ja auch das ganze Buch gelesen. Doch ihn befällt ein leiser Neid auf jene, die unbefangen dies allerliebste Buch zur Hand nehmen, gaukelnde Buttervögel von Blümchen zu Blümchen, dieweil er bei Sauerampfer und Löwenzahn e contrario sich zu lernen bemüht, wie gut die Veilchen riechen. Wolfgang Goetz.

Vom Geiste der Völker

Die Wahrheit in Sicht?

Wer auch nur oberflächlich von den Veröffentlichungen über die Kriegsschuldfrage Kenntnis genommen hat, die seit 1918 aus den verschiedenen Lagern hervorgegangen sind, für den ist es ausgemacht, daß diese Frage wissenschaftlich entschieden ist — entschieden gegen die Entente. Politisch und psychologisch freilich liegt die Sache anders. Wir sind jetzt leidende Zeugen des kläglichen Vorganges, wie Europa, soweit es denken kann und denken will, soweit es ehrlich sein kann und ehrlich sein will, vom großen moralischen Katzenjammer geschüttelt wird. Wie selbst in den Blinden und — das ist die schlimmere Klasse — den Gleichgültigen allmählich und immer stärker die quälende Vorstellung wächst, in welchem Maße sie sich haben von der Entente an der Nase herumführen lassen, und daß sie selbst jeder nach seinem Maße Mitschuld tragen an dem großen Verbrechen, indem sie die Ententelügen annahmen, sie vertraten, weitergaben und zum Teil selbst in ihrem Sinne wirkten. So ist Fridtjof Nansens zornige Frage in seiner Rede beim Empfange des Friedenspreises zu verstehen, wo all die Versprechungen geblieben seien, unter denen die Entente den Krieg geführt habe, und wo die Ideale, mit denen sie ihre Sache auszuschmücken wußte. So sind die Bücher Nittis zu verstehen, der „unwillig und angstvoll aufgesprungen ist voller Schrecken darüber, daß diese Schande geschehen kann, und voller Furcht vor ihren Folgen“.

Es ist Karl Larsen, der Nittis Seelenzustand mit diesen Worten kennzeichnet. Wenn einer, so durfte seiner ganzen Vergangenheit nach gerade er unter den Kämpfern für die Wahrheit nicht fehlen. Hat er doch unter dem Tumulte der Kriegslügen zu aller Zeit sich das klare Urteil gewahrt und den Mut gefunden, gegen die fast geschlossene öffentliche Meinung Dänemarks seine Auffassung zu behaupten. Nun genießt er die Genugtuung, das, was er während der ganzen Kriegszeit vertrat, in Nittis Büchern von der Seite eines früheren Feindes Deutschlands bestätigt und durch eine Fülle neuer Aufschlüsse gestützt zu finden, und er hat sich der Aufgabe nicht entzogen, sein Volk über die Tragweite der Bekenntnisse des Italieners aufzuklären. In einer Reihe von Aufsätzen, die zuerst in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ veröffentlicht wurden und unter dem Titel „Sandheden i Sigte?“ (Die Wahrheit in Sicht?) auch in Buchform erschienen sind, hat Karl Larsen in meisterlicher Zusammenfassung gleichsam die Essenz des Nittischen Buches „Das friedlose Europa“ gegeben, und das mit einer solchen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedrängten Wucht, mit einer so messerscharf geschliffenen Herausarbeitung des Wesentlichen, daß seine Aufsätze an gesammelter Wirkung das einigermaßen überfüllte Buch Nittis wesentlich übertreffen. Und freilich ist Karl Larsen diesen Fragen gegenüber in einer ungleich günstigeren Lage, als Fridtjof Nansen, der auf Englands (der selige Wippchen hätte eingefügt: entschuldigen Sie das harte Wort!) Idealität geschworen hat, und als Francesco Nitti, der einer der Kriegsminister Italiens gewesen ist. Gleichmütig-machiavellistisch sagt Nitti von den Kriegslügen über Deutschlands Verbrechen, die Grausamkeiten der Deutschen und ähnliche schöne Dinge, das sei während des Krieges notwendig gewesen und „man habe gut damit arbeiten können, allein nun könne man darüber nur noch lächeln". Darauf erhält er von Larsen eine Antwort, die von hohem sittlichen Ernste getragen ist. „Es ist — sagt er — nicht gerade Lächeln, was gegenüber der angewendeten Gemeinheit am Platze ist. Es dreht sich die Weltgeschichte ebenso wie das einzelne Menschenleben um das Moralische als den Gleichgewichtspunkt. Man kann nicht in vier langen Jahren die Lüge als Kriegsmittel anwenden und sozusagen die ganze Menschheit außerhalb seines Feindeskreises zum Mitschuldigen machen — um dann, wenn die Wirkungen der Lüge nicht bloß den früheren Feind, sondern auch die Lügner selbst zu verderben drohen, die Lüge lächelnd auf die Schulter zu klopfen und sie der Wahrheit Platz machen heißen. . . . Triumphierend thront nun die Lüge auf dem Werke ihres Unrechts, gegen das alles Unrecht, das die Deutschen an anderen Völkern etwa begangen haben mögen, als Kinderspiel anzusehen ist."

An solchen schlagenden Bemerkungen und Anwendungen sind Karl Larsens Aufsätze reich. Was aber darin unsere besondere Aufmerksamkeit erregt, das sind die Folgerungen, die er aus der veränderten Sachlage für sein eigenes Volk zieht.

„In dem großen Marsche der Wahrheit entgegen muß auch Dänemark mittun. . . .

Augenblicklich herrscht in unserm Vaterlande ein allgemeines Gefühl von Unbehagen, über das sich die meisten derart hinwegzuhelfen suchen, daß sie wie nervöse Weiber die Hände über die Augen legen und nicht sehen wollen. Nur nicht mehr vom Kriege reden oder von diesem offenbar nicht ganz glücklichem Frieden! Sprechen wir von angenehmeren Dingen! Oder zeigen wir, was wir für gute Menschen sind, indem wir an den notleidenden Besiegten Gutes tun! Nachdem wir an dem Kriegsrufe, einen Welträuber ans Kreuz zu schlagen, teilgenommen haben, wollen wir ihm einen Essigschwamm auf einem Rohre reichen — zuvor aber wollen wir wohlgemerkt gegenüber denen, die ihn verurteilt haben und noch an der Macht sitzen, in sinnreicher Form betonen, daß wir nicht aus politischer Sympathie, sondern allein aus edlem menschlichen Gefühl handeln! Sonst könnten leicht die französischen Palmen auf unserer Brust zittern und Hoffnungen auf das rote Band im Blauen verschwinden.

Wir haben gesehen, wie Männer, die während des Krieges ihre Feder im Dienste der jetzt von Nitti so unbarmherzig entschleierten Propaganda gebraucht oder die gegen besseres Wissen geschwiegen haben, nun es wagen durften, ihre Hände mit einem Fünferestück den Krüppeln entgegenzustrecken, zuweilen selbst mit gnädig belehrenden Bemerkungen im Stile von „Aber recht hab' ich doch!"

Das ist dégoûtant — Französisch zu sprechen.

Und niederschlagend ist es, schlecht unterrichtete oder moralisch verkommene Deutsche zu sehen, die die Groschen dieser Leute mit demütigem Danke entgegennehmen.

Diese Art von Barmherzigkeit gereicht weder den Deutschen noch dem Gewissen der betreffenden Dänen zum Gewinn.

Sondern was wir brauchen, das sind wahrheitsliebende Männer und Frauen, die nicht müde werden, sondern jeder in seinem größeren oder kleineren Bereiche dem Beispiele des italienischen Politikers folgen, mit ehrlicher Front gegen die, die ihren sogenannten Kampf gegen das Unrecht damit beendet haben, daß sie Unrecht begingen.

Dadurch — und nur dadurch — können wir unser Scherflein dazu beitragen, dem Unheil zu steuern, das sonst unser eigenes werden kann."

So Karl Larsen. Ob seine Volksgenossen die Einsicht und den sittlichen Mut aufbringen werden, seine ernsten Mahnungen zu beherzigen: das mögen sie mit sich selbst abmachen. Gewisse deutsche Kreise aber mögen aus seinen aufrichtigen und leider nur zu wahren Äußerungen mit Scham inne werden, wie sich ihr Verhalten im Urteil eines unbestochenen und scharfblickenden ausländischen Beobachters darstellt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld †. — Peter Weber, Berlin. — Dr. Heinz Brauweiler, Düsseldorf. — Ina Seidel, Eberswalde. — Dr. Heinrich Sikorski, Lausanne. — J. Biberowytsch, Berlin. — Dr. Albert Dresdner, Berlin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Leukothea. — Ein Jahrbuch von Albrecht Schaeffer und Ludwig Strauß. 186 S. Berlin-Lichterfelde 1923, Edwin Runge. (Halblein. 7,50 G.-Z.)

Liebreich. — Meine Stadt. Gedichte von Fritz Liebreich. 96 S. Leipzig 1923, H. Haessel.

Lint. — Der Weg zur Einsamkeit. Roman vom Verfall einer Ehe. Von Hermann Lint. 414 S. Dresden 1922, Sibyllen-Verlag.

Lorenz. — Deutsche Dichter, die unsere Jugend kennen sollte. Von Felix Lorenz. Mit Proben aus ihren Werken. 434 S. Mit 4 farbigen Beilagen, 73 Textbildern und 66 Handschriftproben. (Bongs Jugend-Bücherei.) Berlin 1923, Rich. Bong.

Loest. — Heinrich Loest über E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans von Müller. 14 S. Köln 1922, Paul Gehly. (GZ. 1,—.)

Mahrholz. — Dostojewskij. Ein Weg zum Menschen, zum Werk, zum Evangelium. Von Werner Mahrholz. 73 S. Berlin, Furche-Verlag.

Marischler. — Österreich. Ein Schicksal. Von Oscar Marischler. 123 S. Wien, Amalthea-Verlag.

Markino. — Als ich Kind war. Von Joshio Markino. 212 S. Illustriert vom Verfasser. Bern 1922, Paul Haupt. (Gebd. z. Zt. 1200 M.)

Maeterlinck. — Pfade im Gebirge. Von Maurice Maeterlinck. 175 S. Zürich 1922, Rascher & Cie. (GZ. geh. 6, geb. 8,50.)

Meinecke. — Persönlichkeit und geschichtliche Welt. Von Friedrich Meinecke. 40 S. (2. Auflage.) Berlin 1923, E. S. Mittler & Sohn.

Netle. — Weltgesang von Christoph Netzle. 1. bis 33. Gesang. 207 S. Leipzig 1922, H. Haessel.

Paquet. — Fahnen. Ein dramatischer Roman von Alfons Paquet. 125 S. München, Drei-Masken-Verlag.

Paquet. — Rom oder Moskau. Sieben Aufsätze von Alfons Paquet. 137 S. München, Drei-Masken-Verlag.

Paquet. — Die Prophezeiungen. Roman von Alfons Paquet. 168 S. München, Drei-Masken-Verlag.

Passarge. — Die Landschaftsgürtel der Erde. Natur und Kultur. Von Siegfried Passarge. („Jedermanns-Bücherei", Abt. Erdkunde.) 128 S. und 18 Bildtafeln mit 31 Abb. Breslau 1923, Ferd. Hirt. (Halbleinen G.-Z. 3,60.) C. v. Loesch, 4. I. 22.

Platz. — Geistige Kämpfe im modernen Frankreich. Von Hermann Platz. 672 S. München 1923, J. Kösel & Fr. Pustet. (GZ. 13,20, geb. GZ. 16.)

Rolland. — Das Leben G. F. Händels. Von Romain Rolland. 280 S. Zürich 1922, Rascher & Cie.

Rosenthal. — Die Wanderbühne. Ein Beitrag zur Not, Rettung und Genesung des deutschen Theaters von Friedrich Rosenthal. 40 S. Wien 1922, Amalthea-Verlag. (9 M.)

Roselieb. — Der Abenteurer in Purpur. Roman von Hans Roselieb. 463 S. München 1922, J. Kösel & Fr. Pustet.

Röthlisberger. — Jakob der Weltfahrer. Seine Berufe und Ehen. Roman von Eduard Röthlisberger. 283 S., mit zahlr. Illustr. Zürich 1922, Rascher & Cie. (GZ. br. 6, gbd. 8,50.)

Schwär. — Die selige Magd. Roman von Oskar Schwär. 316 S. Görlitz 1922, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. (Halbleinen z. Zt. 2400 M., geh. 1800 M.)

Stammler. — Heut ist der Tag. Ein Zorn- und Liebesspiel in Reimgängen. Von Georg Stammler. 55 S. Mühlhausen i. Thür. 1922, Urquell-Verlag.

Stumpp. — Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet, dem früheren Neu-(Süd-)Rußland. Ein siedlungs- und wirtschaftsgeographischer Versuch von Dr. Karl Stumpp. 55 S. mit 7 Abb. und 1 Karte. Stuttgart 1922, Ausland und Heimat Verlags-A.-G.

Vesper. — Die ewige Wiederkehr. Novellen von Will Vesper. 198 S. Leipzig 1922, H. Haessel.

Wimmer. — „Trümmer." Ein deutscher Roman von Hans Wimmer. 283 S. („Atlantis-Bücher.") Bremerhaven, Atlantis-Verlag.

Wirth. — Deutsche Abenteurer. Von Dr. Albrecht Wirth. 160 S. München, Deutscher Volksverlag (Dr. E. Boepple).

Wirth. — Quer durch die Gegenwart. Von Dr. Albrecht Wirth. 208 S. München, Deutscher Volksverlag (Dr. E. Boepple).

Sarkar. — The Futurism of young Asia and other Essays on the relations between the east and the west by Benoy Kumar Sarkar. 400 S. Berlin 1922, Julius Springer.

Schaukal. — E. T. A. Hoffmann. Sein Werk aus seinem Leben dargestellt von Richard v. Schaukal. 310 S. Mit 3 Abb. u. 6 Faksimiles. Wien 1923, Amalthea-Verlag.

Schlosser. — Aus dem Leben meiner Mutter. Von Julie Schlosser. 216 S. Berlin 1923, Furche-Verlag.

Schumacher. — Warnruf zur geplanten Reform der volkswirtschaftlichen Studien von Hermann Schumacher (Univ. Berlin). 30 S. München 1923, Duncker & Humblot.

Siebel. Des Lebens Lehrling. Roman von Johanna Siebel. 262 S. Zürich 1923, Rascher & Cie. (GZ. geh. 5,50, gbd. 7,50.)

Sorge. — Mystische Zwiesprache von Reinhard Johannes Sorge. 50 S. München 1923, J. Kösel & Fr. Pustet.

Sternfeld. — Berühmte Musiker und ihre Werke, die unsere Jugend kennen sollte. Unter Beteiligung berufener Mitarbeiter herausgegeben von Dr. Richard Sternfeld. 363 S. Mit 89 Abbildungen u. 44 Notenbeispielen. (Bongs Jugend-Bücherei.) Berlin 1923, Rich. Bong.

Wilde. — Drei Märchen von Oskar Wilde. Mit 4 farb. Kunstbeilagen u. 3 Textzeichnungen von K. Harmos. 50 S. Wien 1922, Herz-Verlag.

Wutte. — Kärntens Freiheitskampf, von Dr. Martin Wutte. 200 S. Klagenfurt 1922, Ferd. Kleinmayr.

Zell. — Seelenleben unserer Haustiere, das unsere Jugend kennen sollte. Von Dr. Th. Zell. 395 S. Mit 4 farb. Beilagen u. 103 Textbildern. (Bongs Jugend-Bücherei.) Berlin 1923, Rich. Bong.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

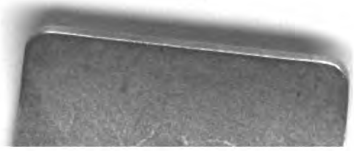
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

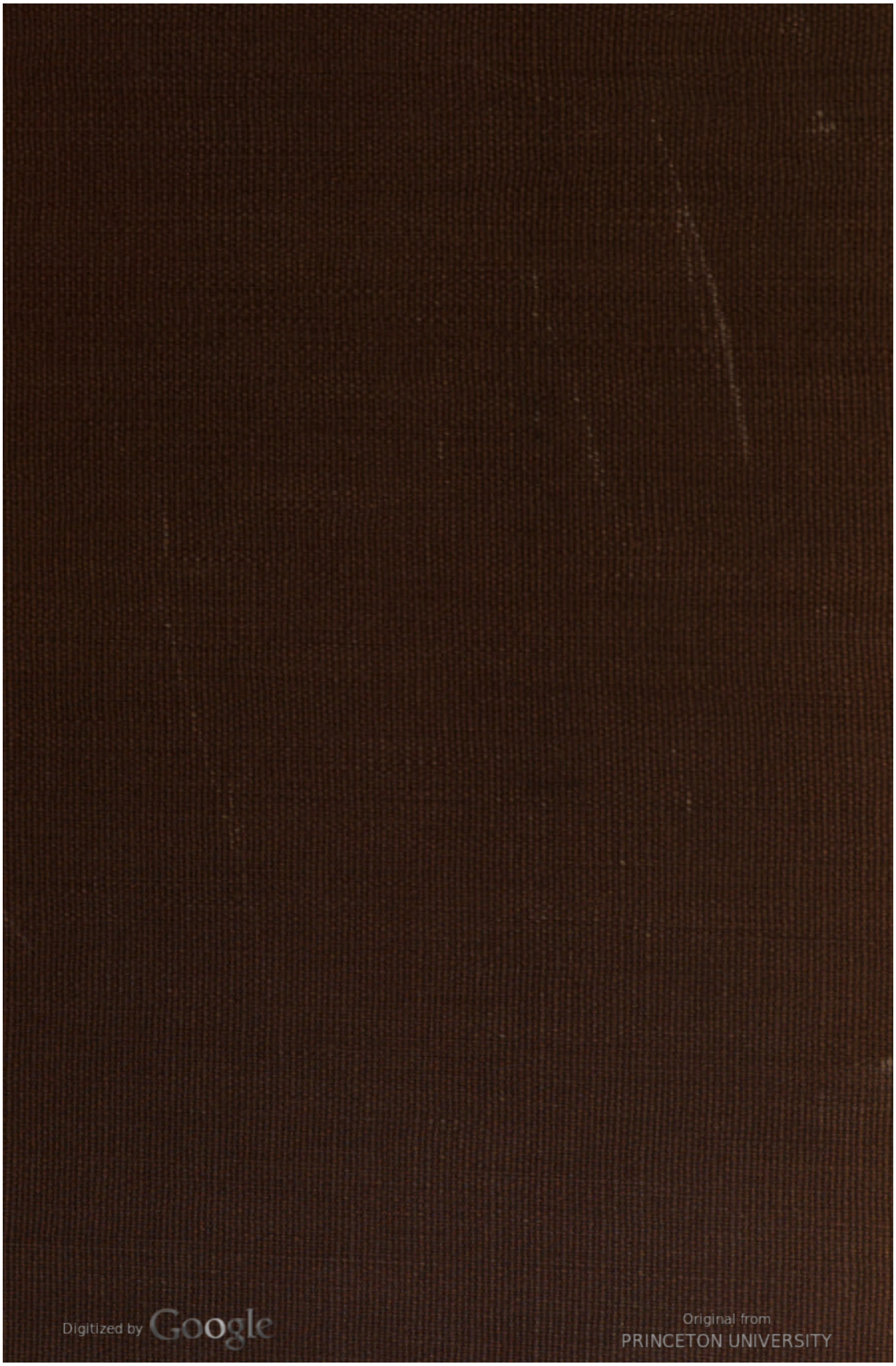
Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370590
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google